World of Cosmos 118

Das fantastische Fanzine

Das Jahr 2023 neigt sich seinem Ende entgegen – höchste Zeit für das traditionelle Weihnachts-WoC.

Wir wünschen euch frohe Festtage und guten Start ins neue Jahr! Viel Spaß mit World of Cosmos Nr. 118!

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 4
Mr. Kowski, Sie haben die Brücke! 4
Leserbriefe 8
Bernd „Göttrik" Labusch 8
Alexander „Tiff" Kaiser 12
Torben Kneesch 24
Appetizer 27
Perry-Rhodan-Appetizer von Roland Triankowski 27
Appetizer von Bernd „Göttrik" Labusch 38
Anime-Appetizer von Alexander „Tiff" Kaiser 56
Storys und Fortsetzungsgeschichten 69
„Die Wälder von Katalis, 4. Buch: Die Reise" von Veronika „Vroni" Bärenfänger 69
„INI – Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert, Drittes Büchlein, Kapitel 14" von Julius von Voß 164
„Anime Evolution präsentiert: Eine Weihnachtsgeschichte" von Alexander „Tiff" Kaiser 171
„La Jolla | Teil IV" von Alexander „Tiff" Kaiser 184
„Der Flug der Kolonie Arut 203" von Alexander „Tiff" Kaiser" 193
„Die Sternenfahrt | Buch 1: Die Suche nach Kertes | Kapitel 4: Der Stand der Dinge" von Roland Triankowski 202
„Old Man Rhodan, Kapitel 7 bis 9" von Roland Triankowski 215
„Alles Lüge!" von Uwe Lammers 239
„Der Oszillations-Effekt" von Uwe Lammers 260
„Vader und Ich | Teil 2" von Rosalinda Kilian 349
„Zeit genug – eine alternative Atlantiade | Kapitel 4 bis 6" von Senex 417
Artikel 620
Autorinnenenvorstellung: Szosha Kramer | von Veronika „Vroni" Bärenfänger 620
„Mette vom Mond" von Finn Mühlenkamp – Buchvorstellung von Roland Triankowski 623
„Noch mehr Perry-Rhodan-Fantheorien" von Torben Kneesch 625
Besprechungen 631
„Komisch, alles chemisch!" von Dr. Mai Thi Nguyen-Kim – Buchbesprechung von Uwe Lammers 631

„Eine kurze Geschichte der Zeit“ von Stephen Hawking – Buchbesprechung von Uwe Lammers 634

„Sternenballade: Der Teufel von Kerelaos“ von Szosha Kramer – Buchbesprechung von Veronika „Vroni“ Bärenfänger 642

„Mondsplitter“ von Jack McDevitt – Buchbesprechung von Uwe Lammers 644

„Die Betoninsel“ von J. G. Ballard – Buchbesprechung von Uwe Lammers 650

„Die Prophetin von Luxor“ von Suzanne Frank – Buchbesprechung von Uwe Lammers 653

„Orbitsville“ von Bob Shaw – Buchbesprechung von Uwe Lammers 657

„Im Dreieck des Drachen“ von James Rollins – Buchbesprechung von Uwe Lammers 660

Indiana Jones und das Rad des Schicksals – Filmbesprechung von Uwe Lammers 665

The Creator – Filmbesprechung von Uwe Lammers 673

Midnight in Paris – Filmbesprechung von Uwe Lammers 678

Impressum 682

Vorwort

Mr. Kowski, Sie haben die Brücke!

Wie? Was? Ich? Die Brücke? Ganz alleine? Aber ich weiß doch gar nicht … und die vielen Knöpfe … und was hier alles blinkt und piept …

Stopp! Erst einmal durchatmen!

Den einen Knopf da kenne ich, der ist für die Durchsage an alle. Na, dann wollen wir mal!

Liebe Leserinnen und Leser, liebe WoC-Schreiberlinge,

hier spricht euer amtierender stellvertretender Vize-Co-Interims-Chefredakteur vom Dienst. Es ist mir eine große Freude und Ehre, dem wunderbaren **Marc „Myles / Malakai" Schneider** für die vorliegende Ausgabe die Chefredax-Bürde abnehmen zu dürfen. Wie ich geahnt und schließlich am eigenen Leibe erfahren habe, ist der Job nicht ohne. Meine Ehrfurcht und Hochachtung vor Marc und seiner Leistung sind daher nochmals um einiges gewachsen. Aber es hat auch großen Spaß gemacht und ich kann euch nun mit ein bisschen Stolz mein erstes komplett selbst zusammengeklöppeltes World of Cosmos präsentieren.

Das ist natürlich maximal die halbe Wahrheit, denn unser fantastisches Fanzine besteht ausschließlich aus euren Beiträgen. Und euch allen, die ihr mich so zahlreich – und vor allem rechtzeitig – mit Texten versorgt habt, gebührt mein Dank. Vielen Dank, ihr Lieben! Ohne euch hätte ich das nicht geschafft, ihr seid großartig!

Kurzer Blick zurück

Bevor ich einen kleinen Ausblick auf das vorliegende WoC wage, erlaube ich mir einen Rückblick auf die letzte Ausgabe 117. Wir haben uns darin ein wenig unserer Wurzeln besonnen und wieder einen kleinen Perry-Rhodan-Schwerpunkt gesetzt. Mit ein paar Artikeln und Rezensionen zum Thema haben wir uns glaube ich ganz gut geschlagen – zumindest fanden unsere Bemühungen in der letzten Perry Rhodan FanSzene in Heft 3249

Beachtung. Ich glaube, Christina fand's ganz gut.

Mich freut im Übrigen, dass auch unsere Kommentarspalten so langsam zum Leben erwachen und unter einigen WoC-Artikeln und Storys weitere kluge Gedanken und Ideen auftauchen. Weiter so!

Prall gefüllt: World of Cosmos 118

Das werden wir mit der frischen Ausgabe 118 bestimmt fortsetzen können – an euren zahlreichen Einsendungen wird es mit Sicherheit nicht gelegen haben.

Besonders fleißig war erneut der gute **Uwe Lammers**, der etliche Rezis und zwei SF-Storys beigetragen hat. Unter anderem setzt er sich mit dem neuen Indy-Jones-Film auseinander, der unser aller Lieblings-Archäologen ein letztes Mal die Peitsche schwingen lässt.

Tiff ist wie immer ebenfalls eine Bank – und ich will ihn ausdrücklich dafür loben, dass er den von mir gesetzten Einsendeschluss auf den Punkt eingehalten hat. Unter seinen drei Storys ist diesmal ein Weihnachtsspecial aus seinem Anime-Evolution-Universum, damit unsere Leserinnen und Leser auch angemessen in Adventsstimmung kommen.

Stets verlässlich ist auch **Göttrik**, der zum einen seine INI-Edition fortsetzt. Der fantastische Roman aus dem frühen 19. Jahrhundert geht in eine weitere Runde. Zum anderen füllt er unsere Appetizer-Rubrik mit Leben und gibt einen umfassenden Überblick über die fantastischen Veröffentlichungen der letzten Zeit von Dr. Who bis Perry Rhodan.

Besonders freue ich mich über die Rückkehr eines Veteranen aus alten BHG-Zeiten. **Torben Kneesch** ist nach etlichen Jahren Pause wieder mit einem Leserbrief und einem Perry-Rhodan-Artikel am Start.

Vroni stellt erneut eine interessante Autorin und eines ihrer Werke vor. Vor allem aber präsentiert sie in dieser Ausgabe den just fertiggestellten vorläufigen Abschluss ihres Fantasy-Epos

"Die Wälder von Katalis". Ihr dürft gespannt sein!

Von **Rosalinda** haben wir den nächsten großen Abschnitt ihrer Star-Wars-Fanfiction "Vader und ich" vorliegen.

Senex steuert drei weitere umfangreiche Kapitel seiner Atlan-Neuerzählung bei.

Ich selbst setze Marcs Perry-Rhodan-Heftrezis im Rahmen der Appetizer fort und beende sie einstweilen mit dem Zylkushälftenabschlussband 3249. Auch wenn mir einige Hefte aus diesem Abschnitt gut bis sehr gut gefallen haben (und keines davon gar nicht), trage ich mich ernsthaft mit dem Gedanken, die Erstauflagenlektüre einstweilen ruhen zu lassen. Aber in der Angelegenheit muss ich noch mal in mich gehen. Ich werde berichten.

Und ich habe endlich Old Man Rhodan weitergeschrieben. Entgegen meiner ursprünglichen Planung und Ankündigung ist es aber noch nicht das Finale – Tiff hatte es schon immer gewusst. Die drei vorliegenden Kapitel bringen alle Helden aber so in Stellung, dass es beim nächsten Mal dann auf die Zielgerade gehen kann. Voraussichtlich.

Außerdem geht die Sternenfahrt weiter und ich habe meine Machtposition schamlos für einen Werbeblock in eigener Sache ausgenutzt. KAUFT MEIN BUCH "METTE VOM MOND"! ABER ZACKIG!

Seid gnädig mit mir

Alles, was in diesem WoC gut ist, ist den Autorinnen und Autoren zu verdanken – alles, was misslungen ist, nehme ich ausschließlich auf meine Kappe. Ich hoffe, ihr seht mir nach, dass dieses WoC nicht perfekt ist. Allein mit dem Umfang habe ich es glaube ich etwas übertrieben (ich konnte halt bei keiner Einsendung nein sagen). Und vergebt mir die Bilderknappheit und die daraus resultierende Bleiwüste. Mit Marcs Meisterschaft als KI-Flüsterer wollte ich mich nicht messen. Das WoC-Titelbild sowie das Cover für Vronis Katalis hat er uns geliefert. Vielen Dank dafür! Beim Layout des PDFs

habe ich mir ein paar Freiheiten erlaubt, die euren gewohnten Lesegenuss hoffentlich nicht allzu sehr stören. Und mir sind fürchte ich etliche Typos durch die Lappen gegangen, da ich die vorliegenden Texte nicht so gründlich habe lesen und durchgehen können, wie es angemessen gewesen wäre.

Ich hoffe, ihr seid gnädig mit mir und könnt diese Ausgabe des fantastischen Fanzines genießen. Mir hat das zusammenfrickeln jedenfalls Spaß gemacht – auch wenn es anstrengend war.

Nun aber der langen Vorrede genug! Stürzt euch in die fantastischen Welten, die wir euch in WoC 118 darbieten! Habt geruhsame Fest- und Feiertage und einen guten Start ins neue Jahr!

Viele Grüße,

Roland

Leserbriefe

Bernd „Göttrik" Labusch

Famal Gosner,

frohe Weihnachten und einen guten Rutsch ins neue Jahr 2024 wünsche ich allen Lesern des World of Cosmos Nr. 118. Als Erstes möchte ich mich wie immer für das letzte WoC bedanken, auch wenn ich es leider wieder nicht vollständig gelesen habe. Nun in der Vorweihnachtszeit liegt die Hochsaison und es wird bis zu 22:00 Uhr gearbeitet und die nächste Schicht beginnt vor Morgengrauen.

Dafür habe ich in den letzten drei Monaten doch noch einiges mehr erlebt, getan und gelesen als von mir selbst erwartet. Allerdings ist das WoC 117 dann auch gleich noch einmal umfangreicher geworden. Ich habe mir vor einem Jahr dieses schnelle Wachstum so nicht vorstellen können.

Genug der Vorrede! Als Erstes möchte ich mich **Rolands** Gruß in seinem Leserbrief im letzten WoC an **Rosalinda** und **Senex** anschließen und mich für ihre Beiträge zum WoC 117 bedanken. Ich hoffe, wir werden noch viele Storys und vielleicht auch Artikel von Euch lesen. Darüber hinaus freut es mich, dass es im WoC 117 Artikel zum Thema „Perry Rhodan" gab, an denen sich auch **Tiff** beteiligte.

Der Leserbrief von Tiff ist wieder schön lang geworden, obwohl er aus den Anime-Besprechungen nun auf Dauer eine eigene Rubrik als Anime Appetizer gemacht hat. – Einschub zum Thema Ende der Reihe der Captain Future-Übersetzungen durch den Golkonda-Verlag; Dafür gibt es zwei Erklärungsmöglichkeiten. Die Eine ist schlicht, dass die Zahl der Leser im Lauf der Jahre so stark gesunken ist, dass sich die gleichzeitig steigenden Lizenzgebühren für den Verlag nicht mehr lohnen. Die Andere ist, dass einer der ganz großen Medienkonzerne, der ständig auf der Suche nach neuen Lizenzen ist, sich die Rechte für die Vermarktung des Klassikers gesichert hat. Disney käme hierfür in Frage, aber dafür gibt es bislang

keine offizielle Bestätigung. – Die Animes, welche Tiff in seinen Appetizern vorstellt, klingen übrigens interessant und werden in den ausführlichen Artikeln auch gut dargestellt.

Mit Begeisterung habe ich auch die drei Artikel von Roland und Tiff zum Perryversum gelesen. Die Sache mit den Raumschlachten in der Science Fiction (siehe: Mückenschwärme im dunklen Wald) sehe ich auch so. Würde man sich einigermaßen realistisch an die Vorgaben halten, würde es in einer Raumschlacht eher zugehen wie im U-Boot-Krieg und eine entsprechende Space Opera würde an eine moderne Version von „Das Boot" erinnern. Ein gewisser George Lucas soll in diesem Zusammenhang schon vor Jahrzehnten zugegeben haben, dass ihm dieses Konzept einfach nur zu langweilig war und er sich daher bewusst mehr an dem Roten Baron und die Luftkämpfe der Doppeldecker im 1. Weltkrieg und die Stukas und sonstige Luftangriffe im 2. Weltkrieg orientierte.

Wer den Umgang der aktuellen Perry Rhodan-Autoren mit realer und fiktiver Technik, mit Chemie oder Naturwissenschaften sowie mit Geschichte oder gar Sozialwissenschaften kritisiert, sollte bedenken, dass die meisten Autoren von heute, eine gänzlich andere Vorbildung als die Autoren der 60'er bis 80'er Jahre haben. Die Kenntnisse der Nerds unter den Lesern dürften jene der Autoren weit übersteigen, die in der Regel aus einem völlig anderen Umfeld stammen und sich beruflich wie privat eher mit kaufmännischen Fragen und EDV beschäftigen, etwas wovon wiederum die Autoren der Frühzeit keine Ahnung hatten. Dazu kommen die Autoren heute oft aus einem gänzlich anderen Fandom. Christian Montillon veröffentlichte seine ersten Romane in Grusel-Serien, wie Professor Zamorra. Ich erinnere mich bis heute gern an den Roman Nr. 805: „Der Echsenvampir" aus der Reihe „Professor Zamorra", in dem es vor Fehlern nur so wimmelte.

Zwei der meines Erachtens hübschesten Fehler: So spielte der Roman unter anderem Mitte des 15. Jahrhunderts also um 1450 nach Christi Geburt in Europa, aber einer der Protagonisten war Martin Luther und die Leute aßen Kartoffeln, was in Europa erst im 18. Jahrhundert populär wurde. Ich frage mich bis heute, ob der Autor sich hier mit den vielen inhaltlichen Fehlern einen Spaß erlaubt hatte. Die nachfolgende Diskussion zog sich ewig lang über die LKS alias Geisterstunde und trieb W.K. Giesa in die Verzweiflung. Ich frage mich allerdings, ob das alles so ernst und echt war, oder warum er die Diskussionen damals nicht einfach abbrach. In der Zeit vor Twitter & Co. war das ja kein Problem.

Den Artikel über die drei klassischen Fehler im Perryversum habe ich ebenfalls gern gelesen. Allerdings sind dies nun wirklich alte Themen, wobei die Autoren sich hier wohl auf die gleiche Antwort, wie bei der Urwald-Venus, geeinigt haben. Eine Idee, die seit Jahrzehnten Unsinn ist, wie die Positronik als Ersatz für die Elektronik, Lemuria als eine Variante von Atlantis, nur halt im Pazifik statt im Atlantik und die endlosen Amtszeiten von Perry Rhodan als Großadministrator, Kommandant der SOL, Hanse Sprecher und schließlich heute Resident der LFT/GFT, der sich aber in der Erzählung bewährt hat, wird nicht einfach aufgegeben. Dafür werden andere Dinge, die vielleicht eher der modernen Physik entsprechen, aber der Alltagslogik Hohn sprechen, wie Metagrav-Antrieb, Syntronik und Leben unter dem Eis der Jupiter-Monde eher ignoriert. Lustig ist es, wenn man dann in alten Heftromanen stöbert und die verteufelten „Mark Powers“ liest und dort in 60 Jahre alten Heften auf Dinge stößt, die heute noch korrekt und modern klingen. Ich erinnere nur an den Kuiper-Gürtel und die kleinen Eisplanten am Rande des Sonnensystems, die Frage, ob Pluto wegen seiner

geringen Größe überhaupt ein Planet ist und so weiter.

Bevor ich es vergesse, möchte ich mich noch für die Buchbesprechungen von **Veronika „Vroni" Bärenfänger**, **Uwe Lammers** und Roland bedanken. Ebenso für die zahlreichen schönen Storys im WoC 117. Ich freue mich auf das WoC 118 kurz vor Weihnachten 2023.

Ad Astra,

Göttrik

Alexander „Tiff“ Kaiser

Das letzte Woc des Jahres, und hier kommt Tiff mit seinem Leserbrief.

Hallo, alle miteinander.

Ich bin letzten Freitag auf den linken Arm gestürzt. Hab ihn mir ordentlich geprellt. Über das WE ist es dann beständig besser geworden, sodass ich diesen Leserbrief tatsächlich beidhändig ohne Schmerzen tippen kann. Die kommen, wenn ich danach den Arm bewegen möchte.

Ob noch was Schlimmeres dazu kommt, werde ich wissen, wenn die Symptome ab einem gewissen Punkt nicht besser werden. Für eine Notfallbehandlung ist es eh zwei Tage zu spät. Aber ich war ja schon immer unvernünftig, uneinsichtig und unvorsichtig, obwohl ich daran zu arbeiten versuche. Ich halte Euch auf dem Laufenden.

Ansonsten? Nun, ein weiteres Anime Evolution-Special statt der regulären Folge, aber immerhin, Anime Evolution. Dazu eine ganz andere Story aus meiner Feder, dieser hübsche Leserbrief hier, und natürlich meine Anime-Vorstellungen der jetzigen Season. Und da sind einige Perlen dabei, die mir richtig gut gefallen. Aber dazu dann ein separater Text. Außerdem Teil vier von La Jolla. Ich bin dieses Weihnachts-WoC stark vertreten. ^^b

Und nein, ich konnte mich nicht dazu durchringen, Ultimate Perry Rhodan schon in diesem WoC anzubieten. Im neuen Quartal dann eventuell.

Aber kommen wir zu den Leserbriefen

Meinen eigenen kommentiere ich natürlich nicht, auch wenn ich ihn noch mal nachgelesen habe, um zu entdecken, dass ich großspurig Ultimate Perry Rhodan versprochen hatte. ^^°

Gehe wir gleich zum nächsten, zu **Göttrik**. Gleich ein Kommentar: Nein, Göttrik, in WoC gab es immer Stories. Da ich bis vor kurzem genug Anime Evolution-Material

hatte, konnte ich eine Episode jedem WoC beisteuern. Das kam also immer. Was Deine Anmerkung zu mehr Artikeln bei Perry Rhodan angeht, so dürfte WoC 116 Dich hoffentlich zufriedengestellt haben. Da gab es ja einiges. ^^b

Wir haben Dreißigjähriges 2024? o_O

Danke auch für Deine Anmerkung zu meiner Filmrezension. Deinen Worten entnehme ich, dass er Dir genauso gut gefallen hat wie mir. Und dank Dir weiß ich jetzt, dass der alte Film aus den späten Neunzigern tatsächlich zwei Fortsetzungen mit anderen Charakteren bekommen hat. Ich netflixe mal danach. ^^b

Machen wir uns also auf zum nächsten Leserbrief, und der ist von **Roland Trianowski**. Der beste amtierende stellvertretende Vize-Co-Interims-Chefredakteur vom Dienst von allen begrüßt da erst einmal Rosalinda Kilian und Senex, die beide von mir unter Androhung von Folter und Schmerzen mit ihren beiden Flaggschiffgeschichten "Vader & Ich" sowie "Zeit genug – eine alternative Atlantiade" ins aktuelle WoC gezwungen wurden. Harr. Freut Euch auf mehr. Das sind jeweils nur die Spitzen der Eisberge, und da kommt bei beiden noch jede Menge hochklassiges Material nach.

Was den zweiten Punkt angeht, ich weiß bis heute nicht, wie Du auf die Idee mit den Fantheorien gekommen bist, Roland. Das war mir so abwegig und so suspekt, und dann beim Lesen des Artikels so ungemein logisch, ich wundere mich über meine eigene Betriebsblindheit. XDDD

Was das Raumkampftheorem angeht, habe ich Dir ja schon ausführlich geantwortet. Beim Orbit einer zu verteidigenden Welt bin ich voll bei Dir. Lass mich dem aber noch etwas hinzufügen: Ein Raumschiff, dass nicht wegfliegen darf, kann auch nicht entkommen. Nicht nur die Physik, auch die Politik spielen hier eine Rolle.

Und: Ich freue mich natürlich auf die nächste Rutsche an Old Man Rhodan-Kapiteln.

Das war es mit den Leserbriefen. Gehen wir über zum nächsten Thema.

Eine Sache ist dabei diesmal wirklich wirklich einfach für mich. Ich muss lediglich alle meine Kommentare zu Stories und Artikeln, die ich bereits auf der Homepage dagelassen habe, drag-n-droppen, um sie in meinem Leserbrief zweitzuverwursten. Wundert Euch also nicht, wenn ich die Leute direkt anspreche.

Stories

Die Wälder von Katalis 3 von **Veronika Bärenfänger**: In diesem Teil macht sich die Aufteilung Deiner Geschichte in die Sichtweisen von Markus und Leila zu einem echten Vorteil. Im Verlauf der Geschichte jedenfalls, bei den Aufräumarbeiten in den künftigen Wohnungen und auch auf der Reise kann man sehr schön bei den verschiedenen Ansichten der zwei mitfühlen. Und man kriegt ein viel größeres Bild, wenngleich Du Leila da etwas weniger ausführlich behandelst.

Schön, dass die beiden endlich ihren Sex gekriegt haben. Das Umeinandergeschleiche war ja kaum auszuhalten bis zu diesem Punkt. Und dank der Zweigleisigkeit kann man auch wunderbar die zwei verschiedenen Sichten darauf nachlesen. Ich sag's ja, manchmal macht man sich viel zu viele unnötige Gedanken, wenn ein einfaches Nachfragen vollkommen gereicht hätte. Und es ist auch interessant, was Leila am Sex gefällt, und was Markus. Würden beide Gedanken lesen können, hätten sie das viel früher haben können. Ich denke, bereit für den nächsten Schritt – und diesmal meine ich nicht den Sex – waren sie schon sehr viel länger. (Gut, manchmal ist da auch der eigene Stolz im Weg, sehe ich ein.)

Im Nachhinein ist es natürlich eine gute Idee gewesen, ihm Leila an die Seite zu stellen. Auf diese Weise ist das Konglomerat Onas-Tjelfort einigermaßen sicher gewesen, obwohl Markus' Nerven stellenweise bis zum Zerreißen gespannt waren. Die

Ankunft und die ersten Erlebnisse auf der guten alten, dem Untergang geweihten Erde haben mich dann doch sehr ernüchtert. Zumindest einer der vier Stämme hat ein kräftiges Gen für voreilige Trugschlüsse und kräftigen Jähzorn. Ich bin gespannt, wie es hier weitergehen wird.

BTW: Du hast doch tatsächlich noch was mit der bösartigen Gräfin vor, oder?

Der Superverbrecher von **Uwe Lammers**: Ja, die Geschichte hat mir gefallen. Nummer zwei: Ich bin mit Deinem Fazit nicht einverstanden. Das ändert natürlich weder etwas daran, dass Du die Geschichte angenehm konsequent stilistisch gleich erzählst, noch die grandiose Idee, welche dahintersteht. Sie hat Spaß gemacht zu lesen, und die Süffisanz des Forschers bei seiner Erklärung tut ihren Teil dazu bei, das "Negativbeispiel" neu zu bewerten. Da Du ein gestandener Autor mit riesiger Erfahrung bist, äußere ich meine Kritikpunkte gleich hier, und nicht in einem separaten Brief.

1. Die Goldvorräte vernichten? Da haben wir schon den ersten Haken, enthält doch sogar der menschliche Körper Gold als Spurenelement. Alles Gold als vernichtet zu bezeichnen ist also ein klares technisches Problem. Tatsächlich weiß ich gerade nicht, ob das Gold für den Menschen unverzichtbar ist, oder nur ein Zufall.
2. Man ist gewillt, hier eine Wandlung zu sehen wie bei Star Trek. Die klassenlose, geldlose Gesellschaft, in der jedem alles gehört, und niemandem nichts. Aber Du schreibst ja selbst, dass die Erde nur zur Tauschgesellschaft zurückkehrt, für die Geld ja das Medium des sicheren Transfers ist.
3. Was uns zum letzten Punkt bringt. Wenn es sich nicht um eine besitzlose Star Trek-Zivilisation handelt, dann

> vernichtest Du mit Geld, Gold und Silber (und Kupfer) nur das Surrogat, nicht aber den Handel selbst. Bereits heutzutage kommt es durchaus vor, dass Güter gegeneinander getauscht werden, und nicht etwa Geld als Surrogat eingesetzt wird. Das ist alles eine Frage der Verhandlungen, und es ist keinen Schwankungen des Währungswertes ausgesetzt.

Tatsächlich ist Geld als Medium, wie wir es gerade nutzen, extrem anfällig für Manipulationen. Aber Kommunismus ist nur dann eine Lösung, wenn es Star Trek-Kommunismus ist. Ich weiß, dort machen Replikatoren, die jedem jederzeit alles herstellen können, Geld und Besitz überflüssig. Aber bereits in der Classic-Serie war es mit den Möglichkeiten des Raumschiffs Enterprise unter Kirk absolut problemlos, synthetisch in unbegrenzter Zahl Edelsteine und Halbedelsteine zu produzieren, gerne auch mit kleinen Schäden und Luftblasen, um sie "echter" ausschauen zu lassen.

Der Weggang vom Geld zum Tauschhandel verbessert also nicht wirklich etwas, und ein neues Surrogat muss gefunden werden, wenn man nicht mit frisch beschlagenen Schuhen seine Morgenbrötchen bezahlen will. Kommunismus hat versucht, eine Regulanz zu finden, und hat trotzdem Geld benutzt. Ultrakommunismus und Planwirtschaft erscheint mir ebenso zum Scheitern verurteilt.

Alles in allem eine schöne Geschichte mit einem gut umgesetzten Thema und einer vorab schon erahnbaren Pointe. Also, dass die Garranoiden gefangen werden, nicht, wie die Menschen das angestellt haben. Das war dann doch eine Überraschung. Gerne mehr davon.

Zeit genug – eine alternative Atlantiade von **Senex:** Wie schreibt man Atlan besser als Scheer? Du weißt die Antwort, denn genau das tust Du mit der Atlantiade. Ich kenne den Text natürlich schon

länger und habe ihn damals bei der Erstveröffentlichung schon gerne gelesen. Daher hast Du auch schon einen ausführlichen Review von mir zum ersten Kapitel. Deshalb möchte ich hier nur noch mal extra etwas zur Ausführung sagen, nicht zum Inhalt.

1. Ich bin froh, dass Du die Atlantiade auch hier bei uns im WoC veröffentlichst. Das wertet nicht nur das World of Cosmos auf, sondern wird auch Deiner Geschichte guttun. Na, es könnten mehr Reviews sein, aber aller Anfang ist schwer.
2. Wenn ich schreibe, dass Du den Atlan besser als Scheer schreibst, dann ist das eine Tatsache. Es ist ein Spaß, eine Freude, geradezu ein Erlebnis, Deine Version des ollen Atlan zu lesen. Und ich kenne alle bisher erschienenen Kapitel. Es liest sich bei Dir einfach viel logischer, viel konsequenter. Dass er eben nicht alle Gefährten auf einen Schlag verliert, und den Allerletzten an einen Höhlenmenschen mit Steinkeil kommt so viel besser rüber. Ups, ich glaube, das ist ein Spoiler. Jedenfalls Jung-Atlan in Action zu erleben ist bereits ein Spaß in sich zu lesen. Ich habe gelacht, ich habe geschluckt, ich habe Atlan die Daumen gedrückt, und was ganz wichtig ist, ich hatte Spaß dabei, es wieder und wieder zu lesen. In dem Sinne, vergiss über Deine Tiffiade bei Rhodans Tochter den ollen Atlan nicht ganz. Der hat es auch verdient, ab und an ein wenig angefüttert zu werden.
3. Du schreibst, bis auf ein, zwei Macken, wirklich großartig und kannst prima erzählen. Ich spoilere wohl nicht, wenn ich erwähne, dass Don Redhorse aka Christian Welter Dich im Discord Channel ausdrücklich gelobt hat. Ich

habe ihm gesagt, er soll Dir das schreiben, aber der arme Christian ist schreiberisch bis zum Anschlag blockiert und scheitert schon an einem Leserbrief. Also trage ich das Lob weiter.

Die Sternenfahrt von **Roland Triankowski** und meiner Wenigkeit: Teil drei, eh? Ich kann und werde jetzt nicht mein eigenes Kapitel kommentieren. Aber ich kann sagen, dass ich mich auf weitere Kapitel aus Deiner Feder freue. Das gibt mir Gelegenheit, darauf zu antworten, und wir werden wieder verdammt viel Spaß haben. Wollen wir das Star-Wars-Projekt hier auch veröffentlichen? Vielleicht gibt uns das dann den Schwung, auch da weiterzumachen.

Vader & Ich von **Rosalinda Kilian**: Es ist ein wenig merkwürdig, nach etwa zwei Jahren hier wieder reinzulesen, jetzt, wo Du diese wundervolle Star Wars Story auch im World of Cosmos veröffentlichst. Da ich ja die ganze Serie kenne, bin ich hier Fachmann. Aber ich war schon etwas baff, wie sehr Du den Charakter von Kilian konsequent bereits am Anfang beschrieben hast. Ja, das ist Kilian, durch und durch. Nicht mal Angst vor Vader hat sie, und kompromisslos geht sie ihren verdammten Weg. Kein Wunder, dass Vader einen geradezu morbiden Gefallen an ihr findet.

Es ist klar, dass sich die zwei noch einmal über den Weg laufen werden. Charakterlich sind sie sich sehr ähnlich, und das mag erklären, warum Vader sie nicht einfach tötet. Hätte vermutlich einiges an seiner Zukunft leichter gemacht, aber wer mag es schon einfach? Jedenfalls vielen Dank, dass Du die Story ins WoC stellst. Hat nur etwas wenige Reviews, aber unsere Leser lurken gerne und lassen wenige Kommentare da, aber das kennst Du ja schon von der anderen Seite. Viele Klicks und wenig Kommentare.

Backup von **Roland Triankowski**: Meinen Kommentar zu dieser Geschichte habe ich Dir ja schon lange zukommen lassen. Daher möchte ich

heute nur etwas ergänzen. Sag mal, schämst Du Dich nicht, so verdammt gut zu schreiben und so tolle Ideen zu haben? Man gruselt sich ja bei dem Gedanken, wie viele Denkprozesse gleichzeitig in Deinem Gehirn ablaufen und womöglich auch noch in Konkurrenz zueinanderstehen. Aber wenn dabei die Geburt der Ylanten rauskommt, möchte ich das auch. xD

Kommen wir zu den Artikeln

Mückenschwärme im dunklen Wald – wie bekriegt man sich im Weltraum von **Roland Trianowski**: In zwei wichtigen Punkten möchte ich etwas ergänzen.

Der Punkt Nummer eins ist der Vergleich mit Mückenschwärmen über dem Pazifik. Das stimmt so nicht. Ja, meinetwegen, von der Größe her, den Dimensionen, bist Du auf der sicheren Seite. Aber, und das ist der springende Punkt: Die Mückenschwärme können einander orten. Zwar ist ein Sonnensystem kein leerer Ort, aber leer genug. Um genau zu sein, kein Partikel, kein Staubkorn ist in einem Sonnensystem unsichtbar. Dinge von der Größe einer Faust ist mit Science-Fiction-Technik problemlos ortbar. Somit bleiben Deine Mücken zwar über dem Pazifik, aber sie wissen, wo die anderen Mücken stecken. Auch Stealth-Methoden bieten hier nur teilweise Sicherheit. Und mit modernen Flugsystemen ist es dann auch so, dass die Mücken mit mehrfachem Überschall fliegen können und sich somit binnen weniger Stunden treffen können. So sie denn wollen.

Du hast vor etlichen Jahren im WoC mal einen Autor zitiert, nach dem sich zwei Raumschiffe, die einander begegnen, nur miteinander kämpfen können, wenn sie erstens das tatsächlich auch wollen und zweitens sich zu einem Gefecht verabreden. Das fand ich relativ passend. Aber natürlich setzt das ähnliche Technologie voraus. Man stelle sich vor, unser modernstes Raumschiff, das Menschen in sechs Monaten zum Mars schaffen könnte (ja, ich weiß, noch nicht gebaut),

entscheidet sich, einem Kampf mit einem imperialen Sternzerstörer aus dem Weg zu gehen. Das Schiff hätte absolut keine Chance zu fliehen. Und so ist es dann auch bei anderen Schiffen. Der mit der besseren Technologie hat einen Vorteil.

Du erwähntest auch einen anderen Autor, der den Krieg der Erde mit Extraterrestiern beschrieb, bei dem die Menschen ihre Flotte gigantischer Kampfschiffe im Orbit der Erde sammelten, und der Gegner ließ einfach ein paar Teilchen nahe der Lichtgeschwindigkeit beschleunigt auf diese niederregnen und schaltete so die ganze Flotte aus.

Auch hier regt sich mehr als Widerspruch, weil es eine ungeheure Energie bedeutet, selbst kleinste Massen derart zu beschleunigen, dass sie von einem winzigen superschnellen Objekt, das quasi die Riesenschiffe zwar durchschlägt, aber nicht wirklich schädigen kann, zu einer Waffe macht, die beim Aufprall so viel kinetische Energie abgibt, um die Raumschiffe ohne kritischen Treffer zu zerstören. Das geht nicht so einfach. In der Honor Harrington-Reihe gibt es eine besondere Form des Verbrechens. Und zwar wenn eine Kampfrakete nahe der Lichtgeschwindigkeit beschleunigt wird und einen Planeten trifft, gibt es Totalschaden.

Seit einiger Zeit frage ich mich, ob diese ein, zwei oder gar drei Meter durchmessenden Raketen nicht vielmehr mit ihrer unendlichen Masse die Welt einmal komplett durchschlagen, denn ist es nicht eher so, dass man ein Florett durch einen Apfel sticht, als dass die gesamte kinetische Energie auf den Planeten abgegeben wird. Just my two Cents. Ansonsten hast Du hier wirklich viele interessante Gedanken zusammengetragen, zu denen ich jetzt aber nichts sagen möchte. Ich rante lieber.

Daniela Zörner – Autorenvorstellung von **Veronika Bärenfänger**: Ich habe hier mal spontan reingeschaut, aus reiner Neugier, wie "andere

es machen". Eine interessante Person, diese Daniela, mit einem ungewöhnlichen Lebenslauf und einem ebenso ungewöhnlichen, aber interessanten Spektrum der schreiberischen Tätigkeit. Allerdings bin ich bei ihren Veröffentlichungen nach Deinem Text nicht motiviert genug, meinem ohnehin schon hohem Lesestapel diese Quadrologie oder ihre anderen Arbeiten hinzuzufügen. Vielleicht könnte man sie überreden, die eine oder andere Kurzgeschichte im WoC zu veröffentlichen? Das könnte hilfreich sein. Für uns, für sie …

Meine drei liebsten Perry-Rhodan-Fantheorien von **Roland Triankowski:** Es gibt Fantheorien zu Perry Rhodan? o_O Das war mir zuvor nicht bewusst gewesen. So spontan fallen mir dann auch keine ein, außer dass die Autoren der Serie der letzten zehn Jahre sehr wenig von Taktik, Strategie und Technologie verstehen. Ich meine, wo ist der Unterschied, ob man mit der RA direkt per Richtfunk kommuniziert, zum Aussenden einer Sonde, welche die Situation erfassen soll, und dies tut, indem sie mit einem SERUN permanenten Funkkontakt hält? In beiden Fällen hat man eine sichere Verbindung, die nur durch den Energieverbrauch geortet oder entdeckt werden kann, wenn man durch den Richtstrahl durchläuft, und dann auch nur von hochgezüchteter Sicherheitstechnik? Na, vielleicht gibt es mal von mir einen zweiten Artikel zum Thema.

Aber zu Deinen drei Theorien. Fangen wir bei der letzten an. Perry wurde ohne Unterbrechung für tausendvierhundert Jahre ständig zum Großadministrator gewählt. Klar. Ist scheiße. Schöner wäre es gewesen, er wäre zwischendurch hier und da mal abgewählt worden, um sich dann die Position demokratisch wiederzuerstreiten. Aber es ist halt so geschrieben worden, und hier tritt das Rollenspielgesetz ein. Scheer hat's so gesagt, also ist es einfach so. Er hat schlicht und einfach so um die dreihundert Wahlen gewonnen, und

das am Stück. Es kann manchmal so einfach sein.

Was die zweite Theorie betrifft, denke ich, hat Scheer das schon schön erklärt. Nämlich, dass die Lemurer sich auf die Küsten während der Eiszeit beschränkt haben, von Lemuria mal abgesehen. Davon ist ein Großteil versunken. Und wenn wir dann noch bedenken, was ES mit den im Sternozean "stationierten" Motana gemacht hat. Eine Manipulation der Lemurer liegt hier nahe.

Möglich ist aber auch, da die Erde das Zentrum der Tamane der Lemurer war, dass das Leben auf ebendieser nach der Besiedlung etlicher weiterer Welten ein Privileg wurde und man deshalb als Lemurer nur schwerlich die Erlaubnis bekommen konnte, dies zu tun. Wozu auch? Es gab 123 Tamanien, mehr als genug Lebensraum, und das nicht schlechter als auf der Erde. Deshalb konnten sich die Lemurer auf Lemuria beschränken. Oder entsprechende Spuren der Besiedlung zurückbauen, was ich auch für plausibel halte. Sie haben reduziert, um das Argument des "Platzes" zu konterkarieren. Das ist mein zweitbester Shot zum Thema.

Last but not least Cresta Positroniken. Zuerst hatte ich hier absolut keine Idee einer möglichen Lösung. Aber dann drängte sich mir auch hier eine Erkenntnis auf. Die Arkoniden stehen ja anfangs total auf ihre stabile, unveränderliche Technologie, und Neues ist ihnen eigentlich zuwider, sodass es Kunst und neue Forschungen so bei ihnen überhaupt nicht gibt. (Seien wir ehrlich. Auch die Fiktivschirmkunst ist wahrscheinlich so sehr von Überschneidungen durchsetzt nach zwei-, dreitausend Jahren, dass es hier auch Plagiatsklagen zuhauf gibt.) Daher liegt der Gedanke nahe, dass die Mistdinger gar keine Positroniken sind, sondern schlicht und einfach vor zehntausend Jahren so benannt wurden, und die faulen Albinos haben den Namen aus Sturheit einfach so behalten.

Das waren meine Gedanken dazu. Sorry, wie gesagt keine Verschwörungen von mir. Da fällt mir gerade absolut nichts ein.

Wie immer verkünde ich, dass ich bei den Artikeln reinschaue, aber nicht immer kommentiere.

Hitzestau und Ladehemmungen,
Tiff

P.S.: Was macht Ihr noch hier? Ich bin fertig.

P.P.S.: Wirklich jetzt. Von mir kommt in diesem LB nichts mehr.

P.P.P.S.: Die Anime-Besprechungen, auf die Ihr wartet, haben jetzt eine eigene Rubrik. Wir sehen uns dort, versprochen. ^^V

Torben Kneesch

Seid gegrüßt, liebe BHGler,

Roland ist ganz rührig als Redakteur unterwegs und hat mich überredet, mal wieder etwas zum WoC zu schreiben. Das letzte Mal dürfte so zwanzig Jahre plus minus fünf Jahre her sein. Aber lieber spät bei alten Freunden melden als gar nicht mehr. :-)

Nachdem ich 2010 nach Stuttgart gezogen bin, ist der Kontakt nach Hamburg erlahmt. Hier habe ich über die Jahre beim Trekdinner Stuttgart neue Freundschaften geschlossen. Es gibt auch einen allgemeinen SF- und PR-Stammtisch, bei dem ich irgendwie nicht hängen geblieben bin, obwohl die Leute auch nett sind. Vielleicht bin ich freitags nach Abend inzwischen einfach zu müde, und das Trekdinner war samstags einfach praktischer.

Jetzt könnte ich 20 Jahre SF Revue passieren lasse (das sind sechs bis sieben Inkarnationen von Doctor Who!). Aber da der Einsendeschluss in guter Tradition eigentlich schon herum ist, beschränke ich mich auf ein paar Kommentare zu PR.

Als großer Fan von Wim Vandemaan-Romanen war ich hocherfreut, als Christian Montillon und er ab Band 2700 die Exposé-Redaktion übernommen haben. Christian Montillon ist dabei ein interessanter Autor, deren frühe Werke ich nicht so sehr mochte (Perry Rhodan Action, brrr …), der sich aber in meinen Augen stetig weiterentwickelt hat. Freilich fing ich irgendwann darauf zu achten, ob er mal einen Roman komplett ohne Erwähnung von Blut schreibt, und das hat echt lange gedauert. :-)

Ich wurde mit den 2700ern auch nicht enttäuscht. Die Tiuphoren als platte völkermordende Schurken ab Band 2800 empfand ich als ärgerlichen Rückschritt, aber Atlans abgefahrene Reise in die Jenzeitigen Lande wusste zu gefallen. Und die Tiuphoren-Geschichte hatte mit der Flucht der Laren und anderer Völker in die ferne

Zukunft auch ihre guten Seiten.

Die 2900er hatten gute Elemente, so richtig rund lief am Schluss nicht alles zusammen. Aber tatsächlich kam es doch noch zum angedrohten Weltenbrand.

Ab Band 3000 hat die Serie leider in meinen Augen nachgelassen. Die ersten großen Ideen sind über mehrere Zyklen abgehandelt worden. Interessanterweise kam William Voltz Kosmischer Hanse-Zyklus nach 300 bis 350 Romanen als Exposé-Autor ja auch nicht gut an. Ist das einfach ein typischer Zeitraum, ab dem der erste Ideenvorrat abgearbeitet ist? Dabei gab es ja interessante Ideen wie die massiven Geschichtsverfälschungen, was vermutlich von Fake News in der realen Welt inspiriert war, die heutzutage ein größeres Problem als mangelnder Informationszugang sind.

Ab Band 3100 hatte die böse Seite mit Farbaud, dem im Glanz zumindest wieder eine charismatische Figur, was bei den Cairanern fehlte. Das Serendipitätsprinzip wirkte zeitweilig auch etwas zu bequem, um die Handlungselemente zu verbinden. Aber es ging wieder aufwärts.

„Fragmente" reißt mich nicht ganz mit. Es krankt in den letzten Jahren etwas am Aufräumen: Wie genau ist ES denn jetzt aus unserer Zeitlinie verschwunden? Was war mit diesen spannenden Andeutungen, dass sich Zeitlinien mit und ohne Eingriff von Thez überlappen. Obwohl ich das erneute Rausschreiben von ES gelesen habe, hätte ich da eine Zusammenfassung oder nähere Erklärung gebraucht. Andere kleinere Geschichten werden auch leichtfertig liegen gelassen (ich warte immer noch auf ein Update, wie schwer die Tiuphoren in den 2800ern Ertrus getroffen haben). Stattdessen fing Band 3200 mit Infanteriegefechten an (*seufz*).

Insgesamt gibt es bei den Romanen aber kaum noch große Qualitätsschwankungen. Vorfreude verspüre ich am stärksten bei den leider selten gewordenen Wim Vandemaan-

Romanen und dann noch in erster Linie bei Michael Marcus Thurner. Die Haupthandlung fesselt mich nur nicht so stark. Aktuell hänge ich mal zwei, drei Wochen hinterher.

Nebenbei habe ich ältere Zyklen gelesen wie den Thoregon-Zyklus, wo wir damals mit regelmäßigen durchaus harten PR-Kritiken anfingen.

Ich denke, wir haben uns damals schon durch das Medium Online-Forum gegenseitig aufgeschaukelt. Aber einige Romane fand ich auch beim zweiten Lesen schwer misslungen (Dscherro in Terrania-Romane!). Solche Ausreißer nach unten finde ich bei den aktuellen Romanen nicht.

Die Serie (und andere Serien auch) insgesamt kommt für mich ins Stolpern, wenn sie sich selber sehr ernst nimmt, was gerade in der Feldhoff-Ära der Fall ist. In dem Moment wird Glaubwürdigkeit bei den Figuren und komplexen Themen wie Politik, Wissenschaft, etc. wichtiger, zumindest geht mir als Leser das so.

Nunja, ich habe noch einen Blick ins letzte WoC geworfen. An Seitenzahl mangelt es ja nicht, mehr kleine knackige Artikel wären nicht schlecht. Und Rolands PR-Fantheorien sind eine gute Idee. Daher hoffe ich, dass er meine Theorien zur Positronik und zu Thomas Cardifs Kindheit noch aufnimmt (wenn nicht, hänge ich sie als P. S. an diesen Brief an).

So, wie unterschreibe ich jetzt? Machen wir noch Pseudonyme? Ich war mal Hamiller wegen Physik studieren wollen. Inzwischen bin promovierter Physiker, aber arbeite als Softwareentwickler. Halten wir es doch einfach:

Viele Grüße,

Torben

Appetizer

Perry-Rhodan-Appetizer von Roland Triankowski

Im Rahmen unserer Appetizer-Rubrik möchte ich mich diesmal den Perry-Rhodan-Heften 3241 bis 3249 widmen. Mit ihnen findet die erste Hälfte des Fragmente-Zyklus ihren Abschluss.

Perry Rhodan 3241: „Facetten aus Eis" von Oliver Fröhlich und Christian Montillon

Kürzestzusammenfassung: Auf der so genannten Eisscholle – einer touristisch geprägten Raumstation mit großem eiszeitlichem Habitat – versuchen USO-Agenten einem schurkischen Plan auf die Schliche zu kommen, der nichts Geringeres als die Vergiftung der Superintelligenz ES beinhaltet. Es stellt sich jedoch heraus, dass dies nur ein Vorwand war, um den USO-Chef Monkey höchstpersönlich anzulocken und ihm eine Falle zu stellen. Es gelingt zwar, der Falle zu entkommen, die Schurken – selbstredend die ominösen Lichtträger – entkommen jedoch ebenfalls, ohne dass man ihren Hinterleuten und tatsächlichen Plänen auch nur einen Hauch nähergekommen wäre.

Kürzestfazit: Fröhlich und Montillon sind ein eingespieltes Team und zählen zu meinen absoluten Lieblings-PR-Schreibenden. Handwerklich ist daher nicht das Geringste auszusetzen. Vor allem die Figuren und ihr Zusammenspiel sind sehr gelungen. Das Setting des Eis-Asteroiden mitten im All ist einfallsreich, auch wenn es die meiste Zeit kaum angemessen in Szene gesetzt wird. Erneut nervt mich die ewig mitschwingende KI-Feindlichkeit, die irgendwie nicht in ein Universum passt, in dem seit Jahrzehntausenden künstliche Intelligenzen existieren und Bestandteil fast aller Gesellschaften sind. Und leider bleiben diese Lichtträger eine komplett uninteressante und reizlose Bedrohung. Es konsequent offen zu lassen, was die eigentlich wollen und wer die eigentlich sind, macht es nicht besser. Im Gegenteil:

Protagonisten werden durch ihre Motivation interessant, aufgesetztes Mysterium ist auf Dauer eher langweilig. Gleiches gilt im Übrigen für die Figur des Monkey, mit der ich noch nie warmgeworden bin. Für mich bleibt er die blasseste Langzeitfigur der Serie.

Perry Rhodan 3242: „Koicherts Wissen" von Robert Corvus

Kürzestzusammenfassung: Die Handlung schwenkt zurück zu Perry Rhodan, der mit zwei Gefährten in der fernen Kondor-Galaxie weilt, wo ein weiteres ES-Fragment vermutet wird. Inzwischen jagen die Heldinnen und Helden dort dem "Blauen Phantom" hinterher, einem geheimnisvollen blauen Raumschiff, das hier und da gesichtet wird. Man vermutet, dass es sich um die Kosmokratenwalze LEUCHTKRAFT handelt, die sich besagtes Fragment bereits unter den Nagel gerissen haben könnte. Auf dem Planeten Koichert erhofft man sich nähere Hinweise – zunächst aus dem hiesigen Archiv, in dem Ortungsdaten vom letzten Besuch des Phantoms gespeichert sind. Dabei stellt sich heraus, dass sich die mutmaßliche LEUCHTKRAFT ein Gefecht mit einem anderen unbekannten Raumschiff geliefert hat. Außerdem erfährt man von einem parabegabten Einheimischen, der als "Hochschauender" noch mehr über das Gefecht sagen könnte. Da trifft es sich gut, dass Perry und seine Freunde bald in interne Konflikte der Einheimischen hereingezogen werden.

Kürzestfazit: Ich liebe Robert Corvus für seinen knappen und präzisen Schreibstil, der sich unter anderem in seinen superkurzen Kapiteln äußert. Die sind meinem persönlichen Lesefluss sehr zuträglich. Ich mag das! Über seine schlüssigen, einfallsreichen und spannenden Beschreibungen von Gefechtssituationen und der dazugehörigen Einsatztechnik haben wir schon oft gesprochen, das kommt auch hier wieder sehr schön zum Tragen. Ich mag im Übrigen auch seinen Umgang mit der titelgebenden Hauptfigur sehr gern. Wie es sich

meiner Meinung nach gehört, beschreibt er ihn meist aus Sicht seiner Gefährten. Und dann lässt er ihn oft sehr überraschend vermeintlich übertrieben agieren, sodass man sich im ersten Moment wundert, wieso er so unvorsichtig handelt – bis einem klar wird, dass er mit seiner jahrtausendelangen Erfahrung ganz genau weiß, was er da tut. Und der Erfolg gibt ihm stets recht. Darüber hinaus haben wir es mit einer weiteren Zwischenquest zu tun, die die Metahandlung ein weiteres Mini-Schrittchen voranbringt.

Perry Rhodan 3243: „Ein Hauch von Strangeness" von Michelle Stern

Kürzestzusammenfassung: Nachdem sie den Einheimischen des Planeten Koichert erfolgreich zur Seite gestanden und nebenbei den gefangenen Dimensiologen Poquandar befreit haben, können sich Perry Rhodan und seine Gefährten auf die Suche nach dem "Hochschauenden" begeben, um mehr über das Gefecht zwischen der LEUCHTKRAFT und dem anderen Schiff zu erfahren. Poquandar schließt sich ihnen an, offenbar hat er ebenfalls Zugriff auf hilfreiches Wissen. Die Reise ist beschwerlich und es erfordert einige Hilfsdienste, um zum Ziel vorgelassen zu werden – zudem ist ihnen der zuvor besiegte Söldner und Kopfgeldjäger Hishza auf den Fersen, den neben dem Motiv der Rache auch der konkrete und gutbezahlte Auftrag antreibt, Rhodan und seine Leute einzufangen. Rhodan und Co. gewinnen zwar neues Wissen, so können sie zweifelsfrei erkennen, dass es sich wirklich um die LEUCHTKRAFT handelt, und sie lernen, dass das gegnerische Schiff aus einem anderen Universum stammt und außerdem Poquandar nicht unbekannt ist. Allerdings wird eben jener Dimensiologe von ihrem Häscher nach einem Gefecht eingefangen und verschleppt. Rhodan und Co. nehmen die Verfolgung auf, um Poquandar zu retten.

Kürzestfazit: Heißen wir das nächste generische Kriegervolk willkommen. Die

Klingonen dieses Zyklus heißen Tashzuren und kommen als Mischung aus Zentaur und Wolf daher. Sie führen selbstredend ein Leben, das aus ständigem Krieg, ständiger Jagd und ständigen – selbstverständlich tödlichen – Rangkämpfen besteht. So weit, so einfallsreich. In den Zwischen- und Nebenquesten der Woche darf vor allem Perry mit seinen Pilotenkünsten glänzen, was mir immer ganz gut gefällt, da dies das Urtalent unseres Lieblingshelden ist. Durch die Erkenntnis, dass das gegnerische Raumschiff der LEUCHTKRAFT offenbar aus einem anderen Universum stammt, erhält die Metahandlung erstmals einen kleinen Lichtblick. Sollte hinter den bislang eher unspektakulären Ereignissen etwa doch der Hauch eines kosmischen Rätsels stecken?

Perry Rhodan 3244: „Der Frakturdenker" von Leo Lukas

Kürzestzusammenfassung: Poquandar erzählt in Gefangenschaft seine Lebensgeschichte. Als tendenziell inselbegabtes Genie ist er von Geburt an ein Außenseiter in seiner auf Durchschnitt und Mittelmaß fixierten Gesellschaft. Sein Elternteil versucht, ihn so gut wie möglich zu schützen, indem sie gemeinsam auf eine einsame Kolonie fliehen. Dort tritt bald ein ebenso genialer Lehrer in sein Leben, der ihn fortan unterrichtet und seine speziellen Begabungen fördert. Nach dessen Tod nimmt er dessen Forschungen auf, bei denen es um Übergänge zu anderen Universen geht. Diese Übergänge sind in der Kondor-Galaxie offenbar verbreitet. Nach weiteren Etappen nimmt schließlich ein Raumschiff aus einem anderen Universum zu ihm Kontakt auf – kein geringeres als jenes, das später mit der LEUCHTKRAFT aneinandergerät. Während des Berichts arbeiten Rhodan und Co. an Poquandars Befreiung, die schließlich auch gelingt. Man verlässt wiedervereint das Raumschiff der Schurken.

Kürzestfazit: Mit Lebensgeschichten kriegt man mich immer. Auch diese mochte

ich ganz gern. Stil und Humor von Leo Lukas sagen mir sehr zu – und wenn ich mich recht erinnere, hat er sich diesmal mit in den Text kopierten Exposé-Absätzen etwas zurückgehalten. Dass wir es in der Kondor-Galaxie nun sehr ernsthaft mit transuniversellen Rätseln zu tun bekommen, lässt meine Hoffnung für diesen Zyklus weiter steigen.

Perry Rhodan 3245: „Im Hyperfluss" von Susan Schwartz

Kürzestzusammenfassung: Nach erfolgreicher Flucht vor den schurkischen Söldnern suchen Rhodan und Co. einen Hyperflusshafen auf. Sie wollen das die Kondor-Galaxie durchziehende Transportnetz nutzen, um zu ihrem Raumschiff RA zurückzukehren, das sie im Laufe der vergangenen Abenteuer hatten fortschicken müssen – zu einem anderen Hyperflusshafen. Um die Passage bezahlen zu können, nehmen die Helden mehr oder weniger erfolgreich diverse Jobs an – und werden selbstredend in lokale Abenteuer verstrickt. Schließlich können sie die Passage antreten – nur um kurz nach dem Aufbruch von Weltraumpiraten aufgebracht zu werden.

Kürzestfazit: Nach der Lektüre der Zusammenfassung in der Perrypedia habe ich ein bisschen bedauert, dieses Heft übersprungen zu haben. Perry als Geschichtenerzähler auf der Bühne war sicher lesenswert. Ich war aber arg ins Hintertreffen geraten und musste zum Aufholen einfach einen kleinen Hopser machen. Man möge es mir nachsehen.

Perry Rhodan 3246: „Die Piraten von Kondor" von Christian Montillon

Kürzestzusammenfassung: Perry Rhodan, Poquandar und Antanas Lato befinden sich in den Fängen der Weltraumpiraten, Shema Ghessow konnte sich der Gefangennahme durch eine Flucht in ihre Hyperraumblase entziehen und schleicht nun als blinde Passagierin durch das Piratenraumschiff. Bald stellt sich heraus, dass die Geiseln als Sklaven verkauft werden sollen. Sie werden Tests

unterzogen, um ihre besten Fähigkeiten herauszubekommen und sie anschließend adäquat verkaufen zu können. Sowohl Ghessow als auch Rhodan und Lato schmieden Fluchtpläne – keine leichte Aufgabe tief im leeren Weltraum in einer völlig fremden Galaxie. Schließlich versucht man sich an einer verzweifelten Aktion, die im letzten Moment jedoch scheitert – auch weil zeitgleich der zweite in der Rangfolge der Piraten seinen Vorgesetzten beerben möchte und diesen im Zuge der Flucht um die Ecke bringt. Der Tod des Oberpiraten wird zwangsläufig Rhodan und Co in die Schuhe geschoben, ihr Gang zum Schafott scheint unausweichlich. Als Rhodan erfährt, dass die Nachfolge des Piratenkönigs durch einen Wettbewerb bestimmt wird, an dem jeder teilnehmen darf, ergreift er diese letzte Chance und bewirbt sich.

Kürzestfazit: Weltraumpiraten und ein Weltraumsklavenmarkt. Puh, hatten wir ja lange nicht. Auch nicht gerade ein Setting, das mich vom Hocker haut. Montillon schreibt immerhin kurzweilig und macht das Beste aus seinem eigenen Exposé. Und der Cliffhanger ist recht amüsant. Piratenkapitän war der gute Perry bisher auch nur selten.

Perry Rhodan 3247: „Der Dunkle Hafen" von Ben Calvin Hary

Kürzestzusammenfassung: Perry Rhodan stellt sich dem Auswahlverfahren der Weltraumpiraten und tritt dort von vornherein als belächelter Außenseiter an. Das Verfahren besteht aus mehreren Aufgaben, bei denen die Kandidierenden gegeneinander antreten müssen, unter anderem bei direkter körperlicher Auseinandersetzung, bei einer Art Brettspiel und einem Raumschiff-Rennen. In den ersten Runden schneidet Rhodan sehr schlecht ab, was auch deswegen dramatisch ist, da allen Verlierern die Hinrichtung droht. In einer zweiten Handlungsebene wird die Geschichte eines Außenseiters an Bord der

Piratenraumstation erzählt, der als fähiger Ingenieur und "Klempner" zwar unentbehrlich aber nicht sonderlich hoch angesehen ist. Seine Drogensucht verbessert seine Lage nicht wesentlich. Zwei Dinge bringen seinen Alltag aus den gewohnten Bahnen: zum einen entdeckt in der beiseitegeschafften Beute seines Dealers einen frischgeschlüpften Artgenossen (er ist bislang der einzige seiner Art an Bord) – zum anderen wird er in die Jury für das Auswahlverfahren berufen. Dort ist er zunächst ein großer Fan des kompromisslosen Usurpators (der im Band zuvor all dies losgetreten hat) und nimmt vor allem den Mitbewerber Rhodan überhaupt nicht ernst. Im Laufe des Wettbewerbs zeigt dieser jedoch seine Qualitäten, so rettet er im Wettflug eine Mitbewerberin und koordiniert den Abschlusskampf gegen wildgewordene Roboter. Es stellt sich einerseits heraus, dass die Punktewertung am Ende nur eine Richtschnur für die Jury ist, die allein entscheidet, wer nun neuer Piratenkönig wird. Zum anderen wurde dem "Klempner" das Baby offenbar mit Absicht untergeschoben, um ihm Mitgefühl zu lehren und sein Schlussvotum entsprechend zu beeinflussen. Nämlich für unseren Titelhelden Perry Rhodan, der aufgrund seiner Selbstlosigkeit und Führungsqualitäten zum Sieger erklärt wird. Er wählt für sich den Titel "Administrator" und nutzt seine neue Macht sogleich zur Veränderung der Zustände bei den Piraten. So verzichtet er als erste Amtshandlung auf die Exekution der Unterlegenen.

Kürzestfazit: Hary hat's drauf! Mit der Nebenhandlung um den "Klempner" und seinen Wandel vom drogensüchtigen egoistischen Eigenbrötler zum fürsorgenden Pflegevater führt er mal eben einen spannenden Charakter ein, dessen Weg und Schicksal man mit Interesse folgen kann. So wird's gemacht! Auch die Haupthandlung um Rhodans Abschneiden im Piratenkönigwettbewerb ist gelungen – gerade weil ihr dadurch nur der halbe Raum im

Heft bleibt. Unser Held wird erneut angemessen in Szene gesetzt, er darf seine Pilotenkünste und seine Führungsqualitäten ausspielen. Gefällt mir außerordentlich. Ihn schließlich zum "Administrator" der Weltraumpiraten zu machen ist ein guter Gag. Daraus kann was werden.

Perry Rhodan 3248: „Die Frau aus dem Transmitter" von Michael Marcus Thurner

Kürzestzusammenfassung:

Wir schwenken erneut zurück in die heimatliche Milchstraße. Dort lernen wir auf der Venus einen Positronikhistoriker kennen, der mit der noch immer funktionierenden Venuspositronik der alten Arkoniden arbeitet. Heutzutage hört sie auf den schönen Namen APHRODITE. Im Laufe seiner Arbeit entdeckt er eine Unregelmäßigkeit in dem Gigant-Rechner. Die Spur führt bald zu einem bislang unentdeckten Raum, in dem zwei Transmitter offenbar seit Jahrtausenden einen entstofflichten Körper hin und her schicken. Diese Entdeckung erzeugt naturgemäß große Aufmerksamkeit, nicht nur in der Wissenschafts-Community. Medial begleitet werden die Transmitter abgeschaltet – hervor tritt eine Arkonidin aus dem alten Hochadel, die nach eigenen Angaben vor 14.000 Jahren von ES in diese Vorrichtung gesteckt worden war. Dabei war jedoch nie von der Überbrückung einer derart langen Zeitspanne die Rede gewesen, entsprechend fällt es der Frau zunächst sehr schwer, sich zurechtzufinden. Zudem fühlt sie sich von ES betrogen, was sofort die Lichtträger auf den Plan ruft, die sie für sich rekrutieren wollen. Man bietet ihr an, sie aus der Obhut der Terraner zu befreien und ihr die Chance zu geben, sich an ES zu rächen. Sie stimmt nach einigem Zögern zu. Im Zuge der Aktion stellt sich heraus, dass fast alle Beteiligten – der Poisitronikhistoriker, seine Assistentin und sogar die Arkonidin selbst – wohlplatzierte TLD-Agenten sind. Letztere ist sogar die Chefin Aurelia

Bina höchstpersönlich. Die Falle für die Lichtträger war so geheim angelegt worden, dass selbst die beteiligten Agenten ihre Erinnerung daran unterdrückt hatten. Erst im letzten Moment als die Falle zuschnappt, erlangen alle ihre Erinnerungen zurück. Aurelia Bina geht mit den Lichtträgern mit und hat sich somit erfolgreich bei ihnen eingeschleust.

Kürzestfazit: Wow! Das hat gesessen! Chapeau, mein Lieber MMT! Mit dem Roman hat er's mir wieder einmal gezeigt. Ohne mich selbst allzu wichtig nehmen zu wollen, bilde ich mir ein, dass einige Passagen und Formulierungen eine direkte Replik auf meine hier und da geäußerte Kritik an seinen bisherigen Lichtträger-Romanen waren. Und ich war während der Lektüre dieses Romans wieder drauf und dran, im Geiste eine Schimpftirade zu formulieren. Darüber, wie dämlich und unprofessionell sich die Terraner wieder anstellen. Und dann: BÄMM! War alles nur Fake, eine klug überlegte Falle, in die die doofen Lichtträger getappt sind. Sehr gelungen! Sehr gut aufgebaut und aufgelöst, garniert mit sehr guten Charakteren. Erneut bin ich dem Meister auf den Leim gegangen. Ich verneige mich in Ehrfurcht.

Perry Rhodan 3249: „Der Tod ist nicht das Ende" von Hubert Haensel

Kürzestzusammenfassung: Die künstliche Intelligenz Aurelia Bina – ihres Zeichens Chefagentin des TLD – folgt in der Tarnidentität der Arkonidin Mocresta da Vasch den Lichtträgern mit unbekanntem Ziel durch einen Transmitter. Der ausgeklügelte Plan, den Schurkenclub zu infiltrieren, scheint zu funktionieren. Man findet sich bald auf dem Vergnügungsraumschiff MARILYN MONROE wieder, auf dem die Gäste in die Rollen prominenter Figuren schlüpfen und virtuelle Abenteuer erleben können. Am Ziel der Reise – so wird es da Vasch versprochen – soll die vermeintliche Arkonidin Entscheidungsträgern der Lichtträger

vorgestellt werden. Sie nutzt diese Zeit, das Raumschiff zu erkunden und mit ihren technologischen Mitteln nach weiteren Hinweisen auf die Schurken und ihre Pläne zu suchen. Die Lichtträger wiederum bedienen sich einer konditionierten jungen Frau, um da Vasch zu überwachen. Sie zählt zu jenen Gästen, die in die Rolle der Monroe geschlüpft sind, füllt sie aber außergewöhnlich gut aus. Ihr ist dank der Konditionierung gar nicht bewusst, dass sie auf da Vasch angesetzt ist. Schließlich entdeckt Bina eine geheime Nebenzentrale in dem Schiff, die sie als geeignetes Ziel für eine robustere Untersuchung identifiziert. Zumal ihre Nachforschungen schließlich entdeckt werden, ehe die Lichtträger sie stellen, muss sie also die Zeit nutzen und so viele Informationen wie möglich erringen. Es kommt zu einem Gefecht, bei dem Bina einige Lichtträger paralysiert und eine von ihnen ausschaltet. Sie findet eine Datei, die eine ganze Reihe weiterer feindlicher Agenten offenbart – aber leider keine aus der Führungsriege. Weitere Lichtträger entkommen bei der Aktion und Binas Tarnung ist aufgeflogen. Der Erfolg der ganzen Mission bleibt hinter den Erwartungen zurück.

Kürzestfazit: Hubert Haensel kann es noch. Ich hätte auch nicht daran gezweifelt. Das Westworld-Setting in dem alten Ultraschlachtschiff kommt stimmungsvoll rüber – vor allem der Riverworld-Schaufelraddampfer in der Ringwulst-Parklandschaft hat mir gut gefallen. Solche Anspielungen mag ich. Aurelia Binas Ringen mit ihren simulierten Emotionen war ein unaufdringlicher Angang an das KI-Thema. Ich finde er hat einen entspannten Mittelweg zwischen zu viel Data/Pinocchio und zu großer Vermenschlichung gefunden. Auf der Metahandlungsebene ist der einfallsreiche Infiltrationsplot viel zu früh verpufft. Es bleibt leider dabei, dass wir von den Lichtträgern und ihrer Motivation gar nichts erfahren. Und ein kleines

Problem habe ich mit der Darstellung von Marilyn Monroe: Hat sie im Perryversum nicht eine etwas andere Vita? Laut Blauband 13 war dem Attentat in Dallas Jacky Kennedy erlegen. JFK hat überlebt und später Norma Jeane Baker alias MM geheiratet.

Appetizer von Bernd „Göttrik" Labusch

Hiermit also mein ganz persönlicher Rückblick auf die Monate September bis November 2023, natürlich ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit.

TV-Serie: „Doctor Who"

Am 25. November 2023 wurde mit „Das Monster von den Sternen" von Disney+ (engl.: „The Star Beast" auf BBC One) die erste von drei Episoden zum 60. Jubiläum der britischen TV-Serie „Doctor Who" ausgestrahlt. Disney+ hat die exklusiven Ausstrahlungsrechte für die neuen Folgen ab diesem Jahr für alle Länder außerhalb Großbritanniens erworben, während innerhalb Großbritanniens die Rechte weiterhin bei der BBC liegen und aus englischer Sicht daher alles unverändert bleibt. Für uns in Europa bedeutet dies jedoch, dass es neue Folgen nur noch bei Disney+ gibt. Wobei der Konzern mit der Maus bereits bekannt gegeben hat, kein Interesse an den älteren Folgen der letzten 60 Jahre zu haben. Diese werden also weiterhin auf anderen Wegen verbreitet oder gar nicht.

Eine weitere Besonderheit ist, dass das dreiteilige Jubiläum nicht mehr von der BBC Wales produziert wurde, wie die Folgen von 2005 bis 2022, sondern extern von der Firma „Bad Wolf Ltd." In Deutschland kennt man diese Firma bereits von der Serie „His Dark Materials". Deren drei Staffeln wurden für den amerikanischen Pay-TV-Sender HBO produziert und waren in Deutschland beim Pay-TV-Sender SKY erstmals zu sehen. In der Führungsetage von „Bad Wolf Ltd" ist das frühere Team um Russell T. Davies aktiv, das von 2005 bis 2009 für die BBC Wales bereits „Doctor Who" produzierte. Entsprechend kehren mit dem alten Produzenten-Team auch die Schauspieler aus dem Jahr 2009 für die drei Specials wieder zurück, konkret: David Tennant als Titelfigur „Der Doctor" mit Catherine Tate als Donna Noble und ihrer Mutter Sylvia Noble, gespielt von Jacqueline King. Neu ist

Donnas Tochter Rose Noble, gespielt von Yasmin Finney. Donnas Ehemann Shaun Temple, gespielt von Karl Collins, hatte bislang nur eine kurze Gastrolle in „End of Time – Part 2" und gehört nun fest zur Familie. Wobei davon auszugehen ist, dass ein größerer Teil seines Textes ursprünglich für Bernard Cribbins als Großvater Wilfred Mott gedacht war. Cribbins verstarb während der Dreharbeiten für die Specials.

Eine besondere Rolle spielen in den Specials alte Schurken aus der Frühzeit von „Doctor Who", wie der Celestial Toymaker, der bereits in dem klassischen Vierteiler „The Celestial Toymaker" von 1966 mit dem ersten Doctor William Hartnell zu sehen war. Damals gespielt von Michael Gough, der bereits am 17. März 2011 im Alter von 86 Jahren verstarb. Ein anderer klassischer Schurke ist der Meep. Dieser stammt eigentlich aus den Comics zur Serie. Seinen ersten Auftritt hatte „Beep the Meep", so der vollständige Name, in den Ausgaben 19 bis 26 von „Doctor Who Weekly" des Jahres 1980. Das DWW war der Vorläufer des „Doctor Who Magazine" von Panini. Es erschien 1980 jedoch bei Marvel, das damals noch nicht zum Disney-Konzern zählte. Das Meep selbst lässt sich am ehesten mit den Gremlins aus den gleichnamigen Hollywoodfilmen der 80er Jahre vergleichen. Es stellt sich somit die Frage, ob das klassische Meep aus Comics und Hörspielen überhaupt identisch ist mit dem neuen Meep aus den TV-Jubiläumsspezials zum 60. Geburtstag der Serie.

Im ersten Special selbst geht es darum, dass ein Raumschiff über London abstürzt. Der Passagier präsentiert sich als knuddeliges kleines Wesen, das sich selbst Meep nennt. Es schlüpft bei Donnas Tochter Rose unter und wird von Donna unter einem Berg aus Stofftieren entdeckt. Meep hat sich auf der Erde vor einer Gruppe insektoider Soldaten versteckt. Es stellt sich allerdings bald heraus, dass der Meep selbst der Schurke

ist und zu Recht von den Sicherheitskräften verfolgt wird. Der Meep ist zudem auf der Jagd nach dem Doctor und die Situation spitzt sich zu. Schließlich kommt noch heraus, dass das knuddelige Monster aus dem Weltraum nur im Dienst einer höheren Macht steht. Im Dienst dieser Macht steht auch der Celestial Toymaker, dargestellt von Neil Patrick Harris. Doch damit sind wir bereits bei den folgenden Specials „Wild Blue Yonder" am 2. Dezember 2023 und „The Giggle" am 9. Dezember 2023. Über die Handlung des mittleren der drei Sonderfolgen zum Serienjubiläum wurde von Russell T. Davies und den übrigen beteiligten ein großes Geheimnis gemacht. Bekannt ist nur, dass der Doctor auf eine kleine Nostalgie-Reise mit Donna zu gehen gedenkt, die jedoch wie üblich aus den Fugen gerät. Über das Finale ist bekannt, dass dieses im London der 1920'er Jahre spielt und der Toymaker eine wichtige Rolle spielt als Schurke der Woche. Bei ihm handelt es sich um ein übermächtiges, gerade zu magisch begabtes Wesen, das seit vielen Jahren immer wieder den Weg des Doctors kreuzt und sich regelmäßig einem Kräftemessen stellt. Am 25. Dezember 2023 läuft schließlich das diesjährige Weihnachtsspezial „The Church on Ruby Road" in dem Ncuti Gatwa seinen ersten Aufritt als 15. Doctor absolviert. Der Titel der Folge spielt auf Ruby Sunday an, gespielt von Millie Gibson, welche die neue ständige Begleiterin des Doctors wird und um deren Geschichte sich ein eigenes Geheimnis dreht. Bekannt geworden ist bisher lediglich, dass sie als Waisenkind aufgewachsen sein soll.

Heftromanserie: Perry Rhodan

Der aktuelle „Fragmente"-Zyklus in der Heftserie erreichte mit Ausgabe 3249 die Mitte seiner Laufzeit. Während Perry Rhodan und seine wenigen Begleiter in der weit weit entfernten Galaxie Kondor um ein weiteres Fragment der Superintelligenz ES kämpfen, versucht eine

geheimnisvolle Gruppe von Rebellen um einen weiterhin unbekannten Anführer mit weiterhin unbekannter Motivation dies zu verhindern. Sie sehen in der Wiederherstellung des heimischen Schutzpatrons eine Bedrohung und sei es nur für ihre persönlichen Interessen. Sie nennen sich selbst der „Club der Lichtträger" und bislang sind stets nur wenige einzelne Agenten und Saboteure aus dem Hintergrund in Aktion getreten. Der Aufbau ihrer Gruppe folgt also dem Vorbild der Condos Vasac aus dem 25. Jahrhundert alter Zeitrechnung. Und wie bei der galaktischen Mafia wird es wohl auch bis zum Ende ein Geheimnis bleiben, wer und warum wirklich hinter den Aktionen dieser Gruppe gegen ES steht. Darüber hinaus ist diese Gruppe bislang nur in der Milchstraße und konkret auf der Erde aktiv geworden.

In den letzten beiden Romanen vor der Halbzeit des Zyklus geht es jedoch um eine gewagte Aktion des Geheimdienstes endlich gegen diese Terroristen in die Offensive zu gehen. In Michael Marcus Thurners „Die Frau aus dem Transmitter" erscheint die Arkonidin Mocresta da Vasch in einem Transmitter auf der Venus. Dieser wurde in einem Keller unter der Venus-Positronik errichtet. Die Venus-Positronik stammt aus der Zeit Atlans als Kristallprinz und Flottenkommandeur des Großen Imperiums der Arkoniden, das im 9. Jahrtausend vor Chr. gegen die Maahks kämpfte. Atlan ist zu dieser Zeit Kommandant der Flotte von Atlantis gewesen, dem nach ihm benannten Stützpunkt der Arkoniden auf der steinzeitlichen Erde. Mocresta soll nun zu jener Zeit in den Transmitter getreten sein und erst mehr als 13.000 Jahre später wieder aus dem Transmitter erschienen sein. Sie soll aus unbekannten Gründen einen Groll gegen die Superintelligenz ES hegen und wird daher vom Club der Lichtträger als Mitglied umworben. Im Verlauf der weiteren Ereignisse stellt sich jedoch heraus, dass sich hinter der zeitgereisten Arkonidin in

Wahrheit die Chefin des irdischen Geheimdienstes, die Posmi Aurelia Bina, steckt. Sie übernimmt nun im Kampf gegen den Club der Lichtträger jene Rolle, die in der „Atlan"-Serie einst Ronald Tekener im Kampf gegen das galaktische Syndikat, die Condos Vasac, übernahm.

Anders als die alten Agenten-Romane von K. H. Scheer und Co. treffen die neuen Abenteuer Aurelia Binas in der aktuellen Handlung auf eher gemischte Gefühle bei der Leserschaft. Einige sind begeistert, andere beklagen zahlreiche Logikfehler und Handlungslücken. Wobei schon die alten Agenten-Abenteuer von Scheer & Co. oft einer eher an „James Bond" orientierten Logik folgten und weniger einer Logik, die sich mit der Frage der praktischen Umsetzbarkeit beschäftigte. Dafür fehlen diesmal Kritiken, welche den Autoren irgendwelche dunklen politischen Absichten in der realen Welt unterstellen. Ich sehe dies als echten Fortschritt an. Im Hintergrund laufen derweil die Vorbereitungen für den Flug des Flaggschiffs RAS TSCHUBAI in die Galaxie Kondor. Der Flug selbst beginnt unter dem Kommando von Rhodans Enkelin Farye Sepheroa im Heft 3250: „200 Millionen Lichtjahre" von Christian Montillon. An Bord des Raumschiffs befinden sich jedoch auch diverse Agenten des Clubs der Lichtträger, darunter Kmossen, der von seinem Kontakt sogar eine Version eines alten Zellaktivators als eiförmiger Anhänger an einer Kette erhält. Allerdings fällt dieser durch seine schwarze Farbe auf und hat wohl eine andere Aufgabe. Schließlich gibt es im Roman erste Informationen zu den Mächten im Hintergrund des Clubs der Lichtträger, aber die zweite Hälfte des Zyklus beginnt erst.

Taschenheftserie: „Perry Rhodan Neo"

In der Taschenheftserie lief gerade die zweite Hälfte des eingeschobenen Zyklus „Aphilie" nach dem Exposé von Kai Hirdt, der auch den

Auftaktroman Nr. 310 „Aphilie“ verfasste. Der „Aphilie“-Zyklus umfasst die Taschenbücher Nr. 310 bis 319. Danach wird die Exposé-Redaktion wieder von Rainer Schorm und Rüdiger Schäfer übernommen, die auch an diesem Minizyklus als Autoren mitwirkten. Im Kern ging es in der Handlung darum, dass Perry Rhodan nach vielen Jahrzehnten der Abwesenheit in das heimatliche Solsystem zurückkehrt und dort eine völlig veränderte Welt vorfindet. Die Menschen sind von der sog. Aphilie betroffen, die sich im Wesentlichen ähnlich auswirkt wie die Aphilie in den Heften 700 ff. der „Perry Rhodan“-Heftromanserie. Die Mehrheit der Menschen hat die Fähigkeit verloren, Mitgefühl und andere soziale Emotionen für ihre Umwelt zu empfinden. Perry Rhodan findet sich also in einer Welt wieder, die von extremen Soziopathen kontrolliert und beherrscht wird. Es gibt jedoch einen Widerstand, der von Roi Danton angeführt wird. Anders als in der Heftserie, handelt es sich dabei jedoch nicht um den Sohn von Perry Rhodan, sondern um den durch Zeit und Raum gereisten Franzosen Georges Jacques Danton, der im Jahre 1759 geboren wurde und sich später als Anwalt zu den Anführern der französischen Revolution zählte, bis er auf Geheiß Robespierres persönlich hingerichtet wurde. Sein Gehirn wurde jedoch von unbekannten seinem Leichnam entnommen und in die Kleingalaxie Naupaum gebracht, die sich im Umfeld der Großgalaxie M87 befindet. In Naupaum wurde sein Gehirn schließlich in den Körper eines Yaanztroners verpflanzt. Dort traf er am Ende auf Perry Rhodan, stiftete eine Revolution an und führte letztlich eine Expedition nach M87. Was dann genau passierte, weiß er nicht, er fand sich plötzlich auf der Erde der fernen Zukunft wieder und setzte sich nun an die Spitze des Widerstands gegen die Aphiliker. Er wird jedoch ins Gefängnis geworfen und verhört und trifft dort als Mitgefangenen auf Perry Rhodan. Er erzählt

ihm noch einmal seine Geschichte, während Rhodans Ehefrau Thora draußen den Widerstand anführt und beide schließlich befreit. Dabei stellt sich am Ende heraus, dass ihr gemeinsamer Sohn Thomas, nicht nur ein Verräter ist, sondern sogar der Anführer der Aphiliker. Hinter den Aphilikern steht zudem eine höhere Macht, der es nur um die Gehirne der Menschen geht, die sie zu entführen und für ihre eigenen Zwecke einzusetzen gedenkt.

Wie so oft, werden in „Perry Rhodan Neo" also wieder zahlreiche Elemente und Charaktere aus der alten Heftserie zitiert, aber mit komplett neuem Inhalt versehen. Der „Aphilie"-Zyklus gilt jedoch bereits jetzt als erfolgreich genug, dass die Taschenheftreihe um mindestens weitere 10 Ausgaben verlängert wurde. Das Exposé stammt wieder von Rainer Schorm und Rüdiger Schäfer, während Kai Hirdt mit der Arbeit am Exposé für die nächste Miniserie beauftragt wurde.

Taschenheftserie: „Castor Pollux – Dämonenjagd im alten Rom"

Bereits Mitte Oktober 2023 erschien das erste Taschenheft der neuen Serie „Castor Pollux" von Bastei. Das Format erinnert dabei deutlich an die „Perry Rhodan Neo"-Taschenhefte. Allerdings verfügen die Ausgaben der neuen Serie nur über den gleichen Umfang wie gewöhnliche Heftromane. Schließlich erscheint nur eine Ausgabe pro Monat und vorläufig sind nur 12 Ausgaben geplant. Dabei ist dann noch zu bedenken, dass es sich um keine völlig neue Serie handelt, sondern um eine Auskoppelung aus der Heftreihe „Gespenster Krimi", die alle zwei Wochen bei Bastei erscheint. In verschiedenen Inkarnationen erscheint die Reihe „Gespenster Krimi" bei Bastei übrigens schon seit den frühen 1970'er Jahren und dort fanden schon Serien wie „John Sinclair" und „Professor Zamorra" ihren Anfang. Man könnte sie daher grob mit den Reihen „Terra" und „Utopia" bei Pabel-Moewig

vergleichen, nur dass der inhaltliche Schwerpunkt bei dem „Gespenster Krimi“ halt im Gruselroman liegt. Wobei ähnlich wie einst bei „Terra“ und „Utopia“ die Genregrenzen sehr frei interpretiert werden und es beim „Gespenster Krimi“ daher im Laufe der Jahrzehnte diverse Ausflüge tief in andere Genres gab.

Der erste „Castor Pollux“-Roman in der eigenen Serie ist daher bereits der neunte Roman der Reihe von Michael Schauer bei Bastei insgesamt. Die ersten acht Ausgaben erschienen grob vierteljährlich im Rahmen der Heftromanreihe „Gespenster Krimi“. Inhaltlich geht es um einen ehemaligen Gladiator, der vom römischen Kaiser Nero damit beauftragt wurde, in seinem Auftrag auf Dämonenjagd zu gehen. Dabei setzt er als ehemaliger Legionär und römischer Beamter auch echte kriminalistische Fertigkeiten ein, bevorzugt jedoch Action-Roman gemäß im Zweifel den offenen Zweikampf auf Leben und Tod mit dem Schwert, das vom Kriegsgott Mars persönlich stammt. Bereits der Vater des Titelhelden war Geisterjäger im alten Rom und starb im Dienst für das Imperium. Die Verhältnisse im alten Rom werden vom Autor sehr ausführlich und lebendig geschildert. Allzu sehr ins Detail wird hierbei jedoch auch nicht gegangen. Der Autor scheint sich noch nicht sicher zu sein, ob er im Schwerpunkt mehr auf Historienroman, Krimi, Fantasy oder eben Geisterjäger setzen soll. Je nach Thema und Schauplatz schwankt der Schwerpunkt stark. In der Summe erinnert mich die Serie vom Ton und Stil her daher eher an die alte Fantasy-Heftserie „Mythor“ von Pabel-Moewig.

Inhaltlich schließt der erste eigenständige Roman zudem direkt an die Handlung der acht älteren Hefte im Rahmen der „Gespenster Krimis“ an. Bei der Serie „Castor Pollux“ handelt es sich um eine echte Serie mit fortlaufender Handlung deren Romane aufeinander aufbauen. Allerdings gibt es nach bislang nur 10 Heften noch relativ wenig

Basiswissen, das ein Leser mitbringen müsste, um die Handlung zu verstehen. Im Grunde genügt das Wissen über das alte Rom, was ein durchschnittlicher Leser bereits über den reinen Genuss von „Asterix"-Comics gewinnt, plus das Wissen über die allgemeinen Genre-Regeln, insbesondere mit Blick auf die typischen Klischees im Bereich Fantasy und Grusel. Im ersten Band der eigenständigen Reihe begleitet der Titelheld den Imperator nach Großbritannien, der in der Provinz auf der Suche nach einem neuen Gladiator-Talent für den Circus Maximus ist. Dabei kommt es zu allerlei Scherereien, mit dummen Piraten, tölpelhaften Räubern, einem alten, grauhaarigen Druiden, der für die falsche Seite kämpft und einer rachsüchtigen Hexe. Die Hexe und der Druide stehen im Dienst unterschiedlicher Dämonen, die aus der Unterwelt heraus für Ärger sorgen. Im zweiten Band beschließt der Held daher ihnen in die Unterwelt zu folgen. Ein Großteil der Handlung des zweiten Bandes nimmt dann der Kampf um die Freiheit eines Dorfes in der Unterwelt ein, deren Bewohner einst vor vielen Jahren aus der normalen Menschenwelt in die Unterwelt verbannt wurden. Doch letztlich erweist sich dieser Kampf als reine Zeitverschwendung. Es kommt schließlich zum Angriff zahlreicher Untoter auf die Festung des Dämons Ballurat. Letzterer hält seit vielen Jahren den Oberdämonen Moronor gefangen, der um seine Freiheit kämpft und diese schließlich mit Hilfe des Druiden Morton gewinnt. Der Druide erweist sich als mehrfacher Verräter, der letztlich nur für seinen eigenen Vorteil kämpft. Und dann ist da noch Cassia, die Magierin, die als rechte Hand des Dämons Ballurat arbeitete und nun in Band 3 der Reihe arbeitslos dasteht und sich ein neues Ziel suchen muss. Castor macht sich derweil auf den Weg zurück nach Rom zu seiner Geliebten Florentina. Doch bevor er dort ankommt, müssen er und sein Freund, der griechische Bogenschütze

Kimon, weiter nach Judäa, wo es 36 n. Chr Ärger wegen eines neuen, etwas chaotischen Propheten gibt, der die Autorität der Priesterschaft untergräbt. Wer hier jetzt eine moderne Interpretation von „Das Leben des Brian" erwartet, liegt nicht gänzlich falsch.

Heftromanprojekt: CROSSOVER – John Sinclair / Professor Zamorra / Dorian Hunter

Zum 50. Jubiläum der drei Heftserien „John Sinclair", „Professer Zamorra" und „Dorian Hunter" alias „Der Dämonenkiller" veröffentlichte der Bastei-Verlag im Oktober 2023 eine Heftroman-Trilogie, welche sich über je eine Ausgabe der drei Heftserien erstreckt, die nun jeweils 50 Jahre alt sind oder alle drei zusammen halt inzwischen 150 Jahre. :-) Wie kommt es dann, dass „John Sinclair" zu diesem Zeitpunkt bereits bei Ausgabe 2360 ist und „Dorian Hunter" erst bei Nr 134? „John Sinclair" erscheint seit der Ausgliederung aus der allgemeinen Reihe „Gespenster Krimi" durchgehend wöchentlich neu. Hinzu kommen noch Nebenreihen und Taschenbücher. Im Grusel-Genre ist „John Sinclair" was „Perry Rhodan" für die Science-Fiction ist. Im Jubiläumsjahr drehten sich daher auch die meisten Aktionen des Bastei-Verlags um diese Serie. „Professor Zamorra" ist als Serie im Rahmen der „Gespenster Krimis" etwas jünger als „John Sinclair", erschien dafür jedoch zuerst als eigenständige Serie, die jedoch nur alle zwei Wochen neu erscheint, so dass der Professor nur auf halb so viel Ausgaben kommt. Am längsten und kompliziertesten ist die Geschichte des „Dämonenkillers". Dieser startete zeitgleich mit „John Sinclair", aber beim Pabel-Moewig Verlag im Rahmen der Reihe „Vampir-Horror-Roman". Bereits mit Ausgabe 18 wurde die Serie jedoch aus der Reihe ausgelagert und lief bis Ausgabe 143. Dann wurde die erste Auflage des „Dämonenkillers" wegen Problemen mit dem Jugendschutz eingestellt. In den 1980'er Jahren gab es eine

zweite Auflage, in deren Rahmen ab Ausgabe 135 neue Abenteuer erschienen. Die neue Reihe galt bei den Fans als nicht mehr so aufregend und wurde schließlich 1986 mit Ausgabe 175 eingestellt. In den 1990‘er Jahren übernahm der Zaubermond-Verlag die Serie „Dämonenkiller“ benannte sie in „Dorian Hunter“ nach dem Titelhelden um und veröffentlichte die alten Romane zunächst noch einmal als Hardcover und startete schließlich eine Taschenbuchreihe mit neuen Abenteuern. In jedem Taschenbuch sind jeweils zwei bis drei Abenteuer enthalten und die Reihe endete vorläufig im Jahre 2019 mit der Taschenbuchausgabe 99. Im Jahre 2020 übernahm Michael Marcus Thurner mit der Ausgabe 100 die Exposé-Redaktion der Serie. Doch bis heute ist der Band 100 nicht erschienen und wurde im Oktober 2023 noch einmal ins Frühjahr 2024 verschoben.

Die Trilogie startete Anfang Oktober 2023 mit dem „John Sinclair“-Heftroman Nr. 2360: „Niemandsland“ von Ian Rolf Hill, der inzwischen an so ziemlich jeder Serie des Bastei-Verlags mitwirkt. Es folgte eine Woche später „Professor Zamorra“-Heftroman Nr. 1288: „Niemandsleben“ von Thilo Schwiechtenberg, der sich im Vorfeld als großer Fan des „Dämonenkillers“ outete. Und schließlich Ende Oktober 2023 erschien der „Dorian Hunter“-Heftroman Nr. 134: „Niemandskind“ von Dario Vandis alias Dennis Ehrhardt, der gleichzeitig auch in moderner Zeit der Hauptautor, Redakteur und Eigentümer des Zaubermond-Verlags ist, bei dem „Dorian Hunter“ bereits seit etwa 30 Jahren in der Buchversion erscheint. Als Lektor im Hintergrund wirkte Logan Dee alias Uwe Voehl mit, der an zahlreichen Heftserien insbesondere des Bastei-Verlags mitwirkt, darunter aktuell auch die „UFO-Akten“ und vor allem seit einigen Jahren der Exposé-Autor und LKS-Betreuer von „Das Haus Zamis“ ist. Die Idee für die Trilogie stammte von Michael Schönenbröcher alias „Mad Mike“, der vor allem als Redakteur und

Autor von „Maddrax“ bekannt ist. Damit dürften nun auch alle wichtigen Namen bei Bastei genannt sein. :-)

Rein inhaltlich geht es darum, dass John Sinclair zu Beginn der Handlung in einem Hotelzimmer in einem Doppelbett erwacht. Neben ihm liegt Glenda Jane Collins, mit der er vor Jahrzehnten eine enge Beziehung pflegte, die sich jedoch längst von ihm getrennt hat, zeitweilig sogar für die Gegenseite arbeitete und im Verlauf der Jahre einige Wunden und schwere Narben davongetragen hat. All dieses scheint aus ihrer Sicht jedoch nie stattgefunden zu haben. Darüber hinaus fehlt Sinclair jede Erinnerung daran, wie er überhaupt in dieses Hotelzimmer gelangte, wo sich das Hotel befindet und aus welchem Anlass er diese Reise überhaupt antrat. Er wird misstrauisch und schaut sich das Hotel genauer an. Es scheint verlassen zu sein, bis auf einem kleinen Mädchen, das sich heftig mit seiner Mutter streitet und dem einzigen Angestellten des Hotels, der ein kleiner, krummer und reichlich exzentrischer Kerl ist, der dem Geisterjäger spontan unsympathisch wird. Das Hotel selbst steht auf einer einsamen, relativ kleinen Südseeinsel, die jedoch über einen eigenen großen Flughafen verfügt, der aktuell jedoch leer ist und es gibt eine direkte Autobahnanbindung. Es ist alles sehr seltsam. Im doppelten Sinne überragt wird alles von einem riesigen Vulkan, der direkt vor dem Ausbruch steht. Womit sich erklärt, warum es kaum Gäste im Hotel gibt und auch so gut wie kein Personal. Während Sinclair sich die Parkanlage rund um das Hotel ansieht, trifft er auf den seltsamen Dämonenkiller Dorian Hunter. Dieser erweist sich als ungehobelter und unfreundlicher Kerl. Es dauert eine Weile bis die beiden sich anfreunden. Als in einer kritischen Situation die beiden Herren von Glenda Jane Collins gerettet werden müssen, spricht Hunter sie zunächst mit Coco Zamis an und entschuldigt sich sofort

wieder dafür. Immer wieder taucht das Mädchen mit seiner Mutter auf und sorgt für Unruhe. Der Vulkan rumort vor sich hin und die Ereignisse werden Teil einer sich stetig wiederholenden Zeitschleife. Gegen Ende des ersten Bandes taucht dann auch noch ein Franzose unbestimmbaren Alters mit wildem, grauen Rauschelbart und auffälligem Cowboyhut, gekleidet in einem strahlend weißen Anzug, auf und zieht die Aufmerksamkeit des einzigen Angestellten im Hotel auf sich. Er stellt sich als Professor Zamorra vor. Während er auf die Abfertigung wartet, erhält er überraschend einen Anruf von einem längst verstorbenen Freund und später von seiner unsterblichen Freundin. Dem Professor kommt es so vor als wäre dies alles nur ein Traum oder eine noch viel seltsamere Zeitschleife in einem eigenen Mikroversum. Im Verlauf der Ereignisse stellt sich heraus, dass das streitsüchtige kleine Mädchen und ihre Mutter eine zentrale Rolle spielen.

Heftromanserie: Dorian Hunter

Das Erscheinen des Sammelbands 100, der seit über 20 Jahren laufenden Taschenbuchreihe „Dorian Hunter" beim Zaubermond-Verlag, mit neuen Abenteuern wurde auf das Jahr 2024 verschoben, ebenso das Erscheinen des Hörspiels Nr. 50 mit dem Start des neuen Zyklus, in dessen Zentrum sich eine alte Freundin des Dämonenkillers befindet, das Alraunenwesen Hekate. Sie war vor etwa dreihundert Jahren eine enge Gefährtin Dorian Hunters. Im Verlauf der Jahrhunderte haben sich die beiden jedoch komplett entfremdet und Hekate gelingt es zudem, sich zur Hexe ausbilden zu lassen und nach dem Tod Asmodis und dem Sturz seines zeitweiligen Nachfolgers Olivaro an die Spitze der Unterwelt zu putschen. Seit sie erfahren hat, dass der Dämonenkiller mit Coco Zamis eine neue Lebensgefährtin hat und diese sogar ein Kind von ihm erwartet, sind die Gefühle der Alraune komplett in Hass umgekippt. Sie beginnt einen

Krieg gegen Dorian, der in der Heftversion bis Band 100 reichte.

In der Heftromanserie selbst sind inzwischen bereits einige Jahre seitdem vergangen und mit Heft Nr. 135: „Das lautlose Grauen" von Roy Palmer begann der „Baphomet"-Zyklus, der in der ersten Auflage des Dämonenkillers mit Heft 143 abgebrochen wurde, da die gesamte Serie damals eingestellt wurde. In der Zweitauflage wurde der Zyklus gleich ganz ausgelassen. Erst in der Buchausgabe wurde der Zyklus später vollendet. Nun soll der Zyklus in der Heftversion von „Bastei" vollständig erscheinen. Der Krieg zwischen den regulären Dämonen um den Erzdämonen Luguri und den Janusköpfen aus einem Paralleluniversum vom Planeten Malkuth endete inzwischen mit einem Desaster für beide Vertreter der dunkeln Magie. Bei Dorian Hunter und seinen Freunden hält sich die Begeisterung über den Sieg jedoch auch in Grenzen, da es viele Verluste gab und auch das Erbe des geheimnisvollen Hermes Trismegistos ging den Kämpfern der weißen Magie verloren.

Das CROSSOVER in Heft 134 war nur ein nachträglich von „Bastei" eingeschobenes Intermezzo ohne Bedeutung für die weitere Handlung. Mit Heft Nr. 135 kehren die Helden nach London in die alte Villa zurück. Coco Zamis hat ihren und Dorians Sohn Martin jedoch in einem katholischen Kinderheim in Hessen untergebracht und glaubt den Jungen dort sicher. Auf die Idee konnte man nur in den 1970'er Jahren kommen, angesichts der Skandale der letzten Jahrzehnte. Dorian wird von Alpträumen geplagt und möchte den Jungen aus dem Heim holen. Coco ist jedoch dagegen. Derweil läuft die Tierwelt, konkret eine übersichtliche Horde scheinbar harmloser Flusskrebse aus einer kleinen Tierhandlung, Amok und verwüstet die angesehensten Stadtteile Londons. Im Heft 136: „Der Ritter vom schwarzen Kreuz" hat es Dorian schließlich geschafft und Coco bricht mit ihm auf, um

sich das Kinderheim und das Leben Martins mit eigenen Augen anzusehen. In einer Nebenhandlung wird geschildert, wie dort die Verhältnisse langsam außer Kontrolle geraten, nachdem mit Theo ein neuer Junge in die Gruppe kommt und trotz seines Engelsgesichts mit extremem Sadismus und einem Hang zur Hyperaktivität glänzt. Coco und Dorian werden von einem winterlichen Schneesturm jedoch zu einem Aufenthalt in einem uralten Schloss auf dem Weg zum Kinderheim aufgehalten. In diesem Schloss scheint es zu spuken und die Herrin des Schlosshotels ist eine Hexe wie aus dem Märchenbuch. Schließlich erfährt der Leser, wer hinter dem neuen Bösewicht des Zyklus „Baphomet" steckt. Es ist niemand anderes als der alte Schatzmeister und Rechtsbeistadt der Schwarzen Familie Skarabäus Toth. Der uralte, noch aus der Zeit der Pharaonen stammende altägyptische Dämon hat sich bislang stets im Hintergrund gehalten. Doch die Ereignisse der letzten Jahre motivierten ihn nun dazu, selbst den Hut in den Ring zu werfen. Er strebt nun selbst nach dem Erbe Asmodis als Herr der Unterwelt.

Heftromanserie: Maddrax

Wie die klassische „Perry Rhodan"-Serie nähert sich auch die Konkurrenz bei Bastei in den kommenden Wochen einer Halbzeit, hier geht es allerdings nur um Band 625. Zur Erinnerung die Serie startete erst im Frühjahr 2000 und erscheint nur alle zwei Wochen. Der aktuelle Zyklus „Amraka" über die Abenteuer des Titelhelden in Südamerika, das in der Serie Amraka genannt wird, läuft seit Ausgabe 600 und wird mit Ausgabe 649 enden. Da die „Maddrax"-Hefte nur alle zwei Wochen erscheinen sind die Zyklen der Serie in der Regel nur halb so lang wie die Zyklen der „Perry Rhodan"-Serie also 50 Hefte. Im aktuellen Zyklus geht es darum, dass der Titelheld Matthew Drax alias Maddrax der Spur seiner Gefährtin Aruula in den Amazonas-Dschungel im

Dreiländereck von Peru, Kolumbien und Brasilien gefolgt ist. Im Zentrum der Handlung stehen deshalb diverse Dschungelabenteuer im Stil von Edgar Rice Burroughs (Erfinder von Tarzan, John Carter vom Mars, Carson Napier auf der Venus und vielen anderen mehr). Begleitet wird Maddrax dabei von Haaley, die vom selben Volk abstammt, wie Aruula und wie diese über schwache telepathische Fähigkeiten verfügt. Allerdings ist Haaley geistig stark angeschlagen und stellt deshalb gelegentlich ein gewisses Sicherheitsrisiko dar. Michael Schönenbröcher machte dabei nie ein Geheimnis daraus, dass es die DC-Comic-Figur Harley Quinn war, welche die Autoren auf die Idee brachte. Inzwischen sucht Maddrax seit über einem Jahr nach Aruula und weiterhin konnte er nicht mehr herausfinden, als dass sie nicht freiwillig in den Dschungel flog, sondern von Unbekannten entführt wurde. Während der Suche traf er auf eine ganze Reihe von Leuten, wie z. B. die Nachkommen eines kleinen Stammes der Maya, die ursprünglich von der Halbinsel Yukatan stammen oder eine wissenschaftliche Expedition von der brasilianischen Atlantikküste aus dem Ort Macapá, die sich auf dem Wrack eines alten amerikanischen Flugzeugträgers, der NIMITZ, einen Stützpunkt eingerichtet hat. Darüber hinaus werden sie in den Krieg zwischen den Dienern eines intelligenten Ameisenvolks und den Dienern eines weitverzweigten ebenfalls intelligenten Pilzmyzels hineingezogen. Eine Spur Aruulas suchte Maddrax jedoch bislang vergeblich. Allerdings hat er im Rahmen seines Dienstes für das Ameisenkollektiv die NIMITZ angegriffen und dabei Kontakt mit der dortigen Expedition geschlossen. Die Spur weist nun ins Herz des Reichs des Pilzmyzels. Schließlich bricht eine neue Expedition aus Maddrax, Haaley, den Soldaten All‘ec und dem Anführer der Expedition von Macapá namens Dak‘kar dorthin auf, in der Hoffnung dort mehr zu erfahren. Dazu mussten sie jedoch das

Ameisenkollektiv, das sich selbst den Namen Mabuta gab, austricksen, da dieses auf einen solche erfolgreichen Verbündeten wie Maddrax nicht zu verzichten gedenkt. Es sieht in den Plänen von Maddrax und seinen Freunden sogar Verrat und nimmt die Verfolgung auf. Derweil dringen die vier Menschen mit dem Amphibienpanzer PROTO immer tiefer in das vom Pilzmyzel eroberte Gelände vor.

Mit Heft 621: „Im Reich der Nocturno" von Lara Möller kommt es nun zu einem kleinen Intermezzo, einem Minizyklus, vom abstrakten Konzept her, ähnlich dem „Aphilie"-Zyklus in „Perry Rhodan Neo". Der eingeschobene Minizyklus in der „Maddrax"-Serie soll jedoch nur fünf Ausgaben andauern. Die Idee hierfür und das Exposé stammt von Lara Möller. Im Kern geht es darum, dass der Amphibienpanzer PROTO in ein ausgedehntes Höhlensystem im Waldboden unter dem Machtbereich des intelligenten Pilzmyzels einbricht. Das Höhlensystem ist nicht unbewohnt. Dort lebt ein Stamm von Nachkommen ehemaliger kolumbianischer Bauern, die im Urwald verbotene Pflanzen angebaut haben. Als im Handlungsjahr 2012 n. Chr. ein riesiger Komet die Erde trifft, hoffen die Bauern vergeblich auf Hilfe durch die Kartelle. Schließlich ziehen sie sich in ein riesigen Höhlensystem unter den Urwald zurück. Im Verlauf der Jahrhunderte entwickeln sie sich dort zu blasshäutigen Maulwurfsmenschen, die sich selbst als Nocturna bezeichnen. Bevor es zur ersten Begegnung zwischen Matt und den Nocturna kommt, entdecken er und seine Gefährten einen unterirdischen See und baden in diesem. Der See ist mit einem religiösen Tabu der Nocturna belegt. Es kommt daher zu einem heftigen Konflikt als diese Matt, Haaley und All'ec beim Baden im See erwischen. Dak'kar hat sich wegen einer schweren Verletzung beim Kontakt mit dem Wasser jedoch zurückgehalten. Dies erweist sich später als Glücksfall, denn das Wasser des heiligen Sees ist nicht ohne Grund mit

einem Tabu belegt. Wer darin badet infiziert sich mit aggressiven Keimen, welche die Haut angreifen und diese regelrecht verholzen lassen. Die Nocturna sehen darin eine gerechte Strafe für die Eindringlinge, die nun wieder möglichst eilig weiterreisen möchten zum Zentrum des Pilzmyzels. Nun geht es nicht mehr nur um eine Spur zur verschwundenen Aruula, sondern auch um ein Heilmittel gegen die Verholzung.

Eine Zwischenstation ist hierbei ein verlassenes Dorf mitten im vom Myzel verseuchten Wald. Einst war dort die Heimat eines Stammes von Waldnomaden. Eine Reisegemeinschaft des Stammes kehrt nun gerade wieder in das Dorf zurück und findet dieses zerstört und verlassen vor. Die Tiere unter der Kontrolle des Myzels sind in heller Aufregung und greifen alles und jeden an. Was dort wirklich geschehen ist bleibt vorläufig ein Rätsel. Zumal die Verholzung von Maddrax, Haaley und All'ec immer weiter fortschreitet. Die Zukunft der Expedition liegt nun in den Händen von Dak'kar und einem jungen Mädchen, namens Tautropfen, das sich der Expedition eher unfreiwillig als Reiseführerin angeschlossen hat. Doch es gibt kein Zurück mehr, wenn die Expedition nicht im Desaster enden soll. Der Roman Nr. 626 ist der erste Roman von Sascha Vennemann seit über zwei Jahren. In der LKS zum Roman gibt er zu, dass die Pause auch mit seinen Aktivitäten für die „Perry Rhodan"-Miniserie „Atlantis" zusammenhängt. Dort habe er zudem einige Ideen mitgebracht, die er nun bei „Maddrax" platzieren möchte. Darunter zum Beispiel die Idee jedem Roman eine Art Soundtrack, eine Playlist, auf Youtube zuzuordnen.

Anime-Appetizer von Alexander „Tiff" Kaiser

Anime Previews der Herbst-Saison 2023: Immer, wenn ich diesen Review schreibe, und das tue ich schon ein paar Jahre, befinde ich mich in folgender Situation: Die Season ist fast zu Ende, und wenn ich dies hier in letzter Minute – wie heute – in die Tasten klimpere, haben die meisten Serien noch ein, zwei, vielleicht drei Folgen, und nur ganz wenige kriegen vierundzwanzig oder gar sechsundzwanzig Folgen. Im Prinzip sind die Serien vorbei. Das hat aber den Vorteil, dass meine Empfehlungen ehrlich sind.

Zwar neige ich dazu, die eine oder andere Serie zu empfehlen, obwohl ich sie nie oder nur ein, zwei Folgen gesehen habe, aber ich möchte das offen kommunizieren. So wie damals, als ich die Isekai-Serie vorgestellt habe von dem Typen, der als Getränkeautomat in einer Dungeon&Dragon-Welt reinkarnierte. Damals hatte ich die erste Folge der anderen Serie gesehen, in der jemand als Schwert in die neue Welt kam, und dieser Quatsch hat mich etwas voreingenommen, beim Getränkeautomaten überhaupt reinzusehen. Aber dieser sozusagen absolutere Quatsch wäre eigentlich genau mein Ding. Ich werde wohl meine Wenigkeit später aufraffen müssen, um hier tatsächlich reinzuschauen. Na, wir, hahahaha, werden sehen.

Beginnen möchte ich diesmal mit dem Fantasy **S-Rank Musume.**

Der Mittvierziger Belgrieve ist ein ehemaliger Abenteurer. Er hat es nie über den F-Rang raus geschafft, und deshalb in seinen Zwanzigern nach dem Verlust eines Unterschenkels beschlossen, sich aus der Gilde abzumelden. Als er auf dem Weg in sein Exil ein alleingelassenes, schwarzhaariges Mädchen findet, beschließt er, nachdem keine Eltern und Verwandten aufzutreiben sind, es aufzuziehen.

Während der nächsten vierzehn Jahre gibt er nicht

nur sein Bestes, um ein anständiges Kind heranzuziehen, sondern auch eine potentielle Abenteurerin, während er zugleich sein neues Heimatdorf beschützt.

Angeline geht mit vierzehn in die nächste Stadt mit einer Abenteurergilde, und dank Belgrieves Training steigt sie in nicht mal vier Jahren vom Rang F zur S-Rang-Abenteurerin auf, der höchsten Klasse, und erwirbt sich den Respekt aller anderen Abenteurer.

Dabei erzählt sie jedem, der es hören will, von ihrem legendären Vater, Belgrieve, dem Rothaarigen Oger.

Derartige Aufschneidereien locken natürlich eine Menge Leute an, die diesen Titel nachspüren wollen, und zu Papas eigener Verwunderung scheinen alle außer ihm davon auszugehen, dass der Titel absolut gerechtfertigt ist – nicht allein wegen seiner Schwertkunst.

Der Ärger beginnt, als Ange, wie sie liebevoll abgekürzt wird, nach vier Jahren das erste Mal nach Hause möchte, und die Gilde sie einfach nicht gehen lassen kann, weil im Dutzend billiger Dämonenkönige auftauchen, von denen sie einen tötet.

Aber auch das ruhige Leben von Belgrieve ist vielfach bedroht. Nicht zuletzt durch die lokale Herzogin, die, angelockt von der Rettung ihrer Schwester durch Ange, den Vater kennenlernen möchte und ihm erst einen Arbeitsvertrag anbietet, und als er den ablehnt, einen Heiratsantrag.

Fazit: Die Serie ist spannend, witzig, hat ein düsteres Geheimnis und macht einfach nur Spaß. Vor allem, als es Ange nach dem missglückten Heiratsantrag von Herzogin Bordeaux dämmert, dass ihr Vater ein eigenes Leben hat. Woraufhin sie versucht, ihn mit einer Frau zu verkuppeln, die sie gerne Mutter nennen möchte.

Doch spätestens, wenn Belgrieve in der Höhle eines Dämonenkönigs einen kleinen, schwarzhaarigen, alleingelassenen Jungen findet, der Ange in jungen Jahren gleicht,

bekommt man eine Ahnung, wo die Serie noch hingehen wird.

Bis hier hat sie mir einen Riesenspaß gemacht, und manche Folgen habe ich zweimal gesehen. Das ist immer ein Qualitätszeichen.

Next! Ikenaikyo! Der in ziemlicher Isolation lebende Zauberer Allen - ein absoluter Meister seiner Kunst, obwohl seine Schulzeit nicht lange her ist - findet im Wald die blonde Charlotte. Schnell stellen sich zwei Dinge heraus. Erstens, sie ist eine Fürstentochter, die vom Großteil ihrer Familie schlechter behandelt wurde als Aschenputtel von ihrer Stieffamilie. Zweitens wurde sie zur Verlobung versprochen, weil ihr Blut dann doch einen Wert hat, aber eines Verbrechens beschuldigt, das sie nicht begangen hat, um ebendiese aufzukündigen. Woraufhin Charlotte zum ersten Mal nicht alles klaglos hinnahm, was man ihr antut, sondern geflohen ist.

Allen nimmt das Mädchen bei sich zuhause auf und ist relativ angepisst von ihrer Widerstandslosigkeit und ihrem Verhalten, nie zu klagen. Also beschließt er, ihr die sündige Seite des Lebens zu zeigen, um ihre Widerstandskraft aufzubauen. Dafür beginnt er mit einer Kuchen-, und Tortentafel, unter der sich der Tisch zu biegen droht, und Charle, wie sie gerufen wird, erlebt ungeahnte Genüsse, von denen sie nie zu träumen wagte.

Aber das ist erst der Anfang. Ein extraweiches Bett, uneingeschränkter Zugang zu seiner vielfältigen Bibliothek, weiteres leckeres Essen und genussvolle Getränke sollen die klaglose Charle nach und nach verderben und auch ihren Charakter stärken.

Ziemlich schnell aber mischen sich die Halbkatzische Postbotin Miacha Bastetos und Allens Adoptivschwester Eruca in die Sache ein, um selbst einen Anteil an Genüssen mit Charle zu teilen – tolle Klamotten zum Beispiel.

Damit ist es leider nicht geschehen, denn was Charle und Allen selbst gar

nicht merken, wissen die beiden sofort – sie empfinden etwas füreinander. Um das rauszukitzeln schicken die zwei Verschwörerinnen das vermeintliche Nicht-Pärchen in den Liebes-Urlaub.

Dort entdeckt Charle auch das erste Mal ein Talent an sich, das sie nicht von Allen beigebracht bekommen hat: Tiere, vor allem magische, haben ein Faible für sie. Charle ist eine Tamerin am Anfang ihrer Karriere, hat aber schon zwei legendäre Bestien für sich gewonnen. Einen jungen Fenrir und einen Höllenkapybara.

Als dann zwei weitere Ereignisse eintreten, nämlich dass Charle von ihrer Familie steckbrieflich gesucht wird, und Allens Familie, die Crawfords, ihn wegen eines Problems nach Hause beordern, obwohl er sich einen dreitägigen Kampf mit seinem Stiefvater geliefert hat, bevor er gegangen ist, wird es noch mal richtig rasant. Denn das Problem ist Charles kleine Stiefschwester, Natalia, die einzige Person im ganzen Evans-Haushalt, die je gut zu ihr gewesen ist.

Fazit: Noch eine Comedy, und was für eine. Nein, nix mit ecchi oder so, bis hier jedenfalls noch nicht, außer einer Bikini-Szene im getarnten Pärchenurlaub. Und natürlich die Outfits von Allens gar nicht mal so kleinen Schwester Eruca sowie der Katzenmenschenpostbotin.

Aber es wird eine amüsante, Gerechtigkeit suchende Geschichte erzählt, in der der grandiose Allroundsprecher Tomokazo Sugita die Hauptrolle spricht. Ausdrücklich meine zweite Anime-Empfehlung in diesem Quartal, für alle, die Comedy mögen.

Dr. Stone Season drei. HRRRRRRRRR! Season drei ist draußen, und ich habe bei Season zwei aus irgendwelchen Gründen bei Folge vier aufgehört. Das ärgert mich. Aufraffen, weiterzuschauen, kann ich mich bisher aber auch nicht.

Ich weiß nicht, was mich gestört hat, aber irgendwie hat mein Unterbewusstsein auf

den „Nääää"-Button gedrückt. Mal schauen, ob ich das mit Priorität durchsuchten kann. Empfehlen kann ich die Serie aber ausdrücklich. Nein, das ist kein Widerspruch.

Toaru Ossan no VRMMO Katsudouki. Noch mal Fantasy, diesmal aber, wie der Titel verrät, Fantasy in einem Computerspiel. Da kommt übrigens gleich noch eine Empfehlung.

Jedenfalls entdeckt der Mittvierziger Taichi ein Virtual Reality Game für sich: „One more free Live Online". Das Spiel ist gerade hochgehyped, vor allem wegen seiner vielen personalisierten Erlebnisse.

Sein Spielcharakter: Der jugendliche Earth, Rasse Mensch, Beruf Bogenschütze und Meisterdieb. Sein Charakter, wie er spielt: Nur kein Mainstream, nur nichts Durchschnittliches, nicht, was alle wählen. Deshalb Bogenschütze, eine Profession, die von vielen Spielern als drittklassig angesehen wird. Deshalb seine Nebenberufe wie Kochen und Schmieden. Alles, nur nicht langweilig und Standard, ist sein Motto.

Schnell macht sich Earth nicht nur bei den NPC Freunde, sondern auch unter den Spielern. Und wider Erwarten erweist sich seine Kochkunst eines Tages als überaus nützlich, als die NPC während der Fairy-Woche den Verkauf von Nahrung einstellen – was aber jeder Spieler dringend braucht, wenn er eine Fairy als Begleiter hat, um sie oder ihn bei Laune zu halten. Als nahezu einziger Koch für Fairy-Nahrung wird er geradezu versklavt, um für so gut wie alle zu kochen, obwohl er selbst gar nicht in der Lage war, eine eigene Fairy „anzuwerben".

Dies ändert sich nicht, weckt aber das Interesse der Königin der Fairies an ihm persönlich. So sehr, dass sie ihm an den linken Ringfinger auch gegen seinen Willen einen Ring aufsteckt, was ihm den Spitznamen „Ehemann der Fairy Königin" einbringt. Leider ist der Ring ein bisschen mehr. Mit seiner Hilfe kann sie jederzeit zu Earth

teleportieren. Und wer glaubt, das sind Earths größte Probleme, der irrt.

Und das Spiel geht natürlich weiter, Expansion auf Expansion wird freigeschaltet, und das Spiel wird tatsächlich mehr und mehr zu einem zweiten Leben für Taichi.

Fazit: Schon wieder Fantasy. Und wenn Ihr mich fragt, ist der Virtual Reality Plot eigentlich überhaupt nicht nötig, zumindest bis hier nicht. Ich amüsiere mich großartig, obwohl die Handlung bisher mindestens so harmlos ist wie der Isekai-Anime „My unique Skills make me OP", wo der Protagonist die Dungeons durchkämmt, um Gemüse zu erbeuten.

Dennoch eine klare Empfehlung von mir. Wer Anime wie den gerade genannten oder Kuma Kuma mag, der wird hier reichlich bedient. Aber ich bin gespannt, ob da nicht doch noch was – zumindest etwas Ernsteres – hinterherkommt.

Aber kommen wir zum Eingemachten. Kommen wir zum zweiten großen Hammer der Saison, wie angekündigt wieder eine Virtual Reality-Story: **Shangri-La Frontier.**

Der Name ist Programm. Shangri-La Frontier ist das größte VR-Game, das derzeit draußen ist, mit über fünf Millionen Spielern. Einer von ihnen ist der Oberstufenschüler Rakuro, der eigentlich nur Trash Games spielt. Also jede Sorte von VR, dass schlecht programmiert, voller Bugs oder viel zu schwierig ist. Je unmöglicher, desto tiefer die Befriedigung, es zu „besiegen". Diese Leidenschaft teilt er sich mit seinem Playerbuddy OiKatzu, mit dem und gegen den er schon so manches Spiel geschafft hat, im wahrsten Sinn des Wortes.

Eines Tages gibt er aber Shangri-La Frontier eine Chance. Endlich mal ein normales, Bugfreies Spiel zum Entspannen? Nicht sein Ding. Also erschafft er sich einen Charakter mit Vogelmaske, gibt ihm seinen üblichen Spielernamen „Sunraku" und stürzt sich in die Welt – indem er die Anfängerstadt komplett skippt und total

ungeskillt auf einen Mid-Boss trifft, der die Brücke zur zweiten Stadt bewacht. Gestählt von den gebuggten „schlechten" Spielen schafft er das Unmögliche und erkämpft sich seinen Weg über die Brücke, nur um in noch schwierigeres, für seinen Level gar nicht vorgesehenes Gebiet zu gehen.

Dabei läuft er einem von acht legendären und einmaligen Bestien über den Weg, die keinen festen Spawnpunkt haben. Beeindruckt von seiner Gegenwehr tötet die Bestie ihn zwar, aber in Anerkennung seiner Leistung verflucht sie ihn auch, sodass er weder die Vogelkopfmaske ablegen, noch Rüstungen anlegen kann. Als wenn das Sunraku aufhalten würde.

Die nächste Schwierigkeit bereiten ihm seine Waffen, zwei Zwillingsdolche, die er von einen Vorpal Bunny geplündert hat. Diese und sein Kampf gegen das legendäre Biest erwecken das Interesse der Vorpal Zivilisation an ihm, und ihr oberster Anführer nimmt Sunraku unter seine Fittiche. Was der halt so drunter versteht.

Der wie ein japanischer Yakuza-Boss auftretende oberste Vorpal Bunny dreht den armen Sunraku dann auch kräftig durch die Mangel - „zu seinem eigenen Besten".

Derart gestählt beschließt er, mit seinem Kumpel OiKatzu und der Spielerin Pencilgon, die er ebenfalls aus früheren Spielen kennt, wenngleich als Gegnerin, ein anderes legendäres Biest zu jagen. Aber je schwieriger die Dinge sind, desto wohler fühlt sich Rakuro beim Spielen.

Fazit: Absolut empfehlenswert. Eine vollkommen übertriebene Geschichte mit phantastischen Bildern und einer witzigen Idee mit den Vorpal Bunnies. Vor allem weil eine der Töchter des Oyabuns ihn als Assistentin begleitet (Er ist etwa zwei Meter groß, alle anderen Vorpal Bunnies aber nicht mehr als einen halben Meter, btw.) und die Fähigkeit hat, sich zeitweilig in eine Menschenfrau zu verwandeln.

Weitere Probleme bringt nicht nur Pencilgon mit einem Attentatsversuch und den hochtrabenden Plänen, sondern auch der legendäre Player Psyger-0, der den Rekord für den höchsten jemals zugefügten Schaden hält und im Spiel auf Sunraku gewartet hat. Hinter der martialischen Rüstung verbirgt sich im realen Leben eine schüchterne Mitschülerin Rakuros, die einen kräftigen Crush auf ihn hat, und nun hofft, wenigstens im Spiel mit ihm reden zu können. Wenn er nur normal wäre und wie jeder andere Spieler leveln würde, was es ihr etwas schwer macht, ihn zu finden, geschweige denn sich in seiner Nähe zu halten.

Action, Action, Action, Spaß, Witz, Humor at its finest, also, ich schaue diese Serie gleich nach S-Rank Musume als nächstes supergerne und fiebere mit, wenn Sunraku sich wieder mal mit einem Gegner anlegt, den er vom Level her noch überhaupt nicht einmal ansehen können dürfte.

Vieles ist hoffnungslos übertrieben, aber die Spielmechanik ist natürlich auch eine ganz andere, daher ist Sunrakus Erfolg nicht vollkommen an den Haaren herbeigezogen.

Auf jeden Fall macht der Anime eine Menge Spaß, und ich hoffe doch, dass er vierundzwanzig Folgen hat. Ich schaue in der Winter Season gerne weiter zu.

Saihate no Paladin Season zwei. Oh ja, die Saga um den Paladin der Göttin Gracefeel, den bereits in jungen Jahren legendären William Maryblood, geht in die zweite Runde.

Der Mann, der sich selbst zum Adligen gemacht hat, indem er von Monstern und Dämonen infizierten ehemaligen menschlichen Lebensraum erobert und rekultiviert hat, steht vor einer neuen Aufgabe.

Vor zweihundert Jahren hießen die nahen Berge, die unweit jenes Ortes stehen, wo Will einst von den Untoten Mary, Gus und Blood aufgezogen und ausgebildet wurde,

noch nicht die rostigen Berge, sondern die Eisenberge, und ein Zwergenkönig gebot über den Berg und sein Volk. Dann kamen die Dämonen und ließen sein Königreich von einem Drachen angreifen. Davor befahl er all sein Volk, das nicht für den Abwehrkampf benötigt wurde, zu fliehen und zu überleben.

Diese Überlebenden sind nun zweihundert Jahre später Vasallen von Will, und nachdem er ihre Geschichte gehört hat, beschließt er, sich sowohl um die Dämonen, welche die Rostberge heute bevölkern, als auch um den Drachen ein für allemal zu kümmern. Dabei stellen sich zwar auch Hilfen ein, so der Enkel des letzten Königs und dessen Lehrmeister, sondern auch erhebliche Probleme. Der Gott des Todes hat nach der Niederlage seines Avatars gegen den Paladin von Gracefeel ein morbides Interesse an ihm entwickelt, und man muss sehen, ob dies Will nützen oder schaden wird.

Mit einer Party von fünf, also den beiden Zwergen, seinem besten Freund, dem Elfen Meneldor, und dem legendären Schwertkämpfer Reystov, macht er sich auf den Weg nach Hause, wo der untote Magus Gus auf ihn wartet. Dessen bester Tipp für den bevorstehenden Kampf mit dem Drachen: „Tu es nicht, Will."

Aber William Maryblood und seine Begleiter haben sich entschieden. Und so beginnt der Kampf, um aus den Rostbergen wieder die Eisenberge zu machen – mit ungewissem Ausgang.

Wer Season eins gemocht hat, wird Season zwei ebenfalls lieben.

Für Freunde des gepflegten Subs: Ich habe gerade gelesen, dass der Sprecher für William ausgetauscht wurde. Anfangs, weil in seiner Kindheit begonnen wurde, hat eine Frau ihn gesprochen. Für die neue Season mit einem erwachsenen Will hat man diesmal einen Mann genommen. Die gute Nachricht: Der Übergang ist nahezu unbemerkt an mir vorbei gegangen, will sagen, es

stört überhaupt nicht nach der ersten Erkenntnis.

Auch hier, klare Empfehlung, sich den Anime anzuschauen.

Eine Serie möchte ich noch vorstellen, auch wenn ich hier sechs Folgen hinterher hänge: **Atarashii Joushi wa Do Tennen**. Nix Abenteuer, nix Isekai, auch keine School Rom-Com oder sowas, und gewiss kein Slapstic.

Der junge White Collar Worker Momose hat seinen alten Job in seiner alten Ausbeuterfirma gekündigt, weil er dort drangsaliert und „unten" gehalten wurde. Das ging so weit, dass er Magengeschwüre bekommen hat. Als er dank eines Werbefilms für ein Planetariums (wird in Folge vier erzählt) den Mut hat, seinen ausbeuterischen Job mit dem tyrannischen, ungerechten Vorgesetzten zu verlassen, bewirbt er sich bei der Werbefirma – und wird vom Fleck weggenommen.

Sein neuer Vorgesetzter ist Aoyama, der die ganze Abteilung leitet. Sein direkter Zuarbeiter, also sein Senpai, das ist ein bereits längere Zeit Angestellter ohne leitende Funktion, wird der kaum ältere Shirosaki. Der soll ihm mit seiner Erfahrung über die Firma und den Job selbst zur Seite stehen.

Aber zuerst einmal melden sich Momoses Magenbeschwerden wieder, nachdem er denkt, er könnte bereits am ersten Tag Shirosakis Unmut erregt haben. Stattdessen aber gibt sich der leicht schusslige und ungeschickte, aber sehr fähige junge Mann allergrößte Mühe um seinen Kohai. Auch wenn er Momose für seine Magenkrämpfe aus Gewohnheit das bringt, was er seiner letzten Freundin gekauft hatte: Ein Mittel gegen Menstruationskrämpfe. Immerhin, er bemüht sich.

Es gibt noch einige Gelegenheiten, in denen sich Momoses Magen meldet, aber auch schnell wieder beruhigt, denn im Gegensatz zum alten Vorgesetzten ermuntert Shirosaki ihn, unterstützt ihn, gibt ihm Komplimente, einen Schlüssel zu seiner Wohnung

(weil Shirosaki denkt, Momose möchte gerne seine Findelkatze sehen), und, und, und.

Dieses kollegiale, ja freundschaftliche Verhalten geht so weit, dass ein junger Mann aus einem anderen Büro, der den beiden zuhört, die Courage erlangt, seinen eigenen Job, in dem er gemobbt wird, auch zu kündigen. Er bewirbt sich ebenfalls für Shirosakis Firma und wird genommen.

Nicht nur, dass die drei sich schnell anfreunden, auch Aoyama, der wegen seiner Scheidung ständig zu vereinsamen droht, erhält von Aigo, dem Neuen, endlich die tröstliche Aufmerksamkeit, auf die er so lange verzichten musste.

Fazit: Wie ich schrieb, bin ich nur bis Folge sechs gekommen. Dann standen Tausend Dinge an wie das neue WoC, und ich habe die Serie unbewusst von der Liste gestrichen. Was witzig ist, denn ursprünglich habe ich nur die erste Folge geschaut und war minder begeistert. Dann gab ich ihr einen zweiten Versuch, und sie wurde immer besser. Es ist eine Comedy, zugegeben, wahrscheinlich eine Yong Koma-Geschichte, oder so. Auf jeden Fall mit lockerleichter Hand erzählt, und ein Tränendrücker ist sie auch.

Spätestens dann, wenn rauskommt, dass Shirosaki einer der drei war, die Momose eingestellt haben. Und dass er sich noch bevor die Entscheidung feststand, freiwillig gemeldet hat, um sein Sempai zu werden. Richtig tränenrührerisch aber wird es, wenn Momose von der Werbung erzählt, die sein Leben verändert hat, und Shirosaki ihm erzählt, dass er diese Werbung gemacht hat.

Ich gebe zu, hier und da musste ich ein, zwei Tränen verdrücken, und über Weihnachten, wenn ich wieder mehr Zeit habe, werde ich die restlichen Folgen nachholen, alleine um gut lachen zu können. Eine tolle Serie, wirklich.

Noch ein paar honorable Erwähnungen von weiteren Serien, die in dieser Season fortgesetzt werden, wo ich

aber noch nicht reingeschaut habe.

Spy X Family, das Drama um die Patchworkfamilie, bestehend aus dem Superspion, der Profimörderin und das telepatisch begabte Kind geht jetzt schon in die dritte Runde. Ich lese die Mangas, daher lasse ich vorerst die Finger vom Anime. Der scheint aber gut anzukommen.

Shield Hero, der Isekai über den stiefmütterlich behandelten beschworenen Helden, der sich nach und nach durchsetzt, kriegt auch seine dritte Season. Bei der zweiten habe ich nach der ersten Folge aufgehört, weil ich einen Seitenerzählstrang so la la fand. Aber das Feuer ist da, ich werde weiterschauen.

Goblin Slayer geht ebenfalls in die zweite Runde. Ich gebe zu, mir macht die Serie etwas Kummer. Sie ist hervorragend gemacht, aber den Spielfilm habe ich abgebrochen, als ich die berüchtigten ab achtzehn-Szenen befürchten musste. Auch hier habe ich deshalb leichte Hemmungen, reinzuschauen. Zu heftig mag ich es dann doch nicht. Wenngleich der große Schlusskampf in Season eins für mich immer noch eine der besten Anime-Arbeiten ist, die ich je gesehen habe. Eigentlich einer meiner Lieblingsanime, und ich werde mich überwinden.

Okay. Eine kleine Erwähnung noch, damit wenigstens ein Sci-Fi-Anime auftaucht: **Bullbuster**. Hier habe ich tatsächlich nur Folge eins gesehen. Im Prinzip geht es darum, dass Teile Japans nicht bewohnbar sind, weil gigantische Bestien nach und nach Regionen übernehmen, hauptsächlich Inseln. Um dieser Entwicklung Herr zu werden, wurden diese Gebiete evakuiert, und Ungeziefervernichtungsfirmen übernehmen den Job, diese Bereiche wieder von den Biestern zu säubern. Und dies meist auf einem ziemlich engen Budget.

Diese Geschichte handelt dann von dem jungen Ingenieur und Piloten Tetsuro, der mit

seinem selbst entwickelten Mecha Bullbuster mit Segen seiner Chefin zu einem kleineren Pest Exterminator wechselt, Namidore Industries, um seinen Mecha weiter zu verbessern. Die eher familiär strukturierte Firma hat es indes in ihrem Wirkungsgebiet nicht einfach, wenn das neueste Ungeheuer, das auf ihrer Insel wütet, sogar dem Militär Probleme bereitet. Aber Tetsuro geht die Sache so an, wie sie zu ihm kommt, und die Angestellten von Namidore sind frohen Mutes, auch diese Bestie zu erlegen.

Kein Fazit, außer, dass die erste Folge so la la war und ich mich nicht richtig mit dem Zeichenstil anfreunden kann. Aber da ich Folge eins gesehen habe, schaue ich wohl auch noch in die zweite rein.

Storys und Fortsetzungsgeschichten

„Die Wälder von Katalis, 4. Buch: Die Reise“ von Veronika „Vroni“ Bärenfänger

Die Liste

Im Nachhinein hätte ich mir selbst eine verpassen müssen, denn ich sah den innerlichen Kampf nicht. Ich merkte nicht, wie sehr Leila an der Aufgabe zweifelte und dennoch versuchte, ihr Bestes zu tun, um sie zu erfüllen.

Wir befanden uns erst ganz am Anfang und ich hatte bisher nur Daria und Christian überzeugen können.

Claudia hörte mir nicht zu und mein Vater verweigerte jeden Kontakt.

Onais-Tjelfort konnte nur mit uns sprechen, die Anderen verstanden ihn nicht.

Er wirkte wie ein seltsamer Zauberer, ein Eremit, der nach langer Abwesenheit die Sprache verloren hatte. Er konnte uns hierbei nicht helfen.

Das Einzige, was mir Freude bereitete, war die wachsende Freundschaft zwischen Daria und Leila. Christians Frau war einfach ein Mensch, den man lieben musste. Ihr gutes Herz hatte mich schon in Jugendjahren beeindruckt. Sie stand immer über allen Vorurteilen und suchte das Gute in den Menschen. Selbst als sie anderes erfuhr, trübte es nicht ihre Einstellung.

So konnte ich beobachten, wie die beiden flüsterten, kleine Geheimnisse hatten, lachten und sich austauschten.

Daria wusste, lange vor mir, von Leilas Plänen und sie unterstützte sie darin.

Ich war so sehr mit mir selbst beschäftigt, dass mir das nicht auffiel, aber Leila schmiedete bereits an einem Plan.

Mein Bestreben konzentrierte sich darauf, mich mit meinem Vater auszusprechen. Er stand auf dieser Liste, was für mich bedeutete, dass ich ihn von dieser Reise überzeugen musste.

Ich strebte ein Mediationsverfahren an, genau wie es

bei uns zwischen streitenden Ehepaaren praktiziert wurde und hoffte auf einen unabhängigen Mediator.

Zu meinem Bedauern konnte ich niemanden finden und so wandte ich mich mit meiner Bitte an Claudia.

Ich war überrascht, dass sie zusagte und bereit war, mir zuzuhören, aber nur mir. Leila sollte bleiben, wo sie war.

Ich fand mich also in ihrer Küche wieder und bevor ich irgendetwas sagen konnte, musste ich einen ihrer köstlichen, süßen Hefeklöße essen und einen kräftigen schwarzen Tee trinken.

Erst nachdem ich meinen Teller geleert und sie mir heißen Tee nachgegossen hatte, setzte sie sich und sagte,

»Nun, erzähl. Wo warst du all die Jahre?«

Ich räusperte mich und begann:

»Wir hatten damals diesen Auftrag, die Grenzen zu Ugwadule zu schützen und wurden angegriffen. Die Galier trieben meine Einheit und mich direkt in die Wüste und wir suchten Schutz im Schatten einer seltsamen Steinformation …«

So erzählte ich ihr die gesamte Geschichte, wie ich durch das Portal nach Katalis gelangte und die ganzen Jahre völlig alleine überlebte. Immer in der Hoffnung, eines Tages wieder zurückzukehren.

Claudia blickte mich immer wieder etwas ungläubig an. Ich musste zugeben, die Story klang schon sehr verrückt. Zehn Jahre auf einem fremden Planeten, alleine?

Aber es hatte funktioniert und da wir in der Schule auch das Planetensystem gelehrt bekamen, war Claudia bereit, das zu glauben.

Sie hörte mir interessiert zu, als ich ihr davon erzählte, wie Leila zu mir kam und meine Einsamkeit verschwand, wurde ihr Gesichtsausdruck ernst.

»Wir müssen lernen zu vergeben«, sagte ich mit Nachdruck.

»Wie kannst du? Sie töteten Anna!«, brachte Claudia mir entgegen.

»Als das geschah, war Leila ein Kind, ein unschuldiges Kind, das nichts von alledem wusste«, entgegnete ich ihrem Vorwurf.

»Das glaube ich dir nicht. Sie war ein Soldat, das hast du mir selbst erzählt!«, sagte sie wütend.

»Claudia, sie ist ein Opfer, genau wie Anna ein Opfer war«, versuchte ich ihr begreiflich zu machen.

»Was verstehst du unter Opfer? Sie lebt, Anna ist tot!«

Ich konnte die Wut spüren, die da in ihr aufkeimte.

»Leila muss mit dem weiterleben, was ihr angetan wurde«, brachte ich ihr trocken entgegen.

»Was? Ein verwöhntes kleines Prinzesschen lernt, was es heißt zu überleben?«, fauchte Claudia.

»Ja, genau das dachte ich zuerst auch«, sagte ich ganz ruhig.

Sie blickte mich erstaunt an und fragte,

»Ist das jetzt etwa anders?«

»Ja, Claudia. Ich kenne ihre Geschichte und eines darfst du mir glauben. Niemand aus unserem Volk würde das ‘erstrebenswert’ finden!«, antwortete ich.

»Sie stammt aus dem Adel, was ist daran denn nicht erstrebenswert?«

Claudia blickte mich ungläubig an.

»Ich weiß, dass ich für sie Partei ergreife, dir sollte aber bewusst sein, dass ich das nicht aus meinen persönlichen biologischen Gründen tue«, ich setzte ab, um ihr die Möglichkeit zu geben, etwas zu erwidern. Nachdem sie es nicht tat, fuhr ich fort, »Galische Frauen haben keinerlei Rechte. Sie gehören ihren Vätern und später den Männern, die ihre Väter für sie wählen. Ihnen wird der Zugang zu Bildung verwehrt, was besonders die Frauen aus höheren Schichten betrifft. Sie wissen nichts und dürfen nichts. Sie sollen hübsch aussehen und das Haus ihrer Familie oder das ihrer Ehemänner repräsentieren. Vor allem sollen sie männlichen

Nachwuchs produzieren, funktioniert das nicht, sind sie praktisch tot.«

»Was?«, fragte sie und blickte mich ungläubig an.

Ohne meinen ernsten Gesichtsausdruck zu ändern, starrte ich zurück.

»Leila kann keine Kinder bekommen. Sie hat mir noch lange nicht alles erzählt, aber ich vermute, die Ursache ist ihr Mann und wie er mit ihr umging. In meiner Fantasie habe ich mir bereits die schlimmsten Dinge ausgemalt, die ein erwachsener Mann mit einem 15-jährigen Kind anstellen kann. Leila spricht nicht darüber. Ich kann nur fühlen, dass da Schlimmes passiert ist. Das Paket, das sie mit sich trägt, wiegt schwer, schwerer als unser Verlust. Das solltest du wissen.«

»Warum ging sie dann zum Militär? Das verstehe ich nicht«, sagte Claudia.

»Militär oder Bordell, das ist die einzige Wahl, die sie hatte, nachdem ihr Mann sie verstieß. Er wollte sie tot sehen. Nicht mehr und nicht weniger und so schickte er dieses zarte, unschuldige Ding, völlig unvorbereitet in die Schlacht. Bis sie auf mich traf, hatte sie nicht mal einen blassen Schimmer davon, wie man sich selbst schützen konnte!«

Ich konnte mich schwer zügeln und erhob die Stimme.

»Du willst mir jetzt erzählen, dass bei den Galiern die Männer die absolute Macht über die Frauen haben und mit ihnen tun und lassen können, was sie wollen?«, fragte sie.

Ich blickte sie an und erwiderte,

»Du kannst glauben, was du möchtest. Ich glaube ihr das. Nachdem ich sie verletzt gefunden hatte, hat sie nicht einmal Anstalten gemacht, wegzulaufen, obwohl sie das jederzeit gekonnt hätte. Nur jemand, der nicht weiß, wie man sich wehrt, ergibt sich in diese Situation ohne zu kämpfen.«

Claudia wurde nachdenklich, was man in ihrem Gesicht sehen konnte. Die Stirn in Falten gelegt, die Augenbrauen zusammengezogen,

überlegte sie, was sie als Nächstes sagen wollte. Sie atmete tief ein und brachte die eine Frage hervor, die sie offensichtlich schon seit unserer Ankunft quälte.

»Was hat diese Frau, das dich dazu bringt, meine Tochter zu vergessen?«, fragte sie spontan.

Ich blickte sie kurz an, ließ meinen Blick ins Leere schweifen und antwortete,

»Ich habe Anna nicht vergessen und Tiana ebenfalls nicht.«

»Was bringt dich dann dazu, dein Bett mit einer Fremden zu teilen?«, hakte sie nach und ich konnte spüren, dass ihr Interesse nicht wütend, sondern ehrlich war.

Ich überlegte einen Moment und erklärte,

»Leila ist das Wasser, das die Flammen löscht. Sie legt ihre kühlen Hände auf meine brennenden Wunden und ist in der Lage, die Wut und den Hass zu mildern. Bei alledem hat sie nicht den Anspruch darauf, Anna zu ersetzen. Sie will das auch nicht und ich will, dass sie bei mir bleibt«, ich setzte kurz ab, seufzte und fügte an, »Ursprünglich wollte ich hier bleiben, die ganze Geschichte mit der Apokalypse und der Reise nach Katalis vergessen und einfach dort weiter machen, wo ich vor zehn Jahren aufgehört hatte, aber ihr alle wart so furchtbar zu uns. Vor allem aber zu Leila und Onais-Tjelfort. Unter diesen Umständen erfülle ich jetzt meine Aufgabe und entweder geht ihr mit mir oder ich gehe alleine. Das, und nichts anderes ist der Grund, warum das Universum die Erde vernichten wird. Dessen bin ich mir nun ganz gewiss.«

Sie blickte mich mit offenem Mund an und fragte,

»Du glaubst das wirklich, ja?«

»Ja, ich glaube das und ich glaube auch, dass ich aus einem bestimmten Grund dazu ausgewählt wurde, um die Liste zu erfüllen und all die würdigen Menschen mit nach Katalis zu nehmen. Es ist eine Chance, ein Neuanfang ohne diesen Groll und diesen Zorn und auch wenn euch allen das

nicht schmecken mag. Ohne die Menschen von Leilas Stamm, werden wir nicht gehen. Ich brauche sie, um das Tor zu öffnen und ich brauche sie, um den Durchgang für euch aufrechtzuerhalten«, ich setzte kurz ab und bevor sie etwas sagen konnte, sprach ich weiter, »Nun sage mir, was meinen Vater geritten hat und warum er gar so verbittert auf meine Heimkehr reagiert hat. Immerhin verlange ich ein Mediationsverfahren und du sollst der Mediator sein.«

»Es ist der Tod deiner Mutter«, antwortete Claudia. »Nachdem du verschwunden warst, wurde sie krank. Sehr krank. Dein Verschwinden war schon schlimm genug für ihn und jetzt auch noch Marie-Louise zu verlieren, ließ ihn hart und unbarmherzig werden. Er hat alle dazu angetrieben, härter und skrupelloser gegen die Galier vorzugehen und das hat seine Spuren hinterlassen.«

»Bist du deswegen auch so hart geworden?«, fragte ich sie.

»Ich habe Anna und Tiana verloren und mein Sohn Ewald kam verletzt nach Hause, was Kalgrim dazu veranlasste, höchstpersönlich in den Krieg zu ziehen. Er kam nicht zurück«, erzählte sie traurig.

»Das erklärt einiges, aber nicht, warum er so wütend auf mich ist«, sagte ich.

»Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich das nachvollziehen. Würde Kalgrim plötzlich vor mir stehen, würde ich weinen vor Glück und niemals hinterfragen, warum er so lange nichts von sich hat hören lassen«, sie setzte ab und strich mir sanft über die Wange, bevor sie weitersprach, »Nun erzähl mir bitte etwas von dieser Liste. Mein Name steht dort? Warum?«

Ich wandte mich kurz ab, suchte nach meiner Tasche und holte das Buch heraus.

Claudia blickte neugierig auf die aufgequollenen Seiten, denen man eindeutig ansehen konnte, dass sie ein gewisses Alter hatten.

Ich schlug die Seite mit den Namen des Volkes der von

Lork auf, zeigte auf meinen Vater und drehte das Buch so, dass sie es lesen konnte.

Ich sah, wie ihre Augen über die Zeilen flogen und sie jeden Namen gründlich studierte.

»Mein Name steht hier aber nicht«, sagte sie und ihre Stimme zitterte.

»Du bist auch keine von Lork. Du bist eine von Vildskov, dass du hier lebst, hat mit all diesen Kriegswirren zu tun. Ich kann dir nicht sagen, wann diese Liste entstanden ist, aber ich kann dir sagen, dass dein Name dort steht!«

Ich blätterte weiter bis zur Aufstellung der von Vildskov und zeigte auf den ersten Namen auf der Seite.

Abermals beobachtete ich, wie ihre Augen über die Zeilen flogen.

Vorsichtig streckte sie eine Hand danach aus, hielt inne, blickte mich an und fragte, »Darf ich?«

Ich nickte und schob ihr das Buch herüber.

»Vorsichtig, es ist schon sehr beschädigt«, sagte ich leise und sie nickte.

Ich beobachtete, wie sie Zeile für Zeile dieses Buches las.

Vorsichtig und behutsam blätterte sie sich durch die Seiten der Liste und landete schließlich bei den Dingen, die wir mitnehmen konnten.

Hier hielt sie mehrfach inne und fragte nach.

Was für eine Reise das denn wäre, wie viel Zeit uns noch bliebe, das alles vorzubereiten und ob denn alle auf dieser Liste zu überzeugen wären.

Sie stellte so viele Fragen, sodass mir recht schnell bewusst war, dass sie uns begleiten würde. Auch Claudia wünschte sich Frieden, genau wie die anderen. Als Mediator würde sie nichts mehr taugen, denn sie stand auf meiner Seite. Wen sollte ich jetzt fragen, oder sollte ich versuchen, die Schlichtung trotzdem mit ihr zu vollziehen?

Es ging schließlich darum, meinen Vater dazu zu

bringen, mir zu glauben. Ob er mir dabei verzeihen konnte oder gar Leila akzeptieren würde, spielte im Moment wirklich keine Rolle.

Durch die garstige Gräfin war zu viel Zeit vergangen, das hatte Onais-Tjelfort eindrücklich klargemacht. Es galt also so viele wie möglich zu überzeugen. Ich dachte, dass meine größte Herausforderung darin bestand, meinen Vater zu überzeugen. Immerhin war er der, der die Völker vereint hatte. Die Ugwadule und die Harmaapatra. Bei den Vildskov konnte ich keinen größeren Fuß in der Tür haben, als Claudia.

Jetzt ging es darum, mich mit meinem Vater auszusprechen und ihn davon zu überzeugen, dass er mir nach Katalis folgen sollte.

Wir waren jetzt über eine Woche auf der Erde und hatten gerade drei Menschen von unserem Vorhaben überzeugt. Ich hoffte so sehr auf seine Unterstützung, das würde es viel leichter machen.

Das Gespräch mit Claudia hatte unter vier Augen stattgefunden und es war beim Gespräch mit meinem Vater nicht vorgesehen, dass Leila mich begleitete. Ich hätte sie zwar gerne bei mir gehabt, um ihm zu zeigen, was für ein wundervoller Mensch sie war, aber das musste auf später verschoben werden. Ich bat Daria, sich um sie zu kümmern, während ich mich selbst auf eine mehrtägige Abwesenheit vorbereitete. Leila unterstützte mich in meinen Vorbereitungen, sie spornte mich an und wir bereiteten gemeinsam all die Argumente vor, die wir haben würden. Ich machte mir Notizen und Leila beobachtete mich dabei ganz genau. Sie wollte endlich schreiben können und so sah ich sie immer wieder mit einem Bleistift und einem Blatt Papier, auf dem sie die Buchstaben übte. Noch war ihre Schrift sehr ungelenk und kantig, aber mit diesem Ehrgeiz würde es nicht mehr lange dauern und sie entwickelte ihre eigene Handschrift.

Claudia hatte sich ebenfalls mehrfach bei uns blicken lassen und versuchte, die Distanz zu Leila aufzuweichen. Es gelang ein wenig, aber durch ihr erstes Verhalten hatte Claudia natürlich einiges an Vertrauensbonus verloren.

Ich packte ein paar Sachen zusammen und machte mich zusammen mit Claudia auf den Weg zum Anwesen meines Vaters.

Ich verabschiedete mich von Leila, wie ich mich von meiner Frau verabschiedet hätte und dachte nur kurz daran, dass ich sie noch immer nicht gefragt hatte, ob sie bei mir bleiben würde, bis zum Ende unserer Zeit.

Vielleicht wollte ich das erst aussprechen, wenn ich wusste, ob und wie ich meinen Vater überzeugen würde.

Jedenfalls überließ ich sie den wachsamen Augen von Christian und Daria.

Das Anwesen meines Vaters lag oberhalb des Dorfes, auf einem kleinen Hügel. Die von Lork lebten hier schon seit Generationen. Einst war es nur ein Gutshof, dann bildete sich darunter ein kleines Dorf. Ein friedliches Dorf, aus dem der Stamm der von Lork erwuchs. Irgendwann gehörten sie alle zusammen und arbeiteten Hand in Hand.

Nachdem, was ich auf Katalis erfahren hatte, war das immer so gewesen. Wir lebten alle friedlich miteinander. Wir hatten uns nur zu weit voneinander entfernt. Damals war es meinem Vater gelungen, alle an einen Tisch zu bekommen. Alle, bis auf die Galier. Deren Leben hatte sich zu weit von unserem entfernt.

In dem Moment, als ich vor meines Vaters Haustür stand, erinnerte ich mich daran. Sie hießen nicht Galier, sie waren die Galesen und sie lebten nicht als unsere Nachbarn, sondern an den Küsten des Landes und auch sie waren einst friedliche und sozial gut etablierte Gemeinschaften. Niemand konnte heute mehr sagen, was damals wirklich vorgefallen war, dass sich aus diesem Volk die Galier entwickelten. Um ehrlich

zu sein, interessierte mich das auch nicht. Ich wollte nur noch meine Aufgabe erfüllen, die Menschen auf der Liste zusammensammeln und dann zurück nach Katalis.

So stand ich vor der Tür, nicht fähig, meine Hand zu erheben, um daran zu klopfen.

Claudia stand hinter mir und wartete geduldig. Gerade in dem Moment, als ich mich durch alle meine Zweifel gekämpft hatte, flog die Tür auf und ich blickte für einen winzigen Moment in das offene und freundliche Gesicht meines Vaters.

Er stand vor mir, in seiner Arbeitskleidung, bereit, seine Tiere zu füttern. Seit ich mich erinnern kann, tat er das selbst, sofern er zu Hause war.

Für einen Moment konnte ich das freundliche und gütige Wesen meines Vaters erkennen und dann versteinerten die Gesichtszüge.

»Was willst du hier?«, raunte er mich an.

»Mit dir reden«, antwortete ich kurz.

»Ich habe zu tun, das siehst du doch«, sagte er streng.

»Ich muss dennoch mit dir reden und es ist wichtig!«, sagte ich beharrlich.

»Ich habe keinen Bedarf und jetzt geh mir aus dem Weg!«, brachte er trocken hervor und blickte mich böse an.

Da ich nicht weichen wollte, schob er mich zur Seite und erblickte Claudia, die bislang nicht zur Kenntnis genommen hatte. Augenblicklich weichte sein Blick wieder auf und er fragte, »Was tust du denn hier?«

Der Klang seiner Stimme irritierte mich und gleichzeitig erinnerte er mich an die Stimmfarbe, die er meiner Mutter gegenüber immer an den Tag gelegt hatte.

Claudia lächelte ihn an und sagte,

»Er verlangt ein Meditationsverfahren und er wählte mich als seinen Mediator.«

»Das geht nicht!«, entgegnete er vehement.

»Du weißt, dass das geht, das sind deine Regeln,

du hast sie von deinem Vater übernommen, der sie wiederum von seinem Vater hat. Als du in deinem Amt bestätigt wurdest, hast du ein Gelübde abgelegt, dass du diese Regeln beibehalten wirst«, sagte sie mit sanftem Nachdruck.

»Ich weiß das, das musst du mir nicht erklären, aber das geht nicht!«, sagte er laut.

»Das muss gehen«, erwiderte sie.

Er blickte sie an. Kein strenger, böser Blick, sanft, fast liebevoll und ich kannte diesen Blick. Was ging hier gerade vor sich? Hatten die beiden etwa etwas miteinander? Wie lange war meine Mutter nicht mehr am Leben? In mir wallte Empörung auf, die ich aber abschüttelte. Wer war ich, dass ich mir ein Urteil erlauben konnte? Meine Gedanken wurden abrupt unterbrochen, als mein Vater sagte,

»Claudia, du bist befangen!«

Es entwich mir ein lautes Lachen, dachte ich nicht, dass sie schon von meiner Seite beeinflusst war und somit laut den Regeln als befangen galt.

Dieser gegenseitige Zustand, hob sich, laut Regel, wieder auf. Das hatte sie gewusst und sie hatte mich so lang darüber grübeln lassen, ohne eine Andeutung zu machen.

»Was grinst du so blöd!«, keifte mein Vater in meine Richtung.

Claudia drängte sich zwischen uns, gab meinem Vater einen Klaps und sagte streng,

»Lass uns hineingehen und reden!«

Dabei schob sie ihn von mir weg, zurück durch die Tür.

In der wohlig warmen Küche rutschte ich auf einen der Stühle, die um den geräumigen Tisch herumstanden und wartete, was die beiden tun würden.

Sie standen sich gegenüber und ich beobachtete jede Geste, jede Bewegung und vor allem lauschte ich jedem Wort, das da gesagt wurde.

Theobald von Lork, ein Bär von einem Mann. Sein

Irokese war deutlich ergraut, wobei die Enden seiner Zöpfe noch das Braun seiner ursprünglichen Haarfarbe hatten.

Der gepflegte Bart war grauer, als sein Haupthaar und seine sonnengebräunte Haut wirkte unter den Augen wie gegerbtes Leder. Er war alt geworden, seit ich ihn das letzte Mal bewusst gesehen hatte. Dennoch hatte er nichts von der Macht verloren, die er ausstrahlte. Körperlich schien er fitter, als je zuvor. Zumindest spannte das Hemd, welches er trug, an den Oberarmen.

Ihm gegenüber stand diese rothaarige Frau, fast einen Kopf kleiner als er und blickte ihn aus grünen, funkelnden Augen intensiv an. Auch bei ihr konnte man sehen, dass das Leben seine Spuren hinterlassen hatte. Das intensive Rot ihrer Haare war mit feinen grauen Strähnen durchzogen. Die Falten in ihrem Gesicht ließen erahnen, wie schwer die letzten Jahre gewesen sein mussten. Dennoch sprach Stolz und Würde aus ihrer Körperhaltung.

Sie sprachen kein Wort und ich achtete auf jede Kleinigkeit. Es lag eine elektrisierende Spannung im Raum und genau zu diesem Zeitpunkt wünschte ich mir, Leila wäre hier.

Ein harsches »Setz dich«, durchbrach die knisternde Spannung.

Widerwillig setzte er sich und vermied dabei, mich anzusehen.

Ich konnte es weiterhin nicht verstehen, warum er so wütend auf mich war, sodass er überhaupt keine Gespräche zulassen wollte. Ich schwieg, wartete darauf, dass Claudia die Meditation eröffnete und sie tat das anders als erwartet.

»Gib mir das Buch«, sagte sie zu mir gewandt.

Ich blickte sie erstaunt an. Noch war es mir nicht erlaubt zu sprechen, also reichte ich ihr das Buch, ohne etwas dazu zu sagen.

Mein Vater schwieg ebenfalls und wartete darauf,

dass sie endlich begann, die Meditation zu eröffnen.

Sie öffnete die Liste der von Lork, drehte das Buch in die Richtung meines Vaters und zeigte mit dem Finger auf seinen Namen.

»Dein Sohn hat mir ausführlich und plausibel erklärt, wo er die letzten Jahre war und warum es ihm nicht möglich war, eine Nachricht für uns zu hinterlassen. Auch wenn die Geschichte etwas seltsam klingen mag, wir sind ein aufgeklärtes Volk und wir wissen um die Planetensysteme aus unseren Lehrbüchern. Dieses Buch ist in unserer Sprache geschrieben und enthält die Prophezeiung einer Apokalypse und eine sorgfältig ausgearbeitete Liste an Menschen, Tieren und Dingen, die eine Reise antreten sollen, eine Reise zu einem anderen Planeten. Markus hat mir ausführlich erklärt, was vor zehn Jahren vorgefallen ist und ich habe die größte Hochachtung davor, dass er in seiner Einsamkeit nicht aufgegeben hat, im Gegenteil, als dieses Mädchen zu ihm kam, konnte er vergeben. Noch viel mehr, er konnte sie verstehen und das müssen wir jetzt auch tun, sonst sind wir verloren.«

Sie setzte einmal kurz ab und eröffnete dann, indem sie sagte,

»Markus, erzähle die Geschichte bitte nochmals, während dein Vater schweigen wird.

Dann gib ihm bitte die Gelegenheit, seine Beweggründe darzulegen. Danach werden wir uns der Liste widmen und darüber sprechen, wie wir vorgehen sollten.«

Ich nickte und begann meine Geschichte abermals, beginnend mit dem Angriff der Galier in der Steppe bis hin zu dem Tag, an dem wir das Portal erneut durchschritten hatten. Als ich mit meinen Erklärungen fertig war, bat mich Claudia zu schweigen und meinem Vater die Gelegenheit zu geben seine Geschichte zu erklären.

Natürlich machte es mich betroffen, als er erzählte, dass er kurze Zeit, nachdem ich verschwunden war, meine

Mutter an eine unbekannte Krankheit verlor. Die Wut über sein Schicksal ließ ihn dann so ausrasten, als er mich bei der Feier das erste Mal wieder sah, so unversehrt, so als wäre nichts passiert.

»Für mich war es noch schlimmer, diese Frau zu sehen. Die Frau des Marquis, eindeutig zu erkennen an den beiden Farben ihrer Augen! Was bringt dich dazu, eine Beziehung zu ihr einzugehen? Auch wenn du gerade erzählt hast, dass du deine Gründe hast. Sie ist die Frau des Marquis und das wird für dich und uns alle Konsequenzen haben«, endete er seine Rede.

Claudia blickte ihn an und erwiderte,

»Deswegen werden wir uns jetzt gemeinsam um das Buch kümmern. Vielleicht wird dir dann bewusst, wie wichtig das Mädchen für uns alle ist.«

Das offene Buch lag schon die ganze Zeit in der Mitte des Tisches.

Claudia schubste es in Richtung meines Vaters, der es vorsichtig griff und fragte,

»Wo kommt das her?«

»Aus den Ruinen der Dulnae. Einer der Wächter hat es geschrieben«, erklärte ich.

»Dulnae?«, hakte er nach.

»So nannten sich die fünf Völker auf Katalis. Aber bitte, das steht dort alles geschrieben«, antwortete ich.

»Wer sind die Wächter?«, fragte er weiter.

»Onais und Tjelfort waren es, bevor der Unfall geschah, der Tjelfort seinen Körper kostete.« Ich versuchte so sachlich wie möglich zu bleiben.

»Wer ist das?«, hakte er nochmals nach.

»Der Zwerg, der mit uns kam, ist Onais, der den Geist seines Bruders beheimatet. Das Schicksal der beiden ist eng mit meinem langen, einsamen Aufenthalt verknüpft und Ursache ist diese Gräfin Kristina von Aldenhoven. Sie tötete Tjelfort und wäre das nicht geschehen, wäre ich schon viel früher zurückgekehrt, um euch alle zu holen!«

Ich spürte, wie sich die Anspannung löste und mein

Vater immer offener für die Geschichte wurde.

Er hörte auf zu fragen und begann sich mit dem Buch zu beschäftigen.

Während er las, stand Claudia auf und begann in der Küche etwas zu Essen herzurichten.

Ich bat an, ihr zu helfen und wurde geschickt, um Wasser und Holz zu holen.

Ich lief ein paar Mal und konnte sehen, dass die beiden während meiner Abwesenheit darüber gesprochen hatten.

Die Körperhaltung, der Gesichtsausdruck und die Stimmfarbe meines Vaters, weichten immer mehr auf. Es machte mich glücklich ihn wieder so zu sehen, wie ich ihn kannte. Jetzt würden wir das gemeinsam stemmen, die Völker würden uns folgen, mit dem großen Theobald von Lork an meiner Seite. Nur die Galesen würden etwas schwieriger werden. Vor allem die anderen davon zu überzeugen, dass auch diese Menschen für uns wichtig waren.

Wollte ich zu Beginn eigentlich nichts von dieser Aufgabe wissen, so hatte sich jetzt etwas ganz anderes ergeben. Ich würde mit Leila hier auf der Erde niemals den Frieden finden, den wir auf Katalis hatten.

Wir mussten zurück, komme, was wolle und egal, wie viele Menschen auf der Liste uns folgen würden.

Ich verbrachte zwei Tage im Haus meines Vaters und sorgte mich jeden Tag um das Wohlergehen von Leila. Ich hoffte sehr, dass Daria und Christian sich ordentlich um sie kümmern würden. Sie befand sich in meinem Dorf, in meinem Haus und der größte Teil der Dorfbewohner war ihr nicht freundlich gesinnt.

Am zweiten Tag sprach ich meinen Vater darauf an.

»Auch wenn du das Buch nicht ganz gelesen hast und wir unsere Standpunkte nicht vollständig klären konnten, so muss ich zurück zu meinem Haus. Leila ist alleine hier und ich kann ihr das nicht mehr lange zumuten«, sagte ich.

»Dann hole sie doch her«, erwiderte Claudia.

Während mein Vater mich anblickte und sagte, »Ich würde sie gerne auf neutralem Grund kennenlernen. Nicht hier, in diesem Haus!«

Ich konnte das durchaus akzeptieren, wenn es mir dennoch etwas unfreundlich schien. Erst mal aus sicherer Entfernung betrachten und dann vielleicht …

Das war mir im Moment egal, ich wollte das auch nicht forcieren. Wichtig war mir, dass ich jetzt zu Leila zurückkehrte und ihr berichtete, was ich erreichen konnte.

Ich packte das Buch und meine Sachen und war eine halbe Stunde später wieder unten im Dorf.

Als ich zur Tür hereinkam, saß Leila am Tisch und ließ sich von Daria die Haare flechten.

Daria hatte bereits mehrere Strähnen zu feinen Zöpfen verflochten, die sie jetzt sorgsam in den großen Zopf einfließen ließ. Ich sah die metallenen Schließen, genauso wie es bei uns üblich war. Die Zierde stand ihr gut.

Leila lächelte mich an und ich registrierte die Bluse und den wallenden Rock an ihren Hüften. Das war wirklich hübsch, Leila wirkte damit nicht mehr so burschikos und mein Herz machte einen Sprung.

»Das sieht wirklich gut aus, gefällt es dir denn auch?«, fragte ich.

Ich sah, wie Leilas Augen strahlten, als sie erwiderte, »Ja, ich empfinde es als sehr bequem. Mir gefällt die Hose darunter und die Möglichkeit, den Rock mit einem einzigen Handgriff loszuwerden.«

Sie lachte.

»Wie lief dein Gespräch?«, fragte Daria.

»Besser als gedacht. Er glaubt uns und möchte mich unterstützen«, antwortete ich.

»Was ist mit mir?«, fragte Leila und blickte mich plötzlich ernst an.

»Er ist bereit, dich kennenzulernen, möchte aber einen neutralen Ort für das erste Treffen«, antwortete ich ihr wahrheitsgemäß.

»Er traut mir also nicht über den Weg«, merkte sie traurig an.

»Gib ihm Zeit, Leila. Nach so vielen Jahren ist es nicht leicht, neues Vertrauen aufzubauen. Du solltest das doch am besten wissen. Wie lange haben wir beide gebraucht, um uns zu finden?«, versuchte ich zu erklären.

»Du hast ja recht. Ich hab' nur einen Heiden Respekt vor ihm, harmlos ist dein Vater nicht. Schon gleich gar nicht, wenn er seinen eigenen Sohn so verprügeln kann«, sagte sie.

Ich konnte ihre Skepsis absolut nachvollziehen. Ich hätte selbst nie damit gerechnet, dass er das tun würde.

Das gute Stück Fleisch, welches mein Vater mit besten Grüßen mitgeschickt hatte, legte ich auf den Tisch und sagte,

»Ich hole etwas Holz, damit wir uns einen schönen Braten zubereiten können. Ist noch etwas Gemüse da?«

Als ich mich abwenden wollte, um das Holz zu holen, griff Leila nach meiner Hand und zog mich zu sich.

Daria wich einen Schritt zurück und ich erhielt einen innigen Kuss.

Ich beugte mich tiefer und griff nach ihrem Kopf.

Bevor ich mich wieder aufrichtete, nahm ich diesen feinen Kräutergeruch wahr.

Einen winzigen Moment überlegte ich, sagte dann,

»Du warst beim Sjamaan in seiner Inipi!«

Leila und Daria nickten nur.

»Ihr beide wisst, dass man die Schwitzhütte nur besucht, um seine Bestimmung zu erfahren. Gab es hierfür einen Anlass?«

Irgendwie war ich jetzt sehr irritiert. Vielleicht dachte ich, dass Leila bisher nicht so weit wäre oder ich war ein wenig eifersüchtig, weil sie das zusammen mit Daria getan hatte und nicht mit mir. Ich fühlte mich ausgeschlossen. Später wurde mir erst klar, dass ich sie auch ausgeschlossen hatte.

Leila antwortete,

»Ich wollte wissen, wohin ich gehöre und der Sjamaan hat nachgeholt, was die Aufgabe meiner Eltern gewesen wäre. Er gab mir meine Identität in Form eines Wassertropfens.«

Sie warf den Zopf nach vorn und zeigte mir das Tattoo in ihrem Nacken.

»Du bist also wirklich eine von uns?«, fragte ich verwirrt.

»Nein, Markus. Ich bin Galese und direkter Nachfahre des fünften Volkes der Dulnae. Der Sjamaan hat Onais-Tjelforts Vermutung nur bestätigt und mir mein Geburtszeichen gegeben. Was ich daraus mache, wird die Wanderung sicherlich beeinflussen, aber das werden wir beide tun«, antwortete sie ganz ruhig.

»Du hast beim Schwitzen also keine Vision deiner Aufgabe gesehen? Du weißt schon, ich erzählte dir davon. Es gab da nichts, was sich dir eröffnet hat?«, fragte ich neugierig. Erinnerte ich mich doch zu genau an meine Erfahrungen in der Hütte, mit all den benebelnden Düften, dem Schwitzen und den intensivsten Empfindungen in meinem Leben. Danach hatte ich meine Aufgabe erhalten, die mich zum Erwachsenen werden ließ und den Grundstock meiner Dornenranke bildete.

»Doch, ich habe eine Aufgabe erhalten und es ist genau die Vision, die mich schon länger begleitet. Ich darf aber weder mit dir, noch mit Daria, oder jemand anderem darüber reden. Du kennst die Regeln, da muss ich alleine durch. Ich bin mir sicher, dass ich mit Erfüllung meiner Aufgabe nicht nur frei bin, sondern ebenbürtig«, erklärte sie.

Ich verstand. Das war definitiv eine Sache, durch die sie alleine hindurch musste und so widmete ich dem Ganzen keine weitere Aufmerksamkeit. Ich würde es schon merken, wenn es so weit war.

Wir brieten das Fleisch, kochten Gemüse und bereiteten ein herrlich duftendes Mahl. Daria holte Christian und gemeinsam speisten wir.

Lange saßen wir bei Kerzenschein und erzählten uns

Geschichten. Die Geschichten unserer gemeinsamen Jugend und ich konnte sehen, dass Leila diese lange nicht so genossen hatte wie wir. Zum ersten Mal erzählte sie den anderen, wie ihre Kindheit ablief und schuf somit eine ganze Menge Verständnis für ihre Lage.

Ich hatte das Gefühl, sie würde endlich bei den Lafaree ankommen und wir würden sie langsam als liebenswerten Menschen akzeptieren.

Ich Dummkopf sah nichts von ihren inneren Kämpfen und brachte es weiterhin nicht fertig, sie zu fragen. Dabei war ich mir doch selbst so sicher, dass ich mit ihr das Ende meiner Tage erleben wollte.

Das Treffen mit meinem Vater fand in Christians Haus statt. Christian und ich waren auf der Jagd und brachten ein Kaninchen und einen Fasan mit. Claudia und Leila bereiteten alles vor und kümmerten sich um die Beilagen. Es war irgendwie ein seltsames Gefühl, als wir am gedeckten Tisch auf Theobald und Claudia warteten.

Dieses seltsame Gefühl änderte sich nicht, selbst als sie dann aßen und wir alle miteinander sprachen.

Es kam mir so vor, als wäre Leila gar nicht anwesend und es belastete mich.

Mein Vater schaffte es nicht, über seinen Schatten zu springen und sie ehrlich kennenzulernen. So redete er belangloses und ging in keinem Gespräch in die Tiefe.

Irgendwann flüsterte ich ihr ins Ohr, dass es mir leidtut. Sie nickte das nur ab und ich konnte spüren, dass sie sich nicht wohlfühlte.

Je länger dieses Schauspiel andauerte, desto besser schmeckte mir der Met.

Irgendwann drängte dann Leila zum Aufbruch und ich ließ mich von ihr nach Hause führen. Ich hatte mächtig einen sitzen und war so sehr mit mir selbst beschäftigt, dass mir nicht bewusst war, wie sehr sie unter der Situation litt.

Stunden später kam ich verkatert wieder zu mir und

die Stelle neben mir war leer. Ich stand auf und suchte sie im Haus. Nachdem ich sie nicht finden konnte, suchte ich vor dem Haus, aber auch hier war sie nicht. Ich ging zurück in die Küche, um etwas Wasser zu trinken und dann sah ich den Zettel.

Steif und ungelenk hatte sie ein paar Zeilen darauf gekritzelt:

Ich gehe nach Hause.

Mach dir keine Sorgen, meine Aufgabe muss ich ganz alleine bestehen.

Leila

Ich wurde fast wahnsinnig. Sie begab sich in die Höhle des Löwen und das völlig alleine? Ohne weiter nachzudenken, rannte ich zu Christians Haus. Wir mussten ihr folgen, auf keinen Fall durfte sie dort alleine hingehen.

***

Leila fühlte sich ausgeschlossen, als Markus das Mediationsverfahren mit seinem Vater durchführte. Daria hatte sich in den letzten Tagen wirklich um sie bemüht und genau deswegen hatte sie ihr vorgeschlagen, das Schwitzhüttenritual durchzuführen. Irgendwie fühlte sie sich seltsam, als sie bei dem Sjamaan ankamen. Dieser alte Mann hatte Ähnlichkeit mit Onais-Tjelfort, nur hatte er keine spitzen Ohren und war nicht so klein.

Nachdem Daria sie vorgestellt hatte, bat er sie, zu gehen und Leila sollte am Feuer Platz nehmen.

»Was führt dich zu mir?«, fragte er.

»Ich fühle mich verloren«, antwortete Leila.

»Willst du deine Bestimmung finden?«, fragte er weiter.

»Ich habe eine Vorahnung, wohin mich mein Weg führen wird. Ich möchte wissen, ob das Universum diesen Weg wirklich für mich vorsieht«, sagte sie.

Der Sjamaan goss ihr einen Tee in einen Becher und sagte,

»Trink.«

»Was ist das?«, fragte sie.

»Der Beginn des Rituals. Zuerst musst du deine Identität finden und dann wirst du in der Inipi deine Aufgabe erhalten. Habe keine Angst, das Universum hört dir zu und bietet dir die Antworten, die du suchst. Trink!«

Leila blickte ihn an und kostete von dem Tee. Der Geschmack konnte nicht definiert werden, bitter oder herb, es schienen sich alle Geschmacksknospen im Mund zusammenzuziehen. Und dann flimmerte es vor ihren Augen.

Das Holz im Feuer knackte, der Sjamaan schüttete etwas in die Flammen, sodass es aufloderte und eine stinkende Rauchwolke aufwallte. Die Gerüche wurden für Leila auf einmal so intensiv. Sie konnte sich kaum noch aufrecht halten.

Der Mann brummte in eintönigen Akkorden und so fiel sie in einen tranceähnlichen Zustand. Sie sah so viele Bilder vor ihrem inneren Auge, sie kamen in immer schnellerer Abfolge und wiederholten sich. Immer wieder Wasser, Tropfen, See, Meer. Der Schweiß rann ihr über die Stirn, den Nasenrücken entlang und sammelte sich an der Nasenspitze zu einem Tropfen. Sie zitterte und schwitzte und in dem Moment, indem sich der Schweißtropfen von ihrer Nasenspitze löste, öffnete der Sjamaan die Augen. Der Mann hatte aufgehört zu singen und sprach mit fremden Zungen.

Leila verstand jedes Wort, da sie den Universalübersetzer hatte.

»Geboren im Wasser, wirst du dein Leben im Wasser beenden. Es wird dich leiten und dir zu Diensten sein. Du bist der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt, so nutze deine Kräfte mit Bedacht«

Er schloss seine Augen und fing wieder an, seine Akkorde zu brummen.

Leila festigte sich wieder, die Bilder vor ihrem inneren Auge waren jetzt klar und deutlich. Sie sah die Halskette ihrer Mutter mit dem blauen Saphir in Form eines Wassertropfens.

Nachdem der Sjamaan gemerkt hatte, dass sie langsam wieder im Diesseits weilte, sagte er leise,

»Du hast deine Identität gefunden, habe ich recht?«

»Ja«, hauchte Leila.

»Bist du bereit, dieses Zeichen als Quelle deiner Macht zu erhalten?«

»Ja, ich bin bereit«, antwortete sie.

Er bat sie, sich bäuchlings auf die Decke zu legen und ihren Nacken von den Haaren zu befreien.

»Entspanne dich, ich werde dir nun das Zeichen geben, dass das Universum für dich vorgesehen hat. Der Wassertropfen wird dich fortan begleiten.«

Leila bekam also an diesem Tag ihr erstes Tattoo, ihre Identität, wie der Sjamaan sagte.

Wenig später hockte sie wieder vor dem Feuer und starrte in die Flammen.

Der Nacken brannte. Der Sjamaan war nicht gerade zimperlich gewesen und sie überlegte, ob man mit den Babys auch so hart umging.

Während sie versuchte, ihre Gedanken zu ordnen, richtete der Mann die Hütte.

Als man den Dampf bereits aus den Ritzen quellen sah, kam er zu ihr, reichte ihr ein Leinentuch und sagte,

»Lege bitte alles Weltliche ab, nur das Tuch wird dich umhüllen.«

»Werde ich dort alleine sein?«, fragte sie.

»Du musst sogar«, antwortete er und fuhr fort, »Ich zeige dir, was du tun musst und dann gehe ich auch.«

»Wie lange wird das dauern?«, fragte sie.

»Das kommt auf dich an. Eine Stunde, zwei oder auch den ganzen Tag. Du wirst merken, wenn es beendet ist.«

Mit diesen Worten schlüpfte er in die Hütte, hielt das Tuch vor dem Eingang auf und sagte, »Komm, die Götter warten auf dich.«

Leila blickte sich noch einmal unsicher um, folgte ihm aber ins Innere.

In der Mitte der Hütte lagen glühende Steine, die der Mann mit duftendem Wasser

bespritzte und Kräuter darauf verbrannte.

»Setz dich dort«, sagte er und deutete auf ein Kissen.

»Links neben dir, findest du das Wasser, falls du Durst hast, rechts den Tee. Leite deine Reise mit einem Schluck Tee ein und lass dich fallen. Vertraue dem Universum und den Göttern, sie werden dir deinen Weg weisen. Ich bleibe in der Nähe und werde das Feuer nicht ausgehen lassen. Gib dir alle Zeit der Welt, um deine Aufgabe zu finden. Hast du sie gefunden, so kannst du sie nicht verweigern. Ich wünsche eine gute Reise«, endete er und verschwand durch den Vorhang.

Leila ließ das Tuch über die Schultern nach unten rutschen, es war jetzt schon unerträglich heiß in diesem stickigen Dunst.

Sie positionierte sich auf dem Kissen, griff nach dem Tee und blickte in die Tasse.

Die Spiegelung ihres verschwitzten Gesichts ließ sie für einen Moment innehalten, dann nahm sie einen großen Schluck. Sie schüttelte sich vor Ekel, verschluckte sich und musste husten.

Wie beim ersten Mal ging es recht schnell und der Tee entfaltete seine halluzinogene Wirkung. Das Tuch bedeckte nur noch ihren Schoß. Sie straffte und richtete sich auf. Schweißnass wiegte sie sich zu nicht hörbaren Klängen. Ein eiskalter Schauer verursachte eine Gänsehaut und ihre Brustwarzen standen abrupt. Der Schweiß rann daran herunter, sammelte sich und bildete wie auf ihrer Nase links und rechts einen Tropfen, der hör- und spürbar in das Leinentuch tropfte.

Ein weiterer Schauer durchlief sie und sie fühlte eine gewisse Erregung, mit der sie in einen deutlichen Tagtraum rutschte. Es waren Männerhände, die sie auf ihrem Körper spürte. Ihr Schoß brannte, sie wand sich auf dem Kissen und stöhnte laut.

Das war nicht ihre Aufgabe, das hatte bestimmt nichts damit zu tun. Sie zwang sich dazu, die Augen zu öffnen, die Haare klebten in ihrem verschwitzten Gesicht.

Sie zwang sich zu einem Schluck Wasser und versuchte wieder Herr ihrer Gedanken zu werden.

Leila hatte es aber angefangen und jetzt musste sie es zu Ende bringen, also nahm sie abermals den Tee und sog einen großen Schluck in ihren Mund. Sie hatte Schwierigkeiten zu schlucken, so sehr ekelte es sie vor dem Geschmack. Dennoch zwang sie sich dazu.

Wieder spürte sie die Hände und wieder näherte sie sich einem Orgasmus, den sie diesmal nicht verhindern konnte. Sie bäumte sich stöhnend auf und sackte sogleich in sich zusammen und dann war sie direkt vor ihr. Die Vision, die sie gesucht hatte. Ihre Aufgabe, klar und deutlich und sie wusste jetzt genau, was das Universum von ihr verlangte. Es gab keinen anderen Weg, sie musste sich befreien, ihre Fesseln ablegen und so schrie sie all ihre Last aus sich heraus.

Danach sackte sie in sich zusammen und bekam nicht mehr mit, dass der Sjamaan hereinkam, sie zudeckte und nach draußen trug.

Er platzierte sie, warm eingepackt neben dem Feuer, hatte sie gewaschen und bekleidet und wartete geduldig, dass sie wieder zu sich kommen würde.

Es war mitten in der Nacht, als sie erwachte.

»Das hast du gut gemacht«, sagte er zu ihr und lächelte sie an.

Leila nickte nur.

»Geh jetzt nach Hause und bereite dich auf deine Aufgabe vor. Denke daran, es darf dir niemand helfen, am besten sollte es niemand wissen. Bestehst du diesen Test, wartet Markus auf dich, dann wird nichts mehr zwischen euch stehen.«

Leila nickte abermals und verneigte sich vor dem Sjamaan.

Er reichte ihr ein Lederband, an dem ein blauer Lapislazuli in Tropfenform hing.

Es wurden keine Worte mehr gewechselt.

Leila verschwand im Dunkeln und der Sjamaan stimmte wieder seine Akkorde ein.

Nur Daria wusste, dass sie sich diesem Ritual unterzogen hatte und sie hatte dies nicht mal Christian erzählt.

Als Markus endlich von seiner Mediation zurückkam, hatte Leila heimlich bereits alles hergerichtet. Sie würde nur den passenden Moment abwarten und gehen, um dann mit ihrem ersten Dorn zurückzukehren.

Natürlich war Markus nicht so dumm, dass er die Gerüche an ihr nicht wahrnahm und selbstverständlich wollte er wissen, was sie dort getan hatte.

Letztlich erzählte sie ihm von ihren Erfahrungen. Mehr nicht. Er wusste nichts von ihrer tatsächlichen Aufgabe und sie würde es ihm nicht erzählen.

Nachdem das Treffen mit seinem Vater dann unbefriedigend verlaufen war, fasste sie den Entschluss, ihre Aufgabe vorzuziehen.

Am nächsten Tag stand sie im Morgengrauen auf, holte die Sachen, die sie zusammengepackt hatte und verschwand.

Sie sah sich nicht einmal mehr um, als sie den Waldrand erreichte und leichten Schrittes darin verschwand.

Jean

Sie brauchte nicht lange, um sich zu orientieren, denn sie kannte diese Wälder. Hatte doch ihr Bruder immer mit ihr diese Ausflüge gemacht und sie an die schönsten Orte der Umgebung gebracht.

Ihr Plan war, zuerst im elterlichen Anwesen nach dem Rechten zu sehen.

Weder Vater noch Mutter standen auf der Liste und da sie bereits wusste, dass Markus Mutter nur nicht auf der Liste stand, weil sie nicht mehr am Leben war, machte sie sich Sorgen um die beiden.

Leila versuchte nicht zu oft die öffentlichen Wege zu nutzen, nur, wenn nicht zu viele Menschen unterwegs waren.

Sie trug zwar einen, aus grobem Sackleinen gefertigten Umhang mit Kapuze, aber

darunter die lederne Kleidung eines Lafaree. Daria hatte ihr diese gegeben, eher unüblich für eine Frau. Lederne Hosen, ein Leinenhemd und einen ledernen Wams mit halben Ärmeln und silbernen Schließen. Ihr Zopf trug die üblichen Verzierungen der Lafaree, genau das, was in ihrer eigenen Kultur als gockelhafte Eitelkeit abgetan wurde.

Unter ihrer Kapuze, die sie tief ins Gesicht gezogen hatte, wirkte sie wie ein ganz normaler Bürger der Unterschicht. Sie war ein Hybrid, eine Mischung aus Galier und Lafaree und das war sogar ihre Absicht. Sie würde sich bei diesem Ausflug ihre ersten Dornen verdienen und sie würde die Menschen, die auf der Liste standen, überzeugen, mit ihr zu gehen.

So zumindest ihre Absicht. Wie sich das auswirken würde, war ihr bisher nicht ganz klar. Zuerst wollte sie nach ihren Eltern sehen.

Auf dem Weg zum Anwesen fiel ihr auf, dass die Felder nicht bestellt waren. Überall wucherten Unkräuter und anderes Geäst. Das war sie nicht gewohnt. Sie wunderte sich, konnte aber nicht sagen, ob das schon vor ihrer Reise nach Katalis so gewesen war, oder bereits seit ihrer Hochzeit so aussah. Eher letzteres, nachdem recht viel überwuchert schien. Leila erschütterte dieser Anblick und sie fragte sich, was mit ihrem Vater wohl geschehen war, nachdem er sie in die Hände des Marquis gegeben hatte.

Mit jedem Schritt, den sie näher an das Anwesen ihrer Eltern kam, wurde ihr bewusst, wie wichtig ihre Aufgabe war.

Das Erbe ihrer Eltern war bereits zerstört, es gab nichts Materielles, das sie hier halten konnte. Mit jedem Schritt spürte sie, dass nur durch die Erfüllung dieser Aufgabe, die Menschen ihr folgen würden.

Nachdem sie über einen Tag gewandert war, erreichte sie endlich den Gutshof.

Hier wartete der nächste Schock auf sie, denn die Häuser und Stallungen waren in

einem denkbar schlechten Zustand.

In den Stallungen befand sich kein Vieh, der Pferdestall war leer. Das Gesindehaus zeigte kein Leben und das Gutshaus bröckelte zusehends.

Leila stand inmitten dieser Gebäude und blickte sich um.

Sie setzte die Kapuze ab und drehte sich geschockt um die eigene Achse. Federvieh flatterte vom Giebel des Wohnhauses und verursachte eine Lawine von Ziegeln, die klirrend auf den Boden rauschten.

Leila umfasste den Griff ihres Messers fest und suchte die Umgebung nach Menschen ab.

Das gesamte Anwesen wirkte ausgestorben, umso mehr erschrak sie, als sie eine Bewegung im Augenwinkel wahrnahm.

Sie wandte sich nach links und erkannte deutlich einen Menschen beim Tor des Pferdestalls.

»Wer seid ihr!«, rief sie und zog ihr Messer.

»Habt erbarmen, Herr!«, antwortete ihr Gegenüber.

Leila konnte nicht erkennen, um wen es sich handelte. Gebeugt und in Lumpen gekleidet, fürchtete sich dieser Mensch vor dem, was er dachte zu sehen.

Natürlich, Leila wirkte ohne die Kapuze wie ein Lafaree. Allein der Zopf mit all den Zierden.

»Habt keine Angst, ich bin nicht hier, um euch zu schaden!«, rief sie der Person zu.

»Ihr seid der Feind«, brachte die Person ihr entgegen.

Die räumliche Distanz machte es beiden schwer, genau zu sehen, wer da vor ihnen stand. Im Grunde fürchteten sie sich gegenseitig voreinander.

»Das bin ich nicht, ich bin Leila«, entgegnete sie

Ihr Gegenüber richtete sich etwas auf und sagte,

»Laut den Gerüchten ist Prinzessin Leila gefallen. Beweist eure Behauptung!«

Leila ging in sich. Sie überlegte angestrengt, was

ihre Identität beweisen könnte und vor allem, wem gegenüber sie diese jetzt beweisen musste. Immerhin wusste sie nicht, wer da stand. Die Entfernung machte es schier unmöglich, die Person zu erkennen. Anhand der Stimme vermutete sie eine Frau, sicher war sie nicht.

»Der Name meines Bruders war Christoph. Er starb bei einem Reitunfall während einer Treibjagd«, versuchte sie es.

»Das ist allgemein bekannt, wenn ihr wirklich Leila seid, dann wisst ihr Dinge, die nur Leila von Waddlock wissen kann!«, rief die Person.

Leila überlegte und dann fiel es ihr ein.

»Ihr wisst offensichtlich viel über meine Familie und wenn dem so ist, dann erinnert ihr euch sicherlich an einen bestimmten Vorfall. Ich war sieben, als ich in den Karpfenteich fiel und nicht ertrank, weil ich schwimmen konnte«, rief Leila.

Sie wusste nicht, ob das die Antwort war, die ihr Gegenüber erwartete, oder ob es ins Leere laufen würde. Ihr war weiterhin nicht bekannt, wem sie hier gegenüberstand.

Ein winziger Moment Stille, dann folgte ein tiefer Seufzer.

»Ich bin Bianca, falls ihr euch noch erinnert, Herrin.«

Leila ging das Herz auf. Bianca war die junge Frau, die von der Zofe ihrer Mutter als Nachfolgerin angelernt worden war, solange Leila noch hier lebte. Sie war kaum älter als sie, erlebte aber viel ihrer Kindheit mit und sie erhielt fast so viel mütterliche Liebe, wie Leila selbst. Sie jetzt so zerlumpt zu sehen, schmerzte. Umso mehr, je näher sie sich wagte.

Es dauerte eine Weile, da sie sich vorsichtig näherte und dann standen sie sich gegenüber.

Leila hatte das Messer zurück in die Scheide gesteckt und jetzt lockerte sie die Hand um den Griff.

Es schockierte sie der Anblick dieser vertrauten Person. Ihre Augen wirkten

leer, das Gesicht war ausgemergelt. Sie hatten seit ihrer Abwesenheit wohl viel Leid erfahren.

Während sich Leila Gedanken darüber machte, was hier geschehen war, blickte Bianca sie an und die Tränen rannen ihr die Wangen hinunter.

»Ich hätte nun wirklich alles erwartet, unter diesem Panzer, aber nicht euch!«, sagte sie.

Leila blickte sie an und sagte,

»Das ist mir durchaus bewusst, weil ich weiß, dass Jean mich tot sehen wollte!«

»Lasst uns bitte in den Stall gehen und das alles besprechen, ich befürchte Spione, denn es gibt bereits länger Gerüchte!«, sagte sie, wandte sich ab und winkte Leila zu sich.

Leila warf sich die Kapuze über den Kopf und folgte Bianca in den Stall.

Leer und verwaist wirkten die Boxen und auf den ersten Blick war hier niemand zu sehen, bis sie merkte, dass man die letzten vier Boxen mit einer Bretterwand getrennt hatte, sodass der Stall leer wirkte, aber hinter der Bretterwand ein paar Menschen Zuflucht gefunden hatten.

Clever, dachte sie noch, denn es fiel kaum auf.

Nachdem Bianca sie durch die losen Bretter in den hinteren Teil geleitet hatte, stand sie in dem, was die fünf Menschen, die sich hier aufhielten, die letzten Monate als ihr Zuhause betrachteten.

Sie wurde mit einer Mischung aus Furcht und Neugier betrachtet und als sie ihre Kapuze ablegte, ging ein Raunen durch den Raum.

Natürlich sahen sie zuallererst den Feind in ihr und nicht das verlorene Kind, das sie so gerne wäre.

In diesem Moment wurde sie sich ihrer Aufgabe erst richtig bewusst. Sie musste sich dem stellen, was das Universum für sie vorgesehen hatte. Nicht für sich selbst, für all diese Menschen, die schon so lange unter den Zuständen litten.

Erst als sich die fünf sicher waren, dass keine

Gefahr von ihr ausging, lockerte sich die Anspannung und Leila konnte Fragen stellen.

»Was ist hier passiert?«, fragte sie.

Bianca, die als erste Kontakt zu ihr hatte, antwortete,

»Das war der Marquis.«

»Wie? Ich dachte, meine Eltern würden sorgenfrei ihren Altenstand erleben, würde ich mit ihm den Ehebund eingehen?«, fragte Leila.

»Ja, das dachten wir auch«, sagte ein Mann, den Leila als Stallbursche ihres Vaters identifizierte.

»Dann war mein Opfer umsonst?«, fragte Leila entsetzt.

»Dein Opfer?«, entgegnete eine Frau, die sie nicht kannte, pikiert.

»Ja, mein Opfer, denn mir wurde erzählt, nach der Hochzeit wäret ihr alle in guten Händen und vor allem wären meine Eltern während ihres Lebens versorgt«, entgegnete Leila empört.

»Was ist denn bitte daran ein Opfer, wenn man den Silberlöffel gegen den Goldlöffel tauscht. Nur weil das liebe Prinzesschen lernen musste, was es heißt zu überleben, ist das noch lange kein Opfer!«, entgegnete ihr diese Frau, die offensichtlich kein gutes Haar an ihr lassen wollte. Hatte sie etwa recht mit dem, was sie sagte?

Leila straffte sich, fuhr sich mit der Hand durch das Gesicht, so als wolle sie die schlechten Gedanken abstreifen und antwortete,

»Es bringt uns nichts, uns gegenseitig mit Vorwürfen zu überziehen. Ich bin hier, um eine Aufgabe zu erfüllen. Es liegt ganz bei euch, ob ihr mir hierbei beistehen wollt, oder ob ihr weiterhin euren eigenen Weg bevorzugt. Ich werde euch zu nichts zwingen, die Entscheidung überlasse ich euch. Ich werde mich dem Marquis entgegenstellen und wer mir zur Seite stehen will, sei willkommen. Ihr solltet nur akzeptieren, dass ich euch nicht mitteilen werde, was ich gedenke zu tun, denn das ist Teil der Aufgabe, die ich vom Universum erhalten

habe und die ich alleine bewerkstelligen muss.«

Sie blickte in die Runde, die sich dazu nicht äußerte und fragte dann,

»Ich gebe euch natürlich Zeit, das alles zu überdenken, aber nun erzählt mir, was ist mit meinen Eltern geschehen und was für Gerüchte gibt es?«

Bianca lenkte ein und bat sie, sich doch zu setzen.

»Nimm bitte Platz und erkläre mir bitte zuerst, warum du aussiehst, als kämest du von den Lafaree.«

Leila setzte sich und antwortete,

»Ich komme von den Lafaree. Allerdings begegneten sie mir mit der gleichen Skepsis wie ihr, verständlich. Das ändert aber nichts an meiner Aufgabe.«

»Sei mir bitte nicht böse, aber was wollen die Lafaree von uns?«, fragte Bianca.

»Nichts, sie haben mit all dem hier nichts zu tun. Ich habe eine Aufgabe zu erfüllen und wenn diese erfüllt ist, werdet ihr merken, dass auch ihr eine Entscheidung treffen müsst. Gebt mir bitte die Zeit, das zu tun, was ich tun muss. Wenn es so weit ist, werdet ihr es merken und dann werdet ihr verstehen, warum ich jetzt weder Lafaree noch Galier bin. Ich möchte wissen, warum der Hof so verkommen ist und was mit meinen Eltern geschah«, entgegnete Leila.

Bianca ging in sich und begann letztlich zu erzählen.

Sie berichtete, dass die Hochzeit zwischen Leila und Jean noch riesig gefeiert wurde und dass die Herrschaften überzeugt waren, dass sie ab jetzt gut versorgt waren und sich wenig Sorgen machen mussten um ihren Alterssitz. Der Schwiegersohn bekam die Ländereien und die Senioren das lebenslange Wohnrecht im Gutshof. So war der Handel, den sie schlossen. Die ersten zwei Jahre nach der Eheschließung war es auch so. Die Eltern bewirtschafteten das Gut, wie zuvor, die Erträge wurden geteilt und den beiden Senioren ging es wirklich gut. Bis der Schwiegersohn

zwei Jahre später erschien und die Familie für den ausbleibenden Nachwuchs verantwortlich machte.

Der Marquis begann, die von Waddlock wirtschaftlich zu ruinieren und daraufhin nahm sich Katharina von Waddlock, Leilas Mutter das Leben.

Die damals 17-jährige Leila wusste hiervon nichts und erfuhr nicht, dass das Geschlecht der von Waddlocks an ihrem 18. Geburtstag praktisch nicht mehr existierte. Jean hatte alles daran gesetzt, ihre Familie zu vernichten. Er hatte tatsächlich zwei weitere Jahre mit ihr ausgehalten, bevor er auf die Idee kam, sie völlig unvorbereitet an die Front zu schicken. Zu seinem großen Ärger hatte sie es geschafft, für weitere zwei Jahre nicht getötet zu werden. Aber nach der Schlacht in der Wüste galt sie als verschollen und wurde nur wenige Wochen später für tot erklärt. Niemand hätte je mit ihrer Rückkehr gerechnet.

Doch nun war sie hier aufgetaucht und sah aus, wie ein Lafaree.

Was war mit ihr geschehen? Hatte sie sich dem Feind zugewandt? Wurde sie gezwungen, das zu tun?

Leila hoffte, sie konnte die anderen beruhigen,

»Ich bin nicht der Feind, ich wurde von einem Lafaree gerettet. Er machte mir bewusst, wie wichtig es ist, zu vergeben und genau das werde ich tun. Ich werde all denen, die mich ohne Wissen in mein Schicksal zwängten, vergeben. Ich werde aber dennoch den Verantwortlichen suchen und zur Rechenschaft ziehen, so wie es meine Aufgabe verlangt«, antwortete sie und fügte an, »Wenn mein Vater noch lebt, wo ist er?«

»Im Haus, aber ich denke nicht, dass es gut ist, wenn ihr ihn so seht, Hoheit«, sagte eine Frau, die sich bisher nicht bemerkbar gemacht hatte.

»Warum nicht?«, fragte Leila.

»Weil ich denke, dass dieser Anblick für niemanden

geeignet ist«, antwortete die Frau.

»Ich muss zu ihm«, behauptete sich Leila.

»Ich bringe dich zu ihm«, sagte Bianca und als Leila ihren Umhang gerichtet hatte und die Kapuze über den Kopf zog, hielt sie inne und sagte, »Wir nutzen aber den Geheimgang. Das Anwesen wird beobachtet, seit es diese Gerüchte gibt, dass ihr am Leben seid.«

»Es gibt solche Gerüchte?«, fragte Leila.

»Ja, es hat eigentlich niemand für bare Münze genommen, aber es gibt wohl einen Lafaree, der regelmäßig beim Marquis de Gaullier ein und aus geht«, sagte sie und klang besorgt. »Daher stammen auch die Gerüchte, ihr seid am Leben und nur zum Gegner übergelaufen«, fügte sie hinzu.

Leila atmete einmal tief ein und mit dem Ausatmen sagte sie, »Das ist meine Bestimmung, die Aufgabe, die das Universum mir erteilt hat. Ich muss mich dem stellen, versage ich, so versagt ein Teil der Menschheit.«

Sie verzog ihr Gesicht, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. Letztlich passte das exakt zu ihrem Gemütszustand. Jetzt wollte sie ihren Vater sehen. Vielleicht konnte sie etwas tun, sodass er noch auf der Liste landete.

Bianca geleitete sie durch die Gänge hinter den Kulissen, die extra für das Gesinde angelegt waren, zu den Räumlichkeiten ihres Vaters.

Als Leila die Räumlichkeiten ihrer Eltern betrat, erschrak sie vor dem desolaten Zustand.

Sie erkannte ihren Vater in dem gemütlichen Ohrensessel ihrer Mutter und erschrak ein weiteres Mal, als sie feststellen musste, dass er kaum Ähnlichkeit mit dem Mann aus ihrer Jugend hatte. Ein Häufchen Elend saß dort in dem Stuhl und klammerte sich an die Armlehnen.

Sie streifte ihren Umhang ab, eilte zu ihm und kniete sich vor ihm auf den Boden. Sie griff seine Hand und hauchte,

»Vater!«

Erschrocken zog er die Hand weg und stammelte,

»Was wollt ihr von mir, es gibt hier nichts mehr zu holen!«

Er blickte dabei förmlich durch sie hindurch.

»Vater, ich bin es, Leila«, sagte sie und griff erneut nach seiner Hand.

»Ihr lügt, Leila ist tot!«, schrie er und entzog ihr erneut die Hand.

»Vater, bitte, sieh mich an!«, sagte sie laut.

Der alte Mann wandte ihr den Blick zu und erstarrte.

Minutenlang blickte er ihr in die Augen und beide waren so sehr auf sich selbst konzentriert, dass niemandem auffiel, dass der Raum sich füllte.

Leila spürte den festen Griff, der ihren Zopf packte und ihren Kopf nach hinten riss.

Augenblicklich blickte sie in das Gesicht von Jean de Gaullier. Seine stechenden Augen zogen sich zu schmalen Schlitzen, als er seine Klinge unter ihr Kinn hielt und sagte, »Ich wagte es nicht zu glauben, aber du bist tatsächlich am Leben. Was für ein hartnäckiges Geschöpf du doch bist und wenn ich dich so ansehe, kollaborierst du mit dem Feind, du Hure!«

Er ließ die Klinge ihren Hals nach unten gleiten und die Spitze hinterließ einen schmalen Schnitt, aus dem sofort das Blut quoll.

Im ersten Moment gefror Leila das Blut in den Adern, dann ergab sie sich in die Situation, genau wie die Vorsehung das mitgeteilt hatte. Sie musste ihm ganz nahe sein, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Das letzte Opfer, das sie erbringen musste, um ihr Volk und sich zu befreien. Danach würden sie ihr folgen und sie wäre endlich frei für Markus.

Er riss sie auf die Füße und stach ihr gleichzeitig ein tiefes Loch neben das Schlüsselbein.

Einer seiner Bediensteten eilte herbei und entledigte sie ihrer Waffen.

Als ihre Hände gefesselt waren, ließ er ihren Zopf los und befahl, sie in sein Haus

zu bringen, er würde sich später mit ihr befassen.

Leila bekam gerade noch mit, dass er den Kopf ihres Vaters anhob, ihm das blutverschmierte Messer zeigte, etwas flüsterte und dem alten Mann das Messer in die Brust rammte.

Leila erstarrte einen Moment und ließ sich dann ohne Gegenwehr abführen.

Die nächsten Stunden verstrichen in einer qualvollen Langsamkeit.

Sie wurde betatscht, geschlagen und erniedrigt. Jean erlaubte seinen Männern fast alles, nur ihren Schoß durften sie nicht berühren. Immerhin war sie noch die Frau des Marquis. Sie taten vieles, demütigten sie, packten sie überall fest an und schlugen mehrfach zu. Auch wenn sie ihr den Wams vom Leib rissen, den Zopf öffneten und die Schließen und Perlen herausrissen, das breite lederne Armband entfernten sie nicht.

Letztlich sperrten sie Leila in eines der vielen Zimmer auf Jeans Anwesen. Sie wartete auf das, was kommen würde und sie hoffte, er würde sich so weit herablassen, dass er ihr wieder ganz nahe kommen würde.

Auf diesen einen Moment galt es zu warten.

***

Ich war so sehr außer mir, dass ich nur unverständliches Zeug brüllte.

Christian konnte mir in keiner Weise folgen, nur Daria ahnte, worum es ging.

Sie versuchte mich zu beschwichtigen und erklärte, dass Leila dabei war, ihre Aufgabe zu erfüllen. Meine Wut saß tief. Ich war wütend auf meine Leute, dass sie es zulassen konnten, dass Leila sich so verstoßen fühlte. Sie war blindlings drauflosgerannt, so dachte ich, weg von uns, um den Blicken hier zu entgehen und ich hatte nichts Besseres zu tun, als mich mit meiner gekränkten Eitelkeit zu beschäftigen.

Daria versuchte, mich zu beschwichtigen und Christian bot an, mich bei der Suche zu begleiten.

Ich eilte nach Hause und klaubte dort meine Sachen zusammen.

Als ich nicht ganz fertig damit war, stand Christian bereits vor der Tür. Ich beeilte mich, obwohl ich nicht wusste, wohin wir gehen mussten.

Nachdem ich endlich meine Ausrüstung zusammengesucht hatte und fertig zum Abmarsch war, stand plötzlich mein Vater vor mir.

Ich wollte mich jetzt nicht damit auseinandersetzen, gab ich ihm doch die Schuld an der aktuellen Situation.

»Ich habe keine Zeit!«, sagte ich harsch und beeilte mich, die Tür meines Hauses ordentlich zu verriegeln.

»Lass mich mit dir gehen«, entgegnete er kühl.

»Warum auf einmal?«, fragte ich.

»Weil es meine Schuld ist«, antwortete er.

Ich wandte mich ihm zu, blickte ihm tief in die Augen, wollte prüfen, ob er mich anlog, oder ob er mir diesmal die Wahrheit über seine Gefühle mitteilte. Ich konnte es nicht sehen.

Claudia brachte mich dann komplett aus dem Konzept, als sie auf einmal dastand und sagte,

»Nein, Theo, das ist nicht alleine deine Schuld, es ist ihre Aufgabe und wir haben sie dazu gebracht, diese früher als nötig anzutreten. Wir alle tragen die Verantwortung für das, was jetzt passiert und wir alle sollten Leila unterstützen und sie gesund zurückbringen. Sie bringt sich in große Gefahr. Für uns alle und das solltet ihr Männer endlich akzeptieren. Geht und helft ihr, zusammen!«

Ich blickte sie erstaunt an und sah, mit welch festem Blick sie meinen Vater ansah.

»Dann los«, sagte ich.

»Wo planst du mit der Suche zu beginnen?«, fragte Christian.

»Beim Anwesen ihrer Eltern. Ich vermute, sie wird sich als Erstes versichern, dass sie noch leben«, sagte ich und schulterte meinen Rucksack.

»Der Weg führt uns mitten durch die Ländereien des Marquis. Das sollten wir beachten«, brachte sich mein Vater ein.

»Was schlägst du vor?«, fragte ich und bevor einer von den anderen antworten konnte, stand da Daria, komplett ausgerüstet und überreichte mir und den anderen einen schlichten Umhang aus Sackleinen. Ich blickte sie erstaunt an und sie sagte,

»Ihr könnt vergessen, dass ihr das ohne mich tut. Sie ist ein Freund und wenn ein Freund Hilfe braucht, bin ich bereit.«

Wir blickten uns kurz an, nickten uns zu und warfen uns die Umhänge über die Schultern.

Wir wanderten über einen Tag, völlig unbehelligt durch die Ländereien des Marquis. Natürlich machte es uns misstrauisch, dass wir hier einfach herumlaufen konnten, ohne dass uns Truppen oder dergleichen begegneten. War es beabsichtigt, dass wir uns einem der größten Gegner in diesem Krieg näherten?

Ich persönlich wollte nur Leila da lebend herausholen und ihr endlich den Antrag machen, den sie verdient hatte. Sie fehlte mir und ich machte mir Vorwürfe, dass ich nicht aufmerksamer war.

Das Einzige, was mich beruhigte, zum allerersten Mal hatte ich meinen Vater an meiner Seite und seine Beweggründe, mir zu helfen, waren ehrlich und kamen von Herzen.

Als wir das Anwesen der von Waddlocks erreichten, rückten wir ganz nah zusammen.

Rücken an Rücken wagten wir uns vorsichtig voran. Jeder von uns beobachtete eine Himmelsrichtung, während die anderen den Rücken deckten.

Der Anblick des einst so stolzen Anwesens erschütterte mich und so wie es aussah, die anderen auch. Mit dem Verfall der Gebäude konnte man praktisch spüren, was hier geschehen war. Die Vorahnung wog schwer und wir zögerten einen Moment, bevor wir weiter vordrangen.

Das, was ich hier zu sehen bekam, wich völlig von dem ab, was ich erwartet hätte.

Ich schluckte und entdeckte ein paar Krähen auf dem Giebel des Gutshauses. Die Boten des Todes, so hatte man mir in der Jugend gesagt und ihr plötzliches schreiendes Auffliegen erschreckte mich. Gleichzeitig war ich gewarnt, hier war jemand und ich suchte meine Seite nach einer Bewegung oder einem Menschen ab. Daria stieß mir in die Rippen, als sie den Mensch entdeckte. Die beiden anderen deckten uns den Rücken, als Daria laut rief,

»Wir kommen in Frieden!«

»Das hat ihr nicht geholfen!«, erhielten wir zur Antwort.

»Wem hat das nicht geholfen?«, fragte ich.

»Der Frau, die vor euch kam! Geht, bevor er euch erwischt!«, antwortete eine weitere Stimme hinter der Person.

Jetzt sahen wir sie. Fünf Menschen, vermummt, fast mit ihrem Hintergrund verschmolzen.

»Wir suchen sie, wo ist sie?«, fragte ich und hoffte, sie könnten mir das sagen.

Wir erhielten keine Antwort, nur die Aufforderung,

»Wenn euch euer Leben lieb ist, dann geht!«

Und dann waren sie weg, wie vom Erdboden verschluckt.

Wir hatten keineswegs vor zu gehen, also tasteten wir uns vorsichtig im Gelände voran.

Die Stallungen waren wie leer gefegt und dort waren wohl kaum Menschen anzutreffen. Es war niemand da, als wir das Haus betraten und uns umsahen. Unten in der Halle teilten wir uns auf. Christian und ich gingen die Treppe hinauf, während mein Vater und Daria das untere Stockwerk durchsuchten.

Irgendwo mussten diese Menschen doch abgeblieben sein.

Schon im zweiten Zimmer im Obergeschoss fanden wir ihn dann. Den alten Mann in seinem Ohrensessel, die Hände krallten sich noch an die Lehnen, der Kopf war ihm auf die blutige Brust gesackt. Die

Blutlache unter dem Stuhl war schon fast schwarz, glänzte aber immer noch etwas im Tageslicht. Einen Tag! Länger war er nicht tot. Wer war das? Leilas Vater etwa?

Christian rief die beiden anderen, die sofort heraufeilten.

Mein Vater blickte auf den Toten, seufzte schwer und wandte den Blick ab.

»Wer ist das?«, fragte ich.

»Das ist Klaus von Waddlock«, sagte eine Stimme hinter uns.

Erschrocken fuhren wir vier gleichzeitig herum, die Messer in der Hand.

Die Person hob beschwichtigend die Hände.

»Ich bin Bianca, die Zofe der Waddlocks. Ich habe sie gewarnt vor den Spionen auf eurer Seite. Sie wollte nicht hören«, sagte sie und ging einen Schritt zurück.

Ich zog die Augenbrauen zusammen und fragte,

»Spione auf unserer Seite?«

Mein Vater blickte sie ebenfalls erstaunt an und sagte ganz ruhig,

»Geht nicht weg, habt keine Angst, erzählt uns bitte mehr.«

Die Frau, die sich selbst Bianca nannte, straffte sich und sagte,

»Ich habe Leila von Waddlock vor dem Marquis gewarnt und ihr erzählt, dass er weiß, dass sie lebt und wieder im Land ist. Er hat Spione in euren Reihen, die er gut bezahlt, um immer genau zu wissen, was ihr plant und er weiß bestimmt, dass ihr hier seid.«

»Eigentlich kann das keiner wissen, denn wir haben niemanden darüber informiert. Unser Aufbruch war sehr spontan und überhaupt nicht geplant«, entgegnete ich.

Sie seufzte,

»Sie rechnen damit, dass ihr der Prinzessin folgt. Der Marquis hat sie mitgenommen und ihren Vater getötet. Er wird sie töten, denn niemand darf offiziell wissen, dass sie lebt. Er hat schon lange

eine neue Frau, ein zartes, süßes Mädchen.«

»Maria«, sagte ich und knirschte mit den Zähnen.

»Woher wisst ihr das?«, fragte sie.

»Das ist eine lange Geschichte und dafür ist jetzt keine Zeit. Wie kommen wir in das Anwesen des Marquis?« fragte ich.

»Das ist zu gefährlich, ihr seid nur zu viert, er hat sein gesamtes Gesinde bei sich«, antwortete sie schnell.

»Ich muss dorthin und Leila herausholen. Daran führt kein Weg vorbei!«, entgegnete ich hart.

»Maria ebenfalls, sie steht auf der Liste«, warf mein Vater ein.

Ja, er hatte recht, Maria de Gaullier stand auf der Liste derer, die auf die Reise gehen sollten und unsere Aufgabe bestand darin, möglichst viele Menschen der Liste zu überzeugen und mitzunehmen.

»Das ist unmöglich«, beharrte Bianca auf ihrer Meinung.

»Es ist nicht unmöglich«, sagte plötzlich ein fremder Mann aus dem Hintergrund.

Genau wie Bianca war er plötzlich, wie aus dem Nichts erschienen. Er hatte uns wohl schon länger zugehört, denn er sagte,

»Das Anwesen des Marquis verfügt, genau wie dieses Haus hier, über Zugänge für das Gesinde. Niemand darf die Bediensteten zu Gesicht bekommen, aber dennoch müssen wir die Räume erreichen können. Es gibt geheime Treppen, Gänge und Türen, in denen wir uns bewegen. Ich kenne das Haus, ich kann euch den Weg weisen, mehr aber nicht.«

»Wie ist euer Name?«, fragte mein Vater.

»Johann, Herr«, antwortete er und verneigte sich.

»Herr ist nicht notwendig, Johann«, sagte mein Vater und zu mir gewandt, fragte er, »Steht er auf der Liste?«

»Das weiß ich nicht, ich habe das Buch bei Claudia gelassen. Was ist, wollen wir aufbrechen? Ich muss meine

Frau da herausholen, komme, was wolle!«

Johann und Bianca blickten uns verwundert an.

»Was für eine Liste?«, fragte sie.

»Das ist eine lange Geschichte«, erklärte Daria und fügte an, »Wir werden sie euch erzählen, wenn wir das hinter uns gebracht haben.«

»Dann lasst uns aufbrechen«, sagte Johann, machte eine Kopfbewegung und fügte an, »Ihm können wir nicht mehr helfen, aber vielleicht der Prinzessin.«

Eine gute Stunde waren wir über Umwege unterwegs, als endlich das Anwesen des Marquis in Sichtweite kam. Von der Ferne konnte man schon erkennen, dass es diesmal nicht so einfach war, in das Haus zu gelangen. Es waren viele Menschen geschäftig auf dem Gelände unterwegs.

Wir beschlossen zu rasten und die Nacht im Wald zu verbringen. Im Morgengrauen, wenn alles noch schlief, wollte Johann uns zum Eingang der Gesindegänge bringen.

Er würde sich am Abend unter die Bediensteten mischen und wenn alles gut ging, würde er herausfinden, wo sich die Prinzessin befand.

Wir hatten uns im Wald versteckt und Johann begab sich zu den Bediensteten, um etwas in Erfahrung zu bringen.

Zwei Stunden später kam er zurück und berichtete von seinen Erkenntnissen.

Er hatte in der Küche ein Dienstmädchen ausgefragt und sie plauderte vertrauensvoll einiges aus.

So wusste Johann nicht nur, dass Leila im ersten Stock direkt an der westlichen Ecke des Hauses untergebracht war, sondern ebenso, dass man ihre Wunden bereits versorgt hatte, weil der Marquis wollte, dass sie wieder gut aussah. Seine Frau sei zurzeit nicht so belastbar, da sie hochschwanger sei und das Geheule ginge ihm mächtig auf die Nerven. Bis der Balg endlich aus ihr draußen war, würde er sich dieser Fremden ausgiebig widmen. Sie sei eine schöne, wehrhafte Frau,

die seine ganz besondere Aufmerksamkeit brauche, auch wenn sie eine dreckige Lafaree war.

Dieses Dienstmädchen wusste nicht, dass es sich um die eigentliche Marquise de Gaullier handelte. Sie war überzeugt davon, dass die schon lange tot war.

Mir drehte sich der Magen um, bei dem Gedanken daran, dass sich dieser Mistkerl Leila ‘ausgiebig widmen’ wollte.

Ich wäre am liebsten losgerannt und hätte sie herausgeholt.

Zum ersten Mal war es mein Vater, der beruhigend auf mich einwirkte.

Wir mussten uns zusammenreißen, das würde keine einfache Aktion. Allein Leila da herauszubekommen, war gefährlich, aber beide Frauen aus dem Einfluss dieses Tyrannen zu retten, stellte uns vor ein schier unlösbares Unterfangen.

Ich konnte kaum Ruhe finden, schlief aber dennoch ein paar Stunden.

Im Morgengrauen machten wir uns auf, den Nebeneingang des Hauses zu betreten. In den engen, düsteren Gängen schlichen wir voran, auf der Suche nach dem richtigen Zimmer. Als wir das besagte Zimmer gefunden hatten, war es leer. Leila war nicht mehr da und wir waren ratlos.

Johann stieß zu uns und wir teilten uns hinter den Kulissen auf. Während mein Vater und Daria zusammen nach dem Schlafzimmer von Maria de Gaullier suchten, suchte ich mit Christian und Johann den Aufenthaltsort des Marquis. Ich vermutete, dass Leila in seiner Gesellschaft zu finden sei.

Nach einer endlos scheinenden Suche fanden wir die beiden.

Der Marquis hockte in seinem großen Sessel und Leila stand leicht bekleidet vor ihm. Er hatte ihr eine Kette um den Hals gelegt, damit sie die Hände freihatte, ihm aber dennoch gehorchen musste. Jedes Mal, wenn er an der Kette zog, schnürte es ihr die Luft ab. Er selbst war

ebenfalls leicht bekleidet, was darauf hindeutete, dass Leila ihm gefügig sein musste.

Die Tür zum anschließenden Raum stand offen und man konnte ein ausladendes Bett sehen. Das war wohl sein Schlafzimmer. Ob seine Frau dort schlief? Ich wusste es nicht, man konnte es nicht erkennen und ich wusste auch nicht, dass dort hinten Daria und mein Vater bereits den Raum betreten hatten.

Ich wollte jetzt Nägel mit Köpfen machen und stürzte aus meinem Versteck. Mit vielem hatte ich gerechnet, nur nicht mit einem Hinterhalt.

Dieser Kerl hatte wirklich damit gerechnet, dass ich kommen würde, um Leila zu holen. Das Messer des Soldaten saß präzise unter meinem Kinn und sowohl Christian als auch ich waren schnell entwaffnet.

Der Marquis lachte und sagte,

»Na, da sind sie ja endlich unsere Zuschauer! Es ist mir eine Ehre, den berüchtigten Markus von Lork mit eigenen Augen sterben zu sehen.« Er stand auf und strangulierte dabei Leila. »Ja, ich sollte dankbar sein, dass du mir dieses abtrünnige Weibsbild zurückgebracht hast, aber du hast sie versaut und genau deswegen werde ich mich noch mal ausgiebig mit ihr vergnügen. Solange bis mein Kind geboren ist und ich wieder zu meiner Frau ins Bett kann.«

Er stolzierte wie ein aufgeblasener Gockel durch den Raum und zerrte Leila hinter sich her.

»Dafür wirst du büßen«, brachte ich ihm entgegen, was zur Folge hatte, dass der Soldat das Messer fester gegen meinen Hals drückte.

»Ich werde gar nichts, du wirst jetzt zusehen, wie ich mir diese Frau nehme, dann siehst du zu, wie dein Freund stirbt und vielleicht lasse ich dich so lange am Leben, bis dieses Weib so zerrissen ist, dass sie nicht mehr laufen kann. Ich bin grad so richtig gut in Fahrt, das könnte mir tatsächlich sehr gefallen!« Er schloss mit

einem hysterischen Lachen und griff Leila fest zwischen die Beine. Ich wusste nicht, was ich tun könnte, um diese Situation zu beenden. Ich hoffte so sehr, dass mein Vater eingreifen würde, aber da ich nichts von ihm sah oder hörte, fürchtete ich, dass er und Daria ebenfalls entdeckt worden waren.

War Johann etwa der Verräter gewesen? War es zu leichtsinnig von uns, einem Fremden so viel Vertrauen entgegenzubringen?

Jean ließ sich in den Sessel fallen und öffnete seine Hose. Angewidert dachte ich an das, was jetzt wohl kommen würde.

Er strangulierte Leila so, dass sie sich zu ihm begab und er ordnete an, dass sie sich auf seinen Schoß setzen sollte.

Sie fügte sich und mir entwich ein gequältes »Nein!«

Und dann passierte etwas, das hässliche Lachen des Marquis blieb ihm auf einmal im Halse stecken. Ich sah, wie er entsetzt seine Augen aufriss und sich in den Nacken fasste.

Leila erhob sich, drehte sich zu mir um und schleuderte etwas in Richtung des Soldaten, der das Messer an meinen Hals hielt. Augenblicklich hielt dieser sich den Kopf und bevor er kerzengerade nach hinten kippte, konnte ich den Stachel eines Flussmonsters erkennen, der da im Auge steckte.

Der andere Soldat war davon so geschockt, dass es für Christian ein Leichtes war, ihn zu überwältigen.

Erst jetzt wurde mir klar, dass Leila etwas getan hatte, womit ich niemals gerechnet hatte. In dem Lederband, das sie seit unserer Abreise von Katalis um das linke Handgelenk trug, hatte sie die Stacheln des Flussmonsters aufbewahrt, gefüllt mit dem schwarzen Gift des Egels. Solange hatte sie diese mit sich herumgetragen, bis sie die Gelegenheit bekam, ihrem Peiniger so nahezukommen, wie in diesem Moment. Sie hatte ihm den Stachel zwischen die Halswirbel gerammt und egal,

was er jetzt noch tun würde, er würde nie wieder irgendeiner Frau etwas antun können.

Ich ging zu ihr, löste die Kette von ihrem Hals und küsste sie.

»Was hast du getan!«, lallte der Marquis und versuchte den Stachel aus dem Nacken zu ziehen. Die Lähmung setzte aber schon ein und er konnte nicht mehr richtig greifen.

»Ich habe dir nur gegeben, was du verdient hast, nicht mehr und nicht weniger. Das Gift wird dir nach und nach die Bewegungsfreiheit nehmen und du wirst ganz langsam sterben. Zuerst fühlst du deine Finger und Zehen nicht mehr, dann die Hände und Füße und irgendwann wirst du deinen Körper nicht mehr spüren. Bei allem bleibst du aber bei vollem Bewusstsein und wirst erleben, wie ich dein Königreich übernehme. Ich werde dir alles nehmen, was dir jemals gehört hat. Dein Volk wird mir gehorchen, denn du hast die Regeln gebrochen, indem du dir eine neue Frau genommen hast, ohne zu kontrollieren, ob ich wirklich tot bin.«

Ich hielt sie im Arm und fragte im Wissen, dass er mich gut verstehen konnte,

»So hart? War das notwendig?«

Leila lächelte mich an und sagte, »Lass ihn uns auf den Balkon schieben, sein Gefolge soll ihn so sehen, dann werden sie aufmerksamer zuhören!«

In dem Moment, als ich hinter den Sessel trat, um ihn zu schieben, stand mein Vater in der Tür zum Nebenraum. Seine Hände waren Blutverschmiert und er hielt ein kleines Bündel im Arm.

Mit einem unbeschreiblich glücklichen Gesichtsausdruck sagte er,

»Es ist ein Mädchen, ein gesundes, kleines Mädchen! Und ich konnte helfen, es auf die Welt zu holen!«

Diese überschwängliche Freude hatte ich noch nie bei ihm gesehen.

»Wie geht es Maria?«, fragte Leila laut.

Darias Stimme schallte aus dem Nebenraum,

»Es geht ihr gut, so ein tapferes junges Mädchen. Sie hat nicht mal gewagt zu schreien, sonst hätte er sie noch gehört!«

Der Mann dort auf dem Stuhl versuchte zu schreien, es entwich ihm aber nur ein gequältes Stöhnen.

Was für eine triumphale Situation, statt des erhofften Thronfolgers hatte er ein Mädchen bekommen. Ein, in seinen Augen, niederes Wesen. Maria und das Kind würden mitgehen, nach Katalis in ein neues Leben, ohne ihn.

Wir öffneten die großen Flügeltüren zum Balkon und schoben den sterbenden Marquis hinaus, damit alle seine Bediensteten und Soldaten sehen konnten, dass er erledigt war. Mittlerweile hatte er sich schon eingenässt, sodass es nicht mehr lange dauern würde, bis das Gift die Nerven des Herzens und der Lunge erreichen würde. Es war also ein wenig Eile geboten, seinen Anhängern nachdrücklich klarzumachen, wer ab jetzt das Sagen über die Ländereien haben wird.

Nachdem die ersten den Marquis durch das Balkongitter erkannt hatten, sammelten sich immer mehr von ihnen.

Leila erklärte ihnen, dass sie vorerst die Herrin über dieses Anwesen war. Aber nur so lange, bis die Vorbereitungen für eine große Reise abgeschlossen waren.

Es läge an ihnen, ob sie bei den Vorbereitungen helfen oder gar mitgehen würden.

Sie schloss mit den Worten,

»Ich bin die Marquise Leila de Gaullier, Herrin über das Erbe des Marquis. Ihr folgt mir, oder ihr geht.«

Ein Raunen ging durch die Menge vor dem Balkon. Einige wollten sich nichts von einer Frau sagen lassen und ich hatte das Bedürfnis, mich dazu zu äußern.

»Ich bin Markus von Lork und der Mann an der Seite dieser wundervollen Frau. Sie hat die Aufgabe bestanden, die ihr das Universum auferlegte und euch alle von dem Tyrannen befreit. Löst euch von den alten Regeln und wagt

den Schritt in ein freies Leben.«

»Wir sollen auf die Weiber hören?«, rief einer nach oben.

»Ja, und das beginnt schon mit der Anrede. Eine Frau ist genauso wertvoll wie ein Mann, wenn nicht wertvoller, denn sie ist diejenige, die Leben erschaffen kann!«, rief mein Vater hinter mir.

Er hob das kleine Bündel in die Höhe und sagte,

»Der König ist tot, es lebe die Königin!«

Sie würden sicherlich noch eine Weile diskutieren, es würden wohl einige gehen, aber wir würden an dem Plan festhalten, alle Menschen zu überzeugen, die auf dieser Liste standen.

In dem Moment, als ich mich schon abwenden wollte, um wieder ins Innere des Hauses zu gehen, sah ich den alten Mann in der Menge. Onais-Tjelfort, der sich seit Tagen nicht hatte blicken lassen, stand da in der Menge und es schien, als sei nichts gewesen.

Er lächelte mir zu, hob seinen Stock und nickte. Wir hatten so einiges zu besprechen und viel zu tun.

Eine ganze Woche hielten wir uns in diesem Anwesen auf. Über die Hälfte des Gesindes und ebenso viele Soldaten stellten sich auf unsere Seite.

Leila brauchte eine Weile, um sich bei den Männern durchzusetzen, als sie einen der Generäle herausforderte und genau wie mich im Schwertkampf besiegte, war das ein Schlüsselmoment für die Männer und Frauen ihres Volkes.

Natürlich war es absurd zu denken, dass wir in einer Woche die komplette Denkweise verändern konnten, aber immerhin hatten wir einen Prozess in Gang gesetzt, der sich nicht mehr so leicht aufhalten ließ. Wir brauchten lediglich die Menschen, die auf der Liste standen.

Wir kehrten zurück in mein Dorf.

Daria und Christian blieben im Anwesen des Marquis, um weitere Einzelheiten

mit den Reisewilligen zu klären.

Eine Handvoll Menschen folgte uns, unter ihnen Maria und ihre neugeborene Tochter.

Leila hatte versucht, die Menschen so gut wie möglich vorzubereiten. Ich versuchte im Gegenzug meine Leute auf den Wandel einzustimmen.

Wie sollte man den Menschen begreiflich machen, dass es keine Rettung für ihren Planeten geben würde?

Mein Vater war jetzt auf unserer Seite und wir konnten ein wenig aufatmen.

Er fungierte als Sprachrohr für die Lafaree, während der Tod des Marquis unserem Vorhaben einen deutlichen Vorteil verschaffte. Problematisch war hierbei nur, dass vorwiegend Frauen auf den Aufruf reagierten. Die Männer der Galier waren weiterhin nur schwer davon zu überzeugen, dass Frauen ihnen ebenbürtig waren.

Vorbereitungen

Onais-Tjelfort war zurück.

Ich hatte mir schon Sorgen gemacht, wobei ich mit all den Ereignissen zugeben musste, dass ich gar keine Zeit hatte, mir über ihn Gedanken zu machen.

Er war jedenfalls wieder da, lobte Leila in höchsten Tönen und begann mich herumzukommandieren.

»Wo warst du?«, fuhr ich ihn an und er lächelte nur.

Das machte mich wütend und ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte.

»Er hat sich umgesehen«, antwortete Leila für ihn.

»Ich will nicht meckern, aber warum weißt du immer alles und mir erzählt er gar nichts?«, entgegnete ich ihr.

Sie zuckte mit den Schultern und wandte sich wieder ab.

»Onais!«, rief ich laut und begab mich in seine Richtung.

Wir hatten, seitdem er wieder hier war, ausschließlich mit Onais gesprochen, was ja immer ein schwieriges Unterfangen darstellte.

Ich hatte nicht einmal die Chance, mit Tjelfort zu

reden und hätte doch so sehr seinen Rat gebraucht. Wie sollten wir das jetzt alles organisieren?

Und dann verselbständigte sich das gesamte Projekt.

Wir kehrten zusammen mit den ersten reisewilligen Galiern zurück in unser Dorf und wurden überraschenderweise herzlich begrüßt. Claudia hatte ganze Arbeit geleistet. Sie hatte das Buch genutzt, um ein paar Menschen zu überzeugen, die auf dieser Liste standen.

Sie hatten sogar noch mehr vorbereitet.

Einfache, einachsige Karren waren gebaut worden. Die Achsen und Räder komplett ohne Metall. Esel und Pferde waren dafür vorgesehen.

Man hatte Ziegen und Schafe bereits ausgesucht und wollte sie mitnehmen.

Leder, Stoffe, Keramik und viele nützliche Dinge aus Holz. Es war an Papier und Pinsel, genau wie an Tinte gedacht worden. Es gab jemanden, der an einer Alternative zu unserem Besteck zum Tätowieren arbeitete, eine andere Frau arbeitete an Glasperlen als Ersatz für unseren Schmuck.

Wir würden nicht lange bleiben können, Ugwadule war auf jeden Fall das letzte Ziel, da von dort der Weg zu den Stelen nicht mehr weit war. So besprachen wir, dass mein Vater mit Christian und mir in die Berge zu den Harmaapatra gehen würde, um die Menschen auf der Liste zu finden und zu überzeugen.

Wir standen jetzt vor der Schwierigkeit, dass wir das Buch mitnehmen mussten, um unsere Geschichte zumindest etwas untermauern zu können.

Das wiederum verhinderte, dass Claudia nach Vildskov gehen konnte, um dort ihr Volk zu überzeugen.

Wir suchten nach einem Kompromiss und einigten uns darauf, dass die Frauen ohne Buch versuchen sollten, die Menschen aus ihrem Volk zu überzeugen.

Claudia hatte schon die Liste mit den Namen abgeschrieben und die drei

Frauen, in Begleitung von Onais-Tjelfort machten sich auf den Weg zu Claudias Heimatdorf.

Ich hoffte, sie würden das ohne männliche Unterstützung schaffen. Die Trennung von Leila beschäftigte mich mehr, als ich mir eingestehen wollte.

Onais-Tjelforts Erzählungen nach, sollten wir gemeinsam auftreten. Die Zeitnot machte das unmöglich. Wir hatten zu viel Zeit hier verbracht und mussten neben den Ugwadule noch einen kleinen Teil der Galesen zusammensammeln. Alina, die Zofe, die Leila damals das Leben rettete, war in den Ländereien des Marquis nicht anzufinden. Man hatte Leila erzählt, sie wäre in die Grafschaft der von Aldenhoven verkauft worden.

Mir ging das an die Nieren, diese Gräfin von Aldenhoven war die Frau, die Onais für mich auserkoren hatte und die letztlich seinen Bruder Tjelfort tötete. Leila erwähnte das mit keinem Wort. Wollte sie etwa dort auch ein Exempel statuieren?

Die Abmachung war, dass wir uns in den Ebenen von Lork sammeln wollten. Sollten die Frauen nicht vor uns oder gleichzeitig zurückkehren, so würden wir ihnen entgegen marschieren.

Erst wenn wir die Reisenden der anderen Völker zusammen hatten, wollten wir gemeinsam nach Ugwadule gehen. Alle zusammen.

Wir konnten dort rasten und das Wasser auffüllen, die Tiere versorgen und neben den Menschen vielleicht andere nützliche Dinge mit nach Katalis nehmen.

Gelegentlich machte ich mir Gedanken darüber, wie wir das organisieren konnten, so viele Menschen auf einmal durch das Tor zu schleusen.

In der Wüste hatten wir ausreichend Platz, aber im Wald, waren wir räumlich eingeschränkt. Es musste also in Etappen durchschritten werden und wer führte die Angekommenen dann zu den Ruinen. Die Limfie schieden aus, weil sie ohnehin niemand verstehen konnten. Ähnlich verhielt sich das mit Onais-Tjelfort.

Leila und ich mussten das Portal offen halten, also konnte keiner von uns vorgehen, dann wäre das Tor wieder zu und es gäbe keine Möglichkeit, es wieder zu öffnen. Wir konnten das nur gemeinsam. Das war uns beiden bewusst.

Wir verbrachten also die letzte Nacht in meinem Haus.

Claudia und mein Vater hatten Maria und das Baby mit in den Gutshof genommen, dort war ausreichend Platz. Es war dafür gesorgt worden, dass sie gut versorgt ist, wenn wir nicht mehr hier waren.

Es waren nicht alle im Dorf begeistert von den Galesen, aber sie konnten sich zusammenreißen, vor allem im Hinblick darauf, dass dieser Zustand nicht lange andauern würde.

Die Bürger von Lork, die mit uns gehen würden, versprachen, gut auf die anderen aufzupassen.

In den frühen Morgenstunden verpackten wir unseren Proviant, füllten die Wasserflaschen und begaben uns auf den Dorfplatz.

Dort stießen Daria und Christian zu uns und gemeinsam warteten wir auf Claudia und meinen Vater.

Es fiel mir schwer, Leila schon wieder alleine gehen zu lassen. Wir hatten die vergangenen Wochen so wenig Zeit füreinander gehabt. Das war alles so aufregend gewesen, dass wir wenig Zärtlichkeiten austauschen konnten.

Als Claudia und mein Vater zu uns kamen, drückte ich sie nochmals ganz fest an mich und küsste sie.

Sie blickte mir in die Augen und sagte,

»Mach dir keine Sorgen, das schaffen wir jetzt auch noch.«

»Du wirst mir fehlen«, sagte ich und drückte ihre Hand.

Sie zwinkerte mir zu und entgegnete,

»Du mir auch.«

»Lasst uns gehen!«, drängte Claudia und schulterte ihren Rucksack.

Daria tat es ihr gleich und Leila zog ihre Hand aus meiner.

Sie marschierten los in Richtung Wald.

Die Leute in Vildskov würden ihnen bestimmt zuhören. Claudia war schließlich bei ihnen, mit den Namen derer, die sie holen sollten.

Um unsere Aufgabe machte ich mir da mehr Sorgen.

Das Bergvolk war nicht so einfach zu überzeugen. Sie waren sehr misstrauisch und mein Vater hatte damals richtig lange mit guten Argumenten reden müssen, um sie zur Zusammenarbeit zu bringen.

Ich hoffte, es würde ihm diesmal wieder gelingen. Wir brauchten nur die Menschen auf der Liste.

Und so marschierten wir in Richtung Berge, um unsere Aufgabe zu erfüllen.

Wir wanderten zu dritt fast zwei Tage, bis wir am Fuße des Gebirges standen.

Mein Vater meinte, dass der Anstieg durchaus einen halben Tag dauern würde.

Also rasteten wir kurz, aßen und tranken von unserem Proviant.

Ich blickte den Berg hinauf und verstand nicht ganz, wohin uns der Weg führen würde.

Ich war zwar schon öfter zu Siedlungen der Harmaapatra gereist, diese lagen aber immer am Rand des Gebirges und waren leicht zugänglich.

Mein Vater hatte mir erklärt, dass die Hauptstadt in einem Talkessel lag und gut bewacht wurde. Sobald wir die Hälfte der Anhöhe passierten, wüssten sie, dass wir hier waren, weil sie von oben einen guten Überblick hatten.

Als wir dann diese Höhe erreicht hatten, wies er mich auf die versteckten Posten hin, indem er sich ihnen zuwandte und winkte.

Es begann zu dämmern, als wir den Kamm überschritten und in den düsteren Kessel blickten. Die Lichter ließen erahnen, wie viele Häuser sich dort unten befanden. Wir blieben einen Moment stehen und mein Vater erklärte,

»Dort oben, entlang des Kamms, sitzen mehrere Posten. Sie beobachten die drei Pässe und passen auf, dass kein Fremder hier hereinspaziert.«

Ich suchte den Kamm ab und entdeckte tatsächlich zwei Posten, aber nur, weil diese aufgestanden waren und uns begrüßten. Ein Horn erklang anschwellend und endete in einem höheren Ton.

»Sie begrüßen uns als Freunde«, erklärte mein Vater, während Christian und ich dem Ganzen aufmerksam lauschten.

»Gibt es einen Unterschied?«, fragte ich.

»Ja, sollte es einem ungebetenen Besucher gelingen, herzukommen, so ertönt ein einziges Horn mit einem langen durchgezogenen Klang. Das gibt den Menschen dort unten die Gelegenheit, sich zu verstecken.«

»Wohin?«, fragte Christian.

»Wart ab«, antwortete mein Vater.

Wir strafften uns und bewegten uns langsam auf dem Pfad bergab in den Kessel.

Obwohl über den Bergen die Sonne noch schien, war es dort unten schon dunkel.

Weniger als zwei Stunden später erreichten wir die ersten Häuser.

Ein Mann begrüßte meinen Vater herzlich und erklärte ihm, dass Otho und Aamu bereits zum großen Palaver gerufen hätten. Wenn der große Theobald von Lork höchstpersönlich hier erschien, würde es wohl etwas zu besprechen geben.

Mein Vater lächelte und nachdem Christian und ich ihn fragend angeblickt hatten, erklärte er,

»Otho von Harmaapatra, der Anführer dieses Volkes. Er veranstaltet immer ein großes Palaver, wenn andere Führer ihn besuchen. Das ist aber noch kein Grund zu feiern, ihn zu überzeugen ist wohl die härteste Aufgabe, die uns bevorsteht, denn er ist sehr misstrauisch.«

»Er und seine Frau stehen auf der Liste«, sagte ich leise.

»Ja, ich weiß und er ist zwar misstrauisch, aber ebenso wertvoll. Wenn sich das alles bewahrheitet, was in diesem Buch steht, so ist

er der perfekte Anführer für alle Menschen, die in die Berge von Katalis gehen werden«, sagte er ruhig.

»Du bist nicht ganz überzeugt?«, hakte ich nach.

»Wie soll ich sagen, ich glaube dir schon und ich glaube Leila, weil sie sich so verändert hat, in der Zeit, in der ihr alleine wart. Aber du kennst das doch sicher. Es bleibt ein Funken Skepsis, bis man es mit eigenen Augen gesehen hat«, antwortete er.

»Wenn du selbst Zweifel hast, wie willst du Otho dann überzeugen?«, fragte ich.

Christian wechselte seinen Blick von einem zum anderen und ich konnte sein Erstaunen sehen. Er hatte wohl geglaubt, dass mein Vater völlig überzeugt war.

»Das wirst du tun«, antwortete er und mir entglitt mein Gesichtsausdruck.

»Sieh mich nicht so an, du bist mein Nachfolger und du führst die Stämme durch das Portal, also wirst du ihn überzeugen, mit dir zu gehen. Auf jeden Fall wird es ein paar Tage dauern, denn heute wird gesoffen und geschlemmt. Ich kann den Bergziegenbraten schon bis hier riechen. Ihr etwa nicht?«

Er wandte sich ab und marschierte einfach drauflos, ohne auf eine Antwort von mir zu warten. Ich blickte Christian etwas ratlos an, der nur mit den Schultern zuckte und murmelte,

»Das wirst du schon machen.«

Ich kannte Otho nicht mal persönlich, oder doch? Jedenfalls konnte ich mich nicht an ihn erinnern. Ich erinnerte mich nur an die Geschichten über ihn. Ein Bär von Mann, großartiger Taktiker, dem es immer wieder gelang, große Teile seines Volkes vor dem Zugriff der Galier zu schützen. Wie sollte ich diesen Mann davon überzeugen, mit uns zu gehen?

Ich straffte mich und versuchte mir meine Unsicherheit nicht anmerken zu lassen, als ich durch die Tür des großen Ratshauses ging.

Ich blickte mich um. Die Tische waren bereits gefüllt, es duftete nach frischem

Braten und Beilagen. Der Raum wirkte vertraut, so als wäre ich schon einmal hier gewesen, konnte mich aber nicht genau daran erinnern.

Vom großen Tisch, an der Stirnseite des Raumes, stand ein Mann auf.

Tatsächlich ein Bär von einem Mann, von der Statur ähnlich wie mein Vater. Der Bart war kürzer, nicht so lang und wallend wie derer von Lork. Auffallend war, dass im Bart keinerlei Schmuck zu sehen war.

Als der Mann auf uns zukam, meinen Vater begrüßte und freundschaftlich umarmte, fiel mir auf, dass er keinen Irokesen hatte. Lediglich die linke Seite war kahl geschoren und zeigte ein Dornentribal. Die üppige Lockenpracht seines Haupthaares trug er offen und das Dunkelbraun war, sowohl mit feinen grauen Strähnen durchzogen als auch mit feinen Zöpfen, die ein paar Verzierungen trugen. Es gab also Unterschiede innerhalb der Lafaree? Das hätte ich mir denken können, denn immerhin sprachen wir selbst immer von den Stämmen oder Völkern, die mein Vater geeint hatte.

Otho von Harmaapatra stand also vor mir und betrachtete mich mit seinen eisblauen Augen. Die Farbe erinnerte mich sofort an Leila und mein Herz wurde schwer.

»Sag bloß, Theobald, das ist der kleine Markus? Der Knabe, der kaum laufen konnte, als ihr zum ersten Mal bei uns wart?«, schmetterte er in den Raum, packte mich an der Schulter, drehte mich seinen Leuten zu und schmetterte ihnen entgegen,

»Leute, seht einmal kurz her. Das ist der kleine Markus von Lork, der Junge, der sich in unzähligen Schlachten einen Namen gemacht hat. Ich kenne ihn, seit er das Laufen lernte und nun seht, was für ein stattlicher Mann er geworden ist. Ich war sehr erschüttert, als ich die Nachricht erhielt, er sei gefallen und jetzt schaut ihn an, hier steht er, leibhaftig. Lasst uns die Rückkehr des Verschollenen gebührend

feiern. Danach werden wir in einem großen Palaver sein Anliegen bereden.«

Ich fühlte mich grässlich, als alle Augen auf mich gerichtet waren.

Ein Raunen ging durch die Menge und dann hob einer der Männer seinen Krug und rief,

»Kippis!«

Die Menge grölte,

»Joo!«

Die Krüge krachten fast gleichzeitig auf die Tische, das Met schwappte und die Männer und Frauen tranken einen kräftigen Schluck.

Jetzt erst fiel mir auf, dass bei den Frauen, ebenso wie bei den Männern, die linke Kopfseite kahl geschoren war, sie besaßen ein Dornentribal und hatten somit ebenfalls an der Front gekämpft.«

Das überraschte mich, aber es machte durchaus Sinn. Auch unsere Frauen standen den meisten Männern in nichts nach. Ich hätte dennoch meine Anna ungern an der Front gesehen.

Otho machte eine einladende Handbewegung und wir begaben uns an den gedeckten Tisch.

Ich war hungrig und ich begrüßte dieses opulente Mahl, auch der Met war hervorragend und floss reichlich. Das hatte natürlich zur Folge, dass wir an diesem Abend rein gar keine wichtigen Gespräche führen konnten.

Geschichten über Heldentaten und andere Gegebenheiten aus der Vergangenheit kamen aber zuhauf auf den Tisch. Nebenher erfuhr ich, wie es den Bewohnern der Stadt immer wieder gelungen war, den Galiern zu entwischen. Die Berge, die selbst wie eine Mauer um die Stadt wirkten, waren mit Tunneln durchzogen, in die sich die Bevölkerung zurückziehen konnte, sobald die Posten auf dem Bergkamm ihr Horn ertönen ließen. Seit dem Krieg gab es zusätzliche Posten auf der anderen Seite der drei Zugänge, damit sie noch früher gewarnt waren.

Es war ihnen jedes Mal gelungen, die Angreifer zu überwältigen und zu vernichten.

Ich erschauderte bei dem Gedanken, dass sich unter den Angreifern bestimmt Frauen befanden, die von ihren Männern an die Front geschickt worden waren. Völlig unvorbereitet, völlig ahnungslos und hier einfach abgeschlachtet wurden.

Ich merkte, wie sehr Leila meine Sichtweise verändert hatte und sie fehlte mir. Vielleicht trank ich genau deswegen einen Krug Met zu viel. Oder weil ich das Gefühl hatte, die Aufgabe, diesen Männern mein Anliegen zu vermitteln, würde mir über den Kopf wachsen.

Leila, sie fehlte mir so sehr und ich fürchtete mich fast vor den Reaktionen der Anderen, wenn sie erfuhren, dass die Marquise de Gaullier ihre neue Anführerin werden würde.

Aber war das wirklich so vorgesehen? Ging es nie darum, sondern nur um die Wanderung?

Christian, der als einziger nicht gar so viel getrunken hatte, brachte erst meinen Vater in unsere Unterkunft, kehrte zurück und musste mich regelrecht ins Bett zwingen.

Am nächsten Morgen hatte ich kaum die Augen geöffnet, als mein Vater mir einen Eimer mit eisigem Bergwasser ins Gesicht schüttete.

»Steh auf, du Faulpelz, die Sonne steht schon über dem Berggrat. Wir haben hier eine Aufgabe zu erledigen!«

Klatschnass schreckte ich hoch und schnappte nach Luft.

Das war mein Vater, wie er leibt und lebt. Das Bergwasser war allerdings wirklich heftig. Bestimmt nur knapp über dem Gefrierpunkt, hatte es mich voll erwischt und in Ermangelung von Wechselkleidung musste ich nun den ganzen Tag darin verbringen.

Ich begab mich vor das Haus und blinzelte kurz in die Sonne.

Christian lachte und setzte an,

»Du siehst …«

»Spar dir deine Witze«, raunte ich ihn an.

Mein Vater fuhr dazwischen und sagte,

»Sieh zu, dass du in der nächsten halben Stunde deinen Verstand beisammen hast. Wir sind zum ersten Palaver geladen. Die Obersten sind bereit, dich anzuhören. Wähle deine Argumente weise und fall nicht gleich mit den Galiern in die Tür. Das hat Zeit für das zweite, wenn nicht für das dritte Gespräch.«

Ich richtete meine Kleidung, so gut es ging, schüttete mir noch einen Schwung dieses eiskalten Wassers ins Gesicht und folgte meinem Vater zum Ratshaus.

Sie waren nicht alle vollzählig, also waren wir nicht zu spät. Das ließ mich etwas entspannen, aber letztlich fühlte ich mich so unter Spannung, dass mir keine Argumente einfallen wollten.

Otho wies uns unsere Plätze und wir setzten uns, bis alle vollzählig erschienen waren.

Es handelte sich um die zwölf Räte, die Otho hilfreich zur Seite standen und gleichberechtigt ihre Meinungen abgeben durften. Ihre Stimmen wogen ebenso schwer wie Othos Stimme. Er war ihnen somit nicht übergeordnet, dennoch galt er als ihr Anführer.

Das war ebenfalls ein wenig anders als bei uns, denn das Volk wählte den Rat, der aus dreizehn Bürgern bestand und dieser Rat wiederum kürte einen zum Anführer des gesamten Volkes. Es war jederzeit möglich, einen der Räte zu entlassen, dazu bedurfte es jedoch einer Volksabstimmung, bei der mindestens die Hälfte der Bevölkerung gegen diesen Rat stimmte. Ähnlich verhielt es sich mit dem Anführer. Auch er konnte durch eine Abstimmung abgewählt werden.

Bei uns gestaltete sich das anders. Im Grunde war mein Vater vom Volk auf Lebenszeit gewählt worden, genau wie sein Vater davor und dessen Vater. Dennoch war es möglich ihn abzuwählen, nur machte das eben keinen Sinn, weil er dem Volk viel Gutes gebracht hatte.

Der Saal hatte sich gefüllt und nachdem das große

zweiflügelige Tor geschlossen war, stand Otho auf, ging vor den Tisch und begann,

»Meine Lieben, unsere Gäste sind nicht ohne Grund gekommen. Sie haben uns etwas zu berichten und ich bin gespannt, worum es geht. Tut mir bitte einen Gefallen, lasst sie aussprechen und bringt eure Argumente erst, wenn sie ihre Ausführung beendet haben. Egal, worum es sich handelt. Die Höflichkeit verlangt das.«

»Joo«, raunte es durch die Reihen.

Jeder der zwölf Räte hatte Stift und Papier vor sich liegen, um sich Notizen zu machen. Es kam mir vor, als ahnten sie vielleicht schon, worum es mir ging. Aber gut, ich konnte zuerst sprechen, erst dann würde ich die Argumente brauchen, die mein Vater erwähnte. Ich atmete erleichtert auf und hoffte, dass sie meinen Vater zuerst bitten würden zu erzählen.

Otho wandte sich mir zu und sagte,

»Ich erteile das Wort an Markus von Lork. Soll er uns sein Verschwinden erklären und was dies mit seinem Begehren zu tun hat!«

Er beugte sich zu mir hinunter und flüsterte, »Theo hat mir eine wirklich wilde Geschichte erzählt, jetzt möchte ich das aus deinem Mund erfahren. Leg los, Junge!«

Er schlug mir so fest auf die Schulter, dass ich mich verschluckte und husten musste.

Ich räusperte mich und begann zaghaft,

»Ich bin General Markus von Lork, der Mann, der in der Schlacht um Ugwadule 700 Kämpfer erfolgreich gegen die Galier führte. Wir siegten und vertrieben die Galier ein Stück weiter die Wüstenlinie entlang nach Westen. Mit einem kleinen Trupp folgte ich dem Feind und geriet in einen Hinterhalt. Sie trieben uns in die Wüste. Wir suchten Schutz in einer seltsamen Steinformation und als ich mich gegen eine große Stele lehnte, war ich unvermittelt weg. Ich erwachte in einem Wald, völlig allein und ich habe in diesem Wald die

vergangenen zehn Jahre verbracht. Ich bin fast wahnsinnig geworden und dachte, ich würde euch alle nie wiedersehen, aber dann fand ich eine Frau. Sie lag an derselben Stelle, an der ich erwachte und war verletzt.«

Ich holte tief Luft und erzählte Ihnen die ganze Geschichte ausführlich, ab dem Zeitpunkt, ab dem Onais-Tjelfort zu uns stieß und uns die Geschichte über die Apokalypse erzählte. Ich erzählte ihnen, dass ich skeptisch war, aber mir dieses Versprechen, zurückkehren zu können, nicht mehr aus dem Kopf ging.

Die Geschichte, wie er uns in die Ruinen brachte und wir sie herrichteten, ließ ich natürlich nicht aus. Ganz besonders viel Wert legte ich auf die Beschreibung des Portals, durch welches wir hindurchsehen konnten, direkt in die Wüste, den Ort, an dem unsere Reise begann. Ich endete, indem ich das Buch hochhielt und sagte,

»In diesem Buch stehen die Gründe der Apokalypse und all die Namen derer, die das Universum für würdig erachtet, auf Katalis einen Neuanfang zu gestalten. Uns wurde gesagt, wir hätten einen Spielraum und könnten durchaus den einen oder anderen mehr mitnehmen, aber wir kämpfen mit der Zeit.«

Ich atmete tief durch, blickte zu meinem Vater, der mir aufmunternd zunickte und setzte mich auf meinen Stuhl.

Wenig später wurden wir mit Fragen überschüttet. Wir waren abwechselnd in der Lage, die Fragen zu beantworten. Jeder von uns, auch Christian, trug seinen Teil zur Aufklärung bei. Bis die Frage kam, die wir alle am liebsten nie gehört hätten.

»Wer ist diese Frau?«, rief jemand von der hintersten Reihe.

Ich fasste mir in die Mundwinkel und strich meinen Bart glatt. Mir fiel keine passende Antwort ein, so sagte mein Vater,

»Ihr Name ist Leila.«

»Kennen wir sie?«, kam sogleich die nächste Frage.

Mein Herz klopfte bis in meinen Hals und ich wurde mir

bewusst, dass ich endlich uneingeschränkt zu ihr stehen musste.

»Ja, ihr kennt sie alle, sie ist Leila de Gaullier, die Frau des Marquis de Gaullier.«

Ich hielt die Luft an und prüfte die Gesichter.

Bei einigen konnte man sehen, dass ihnen der Schock tief in die Glieder fuhr.

Einige abfällige Gesten und Geräusche konnte man wahrnehmen.

»Was will so eine bei so diesem Unterfangen? Ich dachte, es sollen nur ausgewählte Menschen die Reise antreten. Galier sind keine Menschen, sie sind Schweine!«, brachte einer hervor.

Mein Vater blickte mich an und flüsterte,

»Ich sagte dir doch, nicht gleich!«

Ich schüttelte den Kopf.

»Jetzt ist es raus. Zeit, Farbe zu bekennen!«

Ich wandte mich wieder dem Rat zu und sagte,

»Ich habe selbst einige Zeit gebraucht, um zu akzeptieren, dass sie ein Mensch ist und ebenso ein Recht auf Leben hat wie wir. Sie ist genauso Opfer, wie wir und wenn ich in den letzten Monaten eines gelernt habe, dann ist es, zu vergeben.«

»Was sollten wir ihnen vergeben, sie töteten unsere Frauen und Kinder!«, rief ein weiterer.

»Leilas Mann schickte sie zum Sterben in den Krieg. Diese Frau wusste nicht, was auf sie zukommen würde. Sie hatte keine Ausbildung, sie hatte keinen blassen Schimmer von Taktik oder gar wie man kämpft. Sie ist nicht mal weggelaufen, nachdem ich sie in meine Höhle gebracht hatte. Galische Frauen können nicht lesen, es ist ihnen verboten. Sie haben zu dienen und zu gefallen. Das ist ihre Aufgabe!«, rief ich verärgert in die Runde.

»Sie muss ja hübsch sein, wenn du dich so sehr für sie ins Zeug legst!«, kam schnippisch von der Seite.

Ich öffnete meinen Mund, um zu antworten, als von Christian kam,

»Sie ist wunderhübsch, aber darauf kommt es nicht an. Sie hat etwas an sich, das einen beeindruckt. Sie tötete den Marquis mit einem vergifteten Dorn. Leila stach ihm diesen direkt in den Nacken und er ist wirklich elendig langsam verreckt. In ein paar Wochen hatte sie das gesamte Anwesen unter ihre Kontrolle gebracht und sich mit einem ihrer Generäle einen Zweikampf geliefert, der absolute Anerkennung verlangt. Sie ist auf unserer Seite und sie hat viele ihres Volkes überzeugt. Nun seid ihr an der Reihe!«

Bevor jemand anderer etwas dazu sagen konnte, hakte Otho nach,

»Der Marquis ist tot?«

Mein Vater nickte und ich sagte,

»Ja, es stimmt, was Christian erzählt hat.«

»Wenn der Marquis nicht mehr am Leben ist, dann ist das wohl der Grund, warum die Gefechte immer mehr zurückgehen. Wir haben die letzten Wochen viel Land gutgemacht«, er setzte kurz ab und fügte an, »das erklärt einiges!«

Otho strich sich über seinen kurzen Bart und überlegte.

»Aber sag, sollen wir wirklich zusammen mit den Galiern diese Reise antreten? Was, wenn sie uns wieder in den Rücken fallen?«, fragte einer.

»Leila selbst wird uns nicht in den Rücken fallen und ich bin sicher, dass ihre Leute das auch nicht werden. Das Universum hat nicht ohne Grund bestimmte Menschen ausgewählt«, erklärte ich und ohne eine weitere Frage zuzulassen, fuhr ich fort, »Auf Katalis haben schon einmal Menschen gelebt. Sie nannten sich Dulnae und bestanden aus fünf Völkern. Die Dulnae des Waldes, die der Ebene, die der Berge, die der Wüste und die der Meere. Nach allem, was ich in den Ruinen finden konnte, waren das recht fortschrittliche Menschen, mit Verstand und Gerechtigkeitssinn. Auf Katalis passierte allerdings vor Jahrtausenden etwas Ähnliches, was hier passieren wird. Der Planet starb. Um nicht all das Leben zu

verlieren, hatte das Universum vorgesorgt und eine ausgewählte Menge an Menschen aus allen Völkern durch das Portal auf die Erde geschickt. Wir haben uns zerstritten und nichts aus unseren Fehlern gelernt und trotzdem bekommen wir eine neue Chance. Es scheint, als hätten wir etwas an uns, was das Universum bewahren will!«

Ich holte Luft und blickte in die Runde.

»Wie soll das laufen?«, kam die erste interessierte Frage.

Ich hob das Buch an und sagte,

»In diesem Buch stehen die Listen derer, die vom Universum vorgesehen sind, mit uns zu gehen. Natürlich dürfen auch andere mit uns gehen, diese Befugnis haben wir. Was wir alles mitnehmen können und sollten, steht ebenfalls in diesem Buch. In der Ebene von Lork haben die Reisewilligen bereits angefangen, die Utensilien herzurichten. Wir haben ein Problem, auf Katalis gibt es kein Metall und beim Durchschreiten des Portals verschwindet jedes noch so kleine Metallteil in der Unendlichkeit. Das heißt improvisieren.«

Mein Vater ließ sich das Buch reichen und gab es an Otho weiter, der einmal oberflächlich über die Seiten flog. Sein Name und der Name seiner Frau standen gleich zuoberst. Das ließ ihn nachdenklich werden und er reichte das Buch an den nächsten Rat weiter.

Es dauerte eine Weile, bis alle wenigstens einen Blick hineingeworfen hatten, dann schickten sie uns vor die Tür und berieten.

Nach einer halben Stunde trat Otho vor die Tür und sagte,

»Da habt ihr mir was eingebrockt. Allem Anschein nach wird es eine Weile dauern, ich würde euch bitten, solange in meinem Haus zu warten. Aamu wird euch sicherlich anständig versorgen, dessen seid gewiss.«

Mein Vater nickte, klopfte mir auf die Schulter und sagte,

»Gehen wir!«

In Othos Haus bekamen wir süßes Brot und etwas Obst. Aamu war nett zu uns allen, fragte überraschenderweise nicht nach dem Palaver. Sie wusste, sie würde es früh genug erfahren. Als die Sonne hinter dem Grat verschwand, schickte sie uns in unsere Unterkunft, ausgestattet mit Brot und etwas Fleisch zum Abendessen.

Eine Entscheidung dürfte wohl noch etwas auf sich warten lassen. Nun, mein Vater hatte gemeint, dass das Palaver alleine zwei bis drei Tage andauern würde und nun waren wir schon entlassen. Ich hoffte, sie würde sich einigen und nicht streiten. Alle hatten einen Blick in das Buch geworfen, alle konnten sich auf den alten, vergilbten und aufgequollenen Seiten darüber informieren, was zu tun sei. Sie mussten nur eine Entscheidung treffen.

Als ich auf meinem, immer noch feuchten, Schlafplatz saß, fühlte ich mich völlig verloren, ohne Leila. Wie würde es ihr bei den von Vildskov ergehen? Würde sie die gleiche Ablehnung erfahren wie hier überall? Ich wusste, wir beide mussten auf jeden Fall zurück nach Katalis. Nach dem Essen versuchten wir etwas Ruhe zu finden und ich fiel in einen unruhigen Schlaf. Ich träumte von Katalis, dem Quellteich und der Höhle und ich sah mich dort allein. Immer wieder sah ich verschiedene Orte auf Katalis und stets war ich allein. Am Fluss, in den Ruinen, an der Stele, auf dem Berg.

Schweißgebadet wachte ich auf und konnte mich nicht beruhigen. War ihr womöglich etwas passiert? Wie konnte ich sie nur alleine gehen lassen, so viel Zeit hätten wir uns nehmen müssen! Und dann fiel mir ein, dass ich sie bis jetzt nicht gefragt hatte, ob sie bei mir bleiben wollte. Wo hatte ich nur dauernd meinen Kopf?

Ich seufzte, strich mir durchs Gesicht und legte mich wieder ins Bett. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich an die Decke gestarrt hatte und ständig dieses wunderschöne Gesicht mit den zwei

verschiedenen Augenfarben vor mir hatte. Letztlich musste ich wohl doch eingeschlafen sein. Als mein Vater mich abermals mit einem Eimer voller Eiswasser wecken wollte, war ich schon auf. Ich war unruhig und wollte das Thema endlich erledigt wissen. Die Reisenden vorbereiten und zurück in die Ebenen. Wir wollten uns dort treffen und wenn nicht, würde ich nach Vildskov gehen, um Leila beizustehen.

Nachdem mich mein Vater auf meine Unruhe angesprochen hatte, teilte ich ihm meine Sorge mit.

»Wir müssen warten, bis sie so weit sind. Da bleibt uns nichts anderes übrig. Hab Geduld, sie ist ein großes Mädchen und sie hat dir doch bewiesen, dass sie gut auf sich aufpassen kann. Du hast ihr viel beigebracht, jetzt lass sie machen und du machst das hier. Wir stehen euch bei.«

Er hatte recht und so kam es, dass wir wenige Stunden später zum Ratshaus gerufen wurden.

Die Gespräche waren für uns erfolgreich verlaufen, wir würden die nächsten Tage damit beginnen, die entsprechenden Bürger zu informieren und jeder der anwesenden Reisewilligen, würde bereits beginnen, die Karren zu bauen und Materialien zusammenzutragen. Tontöpfe, Stoffe, Leder und hölzerne Werkzeuge. Sie ließen sich wirklich viel einfallen.

Wir kamen also gut voran und würden in der Lage sein, uns in weniger als zwei Wochen wieder auf den Heimweg zu machen.

***

Daria, Claudia und Leila waren gemeinsam in Vildskov erschienen und wurden anfangs herzlich begrüßt.

Leila war zum ersten Mal in ihrem Leben in diesem Wald und konnte es kaum fassen.

Auf dem Waldboden standen einige wenige Häuser, aber die meisten waren kunstvoll in die Baumkronen der alten Eichen integriert. Man konnte sie über Strickleitern

erreichen und sie waren mit Hängebrücken untereinander verbunden.

Erst auf den zweiten Blick fiel Leila auf, dass die unteren Häuser nur Viehställe und Lagerhäuser waren. Die Menschen lebten oben in den Bäumen. Zumindest hier.

Claudia erklärte ihr, dass nicht alle Dörfer so aufgebaut waren. Sie hatten auch ganz normale Gutshöfe, um die herum ein Dorf entstanden war.

Das Zusammentreffen war zu Beginn gut und entspannt, bis die Identität von Leila zur Sprache kam. Leider stieß sie abermals auf Ablehnung und es kostete Claudia eine Menge Überzeugungsarbeit, die Vorurteile zu beseitigen.

Sie kämpften hart und Leila musste sich erneut durchsetzen.

Ihr war das mittlerweile egal, denn sie würde auf jeden Fall mit Markus zurück nach Katalis gehen, das hatte er ihr versprochen. Dann würde dieser ganze Mist hier überhaupt keine Rolle mehr spielen. Sollten die anderen in den Ruinen ihr neues Leben aufbauen, sie würde mit Markus zurück in die Höhle gehen und von dort aus beobachten, wie es sich entwickelte. Er fehlte ihr und sie wünschte sich immer mehr, ihn bei sich zu haben.

Und dann kam der Tag, an dem die Bürger von Vildskov erkannten, was sie mit der Tötung von Jean de Gaullier für die Lafaree getan hatte. Der größte Kriegstreiber der Galier war nicht mehr am Leben und die Gefechte an den Grenzen flauten ab. Die Lafarenischen Truppen machten stetig Land gut und kamen zügig voran.

Als diese Nachrichten die Runde machten, kamen sie zusammen, um Leila zu danken.

Sie baten um die Vollendung des Rituals, welches sie in der Schwitzhütte begonnen hatte. Neugierig willigte Leila ein.

Mit der Dämmerung begaben sie sich auf eine Lichtung und entzündeten in deren Mitte ein großes Feuer.

Leila sollte sich im Schneidersitz vor das Feuer

setzen, damit die erste Frau sich um ihre Haare kümmern konnte. Sie zog mit einem Kamm eine exakte Linie über Leilas Ohr und steckte mit ein paar Haarnadeln den Rest fest auf die rechte Seite. Sie packte die langen braunen Haare und schnitt sie ab. Sie seifte die Kopfhaut sorgfältig ein und setzte das Rasiermesser an. Behutsam und sorgfältig schabte die Frau jedes einzelne Haar auf dieser Seite ab. Als sie mit der Seite fertig war, dachte Leila, sie würde jetzt die andere scheren, damit sie einen Irokesen bekam, aber sie war eine Frau und sie war nicht eine von ihnen, also musste etwas Eigenes für sie geschaffen werden.

Nur die linke Seite, wie die Harmaapatra. Aber das war längst nicht alles. Die vier Frauen hatten sich etwas Besonderes einfallen lassen.

Sie würden jetzt gemeinsam arbeiten und während die eine begann, das Dornentribal zu stechen, begann die andere, ihr feine Zöpfe diagonal von links nach rechts entlang der Kopfhaut zu flechten. Eine weitere Frau reichte ihr Tee, der augenblicklich seine beruhigende Wirkung tat. Leila hoffte, nicht wieder halluzinogene Kräuter zu trinken. Letztlich war der Tee aber wohlschmeckend und die Nadel, mit der sie bearbeitet wurde, schmerzte nicht mehr so. Als die Zöpfe fertig geflochten waren, begann die vierte Frau ein paar Strähnen zu filzen und mit Schmuck zu versehen.

Sie nutzte ausschließlich Schmuckstücke aus Glas oder Holz, da ihr bereits bekannt war, dass man nach Katalis kein Metall mitnehmen konnte.

Nach stundenlanger Arbeit legten sich die Frauen hin und schliefen erschöpft ein.

Am nächsten Morgen begaben sie sich zurück ins Dorf.

Als Leila sich im Spiegel sah, war sie erstaunt, was da geleistet worden war.

Die Tätowierung an ihrem Schädel war kein normales Tribal, denn die Spitze, die bis zu ihrer Schläfe reichte,

war eindeutig der Stachel des Flussmonsters, voll Blut und gefüllt mit dem schwarzen Gift des Egels.

Als Claudia sie sah, war sie ebenfalls sehr überrascht, denn die Frauen hatten die Besonderheiten ihrer Traditionen geschickt miteinander verbunden.

Sicher, die Lork und die Vildskov unterschieden sich in ihrer Haarpracht eher nicht. Die von Vildskov bevorzugten nur Zöpfe, keine gefilzten Strähnen. Ansonsten war der Irokese ähnlich. Anders bei den Harmaapatra. Bei diesem Stamm war nur die linke Seite geschoren und auch sonst befanden sich nicht viele Zöpfe im Haar. Die Ugwadule, gekennzeichnet durch ihr schwarzes krauses Haar, hatten ihre Zöpfe immer dicht an der Kopfhaut geflochten und trugen die langen feinen Zöpfe zu einem großen Bündel gebunden.

Die Ugwadule benutzten außerdem viele Glasperlen als Schmuck.

Leila vereinte also die Stämme mit ihrer Frisur und das machte sie endlich zum Galesen, der gleichermaßen die Achtung bekommen musste, wie alle anderen.

Das Eis war gebrochen, nun hieß es, die Vorbereitungen voranzutreiben.

Eifrig arbeiteten sie zusammen.

Es wurden einachsige Karren gefertigt. Stoffe zusammengepackt, Saatgut, Keramik, Tontöpfe und Werkzeuge aus Holz. Dazu wurden natürlich Nutztiere ausgewählt, die man mitnehmen wollte.

Ohne es zu wissen, liefen die Vorbereitungen in Vildskov ebenso gut, wie in Harmaapatra, bis sich ein junges Mädchen nach Vildskov verlief.

Der Kleidung nach handelte es sich um eine galische Magd. Sehr jung und sehr verängstigt suchte sie nach Hilfe und anstatt sich ihren eigenen Leuten anzuvertrauen, wagte sie es, nach Vildskov zu kommen.

Nachdem Leila informiert wurde, sorgte sie sofort dafür, dass dieses arme Kind eine kräftige Brühe bekam und

sich ausruhen konnte. Als es ihr besser ging und sie in der Lage war, ein paar Fragen zu beantworten, begab sich Leila zu ihr.

Das Mädchen saß in eine Decke gehüllt und nippte an einem heißen Tee.

Man konnte ihr ansehen, dass sie Angst hatte. Immerhin wurden der normalen Bevölkerung einige Schauergeschichten über die Lafaree erzählt und jetzt saß sie inmitten einer Siedlung voller dieser “Wilden”.

Leila betrachtete das Mädchen, das kaum älter als sechzehn war, angelte sich einen Stuhl und setzte sich direkt ihr gegenüber.

Das Kind starrte stur in die Teetasse und würdigte sie keines Blickes.

»Was ist los, Kleines?«, fragte Leila sanft.

Das Mädchen blickte auf und ihr direkt in die Augen.

Die zwei Farben von Leilas Augen, war über die Grenzen der verschiedenen Galischen Gutshöfe bekannt und so stand der Kleinen der Mund offen.

»Ihr seid …«, hauchte sie,

»Ja«, antwortete Leila.

»Ihr … seht so verändert aus. Seid ihr jetzt gar keine Edelfrau meines Volkes mehr?«

Leila lächelte und sagte,

»Vielleicht war ich das nie. Aber wir sind nicht hier, um das zu diskutieren. Warum bist du weggelaufen und was erhoffst du dir von den Lafaree?«

Die Kleine räusperte sich und sagte,

»Es hat sich herumgesprochen, dass die Prinzessin den Marquise getötet und seinen ersten Hauptmann so verprügelt hat, dass ihr die Soldaten freiwillig folgen. Meine Herrin will das unterbinden und euch herausfordern. Ich habe Angst, dass dieses Morden weitergeht. Ich möchte frei sein, einen Wert besitzen …«

»Wer ist deine Herrin?«, fragte Claudia und das Mädchen verkroch sich sofort wieder in ihr Schneckenhaus.

Leila berührte sie an der Hand, um sie zu beruhigen, und fragte,

»Eine Herrin in einem Galischen Gut tritt selten auf. Es muss Kristina von Aldenhoven sein. Sie ist die einzige Frau, die mir einfällt, die bei den Galiern überhaupt etwas zu sagen hat.«

»Ja, sie übt einen Aufstand gegen Euch und …«, das Mädchen blickte sich schüchtern um, »gegen Eure Freunde.«

Das Mädchen blickte Leila nur an und sprach kein Wort mehr.

»Das heißt, diese Frau ist der nächste ernst zu nehmende Gegner? Die Frontberichte sagen, dass es aktuell sehr ruhig ist und es scheint, als würden sich die Comte und Viscomte nicht mehr einig sein. Der Duc de Pranier ist so alt, dass er keine Ahnung hat, was seine Marquise alles so treiben«, erklärte Claudia.

»Wir wissen bisher nicht, wer die Spitzel in unseren Reihen sind«, entgegnete Leila und begann zu grübeln. Was hatte die Gräfin von Aldenhoven wohl im Sinn?

Wie wäre es, wenn sie das herausfinden würden?

Claudia blickte in Leilas nachdenkliches Gesicht.

»Was hast du vor?«, fragte sie.

»Alina, meine ehemalige Zofe, befindet sich im Anwesen der Gräfin.«

Leila verzog den Mund und biss sich auf die Unterlippe.

»Eine Goldmünze für deine Gedanken«, sagte Claudia und lachte.

»Wir holen sie da raus!«, brach aus ihr heraus.

Claudias Mund blieb offen, das Lachen war ihr vergangen und das Mädchen warf ein kräftiges, »Nein!«, in den Raum.

Leila wandte sich ihr zu, neigte den Kopf leicht, um dem Kind besser in die Augen sehen zu können und fragte, »Warum?«

»Weil sie das will. Das ist eine Falle.«

Claudia machte eine zustimmende Handbewegung und sagte, »Hör auf das Kind, wir können uns so einen eigenmächtigen Vorstoß nicht leisten. Die Reise muss vorbereitet werden und ich möchte mittlerweile schneller hier weg, als ich dachte.«

Leila musste unweigerlich lachen, hatte sie doch vor ein paar Wochen nicht im Traum daran gedacht, dass Claudia sie begleiten würde.

»Wir müssen sie da herausholen. Alina steht auf der Liste und das hat mit Sicherheit einen Grund.«

Das Mädchen blickte Leila mit offenem Mund an, »Alina ist jetzt die persönliche Zofe der Gräfin. Es ist unmöglich, an sie heranzukommen!«

Leila lächelte sie an und sagte ganz sanft, »Lass das meine Sorge sein. Du bist hier in Sicherheit. Die Leute von Vildskov werden dir kein Leid zufügen, im Gegenteil und wenn du bereit bist und verstanden hast, dann bist du eingeladen, uns auf unserer Reise zu begleiten.«

Claudia legte ihre Hand auf Leilas Schulter,

»Wir sollten hier nichts übereilen. Lass uns auf die Männer warten.«

Leila griff nach der Hand und drückte sie und ohne Claudia zu antworten, fragte sie das Mädchen, »Wie heißt du?«

»Nadja«, antwortete sie.

»Ruh dich aus, schlaf ein wenig. Ich werde einen Plan zurechtlegen und dazu brauche ich ein paar Informationen von dir. Selbst wenn dies abermals eine Falle sein sollte, so will ich diesmal vorbereitet sein.«

Leila wandte sich so ruckartig ab, dass die Glasperlen ihrer Zöpfe aneinanderschlugen und einen melodischen Klang von sich gaben.

Claudia blickte ihr sorgenvoll hinterher, ordnete dann aber an, dass man sich ordentlich um das Mädchen kümmern sollte.

Leila begann bereits ihre Pläne zu schmieden. Sie würde auf das Anwesen der von Aldenhoven gehen, sich ihrer schärfsten Gegnerin stellen

und ihre Alina mit sich nehmen.

Wie, wusste sie selbst nicht genau. Jedenfalls wollte sie nicht so lange warten, bis die Männer in Harmaapatra fertig waren und ihnen entgegenkamen.

In langen Gesprächen fragte sie Nadja nach Besonderheiten des Anwesens aus. Onais-Tjelfort, der bei der gesamten Aktion keine sonderlich große Hilfe gewesen war, hatte sich eines Nachts aufgemacht, um sich das Anwesen genauer anzusehen.

Natürlich machte sich Leila Sorgen, dass ihm etwas geschehen könnte, aber immerhin war er bereits kurz nach ihrer Ankunft verschwunden. Er würde schon wieder auftauchen, dessen war sie sich sicher.

***

In den letzten zwei Wochen hatten wir nicht nur die Liste abgearbeitet, sondern wirklich viele Dinge zusammengestellt, die ebenfalls ausführlich in dem Buch beschrieben waren. Ich machte mir täglich Gedanken, ob es den Frauen ebenso gelungen war, die Bürger von Vildskov zu überzeugen. Jeden Abend legte ich mich auf mein Lager und vermisste Leila. Jeden Morgen wachte ich auf und war enttäuscht, sie nicht neben mir zu finden. Wir mussten hier endlich fertig werden und unsere Reise antreten, dann würden wir hoffentlich etwas Ruhe füreinander finden.

Als sich abzeichnete, dass wir unsere Aufgabe erfüllt hatten, drängte ich zum Aufbruch.

Ich hoffte, die Frauen wären bereits zurück in den Ebenen von Lork und legte jetzt alles daran, so bald wie möglich dort zu erscheinen.

Der Marsch zurück gestaltete sich allerdings langwieriger, als mir lieb war.

Diese einfachen Karren waren langsam und wir mussten aufpassen, sie nicht gleich beim ersten Gebrauch zu verschleißen. Immerhin sollten sie die Reise vom Portal zu

den Ruinen noch schaffen. Dann war es zudem recht anstrengend, all die Tiere mitzuführen. All das verzögerte unsere Ankunft in Lork.

Und dann trafen wir endlich in meinem Heimatdorf ein.

Es herrschte ein geschäftiges Treiben, was aber einige nicht davon abhielt, die Neuankömmlinge herzlich willkommen zu heißen. Wie es bei meinem Volk üblich war, musste so etwas gebührend gefeiert werden. Es wurde groß aufgetischt, gegessen und getrunken.

Ich hielt mich zurück, wollte ich doch im Morgengrauen direkt nach Vildskov aufbrechen, um den Frauen entgegenzukommen.

Gesagt, getan.

In den frühen Morgenstunden schulterte ich meinen Proviant und machte mich zusammen mit meinem Vater und Christian auf nach Vildskov.

Dort angekommen, stellten wir fest, dass sich auch hier fleißig für die Reise vorbereitet wurde, aber die Frauen und auch Onais-Tjelfort waren nirgends anzutreffen.

Mein Vater machte sich auf die Suche und kam wenig später zu uns zurück.

Er sagte,

»Diese sturen Weibsbilder sind allen Ernstes alleine zum Gut der Gräfin von Aldenhoven, um Alina und weitere Galier zu holen.«

»Nicht alleine«, ließ ein junger Mann, der hinter meinem Vater stand, verlauten.

»Was heißt, nicht alleine?«, fragte ich.

»Nun, ja. Sie haben drei unserer besten Männer mitgenommen und diesen verrückten Knilch«, antwortete er.

»Onais-Tjelfort«, entwich mir genervt, »War er wenigstens einigermaßen bei Sinnen?«, fügte ich hinzu.

»Er wirkte ganz normal. Wobei ich das nicht beurteilen kann, ich weiß ja nicht, was er da so spricht. Sein Kauderwelsch klingt schon sehr seltsam«, sagte der junge Mann.

»Onais-Tjelfort kommt nicht von hier. Er spricht die

Sprache seines Volkes«, erklärte ich.

»Warum kannst du ihn verstehen?«, fragte der Junge.

»Das ist eine lange Geschichte und ich werde sie sicherlich eines Tages erzählen, aber nicht jetzt. Wir müssen die drei Frauen finden, bevor noch etwas Schreckliches passiert. Dieser Gräfin traue ich nicht. Immerhin ist sie schuld an dem, was Tjelfort zugestoßen ist.«

»Was ist ihm eigentlich zugestoßen?«, fragte der junge Mann weiter.

Ich musste unweigerlich lachen, denn auch dies war eine lange Geschichte.

»Diese Frau ist der Grund, warum er sich so sonderbar benimmt«, antwortete ich schließlich.

»Willst du damit sagen, sie hat ihn verrückt gemacht?«, fragte er weiter.

Dieser junge Bursche war wirklich neugierig. Gerne hätte ich ihm weitere Fragen beantwortet, aber mir brannte die Zeit unter den Nägeln.

»Mein lieber Junge, könnten wir diese Diskussionen auf später verlagern? Ich erzähle dir gerne, worum es hier geht, aber zuerst müssen wir auf dieses Anwesen und nach den Frauen sehen. Nicht, dass diese garstige Gräfin abermals Unheil angerichtet hat.«

Ich gab das Zeichen zum Aufbruch.

Nach etwa zwei Stunden Wanderung erreichten wir die ersten Gebäude des Anwesens.

Nach außen wirkte es ruhig, fast zu ruhig und das machte mich misstrauisch.

Um meine Vorahnung zu bestätigen, blickte ich kurz in Christians Gesicht und das meines Vaters.

Mein Vater nickte mir zu und wir wussten augenblicklich, dass hier etwas nicht stimmte. Nur was?

Christian hatte schnell den Zugang zu den Geheimgängen des Gesindes ausfindig gemacht. Das war die geschickteste Möglichkeit, in das Hauptgebäude einzudringen, ohne einen großen Aufstand zu verursachen.

Wir brauchten eine Weile, um den Ort zu finden, an dem sich die Auseinandersetzung abspielte, aber als wir in die Gemächer der Gräfin und ihres Gemahls eindrangen, zog Leila Kristina von Aldenhoven an ihren Haaren, entblößte ihren Hals und setzte ein Messer an.

Ich sprang vor und rief,

»Nein, Leila! Das ist sie nicht wert!«

Leila hielt inne und ließ das Messer sinken.

Ich streckte meine Hand aus und versuchte sie zu beschwichtigen.

»Merkst du nicht, wie unterlegen diese Frau dir ist? Bitte, kein weiteres Blutvergießen, das haben wir zur Genüge hinter uns. Sie wird ihre gerechte Strafe erhalten, aber …«, ich setzte kurz ab und betrachtete die Gräfin,» ... sieh sie dir doch an, sie kann nicht im Geringsten mit dir mithalten.«

Ich weiß nicht, warum ich sie in diese Richtung lenkte, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, Leila sei eifersüchtig und ich müsse ihr darlegen, dass diese Frau niemals eine Option für mich dargestellt hätte.

Leila steckte das Messer ein und zog die Gräfin fest an den Haaren, sodass sie rücklings auf den Boden fiel. Sie straffte sich und kam mir entgegen.

Ihr Blick war so intensiv, die Farbe ihrer Augen so klar wie sonst nie und ich konnte spüren, wie entschlossen sie war. Sie packte mich und küsste mich innig.

Ich spürte deutlich, warum ich für diese Frau alles tun würde. Sie hatte mich, mit Haut und Haaren und das würde sich von meiner Seite aus nicht ändern.

»Lass sie, Leila«, sagte ich und fügte an, »Sie hat vor zehn Jahren eine einmalige Chance gehabt und diese verwirkt. Schönheit ist nicht alles, vor allem wenn man innen so hässlich ist, wie diese Frau.«

»Was fällt euch niederem Volk ein, so abfällig über mich zu reden!«, polterte die Gräfin und richtete sich wieder auf.

»Und sogleich muss sie das unter Beweis stellen«, entgegnete Leila schnippisch und lachte.

Empört stampfte die Dame mit dem Fuß auf. Sie versuchte ihren Rock zu richten und strich sich die Haare aus dem Gesicht.

»Wir sollten uns nicht länger mit diesen Kinderspielchen aufhalten«, sagte ich und deutete auf die zerzauste Frau.

Leila blickte mich fragend an.

Ich hielt das Buch in die Höhe, deutete auf den verschüchterten Ehemann der Gräfin, »Wir könnten mit ihm anfangen.«

»Ihm?«, fragte Leila und ich nickte.

»Er steht in dem Buch«, sagte ich.

Die Gräfin begann zu kreischen, »Was?«

Sie setzte kurz ab, nur um sogleich noch lauter zu schreien, »Ihr ekelhaften Wilden, was habt ihr vor? Was wollt ihr mit diesem Buch? Ich bin die Herrin in diesem Haus, ich habe hier das Sagen.« Ihr Gesichtsausdruck entglitt, im gleichen Maße, wie ihre Stimme sich überschlug.

»Dieses Buch«

Ich stutzte und dann fiel mir ein, dass Galische Frauen nicht lesen konnten. Möglicherweise traf dies ebenfalls auf die Gräfin zu.

In dem Moment, in dem mir dieser Gedanke durch den Kopf ging, verneigte sich Leila vor dem Grafen und sagte,

»Es wäre mir eine Ehre, Mylord, wenn Ihr uns auf unserer Reise begleiten würdet.«

Graf Richard von Aldenhoven huschte ein Lächeln über das Gesicht, welches sofort gefror, als er in das Gesicht seiner Frau blickte.

»Du gehst nirgendwo hin!«, schrie sie.

Der arme Mann zuckte erschrocken und fiel förmlich in sich zusammen.

Was um alles in der Welt hatte dieses Biest mit ihm angestellt. Er wirkte nicht, als wäre er zu schwach, um sich zu wehren, dennoch kuschte er vor diesem Weib.

»Mylord, gehen wir«, sagte Leila ganz ruhig und reichte ihm die Hand.

»Ohne mich, gehst du nirgendwo hin!«, keifte die Gräfin.

»Frau von Aldenhoven, Sie können sicherlich jetzt schon über das gesamte Vermögen ihres Mannes verfügen. Sie bleiben hier, ihr Mann geht mit uns. So einfach ist das. Für Sie wird sich nichts ändern, für ihren Mann durchaus. Es könnte sogar sehr spannend werden für ihn«, sagte ich ganz ruhig.

Einen winzigen Moment war sie sprachlos, stemmte dann ihre Hände in die geschnürte Taille und schnaubte wütend,

»Dann gehe ich mit ihm!«

»Nur über meine Leiche«, entgegnete Leila fest.

Die Dame wollte etwas erwidern und machte dabei einen festen Schritt in Richtung Leila.

Ihr Mann ging in Deckung und ich dazwischen.

»My Lady, ich denke nicht, dass Sie das jetzt wirklich umreißen, was Sie da vorhaben. Die Marquise de Gaullier ist ausgebildeter Soldat. Ihr würdet sterben, bevor ihr auch nur eine Hand an sie legen könntet«, sagte ich.

Sie blickte mich böse an, raffte ihre Röcke und versuchte, sich an mir vorbei zu drängen.

»Lassen Sie mich durch!«, fauchte sie.

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich muss zu meinem Mann! Diese Wilde hat ihm den Kopf verdreht!«, rief sie laut.

»Ihr müsst gar nichts. Ihr könnt es Euch ohne Euren Mann bequem machen und, wenn ihr es etwas geschickt anstellt, das Anwesen des Marquis beanspruchen. Das ist im Moment herrenlos, denn der Marquis ist tot und seine beiden Frauen werden auf eine lange Reise gehen«, sagte ich, während ich mich ihr entgegenstellte. »Und jetzt ist endlich Ruhe. Sagt mir nur eines, wo ist Eure Zofe?«

»Alina?«, fragte sie.

»Ja, Alina. Wo ist sie?«, hakte ich nach.

»Dieses dumme Weib ist schuld an all dem hier«, sagte sie erstaunlich ruhig.

Ich blickte sie fragend an.

»Na, sie hat die Wilden mit hierher gebracht«, keifte sie.

Unweigerlich musste ich lachen, wandte mich ab und ließ die verdutzte Gräfin stehen. Insgeheim hoffte ich, dass sie uns nicht folgen würde und wir unseren Auftrag hier einfach abarbeiten konnten. Seltsamerweise folgte sie mir nicht. Nicht sofort.

Ich verließ das Haus und machte mich auf die Suche nach Leila.

Ich fand sie im Gesindehaus, in völlig entspannter Atmosphäre.

Sie saßen in der geräumigen Küche um den Tisch herum und plauderten locker.

Mein Vater saß ganz dicht neben Claudia und ich muss zugeben, das irritierte mich immer noch. Die Vorstellung, dass meine Schwiegermutter und mein Vater eine Beziehung führten, sorgte für Chaos in meinem Kopf. Ich musste mir eingestehen, dass beide ein Recht auf Glück hatten. Claudia fast noch mehr als mein Vater, denn immerhin war ich zurückgekehrt, während Anna vor Jahren starb.

Leila wirkte müde und abgekämpft. Ich betrachtete sie und war fasziniert von dem Dornentribal und ihren Haaren. In Vildskov war wohl einiges geschehen und ich war neugierig, ob sie mir davon erzählen würde. Ich versuchte, meine Gefühle einzuordnen. In meinem Volk hatten die Frauen keinen Irokesen, aber diese Frisur vereinte die Gepflogenheiten aller Stämme. War das die Geschichte, die Onais-Tjelfort erzählt hatte? Stimmte es, dass die Galier das fünfte Volk waren? Das Volk des Wassers?

Ich fühlte mich davon wirklich angezogen und konnte es in diesem Rahmen noch gar nicht zum Ausdruck bringen.

Ich suchte einen Stuhl, griff ihn mir und drängte mich zwischen Leila und eine Frau.

Erst später wurde mir bewusst, dass es sich bei der Frau um Alina handelte.

Ich drückte ihr einen Kuss auf die Wange und flüsterte,

»Ich bin so froh, dass es dir gut geht.«

Sie blickte mich an, ihre Augen wirken noch müder als ihr Gesicht und flüsterte,

»Ich auch.«

Sie hauchte mir einen Kuss auf die Lippen und fügte an, »darf ich dir Alina vorstellen?«

Dabei deutete sie auf die Frau zu meiner Linken.

Tatsächlich überraschte mich das, denn ich hätte mit einer weitaus älteren Frau gerechnet. Alina war kaum älter als Leila und dieser Frau hatte ich zu verdanken, dass Leila noch lebte?

Ich saß dort, schwieg und beobachtete nur.

Sie waren alle bereit zu gehen, niemanden hielt es hier nur einen Moment länger. Die Aussicht auf etwas Neues, etwas Schönes und auf Frieden, beflügelte die Fantasie.

Ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit machte sich in mir breit.

Sollte es wirklich möglich sein, diese Aufgabe des Universums zu erfüllen und ein Leben voller Liebe und Frieden zu erreichen?

Ich traute dem bisher nicht so ganz, denn wir mussten immer noch die Ugwadule auf unsere Seite ziehen. Dieses Unterfangen war umso schwieriger, da wir mit all den anderen Reisewilligen bei ihnen erscheinen würden.

Die Ugwadule waren ein wehrhafter Stamm von Eigenbrötlern und sie lebten abgeschieden in den ausgedehnten Steppen vor der großen Wüste.

So kam es, dass die nächsten Tage einfach an mir vorbei rauschten, ohne dass ich große Gedanken darauf verschwendete. Die meiste Überzeugungsarbeit verrichteten die Frauen und das musste selbst mein Vater neidlos anerkennen.

Sosehr ich dachte, dass die Gräfin noch einmal einen großen Aufstand proben würde, so sehr irrte ich mich. Es

blieb leise um diese Frau. Vielleicht hatte sie die Aussicht auf das Anwesen des Marquis verstummen lassen, oder die Freude auf ein Leben ohne ihren Mann.

Wir würden nie wieder von ihr hören und von vielen anderen ebenso wenig und das war mir noch überhaupt nicht bewusst.

Reise nach Katalis

Bepackt mit neuen Vorräten und Gerätschaften, wanderten wir zurück nach Vildskov.

Wir ließen keine Zeit verstreichen und machten uns zügig auf nach Ugwadule.

Lange hatte es sich herumgesprochen, dass wir unsere Freunde besuchen wollten und so war es nicht verwunderlich, dass wir bereits erwartet wurden.

Mich überraschte allerdings, dass Leila diejenige war, der die meiste Ehre zuteil wurde.

Tatsächlich waren einige der Menschen, die eigentlich nicht auf der Liste standen, nach Ugwadule gewandert und hatten unsere Geschichte verbreitet.

Inkusi Enkulu, der große Häuptling der Ugwadule, begrüßte Leila, als wäre sie eine Göttin. Er nannte sie die Göttin Amanzi Ukuzala, was so viel wie Göttin des Wassers und der Fruchtbarkeit bedeutete. Ich war baff und nach all den Ritualen, die einzig Leila betrafen, sogar ein wenig eifersüchtig.

Diese Frau managte dies großartig und der Häuptling Inkusi Enkulu war schneller überzeugt, als ich mir das zu erträumen wagte. Sogar mein Vater war sprachlos und er kannte den Häuptling weit länger.

Die Galier in unserer Begleitung waren verunsichert. Die Männer und Frauen von Ugwadule unterschieden sich mit ihrer dunklen Haut und den krausen, schwarzen Haaren, die zu Zöpfen geflochten und gefilzt waren, doch sehr von uns allen. All die Schauermärchen, die man den Menschen erzählt hatte, konnte man nicht in ein paar Monaten ausmerzen.

Es würde noch eine ganze Weile dauern, bis man sich wieder vertraute, aber die ersten Schritte waren getan und wie es bei den Lafaree üblich war, wurde am ersten Abend der Besuch mit einem Fest gebührend begangen.

Noch bevor sich die Sonne hinter den Sanddünen verabschiedete, hatten wir bereits die ersten Pläne geschmiedet.

Beim Abendgrauen waren die Tiere gut versorgt worden und jeder hatte einen Schlafplatz zugewiesen bekommen. Es würde eng werden in dieser Nacht, aber jeder hier war bereit zu teilen und sich zurückzunehmen, damit der andere ebenfalls seine wohlverdiente Ruhe bekam.

Das große Feuer in der Mitte des Dorfplatzes war entfacht und Inkusi Enkulu gab das Zeichen für die Trommeln.

Einige der Galier zuckten erschrocken zusammen, weil sie die Klänge mit einem drohenden Angriff verknüpften.

Erst als die Tänzer mit ihren Glockenbändern an den Knöcheln ihre rhythmische Show vorführten, trauten sich einige, mit den Trommelschlägen mitzugehen.

Obstteller wurden gereicht und gingen durch die Runde, bis der letzte etwas bekam. Wasser und Met wurden ebenfalls verteilt und nachdem die Lämmer, die schon eine Weile im Feuer schmorten, gar waren, wurde sie fleißig verteilt.

Die Stimmung lockerte immer mehr auf und die Gespräche liefen nicht nur über die bevorstehende Reise. Viele erzählten von ihrem Leben und wie sehr sie sich wünschten, dieser ewige Krieg würde enden.

Sie saßen so friedlich zusammen, so als hätte es niemals Meinungsverschiedenheiten gegeben. Die Galischen Frauen ebenso frei, wie die Männer. Ich beobachtete dieses Schauspiel mit Genugtuung. Nur Leila fehlte mir, denn sie wurde von Inkusi Enkulu völlig in Beschlag genommen.

»Die Geister sind mit ihr«, hatte er gesagt und auf ihre zweifarbigen Augen verwiesen.

»Sie sei der Schlüssel zum Glück der Menschheit«, hatte er angefügt.

Sie war aber auch mein Schlüssel zum Glück und wir hatten über Wochen keine Gelegenheit, uns nahe zu sein.

Sie blickte zu mir und ich vermisste sie gleich noch mehr.

***

Leila fühlte sich im ersten Moment überfordert.

Dieser weise Mann sprach von ihr, als wäre sie eine Göttin. So etwas hatte sie nie gesehen. Sie hatte es Markus zu verdanken, dass sie sich jetzt so gut behaupten konnte und im Moment war er so weit weg, auch wenn er fast neben ihr saß.

Die Trommeln pulsierten bis in die letzte Faser ihres Körpers und hatten etwas Hypnotisches an sich. Das Obst war frisch, das Gemüse gut gewürzt und das Fleisch köstlich. Leila begnügte sich mit Wasser, denn sie wollte einen klaren Kopf für die anstehende Wanderung durch die Wüste haben.

»Wie habt ihr euch das vorgestellt? Wie wollt ihr all die Menschen und Tiere durch das Portal schleusen?«, fragte er.

»Ich habe mir lange Gedanken darüber gemacht, aber wir werden sie wohl in Gruppen auf die andere Seite schicken. Anders kann das nicht funktionieren. Markus und ich müssten sonst stundenlang das Portal offen halten und nach meiner letzten Erfahrung ist dies sehr anstrengend«, erklärte sie.

»Können wir etwas tun, um es euch zu erleichtern?«, fragte Inkusi.

Onais-Tjelfort flüsterte ihr zu,

»Ich muss jemanden auswählen, dem ich die letzten Übersetzer gebe. Zwei habe ich noch.«

»Was hat er gesagt?«, bemerkte Inkusi nebenher und ließ seinen Blick über den Platz gleiten.

»Nun, wir brauchen jemanden, am allerbesten ein Paar, welches sich als Erstes auf die andere Seite begibt und zusammen mit den Limfie die Verteilung der Ankömmlinge organisiert«, sagte Leila ganz ruhig.

»Wer sind die Limfie?«, fragte er.

»Oh, kuschelige kleine, sehr intelligente Ureinwohner. Sie werden uns behilflich sein«, antwortete Leila.

»Einheimische? Das würde ja bedeuten, dass wir sie nicht verstehen können, wie diesen Zwerg.« Er deutete auf Onais-Tjelfort.

»Ich kann sie verstehen, Markus sogar ohne Übersetzer und Onais-Tjelfort versteht sie auch.« Erklärte Leila.

»Nun, du und Markus, ihr müsst das Portal offenhalten. Wenn ihr zuerst geht und uns dann den Übergang öffnet, wäre das möglich?«, fragte Inkusi.

»Immer nur auf eine Seite … immer nur auf eine Seite … immer nur auf eine Seite«, summte Onais-Tjelfort im Rhythmus der Trommeln.

Leila umriss schnell, dass der Weg immer nur auf eine Seite möglich war. Markus und sie mussten daher so lange hierbleiben, bis alle das Portal durchschritten hatten.

Sie zermarterte sich den Kopf, wie man das bewerkstelligen könnte und während sie nach einer Lösung dieses Problems suchte, zeigte ihr Onais-Tjelfort zwei Finger und deutete hinter sein Ohr.

Leila verstand nicht sofort. Sie konnte es nicht miteinander verbinden, bis dann Theobald aufstand, Claudias Hand griff und sie nach oben zog. Er ging vor ihr in die Knie und die Trommeln veranstalteten einen regelrechten Wirbel um die beiden.

Claudia lachte und versuchte so, ihre Unsicherheit zu überspielen.

In dem Moment, als die Trommeln verstummten, sagte er,

»Claudia von Vildskov, möchtest du zulassen, dass ich Teil deines Lebens werde und du Teil meines?«

Claudia blickte in die Runde und jeder konnte sehen, dass ihr die Tränen in den Augen standen, als sie sagte,

»Liebend gerne, Theo. Liebend gerne werde ich zu einer von Lork!«, rief sie, gegen die Tränen der Rührung ankämpfend.

***

Fassungslos starrte ich auf dieses Paar, das eng umschlungen stand und sich küsste. Mein Vater hatte es gewagt, er hatte Claudia gefragt, ob sie seine Frau werden wollte und sie hatte sich darauf eingelassen. Was zur Hölle war nur mit mir los, dass ich es nicht schaffte, den gleichen Schritt auf Leila zuzugehen.

Ehe ich mich aber mit dem Thema befassen konnte, kam jemand und wollte mit mir den Ablauf des nächsten Tages durchsprechen. Ich hatte einfach keine Chance, dieser Frau nahezukommen. Sie war von sämtlichen Oberhäuptern der fünf Stämme in Beschlag genommen worden. Wenigstens Onais-Tjelfort half ihr aus dem Hintergrund. Ich wurde nicht mal in ihre Nähe gelassen.

Als ich sie dann am Abend in den Armen hielt, schlief sie völlig erschöpft sofort ein. Während ich mich schon zum Schlafen hingelegt hatte, setzte sich mein Vater neben mich und sagte,

»Sie hat viel zu tun, sieh ihr das nach.«

Ich wandte nur meinen Kopf so weit in seine Richtung, dass ich ihn sehen konnte.

»Was soll ich ihr nachsehen?«, fragte ich.

»Dass sie keine Zeit für dich hat. Du hattest recht, diese Frau ist viel wertvoller für unser Volk, als ich dachte. Sie hat einen ganz besonderen Draht zu Inkusi und ich dachte, er würde unser schwerster Brocken werden«, sagte er leise.

»Meinst du?«, entgegnete ich.

»Ja, die nächsten Tage werden nicht leicht für uns alle. Die meisten Menschen hier sind bereit zu gehen und

etwas Neues zu versuchen. Einige haben aber Zweifel. Was wird geschehen, wenn wir das Portal durchschritten haben?«, fragte er.

»Seit Tagen mache ich mir Gedanken darüber«, antwortete ich ihm.

»Hast du eine Lösung gefunden?«, fragte mein Vater.

Ich wollte antworten, als Onais-Tjelfort sich zu uns setzte und zu mir sagte,

»Ich weiß, dass du keine Lösung hast, aber ich habe eine.«

Ich setzte mich auf und blickte ihn fragend an. Der Gesichtsausdruck meines Vaters war wohl ebenso fragend, denn Onais-Tjelfort sagte,

»Ich habe noch zwei Universalübersetzer. Ich hab' sie aufgehoben, für den Fall, wir würden sie irgendwann brauchen und ich glaube, der Zeitpunkt ist jetzt.«

Ich öffnete meinen Mund, um etwas zu entgegnen, als ich sah, wie Onais seinen Finger auf den Mund legte und verschwand, als er wieder erschien, fasste sich mein Vater in den Nacken und Claudia, die sich bereits hingelegt hatte, ebenfalls. Onais-Tjelfort drückte abermals den Finger auf die Lippen und flüsterte,

»Jetzt müsste es gehen.«

»Hat er jetzt wirklich was gesagt?«, fragte mein Vater.

»Ja, natürlich habe ich gesprochen! Ich bin doch kein Idiot«, entgegnete Onais-Tjelfort mit der Stimme von Onais.

Mein Vater blickte mich an.

»Was ist das?«, fragte er.

»Er hat euch gerade einen Universalübersetzer verpasst«, antwortete ich.

»Was?«

Mein Vater war sichtlich verwirrt.

»Ich habe auch einen und trage ihn seit meiner ersten Begegnung mit Onais-Tjelfort. Der kleine Knopf hinter deinem Ohr wird schon bald verschwinden. Übrig bleibt eine kleine Erhebung an deiner Schädelbasis und die Fähigkeit, alle Sprachen zu verstehen«, erklärte ich.

»Alle?«, fragte er.

»Alle«, sagte ich.

»Das ist gar nicht so dumm«, sagte mein Vater.

Ich überlegte und ja, das war wirklich gar nicht dumm.

Wir würden meinen Vater und Claudia mit der ersten Gruppe durch das Portal schicken können und sie wären in der Lage, sowohl Onais-Tjelfort als auch die Limfie zu verstehen. Das würde die Koordination auf der anderen Seite erleichtern. Immerhin hatten wir vor, mehrere Hundert Menschen hindurchzuschleusen. Wie stand es in dem Buch? Die höchstmögliche genetische Vielfalt sollte sich auf diese Reise machen, um in vielen weiteren Dekaden eine neue Bevölkerung auf Katalis zu bilden.

Am nächsten Morgen war ich früh auf den Beinen, wie einige andere auch.

Diesmal saßen wir gemeinsam beim Häuptling und besprachen unser Vorgehen.

Wir brauchten einen halben Tag, um die Stele zu erreichen. Da wir so viele waren, mussten wir uns einen Plan zurechtlegen.

Sicher war hier in der Wüste viel Platz, aber auf Katalis?

Die Stele auf Katalis lag mitten im Wald und wir mussten zusehen, dass sich alle Menschen und Tiere dort sammeln konnten, bevor wir sie zu den Ruinen geleiteten.

Nach langen Überlegungen einigten wir uns.

Claudia und mein Vater würden zusammen mit Onais-Tjelfort die erste Gruppe durch das Portal führen und sie dann im Wald verteilen.

Wir sprachen von etwa hundert Menschen zusammen mit ihrem Vieh und ihren Vorräten auf den Wagen.

Nach diesen ersten hundert würden wir eine Pause einlegen, um unsere Kräfte zu schonen.

Wir setzten eine halbe Stunde an, um unsere Kräfte zu sammeln. Danach würden wir weitere hundert durch das Portal senden.

Soweit war alles geklärt, nun mussten wir uns auf den Weg dorthin machen.

Viele waren mit Vorbereitungen beschäftigt und wir schliefen jeder nur ein paar Momente, bevor wir gegen Mitternacht von Ugwadule aufbrachen, um etwa vier Stunden später die Stelen zu erreichen.

Ich kam nicht zur Ruhe, die Gedanken kreisten darum, ob es uns möglich sein würde, das Portal lange genug offenzuhalten, dass alle Menschen die andere Seite erreichten.

Leila schlief friedlich neben mir, war aber genauso schnell auf den Füßen, als mein Vater uns weckte. Wir wollten aufbrechen, die kühle Nacht nutzen und vor dem Morgengrauen an der Stele eintreffen.

Die Tiere sollten mit den ersten beiden Gruppen hinüber wechseln, das sparte Wasser, so hofften wir. Es würde nur eine Herausforderung werden, die Herden auf der anderen Seite zu kontrollieren. Vor allem, da wir vorhatten, uns zügig im Wald zu verteilen.

Um Mitternacht brachen wir auf und eine lange Karawane bahnte sich ihren Weg durch eine unwirtliche Umgebung.

Wie geplant, erreichten wir beim Morgengrauen die Stelen.

Leila suchte sofort die größte und ich folgte ihr.

Etwas unschlüssig blieb sie davor stehen.

»Was ist?«, fragte ich.

Sie blickte mich an und antwortete,

»Ich kann es kaum erwarten. Allein das tolle Gefühl, das sich beim Öffnen des Portals einstellt. Ich überlege nur. Wir sollten uns vielleicht hinter die Stele stellen, damit wir den Durchgang nicht blockieren.«

Ich zog die Stirn in Falten und überlegte,

»Du hast recht, immerhin ist es nur stabil, wenn wir uns an der Hand halten.«

Je mehr ich überlegte, desto aufgeregter wurde ich. Als hätte sie mich angesteckt, konnte ich der Öffnung des Portals kaum noch widerstehen.

Die Aufgabe würde endlich ein Ende finden und wir

würden uns wieder um uns kümmern können. Wie sehr sehnte ich mich nach einem erfrischenden Bad im Quellteich, nach einem ausgiebigen Mittagsschlaf in der kühlen Höhle. Ein leckerer Ziegenbraten mit Ulkoknollen oder eine kräftige Gemüsebrühe. All die winzigen Dinge, die das Leben auf Katalis erträglich gemacht hatten. All dies wünschte ich mir sehnsüchtig wieder.

Wir suchten meinen Vater und Claudia, vertrauten ihnen Onais-Tjelfort an und bestimmten, welche Gruppe sich zuerst auf den Weg machen sollte.

Angeführt von meinem Vater, versammelten sich alle vor der Stele.

Ich griff nach Leilas rechter Hand und sie drückte fest zu. Ein kurzer Blick, mit dem ich mich versicherte, dass sie bereit war und wir pressten gleichzeitig unsere freie Hand an die Stele.

Nach den Gesichtern derer zu urteilen, die sich ganz vorn befanden, verursachte das Öffnen eine Faszination, die meiner sicherlich ähnlich war.

Mein Vater straffte sich, griff nach Claudias Hand, die wiederum Onais-Tjelforts Hand fest in der anderen hielt.

Sie gingen einen Schritt voran und verschwanden vor aller Augen.

Die erste Herde folgte, getrieben durch die Hirten, danach kamen Pferde- und Eselskarren, bepackt mit allem, was uns das Portal nicht rauben würde.

Es dauerte fast eine Stunde, bis die erste Gruppe die Wüste verlassen hatte. Leila hatte mit ihrem Verdacht absolut recht gehabt. Das Portal offenzuhalten, kostete uns Kraft und ich hoffte inständig, dass wir diese Menge an Menschen hindurchschleusen konnten.

Stunden später schleusten wir die letzte Gruppe durch das Portal und gönnten uns in brütender Hitze die letzte Pause, bevor wir uns hindurch begeben würden.

Es war nur noch eine Handvoll Männer bei uns, als einer plötzlich rief!

»Da kommt jemand!«

Aufmerksam blickten wir in die Richtung, in die er wies und erkannten eine Staubwolke. Ob hier wohl jemand noch mit wollte?

Zu siebt starrten wir auf die Wolke, die sich langsam auf uns zubewegte, bis einer rief, »Die kommen nicht in Freundschaft!«

Und richtig, da kam eine bewaffnete Truppe.

Es galt jetzt eine Wahl zu treffen. Warteten wir, bis sie uns erreichten und mitteilten, was sie wollten, oder öffneten wir das Portal und verschwanden?

Leila packte mich fest am Arm und sagte,

»Die sehen aus wie die Leute der Gräfin. Lasst uns hier abhauen, die meinen es nicht gut mit uns!«

Die Männer blickten sie erstaunt an und nachdem der Erste zugestimmt hatte, waren die anderen bereit.

Wir öffneten das Portal und schleusten die fünf Männer hindurch. Danach waren wir dran. Gleichzeitig machten wir den großen Schritt in unser neues Zuhause. Einen kurzen, wehmütigen Blick sandte ich zurück, bevor sich das Portal schloss und wir auf der anderen Seite unversehrt ankamen.

Wir hatten es geschafft. Wir hatten fast alle Menschen auf der Liste überzeugen können, mit uns zu gehen.

Auf Katalis angekommen, konnte man die Spuren der vielen Menschen deutlich sehen.

Dieser Fleck, auf dem Leila und ich vor langer Zeit angekommen waren, war jetzt voller Leben.

Ich machte mich auf die Suche nach meinem Vater und Leila suchte Onais-Tjelfort.

Als ich so durch die Menge ging, fiel mir dieses flauschige, blau-weiße Wesen von hinten an. Zzila quietschte vor Freude, mich endlich wiederzusehen.

***

Die Aufgabe war so weit erfüllt, als dass die beiden die

Menschen von der Erde nach Katalis geholt hatten.

Die Aufteilung auf die ehemaligen Siedlungen mussten sie alleine entscheiden.

Onais-Tjelfort berichtete über die Siedlungen, von denen die der Waldmenschen schon so weit hergerichtet war, dass einige sofort dort einziehen konnten.

Sie waren überrascht, dass es auch hier Siedlungen in den Bergen, in den Tälern, am Meer und in der Steppe gab.

Gemeinsam beschlossen sie, sich aufzuteilen. Eine große Gruppe sollte von Markus Vater mit Unterstützung der Limfie zu den Ruinen im Wald geleitet werden.

Gut die Hälfte sollte in die Berge ziehen.

Markus und Leila würden zusammen mit Onais-Tjelfort die restlichen Menschen in ihre Dörfer bringen. Onais-Tjelfort würde sie zu der Siedlung im Tal, von dort zum Meer und in die Steppe. Leila und Markus würden mit ihm zusammen zurück zur Stele gehen.

Es würde jeder seinen Platz haben und sie würden alle genug zum Leben haben. Katalis war groß genug.

Dank des fehlenden Metalls hatten die Menschen einiges zu tun, sich umzustellen. Das förderte die Kreativität und einige hatten bahnbrechende Ideen.

Markus und Leila zogen sich aus dem allgemeinen Trubel zurück. Sie bewohnten zusammen mit Onais-Tjelfort die Höhle und genossen die ungestörte Zeit, die immer wieder durch freundlichen Besuch unterbrochen wurde.

Markus hatte Leila den lang erwarteten Antrag gemacht und gemäß den Bräuchen der Lafaree heiratete er eine Galierin mitsamt ihrer galesischen Traditionen. Wie zu guten Zeiten, feierten sie ein riesiges Fest, zu dem einige Besucher der anderen Stämme geladen waren.

Theobald von Lork heiratete ebenfalls mit einem rauschenden Fest, die Witwe von Vildskov.

Die fünfzehnjährige Maria de Gaullier fand bei Theo

und Claudia ein neues Zuhause.

Die beiden kümmerten sich fortan um das Mädchen mit ihrem Kind.

Der Säugling bekam den Vornamen der Gräfin von Waddlock, Katharina. Bei der Namensgebungszeremonie erhielt das Kind, wie bei den Lafaree üblich, ihr erstes Tattoo. Eine spitze Nadel, die symbolisch eine dunkle Wolke teilte.

Die Siedlungen der Dulnae wurden nun zu den Siedlungen der Menschen.

So entstand Vildskov, Lork, Harmaapatra, Ugwadule und natürlich Galien.

Die Menschen hatten eine neue Chance bekommen und erst die Jahre würden wirklich zeigen, ob sie diesmal in der Lage waren, diese zu nutzen.

Ob es mit der Erde in der Abwärtsspirale tatsächlich so weiterging, wusste niemand auf Katalis, denn immerhin wollte niemand einen Blick zurück wagen.

Fünf Jahre gingen ins Land.

Die ersten katalanischen Kinder wurden geboren. Die Menschen passten sich langsam an den Planeten an.

Onais-Tjelfort, der von Leila und Markus seinen eigenen, abgegrenzten Bereich in der großen Höhle bekommen hatte, wachte eines Morgens nicht mehr auf.

Er war friedlich eingeschlafen, ohne großes Leid und ohne dass man ihm das angesehen hätte.

Markus nahm das sehr mit und Leila war von dieser feinfühligen Seite ihres Mannes sehr überrascht.

Sie suchten eine Weile und fanden zwanzig Meter neben ihrer Höhle eine weitere kleine Kammer. Beide wollten ihn nicht in der Erde verscharren und da er ihnen erzählt hatte, dass man die Toten in seiner Heimat in eine Gruft legte, beschlossen sie, diese Höhle für ihn und seinen Bruder herzurichten.

Auf einer, mit Fellen ausgepolsterten Schlafstätte bahrten sie ihn auf und platzierten die Gebeine seines Bruders sorgfältig neben ihm.

Sie deckten ihn zu, als würde er schlafen und Leila schmückte alles mit frischen Blumen.

Den Eingang verschlossen sie, so dass keine wilden Tiere hineingelangen konnten.

Das Rätsel

Etwa zwei Wochen, nachdem wir Onais-Tjelfort zu Grabe getragen hatten, fiel es mir wieder leichter, ohne Trauer an ihn zu denken.

Leila und ich waren gerade dabei, uns auf ein erfrischendes Bad in unserem Teich vorzubereiten. Ich war verschwitzt vom Holz schlagen und freute mich auf die Abkühlung.

Sie wollte an mir vorbeihuschen und zum Teich. Ich hielt sie fest und zog sie zu mir, um sie innig zu küssen. Einen winzigen Moment genoss ich dieses Gefühl, dann blickte ich in ihre Augen. Diese zwei Farben hatten nach all der Zeit nichts von ihrer Faszination eingebüßt.

Ich hielt sie ganz fest und dann fühlte es sich so an, als würden wir nach oben katapultiert.

Den entsetzen Ausdruck in ihren Augen werde ich nicht so schnell vergessen. Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit riss es uns in die Höhe. Meine Ohren surrten, der Atem stockte und ich blickte mit Sicherheit genauso entsetzt in ihr Gesicht, wie sie in meins.

Ich klammerte mich an ihr fest, genau wie sie sich an mir. Auf keinen Fall wollte ich sie in diesem rasanten Flug verlieren. Ja, und wir flogen. Kilometerweit in die Höhe, hinauf in das Dunkel des Alls.

Je dunkler es um uns herum wurde, desto langsamer wurden wir. Nach und nach konnte ich etwas erkennen.

Ein grober Tisch aus Holz, die Oberfläche abgenutzt, mit Kerben übersät. Das Bild wurde klarer und es wirkte, als schwebten wir über einer Szenerie in einem alten Gasthaus.

Zwei Männer saßen an dem Tisch, zwei alte Männer.

Der eine trug eine Nickelbrille, die ihm auf die Nasenspitze gerutscht war. Die langen weißen Haare bedeckten seine Schultern und an einigen Stellen spitzte die aufwendige goldene Stickerei seiner Tunika hindurch. Der weiße Bart war so lang wie seine Haare und im Mundwinkel steckte eine Meerschaumpfeife.

Der andere trug einen großen Schlapphut, unter dessen geschwungenem Rand ein dicker brauner Zopf den Rücken herabbaumelte. Ich konnte ihn nicht richtig sehen, denn er saß mit dem Rücken zu uns.

»Ach, da sind unsere beiden Helden ja«, donnerte der, mit der Nickelbrille.

Das war so laut, dass sich Leila die Ohren zuhalten musste. Ich griff fester zu, weil ich Angst hatte, sie könnte mir aus den Händen gleiten.

»Nun, das sind ja wohl deine Helden. Meine haben leider versagt!«, sagte der andere etwas ruhiger und nicht so laut.

Ich verstand noch nicht, was das hier alles sollte.

»Gib es zu, ich habe gewonnen!«, sagte der mit der Brille und lachte, dass die Luft vibrierte.

»Das Universum hat gewonnen und das betrifft uns beide«, antwortete der mit dem Hut.

»Dennoch ist das Ende der Erde besiegelt. Walte deines Amtes, Esus!«, befahl der mit der Brille.

Ein dritter alter Mann kam an den Tisch und stellte zwei Becher mit schäumenden Met darauf. Er ähnelte Onais, denn auf seinem Haupt trug er eine Krone aus Ästen und Moos und genau wie Onais Krone, schien diese zu leben.

»Trinkt meine Brüder und startet ein neues Spiel. Ich setze zwei Münzen auf deine neuen Helden, Taranis«, sagte er und legte zwei goldene Münzen in der Größe eines Wagenrades auf den Tisch.

»Misch dich nicht immer in unser Spiel ein, Teutanes«, sagte der, der soeben als Esus bezeichnet worden war.

Spiel? Was war das hier? Träumten wir etwa?

Ich sah, wie sich Esus, der mit dem Schlapphut, zu uns wandte. Er zog die Augen zu schmalen Schlitzen und hob den Finger. Ich dachte schon, er wolle uns anstupsen, aber er berührte eine Kugel in einem Modell, welches wohl das Sonnensystem darstellen sollte.

Entsetzt sah ich, wie diese Kugel Feuer fing. Es breitete sich in Windeseile aus und bedeckte schnell die gesamte Oberfläche. Ein Sinnbild für die Erde, oder war das jetzt wirklich das Inferno? Das würde bedeuten, dass alle, die wir dort zurückgelassen hatten, jetzt tot waren.

Mir gingen tausend Sachen durch den Kopf. Was wäre passiert, wenn ich mich gegen die Rückkehr nach Katalis entschieden hätte? Wären wir dann alle tot?

Ich blickte einen Moment in Leilas Gesicht, die ebenso entsetzt auf den brennenden Erdball blickte, wie ich. Es dauerte wenige Minuten, dann war es schon vorbei. Zurück blieb ein schwarzer Klumpen, der etwas Rauch absonderte.

»Meint ihr, sie wird abermals wie Phönix aus der Asche steigen, die Erde?«, fragte Teutanes und pustete etwas Asche von der Oberfläche. Taranis zuckte mit den Achseln, während Esus, »Und nun?«, fragte.

»Gehen wir in die nächste Runde«, antwortete Taranis. Er schob seine Nickelbrille etwas weiter nach oben, steckte sich die Meerschaumpfeife in den Mundwinkel, griff die zwei riesigen Würfel, die auf dem Tisch lagen und steckte sie in einen Würfelbecher.

Er hielt die Hand darauf und fing an zu schütteln. Gleichzeitig begann das Modell, sich zu drehen, immer schneller. Je schneller es sich drehte, desto mehr schien etwas an uns zu zerren. Ich hörte noch das Geräusch der Würfel, als sie auf dem Tisch zum Liegen kamen, dann riss es uns auseinander.

Das Modell hielt abrupt an und ich wurde mit voller

Wucht auf eine dieser Kugeln geschleudert. Ich sah viele verschiedene Farben und bevor ich das Bewusstsein verlor, dachte ich, dass ich jeden Moment hart auf der Oberfläche aufschlagen musste.

Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich dort lag. Mir brummte der Kopf und im ersten Moment dachte ich, ich hätte Halluzinationen. Ich richtete mich auf und stützte mich an einen Stein. Ich öffnete die Augen und augenblicklich begann mein Herz zu rasen. Meine Hand ruhte auf einer Stele. Wie die Stele von Katalis, wie die von der Erde, nur war das hier weder Katalis noch die Erde. Ich blickte an der Stele nach oben in einen hellblauen Himmel, an dem sich violettfarbene Wolken auftürmten, bedrohlich, als würde ein Gewitter anstehen. Das Laub der Bäume war so türkis, wie die heißen Quellen der Harmaapatra. Ein krasser Gegensatz war der schwefelgelbe, steinige Boden, auf dem ich stand. Ein schwarzer Vogel flog kreischend auf und ich blickte mich erschrocken um. Hatte ich doch so sehr gehofft, Leila würde auftauchen, aber hier war niemand.

Ich hatte sie verloren!

Ich sackte auf die Knie und brüllte so laut und lang, wie meine Lungen es hergaben.

Danach senkte ich meinen Kopf zu Boden und bedeckte ihn mit meinen Händen.

»Warum ich?« schoss mir durch den Kopf und ich fing an zu weinen.

Abermals hörte ich den Flügelschlag des schwarzen Vogels.

»Krah Krah – Krah Krah« schallte es. Das einzige Geräusch, das in diesen Minuten wahrzunehmen war.

Und dann hörte ich ein Geräusch, wie Papier im Wind.

Ich blickte auf und direkt vor mir schwebte ein Blatt zu Boden.

»Finde Leila!«

ENDE

„INI – Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert, Drittes Büchlein, Kapitel 14“ von Julius von Voß

Der Roman aus der Feder von Julius von Voß erschienen im Original im Jahre 1810, übertragen und Korrektur gelesen von Bernd „Göttrik“ Labusch.

Drittes Büchlein: Guido im Heere, Kapitel 14

Guido und sein Lehrer sahen in Paris noch Tausend Merkwürdigkeiten, welche aufzuzählen der Raum hier nicht gestattet. Unter anderem das Institut zur Anatomie, welches sie als eine der vorzüglichsten Anstalten zu Paris besuchten, und wohin sich jetzt eine große Zahl gespannter Neugieriger drängte.

*

Die Veranlassung war diese: Vor fünfzig Jahren hatte, zu Befremdung von ganz Europa, ein Bürger in Paris mehrere todeswürdige Verbrechen begangen. Das Gesetz zauderte lange mit seinem Spruch, und wollte ihn endlich nach Spitzbergen verweisen, wohin, wie wir schon wissen, solche Unglückliche kamen, deren Vernunft sie nicht von der Schönheit eines gesetzlichen Lebens überzeugen konnte. Die Kolonie in Spitzbergen hörte aber davon, und indem jeder Einzelne dort sich rein gegen jenen Bösewicht halten konnte, schrieb sie an das Gericht und verbat die Verbannung.

Man wankte von einer Meinung zur anderen. Seit mehr als einem Jahrhundert war in Europa keine Todesstrafe zuerkannt worden, es gab keine Henker und Hochgerichte mehr. Dennoch hatte der Mensch die Todesstrafe vollkommen verwirkt, und hatte er das furchtbare, grässliche Schauspiel unerhörter Frevel geben können, war das Beispiel einer eben solchen öffentlichen Ahndung gerecht. Zuletzt entschied man denn für seinen Tod, doch über die Art desselben konnte man sich nicht einigen.

Da trat ein Lehrer der Zergliederungskunde auf. „Lasst ihn durch seinen Tod

nützen", sprach der Mann: „Er mag uns um eine wichtige Erfahrung bereichern. Wir entdeckten eine Flüssigkeit, vervollkommnet gegenüber jenen, welche sich vormals die Anatomen bedienten, um tierische Organe dauerhaft aufzubewahren. Sie erhält einen Körper genau in dem Zustande, worin er ihr übergeben wird. Ich rate, wir füllen ein weites Gefäß mit diesem Fluidum. Der Verbrecher werde entkleidet und darin ertränkt. Dann soll aber das Gefäß verschlossen werden und fünfzig Jahre lang unberührt bleiben. Nach Verlauf dieser Zeit aber soll man den Körper wieder herausnehmen, und die gewöhnlichen Mittel, welche im Wasser Verunglückte oft ins Leben rufen, anwenden. Meine Theorie weissagt, man werde sich nicht umsonst bemühen, denn die Lebenskraft ist nicht entflohen, alle Teile sind in ihrer Vollkommenheit erhalten worden, weil der Reiz des geistigen Feuers in unsrer Flüssigkeit, der Auflösung Widerstand leistet. Irre ich nicht, so wird es merkwürdig sein, einen Mann zu sehen, der fünfzig Jahre lang schlief, er wird manches wissen, das die Alten und Geschichtsschreiber vergaßen. Künftig könnte man sogar Jahrhunderte lang Leben aufbewahren, und gewiss mit Nutzen, denn oft geht auch, trotz dem Weiterstreben der Menschheit, manches Gute unter, dessen Rettung aus der Vergessenheit heilsam werden kann."

Der Arzt sah sich heftig bestritten, man lachte sogar über ihn.

Endlich aber erklärte ein Geschichtsforscher: Ich habe in einem alten Buche gefunden, dass einst im achtzehnten Jahrhundert, der Mann, welcher die ersten Gewitterableiter erfunden, Franklin genannt, Fliegen von Madera, die im Weinfass nach Nordamerika gekommen wären, und zehn Jahre lang im Keller gestanden hätten, wieder lebendig gemacht habe."

„Was wollt ihr nun?" fragte der Arzt.

„Fliegen und Menschen!" spöttelten seine Gegner.

„Nun, es kommt auf den Versuch an", hieß es endlich, und man beschloss, den Rat zu vollziehn, was auch geschah.

Das Fass mit dem Ertränkten wurde in einem festen Gewölbe bewahrt, vor dessen Tür der Rat sein Siegel legte. Ein Protokoll berichtete der Nachwelt die Tatsache und bat daneben, falls der Verbrecher wirklich wieder zum Dasein gelangen sollte, dann die weitere Strafe, in Anbetracht der erlittenen Todesangst, aufzuheben.

*

Jetzt waren die fünfzig Jahre verstrichen. Der Tag des Versuches wurde beraumt. Die Naturkundigen schrieben für und gegen jenes, schon lange gestorbenen, Arztes Meinung. Man stellte Wetten an, ganz Paris sprach von nichts, als dem Manne im Spiritus.

Gelino hatte, durch bedeutende Fürsprache, die Erlaubnis des näheren Zutritts für sich und seinen Zögling empfangen. Man brach die Siegel, fand das Gefäß unversehrt, das nun in den Saal der Anatomie geschafft wurde.

Auf Erhöhungen saßen die eingelassenen Zuschauer, die Naturkundigen hatten sich um den Tisch, in der Mitte des runden Saales, gedrängt.

Der Körper ward aus seinem feuchten Grabe gezogen, auf den Tisch gelegt. Alle Teile waren so frisch, als hätten sie nur eine Stunde darin gelegen, das Gesicht bläulich aufgetrieben wie immer bei Ertrunkenen. Verwundernd blickte alles hin, und harrte ungeduldig auf den Ausgang.

Die gewöhnlichen Rettungsmittel fanden Anwendung, man brachte die Flüssigkeiten aus der Luftröhre, rieb, erwärmte, flößte ein, u. s. w. Doch verging eine Stunde nach der anderen, ohne dass der Zustand des Kadavers sich im mindesten umgewandelt hätte.

„Nicht wahr, wir hatten Recht?" sagten die Ungläubigen.

Wer seine Wette verloren glaubte, zog ein verdrießliches Gesicht.

Endlich rief ein junger Arzt: „Vielleicht behindert der Spiritus, den die Einsauggefäße aufnahmen, durch den zu großen Reiz den Umschwung der Säfte. Suchen wir ihn in einem Schwitzbad auszuführen, das ohnehin durch den hohen Grad von Hitze die Lebenskraft anregen wird."

„Es ist nicht mehr die Rede von Lebenskraft", entgegnete der Vorsteher: „Indessen kann man ein Übriges tun."

Das Schwitzbad wurde angeheizt, einige kräftige Männer begaben sich mit dem Körper hinein, und ließen die Temperatur höher treiben, als sie wohl einst ein Blagden ausgehalten hat, während sie ihre Bemühungen unermüdlich fortsetzten.

Vom Saale schickte man jeden Augenblick nachzufragen. Die Nachricht langte an: der Kadaver schwitze. „Ein Lebenszeichen!" frohlockte der eine Teil. „Es sind nur die Dünste des Bades, die sich anlegen", bestritt der Andere.

Nach einer halben Stunde schrie ein Bote atemlos: „Atem! — Irrtum, Irrtum! — Seht ihr, seht ihr! — Ich hab' es selbst empfunden."

Ein anderer sprang in den Saal, rief, mit eigenem starren Puls: „Puls — Unmöglich! Warum unmöglich? — Meine Hand fühlte ihn."

Man wusste nicht woran man war, doch fing der Unglaube an, kleinlaut zu werden.

Der Körper wurde nun in dichte Pelze gehüllt und wieder in den Saal gebracht. Jedermann sah die unzweifelhafte Veränderung des Gesichtes, die Bläue war geschwunden, ein brennendes Rot überzog es, wenn sonst schon sich keine Bewegung zeigte, es auch unempfindlich gegen Anrühren mit spitzigen Instrumenten war.

Doch eine Feder, vor den Mund gelegt, flog weg, alle, welche an die Pulsader griffen, bezeugten, ein leises Klopfen wahrzunehmen.

Dabei blieb es aber wohl sechs Stunden, so dass der Zweifel wieder die Stimme

erhob, und jene Anzeigen Täuschung nannte. Dann schrie aber alles plötzlich auf! Das eine Auge hatte sich geöffnet und wieder geschlossen. Nicht lange, so geschah das Nämliche mit dem zweiten, eine Stunde noch, und das erste Wort floh von den Lippen, die fünfzigjährige Erstarrung geschlossen hatte.

Niemand mied den Saal. Man vergaß über die Neugier die gewohnte Nahrung zu nehmen, immer das Auge auf den Körper geheftet. Die ganze Nacht verstrich so, während hin und wieder die Sprache, doch verwirrt, hörbar wurde. Am andern Morgen aber war die Besonnenheit vollkommen da, der wieder Lebende sprach von seinem Verbrechen, seiner Reue, flehte um Erbarmen.

Man sagte es zu, schonte seiner auf alle Weise, pflegte, stärkte. Er besann sich in ein Fass geworfen worden zu sein, meinte aber, man habe ihn nach wenig Minuten wieder herausgenommen, die Todesstrafe in eine andere zu verwandeln. Man sah also, dass ihm damals die eigentliche Absicht nicht vertraut worden war. Er rief nach seinen Anwalt, nannte die Namen der Richter, welche alle nicht mehr lebten, bis auf einem, der, ein hundertjähriger Greis, sich mit im Saale befand, und über das, den Meisten Unverständliche, was der Mann sagte, Aufschluss gab.

Er trat auch zu ihm. „O Himmel!“ rief er: „Wie bleich, wie gerunzelt Deine Wangen, Richter, wie weiß Dein Haar! Was hat Dich seit gestern so verändert? Und all diese Leute, wie seltsam sind sie gekleidet! Wo bin ich? Wohin brachtet Ihr mich?“

Man half ihm auf, führte ihn an ein Fenster. Er sah viele unbekannte Gebäude, vermisste viele alte.

„Bin ich trunken? Wahnsinnig? Wo ist der Palast geblieben, der dort gestern noch stand? Wie kommt so plötzlich der große Tempel nach jener immer leeren Stelle? Was soll ich denken?“

Es war Zeit, ihm die Rätsel zu lösen, sein Verstand hätte durch die

unbegreiflichen Erscheinungen in Zerrüttung sinken können.

Wer malt nun aber sein Staunen! „Fünfzig Jahre habe ich geschlafen? Unmöglich!“

Man zeigte ihm Bücher mit der laufenden Jahreszahl, rief einige Personen, deren er sich als Jünglinge oder Kinder entsann, deren jetzige Gestalt keinen Zweifel bestehen ließ. Er konnte es dennoch immer noch nicht glauben, ihm war, als sei er vor wenigen Minuten versunken, und rühmte wiederholt die Süßigkeit seines tiefen Schlummers.

Endlich musste er aber die Wahrheit anerkennen, und wurde durch ganz Paris geführt, wo Fenster und Dächer, wie sich denken lässt, mit Zuschauern überfüllt waren. Geschichtsforscher und Antiquare ließen ihm daheim keinen Augenblick Ruh, und erfuhren auch in der Tat, manches ihnen Unbekannte, durch seinen Mund.

Er hatte nun gehört, die weitere Strafe sei ihm erlassen.

Doch rief er: „Mein Gewissen klagt mich zu laut an, ich verdiene es nicht!“

Man entgegnete: „Mag vor fünfzig Jahren geschehen sein, was da wolle, die Zeit hat einen Schleier darüber geworfen.“

Auch hätten seitdem Erziehung und Moral wieder so viel an Vollkommenheit gewonnen, dass solche Verbrecher wie er wohl nicht mehr aufträten.

„So gebührt mir die Strafe jener Zeit. Sendet mich in die Verweisung“, entgegnete er.

„Nein, nein, die Vorwelt wollte Deine Begnadigung selbst, wenn Du die lange Verweisung aus der Gesellschaft überstündest.“

„Gut! Lasst mich ein Jahr lang unter Euch leben. Dann will ich, mein Gewissen zu entladen, freiwillig abermals in das Gefäß. Ihr übergebt mich den Enkeln auf Hundert Jahre. Weit nützlicher kann ich einst jener Zeit sein, mir ist es gleich, den Rest meiner Tage nun oder dann zu beschließen, ja es ist wohl

im letzten Fall noch weit merkwürdiger. In diesem Jahre will ich mich von den Veränderungen der Welt während meines Schlafes überzeugen, und ohne Zweifel werde ich oft staunen."

*

Man konnte nicht umhin, den Zustand dieses Menschen von einer Seite zu beneiden, und folgte schließlich seinem Willen im Übrigen. Guido und sein Lehrer warteten jedoch nichts mehr davon ab, sondern machten sich auf den Weg nach England.

Fortsetzung folgt …

„Anime Evolution präsentiert: Eine Weihnachtsgeschichte“ von Alexander „Tiff“ Kaiser

Gut gelaunt, nein, sehr gut gelaunt wanderte ich durch die Schule. Wie immer hatte ich den Kragen meiner Schuluniform aufgeknöpft und die Hände tief in die Taschen meiner Hose vergraben. Aber im Gegensatz zu normalen Zeiten lächelte ich vergnügt und pfiff sogar ein Weihnachtslied.

Ja, es weihnachtete sehr. Und das schöne daran war, dass ich die ganze Bande Zuhause haben würde. Sakura, Makoto, Yoshi, Lilian, Hina, Akane, Kei, Doitsu, Akari, Kenji, Daisuke, Sarah, Ami und Megumi. Einem fröhlichen Fest stand nichts im Wege. Kurz nur trübte ein düsterer Gedanke meine Stimmung. Ich war endlich dazu gekommen, mich Vater etwas anzunähern und hatte ihn selbstverständlich für die Feier eingeladen. Aber er hatte abgesagt. Unaufschiebbare Weihnachtsfeier auf dem OLYMP, hatte er gesagt.

Nun, es war sein Leben und somit seine Entscheidung. So wie diese Entscheidung, alle zu mir einzuladen, mein Leben war.

Immer noch fröhlich pfeifend betrat ich die Parallelklasse. Ich tauschte ein paar Weihnachtsgrüße mit den Jungs und Mädchen aus, während ich mich langsam meinem Ziel näherte. Mein Blick verlinkte sich, die Automatik übernahm und ich schoss direkt auf sie zu: Megumi.

„Frohe Weihnachten, Megumi“, hauchte ich ihr ins Ohr. Ich hatte erwartet, meine Stimme, so nah neben ihr, würde sie erschrecken oder wenigstens etwas aus der Fassung bringen.

Stattdessen tat sie lange Zeit überhaupt nichts, bevor sie sich endlich bequemte, zu mir herüber zu sehen. „Oh. Du bist es, Akira. Gibt es einen Grund für die gute Laune?“

Für einen Moment hatte ich große Lust verärgert zu sein. Aber schlagartig setzte meine gute Laune

wieder ein. „Natürlich. Eben gerade hat Hina-chan zugesagt. Damit habe ich alle unter einem Hut. Das wird ein Fest. Eierpunsch, deutscher Christstollen, viele Weihnachtslieder, ein bunt geschmückter Baum, viel zu essen…"

Für einen Moment lächelte Megumi sanft. „Ich merke es schon, du planst eher westliche Weihnachten."

„Sommersonnenwende, schon mal davon gehört? Es ist ein westliches Fest", erwiderte ich.

„Schon gut, schon gut." Sie seufzte leise. „Warum darf ich dir eigentlich nichts schenken? Das wird das erste Weihnachtsfest sein, das wir seit langer Zeit zusammen verbringen."

Das brachte mich dazu, geradezu zu strahlen. „Weil", begann ich und hob dozierend den Zeigefinger, „diesmal nur ich Geschenke verteile. Ihr seid alle meine Gäste, meine Freunde und mein Leben. Und zu diesem Weihnachtsfest will ich euch alle glücklich machen."

Wieder lächelte Megumi kurz. Es war ein sehr schönes, sanftes Lächeln, das mich bezauberte.

„Nur für dich habe ich noch nichts. Gibt es irgendetwas, was sich Lady Death, die Hoffnung der Menschheit, zu Weihnachten wünscht?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, soweit habe ich alles. Danke."

„Und wie sieht es mit Megumi-chan aus, meiner Freundin?"

Kurz wurde sie rot. „Du redest wieder, Akira." Ihr Blick glitt aus dem Fenster hinaus.

Ich folgte ihrem Blick und sah das satte Grün der belaubten Büsche und die knorrigen Skelette der entlaubten Bäume. Ein kalter Wind trieb über den Schulhof und fegte ein paar braune Blätter zusammen.

„Du könntest es für mich schneien lassen", hauchte sie.

„Na, nun bleib mal realistisch. Wie wäre es mit einem Diamantring?", fragte ich mit einem Zwinkern.

Interessiert sah sie zu mir herüber. „Diamantring? Diamonds are a Girls best Friends. Willst du vielleicht für etwas Wichtiges üben, Akira?"

Ich zwinkerte ihr zu. „Wer weiß, wer weiß. Lass dich überraschen."

„Idiot", sagt sie und wandte den Blick wieder nach draußen. Auf ihren Wangen stand tiefe Röte. „Eigentlich wünsche ich mir nur das, was du mir ohnehin schon gibst. Das Fest mit dir zu feiern."

„Dann ist für uns beide ein Wunsch in Erfüllung gegangen", sagte ich leise.

Bevor die Szene peinlich werden konnte, hob ich die Rechte zum Kopf und salutierte spöttisch. „So, ich muss wieder in meine Klasse. Frohe Weihnachten und bis heute Abend!", rief ich und ging wieder auf den Flur.

***

„Frohes Fest!", rief Akari, als Kenji und Hina durch den Vordereingang eintraten. Hinter ihnen schob sich Ami in den Flur.

Kenji Hazegawa warf dem Oni einen schiefen Blick zu. „Okay, die rote Pudelmütze mit der weißen Bommel lasse ich mir noch gefallen. Aber dieses Weihnachtsmann-Minirockkleid ist doch etwas gewagt, oder?"

Akari lächelte verlegen. „Ich bin zwar nur ein Oni, aber Yoshi-sama meinte, deswegen könnte ich trotzdem mal meine tollen Beine zeigen. Und zu Weihnachten wäre das nicht unüblich… Hat er gesagt."

„Stimmt", kommentierte Ami Shirai und schälte sich aus ihrem Mantel. Sie trug ein ähnliches rotes Kleid, das nur unwesentlich länger war und kurze Ärmel hatte. Dabei strahlte sie mit dem Oni um die Wette. „Frohe Weihnachten, Akari."

Kenji seufzte leise. „Vielleicht hätte ich doch als Weihnachtsmann verkleidet kommen sollen. Was ist mit dir, Hina? Kommst du nicht?"

„Äh", machte das blonde Mädchen und öffnete ihren Mantel. Kenji schlug sich eine Hand vor den Kopf, als er ein ähnliches Kleid an Hina sah. Nur war ihres tief ausgeschnitten und ärmellos.

„Das lässt sich jetzt nicht mehr ändern. Komm schon, Hina", ermunterte Kenji sie.

In diesem Moment kam ich aus meinem Zimmer, von wo aus ich die Ankunft der drei mitbekommen hatte.

Kenji seufzte erleichtert, als er sah, dass ich kein Weihnachtsmannkostüm trug.

Dennoch hob er misstrauisch eine Braue. „Ein Smoking, Akira? Gibt es heute eine Kleiderordnung?"

Ich grinste. „Nicht wirklich. Kommt, das Essen beginnt gleich und es sind auch schon alle da."

***

Nach einem opulenten Mahl und einigen Weihnachtsliedern, die hauptsächlich nach dem Motto: Besser laut als richtig gesungen worden waren, bat ich um Ruhe. Doitsu, der ausgelassen wie selten ein neues Lied anstimmen wollte, verstummte mitten im Satz.

„Liebe, gute Freunde", begann ich. „Erstmal freut es mich sehr, dass Ihr alle gekommen seid. Sonst hätte ich das viele Essen nie geschafft."

Leises Gelächter antwortete mir.

„Und dann möchte ich noch einmal erklären, warum niemand Geschenke mitbringen sollte.

Heute beschenke nur ich. Damit will ich niemanden beschämen oder belohnen. Ich will einfach den Menschen, die ich liebe, eine große Freude machen. Das ist eigentlich sehr egoistisch von mir, aber gönnt mir das bitte."

Ich ließ meinen Blick durch den Raum wandern und sah in feucht schimmernde Augen oder peinlich berührte, abgewendete Gesichter.

„Leider habe ich mir nicht zu jedem so viele Gedanken machen können, aber meine Geschenke kommen alle von Herzen."

Ich erhob mich, ging kurz in mein Zimmer und kam mit einem Sack wieder.

„Eeeh?", rief Akari aufgeregt. „Vorhin war aber noch keiner in deinem Raum, Akira-sama!"

„Hast du etwa nach den Geschenken gesucht?", tadelte ich den Oni, was aber im allgemeinen Gelächter unterging.

Ich lächelte sanft und griff in den Sack. „Da du dich vorgedrängelt hast, hier dein Geschenk."

Der Oni sah mich überrascht an. „Meister. Du schenkst mir auch etwas?"

Sie nahm das kleine Päckchen entgegen und öffnete es. „Ist das schön. Das ist wirklich für mich?"

Verlegen legte ich eine Hand in den Nacken. „Ich weiß ja, wie vernarrt du in Klamotten bist. Aber ich war mir ehrlich gesagt nicht sicher, ob dir ein weißer Yukata mit roten Kirschblüten gefallen würde. Der Stoff ist jedenfalls richtig teuer."

„Danke, Akira-sama", rief der Oni und fiel mir um den Hals.

„Na, na", kommentierte ich amüsiert.

„Der Nächste ist Daisuke. Es ist sehr schwierig für dich irgendetwas zu finden. Aber Sarah hat gepetzt. Hier." Ich reichte ein schlankes Päckchen an den Mechapiloten.

Er öffnete es und sah sofort erstaunt zu mir herüber. „Der Portefolio über die Hawk-Entwicklung! Die einzige Nummer die mir fehlt. Woher hast du…" Er verstummte. Dann verneigte er sich leicht. „Danke, Akira. Du machst mir eine große Freude."

Sarah Anderson, die neben ihm kniete, kicherte leise.

„Und für Sarah habe ich etwas, was mir Daisuke verraten hat. Es war eigentlich ganz einfach, euch gegeneinander auszuspielen",

bemerkte ich amüsiert und zog ein weiteres längliches Buch hervor. Sie warf ihrem Nachbarn einen verwirrten Blick zu, bevor sie das Päckchen mit einem Lächeln entgegen nahm und öffnete.

„Wow. Zehntausend Schachpartien der Großmeister zum Nachspielen. Inklusive der Titelkämpfe aller russischen Weltmeister. Ich weiß gar nicht, wem ich um den Hals fallen soll."

„Im Zweifelsfall Daisuke", erwiderte ich grinsend.

Sarah wurde rot. „Später vielleicht."

Diese Bemerkung ließ nun den Mechapilot erröten.

„Für Sakura-chan habe ich was ganz Besonderes: Französische Unterwäsche. Merkwürdigerweise habe ich eines Morgens auf meiner Türschwelle einen Zettel mit dem Namen eines Geschäftes, der Größe und der Farbe von drei Sets gefunden."

Sakura nahm die kleine Tüte entgegen und erwiderte trocken: „Bevor du mir irgend etwas schenkst…"

Ich lächelte und sah zu Makoto. „Das gleiche habe ich übrigens für dich, mein lieber Cousin."

„Momomoment!", rief er über das begeisterte Kreischen der Mädchen hinweg. „Das kannst du mir nicht antun!"

„Stimmt", erwiderte ich und reichte ihm einen eingewickelten Gegenstand. „Hier, ein neues Shinai für unsere gemeinsamen Kendo-Übungen."

„Das ist nur recht und billig, Akira", rief er lachend, während einige der Damen doch enttäuscht wirkten, „immerhin hast du das alte auf dem Gewissen!"

Ich lachte ebenfalls. Und sah zu Yoshi herüber. „Hier. Ein neuer Sportbogen. Ich habe eine Halterung anbringen lassen, eine Art Haken für deine Bannsprüche."

Der Freund packte sein Geschenk aus. „Danke, Akira. Ich habe dir zwar keinen Zettel auf die Schwelle gelegt, aber das ist genau der Bogen, den ich mir gewünscht habe. Woher wusstest du das?"

„Ach, eine achtlos aufgeschlagene Sportzeitung ist oftmals wie ein Wink mit dem Zaunpfahl“, erwiderte ich.

„War keine Absicht“, beteuerte Yoshi.

„Akane. Für dich etwas zu finden ist so schwer. Erst dachte ich an eine Reitgerte, damit du die Schüler in Zukunft noch besser antreiben kannst.“

Leises Gelächter bestätigte mich. „Doch dann fand ich, dass das hier besser zu dir passt.“

Akane öffnete die Packung mit stoischer Gelassenheit. Doch als sie den Inhalt sah, schmolz sie dahin. „Gesammelte Texte über die Spezielle Relativitätstheorie, mit Originalkommentaren von Einstein. Danke, Akira. Das wollte ich schon immer mal lesen.“

Ich winkte ab. „Schon gut, schon gut. Habe ich wen vergessen? Ne? Dann lasst uns weiter feiern. Ja, ist ja gut. Ich habe euch nicht vergessen“, rief ich, als die Unbeschenkten laut protestierten.

„Lilian, du hast hier bei uns viele Hobbys entwickelt. Aber dein liebstes sind Konsolenspiele. Deshalb habe ich gedacht, ich gebe dir was zu tun. Diese zehn Spiele werden dich mindestens zehn Tage beschäftigen“, scherzte ich und konnte ihr gar nicht das Paket reichen.

Sie hatte mich sofort umarmt. „Danke, großer Bruder. Danke.“

„Habe ich noch wen vergessen? Hina. Für dich etwas eher Einfaches.“

Das blonde Mädchen öffnete das kleine Päckchen und sah mich entrüstet und erschrocken zugleich an. „Aber Akira-san, das ist doch…“

„Ja, das ist der Orden, den ich erhalten habe, als du mich gerettet hast. Ich wünsche mir, dass du ihn behältst. Er ist vielleicht nicht das richtige Geschenk für ein Mädchen, aber glaube mir, dass er mir sehr viel bedeutet. Ich gebe ihn nicht leichtfertig her.“

„Ich weiß das, Akira-san“, hauchte sie mit feucht

schimmernden Augen. Sie erhob sich, kam zu mir und drückte mich kurz. „Mir bedeutet dieser Orden jetzt auch sehr viel. Danke, Akira-san."

„Es freut mich, dass er dir gefällt", erwiderte ich. Dann fiel mein Blick auf Kenji. „Was schenkt man dem Mann, für den kein Geschenk passt? Tut mir leid, aber mir ist nichts Besseres für dich eingefallen." Langsam zog ich ein großes Bündel aus dem Sack.

„Boxhandschuhe?", argwöhnte der Riese, als er es öffnete.

Ich nickte. „Wie ich schon sagte, ich wusste nicht, welches Geschenk bei dir passt. Also habe ich diese Neun-Unzen-Boxhandschuhe und einen Gutschein für zehn Trainingsstunden besorgt."

Kenji lachte entgegen seiner Art laut auf und klopfte sich auf den muskulösen Bauch. „Das passt, Akira. Ich drohe ohnehin etwas zu fett zu werden. Da kommt mir die Übung gerade recht."

„Und wieder jemanden glücklich gemacht", bemerkte ich zwinkernd. Ich sah zu den letzten beiden herüber. Ami und Doitsu.

„Ami-chan. Ich kann mich gar nicht entscheiden, was sinnvoller für dich ist. Eine Handfeuerwaffe oder ein Erste-Hilfe-Koffer."

„Sehr witzig", brummte sie als Antwort, während die anderen kicherten.

„Stattdessen habe ich mich hierfür entschieden." Diesmal zog ich einen großen Packen hervor. „Drei Kilo Shojo-Mangas."

Die kleine Ami Shirai wirkte plötzlich völlig aufgeregt. „Gib her, gib her, das muss ich sehen. Sind Titel dabei, die ich noch nicht kenne?"

Sie riss mir die Bücher beinahe aus der Hand und ging sie durch. „Ooooh, alles neu. Akira, du bist ein Schatz!"

„Natürlich ist alles neu. Einiges davon erscheint eigentlich erst im Januar",

erwiderte ich. Es war ein wunderschönes Gefühl zu schenken. Und heute fühlte ich mich großartig.

Mein Blick traf Doitsu. „Für dich habe ich auch etwas."

„Irgendwie habe ich das erwartet", spottete er.

Ich grinste schief und zog einen weiteren länglichen Gegenstand hervor.

Er wickelte ihn aus und staunte. „Wow. Das ist eine fünfunddreißig Zentimeter lange Bowieklinge mit Überlebensausrüstung. Komplett mit Kompass, Angelhaken und Schnur, Streichhölzern, GPS-Sender und, und, und…"

„In Deutschland gefertigt", kommentierte ich. „Dort stellen sie nach Japan die besten Messer her."

„Genau das Richtige für mein nächstes Wochenende in den Bergen, Akira. Du kommst doch mit, oder?", fragte er mit einem Augenzwinkern.

„Na, jetzt, wo wir dank des GPS-Senders nicht mehr verloren gehen können…", erwiderte ich schmunzelnd.

Ich schlug mir auf die Schenkel. „So, das war es. Der Sack ist leer."

„Hey. Wo bleibt denn Megumis Geschenk?", protestierte Lilian aufgeregt. „Kriegt sie nichts?"

Megumi senkte den Blick.

„Sie bekommt ihr Geschenk nachher. Aber jetzt lasst uns erst mal feiern."

Ein dünnes Lächeln spielte um Megumis Mund, als sie unmerklich den Kopf hob. „Moment, Akira. Da gibt es noch etwas. Du hast zwar gesagt, du willst heute der Einzige sein, der etwas verschenkt. Aber das geht doch nicht. Deshalb haben wir alle uns zusammen etwas überlegt. Etwas, was dir wichtig ist. Was dir etwas bedeutet. Worüber du dich freuen würdest."

Sie erhob sich und ging auf den Flur. Kurz darauf sah ich sie wieder, wie sie mit aller Kraft an etwas zog. Kurz darauf kam ein Arm in mein Blickfeld. „Nun stell dich nicht so feige an, ja?", rief Megumi laut.

Mit einer letzten Kraftanstrengung hatte sie den dazugehörigen Körper vor die Tür gezogen.

Ich erstarrte und mein Magen verwandelte sich in eine Kohlegrube.

„Frohe Weihnachten, alle miteinander", sagte Eikichi Otomo und lächelte verlegen. „Akira, ich hielt es ja für keine gute Idee, aber Megumi-chan, Sakura-chan und die anderen haben mich so lange belagert, bis ich zugesagt habe…"

Ich erhob mich mechanisch und ging auf die Tür zu. Dort löste ich Megumis Griff um Eikichis Arm – sanft natürlich.

Die nächste Bewegung kam für Vater sichtlich überraschend. Ich schloss ihn in die Arme. „Willkommen Zuhause, Vater. Jetzt kann Weihnachten erst richtig beginnen."

Ich legte einen Arm um Eikichis Schultern und zog ihn mit mir ins Wohnzimmer. „Danke. Danke euch allen. Ihr macht mir eine Riesenfreude. Wirklich eine Riesenfreude. Und dabei wollte ich heute doch der einzige sein, der tolle Geschenke macht."

Ich spürte, wie mir die Tränen liefen. Die anderen lachten und pfiffen. Yoshi stimmte ein Weihnachtslied an, in das alle einfielen. Ich inbegriffen.

***

Eine Stunde später stand ich im Garten und pfiff das Weihnachtslied weiter, das ich in der Schule gepfiffen hatte. Dabei starrte ich in den Himmel. Kurz sah ich auf meine Uhr, danach pfiff ich weiter und musterte die Sterne.

„Akira?", erklang Megumis Stimme hinter mir.

Ich lächelte. „Komm her, Megumi."

Leise trat sie neben mich. Sie trug kein Weihnachtskostüm, wenn man von der roten Jacke und der roten Mütze absah.

Sie sah nach oben. „Ein wundervoller Anblick in

dieser sternenklaren Nacht. Das All wirkt so friedlich."

„Ja. Wir wissen es besser, aber dieser Anblick ist so wundervoll. Dieser Teppich aus Licht, das ist reine Magie. Ich wünschte mir, ich könnte sie aus der Nähe sehen."

Megumi legte ihren Kopf auf meine Brust. „Mir wäre es lieber, wenn du hier bleiben würdest", hauchte sie.

Ein lautes Brummen in der Luft erweckte unsere Aufmerksamkeit. Ich sah nach Osten.

„Nanu? Das ist eine Fregatte der Yamato-Klasse. Was macht die im Tiefflug über Tokio?", argwöhnte Megumi und löste sich von mir.

Ich erwiderte nichts, zog stattdessen ein handliches Funkgerät aus meiner Hosentasche. „Der Kurs ist gut, EDO. Vorgehen nach Plan."

Megumi sah mich an. „Was hast du vor? Soll die EDO Salut schießen? Aber für ein Feuerwerk ist es doch etwas früh, was?"

Ich lächelte sie an. „Das ist mein Geschenk für dich, Megumi. Das beste, was mir eingefallen ist. Also sei bitte gnädig."

Sie verzog das Gesicht zu einer spöttischen Miene. „Also, einen Fregattenkapitän dazu zu überreden, so tief über Tokio hinweg zu fliegen, dass er die Spitze des Towers fast mit nimmt, ist schon eine grandiose Leistung. Nicht unbedingt das übliche Geschenk, Akira", erwiderte sie mit einem Lächeln.

Die Fregatte flog wirklich verdammt dicht über den Boden dahin. Für einen Augenblick wirkte es tatsächlich so, als wolle sie den Tokio Tower rammen, aber das war nur eine optische Täuschung.

Schließlich flog sie über uns hinweg, und obwohl sie wusste, dass die Besatzung sie nicht sehen konnte, winkte Megumi der Fregatte hinterher.

Sie lächelte zu mir herüber. „Ich muss sagen, das war ein sehr imposanter

Anblick. Da hast du wirklich etwas geleistet, Akira. Ich…"

Irritiert betrachtete sie ihre Nasenspitze. „Was ist das denn? Asche?"

Dann sah sie nach oben. Das Licht, welches aus dem Haus fiel, fiel auf Dutzende weiße Punkte, entriss sie der Finsternis. Aus Dutzenden wurden Hunderte, dann Tausende, bis der ganze Himmel weiß zu sein schien.

„Ho, ho, ho. Frohe Weihnachten, Akira!", kam die Stimme von Jeremy Thomas über Funk.

„Frohe Weihnachten, Sensei. Und vielen Dank", antwortete ich, während ich Megumi dabei beobachtete, wie sie durch das weiße Glitzern tanzte.

„Schnee! Das ist Schnee! Richtiger, echter Schnee!"

Sie schaute in den Garten, der mittlerweile von einer weißen Schicht bedeckt war. „Das ist… Das ist…"

Ihr Blick kehrte zu mir zurück. „Akira. Du hast es für mich schneien lassen. Du hast mir weiße Weihnachten geschenkt!"

Stürmisch lief sie auf mich zu, fiel mir um den Hals und trieb uns beide zu Boden.

„Frohe Weihnachten", hauchte ich und spürte, wie ihre Freudentränen auf mein Gesicht rannen.

„Frohe Weihnachten", erwiderte sie und gab mir einen langen Kuss.

„SCHNEEBALLSCHLACHT!", hörte ich Yoshis Stimme rufen und spürte im nächsten Augenblick, wie ein Schneeball an meinem Kopf zerplatzte. Lachend kam ich auf die Beine und half Megumi hoch. Dann bückte ich mich, um einen eigenen Schneeball zu formen. „Den kriegst du wieder!", rief ich. Neben mir hatte auch Megumi einen Ball geformt. Wir besahen uns kurz das quirlige Treiben unserer Freunde, die sich mittlerweile alle im Garten eingefunden hatten. „Wir tauchen auf der fünf ein und schalten gezielt die Asse aus. Bleib an meiner

Seite, ja?“, kommandierte ich.

„Verstanden!“, rief sie und wir stürzten uns lachend ins Gefecht.

Thorsten Kerensky gewidmet, einem guten Freund, Mitautor und Ideengeber.

^^ Frohe Weihnachten, und einen guten Rutsch!!!

„La Jolla | Teil IV“ von Alexander „Tiff“ Kaiser

Nach einem überraschend milden, aber langen Winter brach der Frühling vor allem mit Schauern und niedrigen Temperaturen über Bahrein und die umliegende Region herein. Die Frühjahrsflut des Odangos fiel relativ schwach aus, weil es in den Gordun-Bergen nicht genug Schnee gegeben hatte, der schmelzen konnte, und das bedeutete, dass die Downtown eines der Jahre erlebte, an denen es keine nassen Füße gab. Die Regel waren zwei bis drei Meter Hochwasser am Hafen, für mindestens zwei Wochen. In wirklich schlimmen Jahren konnten es fünf Meter und mehr werden, was bedeutete, dass in der Downtown alle Gebäude bis zum Ersten Stock hoch im Wasser lagen. Aber wie gesagt, nur in schlimmen Jahren. So war das Wetter mäßig, das Hochwasser moderat, und das Leben einigermaßen beschaulich, wenngleich sehr viel weniger Pflanzen zu blühen begannen als sonst zu dieser Zeit üblich. Mit anderen Worten: Es war ein mäßiges, nasses Sauwetter, bei dem man ungern jemanden vor die Tür jagte. Das Ende des Winters bedeutete natürlich auch, dass die Tage länger wurden. Aber noch endeten die Nächte spät und begannen spät. Da der Planet eine stärkere Achsneigung als die gute alte Erde hatte, war es besonders extrem, und selbst in der Hauptstadt, die nur zwanzig Längengrade südliche des Äquators lag, gut zu spüren. Aber weil Landmassen und Wasserflächen ein Verhältnis von achtzig zu zwanzig einnahmen, waren zumindest die Stürme weniger ausgeprägt als auf Terra. Das Fehlen von Bergketten über viertausend Metern über Normalnull taten ihr Übriges, sodass die hochatmosphärischen Jetstreams viel leichter fließen und ein gleichmäßiges Wetter aufrechterhalten konnten. Einer der Gründe, warum Ja Jolla überhaupt besiedelt worden war.

Jens Lennardi, der Anführer der Rumble Rocketeers, stand bei eben diesem frühen Sonnenuntergang am großen

Panoramafenster seines Büros und sah dabei zu, wie die Sonne im Südwesten langsam hinter der planetaren Krümmung verschwand. Mit dem heutigen Tag waren sie geschlagene fünf Monate auf dem Planeten und übten die Kontrolle aus; es lief alles recht gut für die Rocketeers, und selbst die letzten Skeptiker, die den Planeten und besonders die planetare Hauptstadt lieber gebrandschatzt hätten, wurden von den Annehmlichkeiten der Zivilisation und vor allem von den prallen Konten zufriedengestellt. Natürlich war es hilfreich gewesen, die schlimmsten Störenfriede, die er nicht ganz offen hatte beseitigen können, mit Hilfe der Miliz auszusortieren. Aber alles in allem wurden die Piraten satt, faul und träge. Genau, wie er es geplant hatte.

Seit etwa dem dritten Monat waren die Rocketeers dabei, Clockwork aufzugeben, das Höllenloch von Planet, auf dem sie ihr armseliges Versteck hatten. Jens evakuierte alle Menschen, die mehr oder weniger freiwillig bei den Rocketeers hatten leben müssen, in dieses Sonnensystem. Wer sich nicht als Familie eines Piraten sah, wurde den Behörden übergeben, die versuchten, diese Menschen in die Gesellschaft wiedereinzugliedern oder an jenen Ort zu schaffen, den sie „Zuhause" nannten. Es war allerdings erstaunlich, wie viele dieses Angebot nicht annahmen und bei "ihren" Piraten blieben, während andere, von denen Jens es nie erwartet hätte, die erste Gelegenheit nutzten, um sich abzusetzen und in der Hauptstadt unterzutauchen.

Nicht alle taten dies, um zu fliehen. Eine Horde aus neun Jugendlichen hatte dies getan, um ins Stadtleben eintauchen zu können und waren nach einer guten Woche reumütig zurückgekommen, weil man sie hatte in die Schule stecken wollen. Nur leider erwartete sie bei den neuen Rocketeers auch die Schule. Jedenfalls hielt Lennardi die Einheit einigermaßen zusammen, und das war erstaunlich

genug. Aber es war wichtig für seine Pläne, dass es funktionierende Rumble Rocketeers gab. Für ihn und für den ganzen verdammten Planeten.

"Jens?", klang eine liebe und vertraute Stimme an der Tür zu seinem Büro auf. Lennardi warf einen Blick zurück. Natürlich war es Arida. Ihr Anblick erfreute den jungen Piratenführer wie immer, und genau wie immer musste er seine Begierde zähmen. Es war nicht nur, dass er sie körperlich begehrte. Sie war gewiss nicht die hübscheste Frau auf diesem Planeten, aber sie war auch bei weitem nicht das, was man hässlich nennen konnte. Es war ihre Art, ihr Wesen, wie sie redete, ihre Gestik, ihr Lachen. Wie sie was sagte, wie sie Informationen aufnahm und weitergab. Wie sie sprach, wie sie diskutierte. Ursprünglich nur das Feigenblatt seiner Legitimität, sich Gouvernor zu nennen, war sie eine wichtige Stütze, wenn nicht die wichtigste seiner Herrschaft geworden. Die keinesfalls aus Blut und Terror bestand, wohl aber aus einem Despoten und einer funktionierenden Verwaltung. Nicht zuletzt wegen diesem Lächeln, das sie ihm schenkte, funktionierte das System. Nur zu gerne hätte er sie verschlungen, mit Haut und Haaren, wieder und wieder, dem Klang ihrer Seele gelauscht, ihr Wissen und ihr Wesen getrunken, sich zu ihrem Sklaven gemacht, zu ihrem Herrn aufgeschwungen, und doch nur gewollt, dass sie freiwillig bei ihm war und bei ihm bleiben würde.

"Jens?", fragte sie erneut. "Du schaust so merkwürdig."

Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber dann schloss er ihn wieder, sah aus dem Fenster. "Komm rein, Arida. Es ist ein sehr schöner Sonnenuntergang."

"Du magst das Büro, nicht?", fragte sie mit amüsierter Stimme.

"Ich mag diese Stadt", erwiderte er, als sie neben ihn trat. "Ich mag diese Menschen. Meine und deine. Ich mag, wie sie leben. Und ich

mag nicht, dass der Bastard, der mein Vater war, dieser Welt so viel Kummer bereitet hat." Lennardi ballte die Hände zu Fäusten. "Ich mag es, hier zu sein, und ich möchte nicht mehr gehen."

Ihre Linke legte sich auf seine Rechte. "Du musst nicht gehen, wenn du es nicht willst, Jens."

Beinahe unter Schmerzen sah er auf die lange, schmale, weiche Hand, die auf seiner rauen, breiten Pranke ruhte und ihm so viel mehr gab als es eine Kopulation hätte geben können. Wenn er gekonnt hätte, wie er wollte, dann... Dann... Aber wollte er sie verletzen? Wollte er das zerstören, was sie hatten? Dies war der einzige Einwand, den er aufbrachte, um sie vor sich zu schützen. Vor dem Monster, das unter der Tünche der Zivilisation lauerte.

"Doch. Eines Tages wird Bahrein mich und die Rocketeers wieder vom Planeten jagen. Irgendwann ist die Miliz stark genug dafür. Sie sammelt jetzt schon ihre Kräfte. Und eventuell stoßen noch Söldner in Mechs dazu, wer weiß?"

"Ich denke nicht, dass das passieren wird. Die Menschen gewöhnen sich an euch, und es geht ihnen alleine nach den ersten fünf Monaten sehr viel besser. Ihr bringt Geld und Waren auf diese Welt, die vorher für uns schlicht unerreichbar waren, und ihr vertreibt unsere Waren auf euren Kanälen und erwirtschaftet Gewinne, die wir so nicht kannten. Ein Problem könnte es vielleicht geben, wenn eine externe Macht euren Schmuggel bekämpfen will, aber wir sind ein autarker Planet mit eigener Regierung. Wir sind keine Piraten, wir haben Verhandlungsmasse."

"Das hast du schön gesagt", kommentierte Lennardi mit ein wenig Spott in der Stimme. "Dennoch bleibe ich der Ursupator, der hiesige Stefan Amaris. Irgendwann wird es jemanden geben, der genug hat, und sei es die Miliz, die mich niemals als planetares Oberhaupt anerkennen wird."

"Vielleicht können wir sie dazu bringen, dich anzuerkennen?" Sie tätschelte seine Hand, und bevor er sich versah, verschränkten sich ihre Finger in seinen.

"Was meinst du?", fragte er. Zuerst überrascht, dann verwirrt.

"Ich meine, ich bin keine Freundin langer Verlobungszeiten. Lass uns heiraten. Dann könnt ihr Rocketeers ganz regulär auf dem Planeten bleiben. Vorausgesetzt, eure Unterordnung unter unser Rechtssystem ist nicht gespielt. Da aber die wüstesten Gesellen, die denken, dein Vater regiert die Rocketeers noch, so nach und nach verschwinden, als gäbe es eine Art Absprache mit der Miliz, glaube ich das nicht."

"Du meinst, ich soll dich heiraten?"

"Darauf läuft eine Verlobung doch hinaus", sagte sie amüsiert. "Bestell das Aufgebot. Ich besorge die Ringe."

"Das ist ein Scherz, oder?", fragte Lennardi. Seine Gesichtszüge fühlten sich an, als würde er das dümmste Gesicht seines Lebens machen.

Arida zog die Finger aus seinen hervor, nahm die Hand zurück. Jens registrierte es mit einem tiefen Gefühl der Enttäuschung. Natürlich brach die Realität immer dann über ihn herein, wenn er sich hatte einlullen lassen. Wie immer. Die Schwachen bekamen die Kloppe.

Als ihre Linke an seine Kehle fuhr, war er dann auch nicht wirklich überrascht, aber unfähig, einen Finger zur Gegenwehr zu bewegen. Sie drückte ihn vom Fenster fort, gegen die nächste Wand. Dann war ihr Gesicht dem seinen so nahe, dass er ihren süßen Atem schmecken konnte.

"Ich bin es so satt, Jens, so unendlich satt. Dieses hin und her und drumherum, das du seit fünf Monaten veranstaltest, geht mir so unendlich auf den Zeiger! Ich halte das nicht mehr aus!" Sie drückte ihren Körper an ihn, und deutlich spürte er ihre Weichheit und Wärme.

"Du bist der letzte Mensch, den ich ausnutzen will", sagte er.

Sie prustete laut. "Da ist aber ein Teil von dir anderer Meinung. Oder ist das eine Laserpistole in deiner Hose?"

"Arida, wenn ich etwas nie wollte, dann …"

"Seit du hier eingebrochen bist, seit du dich zum Gouvernor erklärt hast, seit du mich das erste Mal angesehen hast, seitdem warte ich. Warte auf den Tag, an dem wir endlich miteinander schlafen, an dem wir eins werden. Ich wäre anfangs auch mit einer schnellen Nummer oder mehreren zufrieden gewesen, einfach um etwas Dampf abzulassen. Weißt du eigentlich, wie attraktiv du für mich bist, Jens Lennardi? Vom ersten Moment an wollte ich dich. Aber jetzt, wo ich dich länger und besser kenne, will ich nicht nur deinen Körper, ich will das ganze Paket."

Sie drückte sich noch enger an ihn. "Ist es so unverständlich, wenn ein Mädchen einen Jungen lieben möchte? In beiden Formen? Oder bin ich dir nicht mehr als eine Nummer wert? Nein, nicht mal das?" Sie nahm die Linke von seinem Hals, löste sich von ihm. Dann wandte sie sich ab.

Jens griff zu, erwischte ihr rechtes Handgelenk. Wirbelte sie daran herum, wieder zu sich, in seine Arme. Er umfasste sie, drückte sie an sich. Ihr Gesicht war voller Erwartung und Vorfreude. "Ich habe keine Termine mehr, und die Couch ist sehr bequem."

Sie drängte sich wieder an ihn, verschloss seine Lippen mit einem kurzen Kuss. "Für den Anfang wird das reichen, mein großer, böser Pirat. Jetzt fick mich endlich, bevor ich es mir anders überlege."

Wieder küssten sie sich, er drückte sie in Richtung Couch, und noch bevor sie diese erreichten, fielen die ersten Kleidungsstücke. Als sie halbnackt, einander in den Armen haltend, auf die große, breite Liegestatt fielen, fischte er ein Präservativ hervor. Sie schnappte es

sich und warf es hinter sich. "Erstens sind wir verlobt, mein Lieber, und zweitens bin ich auf Verhütung. Übrigens nicht erst, seit du auf diesem Planeten bist, Jens Lennardi."

"Dann kann ich mich ja schadlos halten", erwiderte der Pirat mit rauer Stimme.

Sie wühlte durch seine Haare, während sein Kopf ihren Körper hinab wanderte und mit Küssen übersäte. "Halt dich schadlos. Endlich."

***

Man sagte einiges über den Raumhafen von Bahrain. Dass er nicht besonders gut ausgerüstet war, da er nur über fünf Landemulden verfügte, die zugleich drei UNION und zwei OVERLORD aufnehmen konnten. Nicht, dass es jemals zugleich so viel Verkehr gegeben hätte. Dass er mit einem geduckten Tower, einer Radaranlage und einer Umrandungsmauer, die ein Areal von etwas zwei Quadratkilometer umfasste, nicht besonders gut gegen BattleMech-Angriffe geschützt war. Dass die automatischen Lasertürme schon seit sehr langer Zeit außer Funktion waren und nur noch als Abschreckung gegenüber jenen dienten, die es nicht wussten. Tatsächlich hatten die vier überschweren Lastertürme mit den Vierlingsläufen nicht gefeuert, als die AMUR das erste Mal gelandet war und die Rumble Rocketeers die Macht erst in Bahrein und dann auf dem Planeten übernommen hatten. Dass dies nicht geschehen war, weil die Piraten zuvor die Energieversorgung sabotiert hatten, war nicht vermeldet worden, weil Lennardi darauf gehofft hatte, dass das Nichtfeuern der Flaks zur Legendenbildung der Rocketeers beitragen würde.

Dass die Energieversorgung nicht nur wiederhergestellt worden war und dass die Rocketeers die Leitungen gegen einen Angriff wie ihren und ein paar weitere Piratenhaufen, die sie kannten, extra geschützt hatten, wurde jedenfalls nicht erzählt. Auch nicht, dass das Sicherheitspersonal, das nun durch

einige erfahrene Kämpfer der Rocketeers ergänzt worden war, die sich auf Anschleichen verstanden, in der vorigen Nacht genauso eine Sabotage schnell und blutig verhindert hatten.

Als dann tatsächlich die Lasertürme unvermittelt zum Leben erwachten und ihre Läufe nach Südosten richteten, war dies zuallererst eine Überraschung. Vor allem für die vier Piloten, die in den vier mittelschweren Maschinen vom Typ Sperber und Drossel saßen und Angriffskurs auf den Tower hielten.

Im Tower selbst saß einer von Lennardis engeren Vertrauten, der hier eine Position und eine Verantwortung erreicht hatte, die ihm die Rocketeers alleine nie hätten ermöglichen können. Mark Rubert Covin, bei den Piraten nur ein kleiner, unterdrückter Techniker, hier aber dank seines technischen Verständnis zum Leiter des Towers aufgestiegen, checkte die eingehenden Radarwerte, und drückte dann ohne Anweisung des Hafenkapitäns auf den großen roten Knopf, der die Laser selbstständig feuern lassen würde. Kurz bevor die vorweg fliegenden Drosseln ihre eigenen Waffen abfeuern konnten, eröffneten zwei der Geschütze ihr Laserbombardement. Eine Drossel wurde schwer getroffen, der Pilot stieg aus, die andere Drossel drehte ab, geriet dabei aber in Reichweite einer dritten Flak, die sofort zu feuern begann und große Teile der rechten diskusförmigen Tragfläche zertrümmerte. Die beiden Sperber schienen wenig Lust zu verspüren, die gleiche Behandlung zu erfahren und drehten ab. Leider erreichte die eine Maschine dabei die Maximalreichweite eines Turms, der die schlanke Maschine sofort unter Feuer nahm. Da die Sperber gerade eine Kurve flog, knallte die Salve in dem Rumpf und ins Heck, wo der Fusionsantrieb lag. Die Maschine wurde furchtbar verprügelt, der Antrieb versagte. Der Auftrieb der Flügel hielt nicht lange an bei einem Modell, das auf einen konstanten

Triebwerksstrahlausstoß angewiesen war, wenn sie in einer Atmosphäre flog. Das Wunderwerk der Technik fiel herab wie ein Stein und explodierte am Boden. Der Pilot war nicht ausgestiegen. Die verbliebenen beiden Maschinen suchten das Weite.

Lennardis Vertrauter Covin nahm den harten Schlag zur Kenntnis und nickte dazu. Dann griff er zum Telefon und ließ sich mit dem Gouvernor direkt verbinden. "Sie sind da."

„Wer?“

„Du hast ein Dossier mit allem gekriegt, was wir bisher wissen, Jens.“

„Gut. Ich arbeite mich ein. Gib Bescheid, Mark“

Der Mann legte wieder auf und wählte eine neue Nummer. Als sein Gegenüber abnahm, sagte er wieder nur: "Sie sind da."

Die Antwort war knapp. "Wir sind bereit."

Dann legte er wieder auf. "Bereit machen für einen Bodenangriff."

Fortsetzung folgt …

„Der Flug der Kolonie Arut 203“ von Alexander „Tiff“ Kaiser“

Endlich war es soweit. Der große Flug stand bevor. Die letzten Arbeiten gingen dem Ende entgegen, die Vorräte waren aufgestockt, die Mannschaft trainiert und bereit für ihre Aufgabe, eine neue Kolonie zu bilden. Wir warteten jetzt nur noch auf zwei Dinge: Darauf, dass die Kolonie Arut-203 von Arut-299-001-020 abgedockt werden konnte, und dass der Äther sich mit jener magischen Strömung füllen würde, die uns in unser Abenteuer tragen würde. Auf auf zur Verbreitung unserer Art, und viel wichtiger, zu deren Erhaltung.

Die Sphäre, in der wir lebten, war fruchtbar und energiegeladen. Arut-299-001-020 hatte geradezu störungsfrei errichtet werden können und seine Aufgabe bei der Sammlung der Ressourcen für die künftige Kolonisierung vollauf erfüllt. Noch besser, die uns umgebenden Kolonien, mit denen wir natürlich in Kontakt standen, waren noch lange nicht so weit wie wir. Unser Standort gab uns einen Zeitvorteil von zwei, vielleicht sogar drei Tagen. Was bei der Besiedlung neuer Lebensräume ein unschätzbarer Vorteil sein würde. Denn wer zuerst kam, siedelte auch zuerst.

Derart mit Verheißung erfüllt, während wir die neidvollen Stimmen aus anderen Kolonien hörten, weiteren Arut, aber auch Kemp, Ziza oder Momm, bereiteten wir uns auf den Start vor, um die Kolonie Arut-001-020-203 zu gründen.

Unsere große Reise begann mit einer derben Enttäuschung. Arut-299-001-020 hatte mit dreihundertfünf nicht nur außergewöhnlich viele neue Keimzellen zur Kolonisierung erschaffen, die Kolonie schaffte es auch tatsächlich, die meisten drei Tage vor allen anderen abzustoßen. Sie gingen auf die Reise, um fruchtbare Länder zu finden, den Ruhm der Arut zu mehren und unser Volk zu erhalten. Alle, bis auf uns.

Kolonie Arut-203 konnte nicht abdocken. Die Aufregung war groß, sowohl in der Kolonie als auch bei uns in der 203.

„Was ist los?“, fragte Herm, unser Kommandant. „Es herrscht bester Äther! Wieso fliegen wir nicht ab?“

Korum, unser Bio-Ingenieur, erwiderte kleinlaut: „Ein Abdocken ist noch nicht möglich, obwohl alle Bereiche der Kolonie fertig sind. Wir verrichten noch letzte Arbeiten an den Andockklammern. Ich versichere, es kann sich nur noch um Stunden handeln, Kommandant.“

„Wie viele Stunden? Ich will nicht während der blinden Phase fliegen müssen“, entgegnete Herm.

„Ist das nicht egal?“, erwiderte ich. „Hauptsache, wir fliegen ab.“

„Man merkt dir an, dass du noch jung bist, Olym“, entgegnete Lyos, zuständig dafür, die künftige Kolonie Wurzeln schlagen zu lassen. „Sicher, während dem Flug in der Sphäre sind wir der Laune des Äthers ausgesetzt. Aber wenn wir nicht blind sind und erkennen können, wo wir landen, können wir uns auf das künftige Umfeld vorbereiten. Das ist ein großer Vorteil.“

„Das halte ich für übertrieben“, erwiderte ich, nicht überzeugt. Es war der Lauf der Dinge, dass der Äther die Kolonien dahintrieb, wohin immer er wollte. Die chaotische Ausbreitung war Teil unserer Lebensphilosophie und die Keimzelle unseres Überlebens. Und jetzt sollte das nachteilig sein? Das wollte ich nicht glauben.

„Sieben Stunden“, sagte Korum. „In sieben Stunden sind wir abflugbereit. Dann haben wir noch genug Sicht, bevor das Medium sich trübt.“

Halbwegs besänftigt dankte der Kommandant dem Ingenieur.

Und so kam es auch. Nach sieben weiteren Stunden docken wir ab, und die Sicht war noch weit und klar. Doch der Äther kam nicht. Es blieb weitere lange Stunden ruhig. Erst als die Blindheit über uns kam, erfüllte sich das Medium mit dem Äther. Herm überlegte, den Flug zu verhindern

und zu warten, bis die nächste lichte Phase eintrat, aber letztendlich setzten sich jene durch, die unbedingt abfliegen wollten.

Also wurde die letzte Halteklammer gelöst, und Kolonie 203 erhob sich in den Äther, vertraute sich ihm an und ging auf die Reise in die Ungewissheit, wie es unsere Art ist. Und während wir abhoben, erreichten uns die neidvollen Glückwünsche der anderen Kolonien zum gelungenen Start, und absolut nicht neidische gute Wünsche für unseren Flug, denn jede Kolonie, die startete, erhielt auf lange Sicht unsere Art. Da war kein Platz für Neid. So also vertrauten wir uns der Blindheit an.

***

Als die blinde Phase endete, hatte der Äther uns bereits abgesetzt. Die Außenbeobachtung lieferte uns die neuen Reize, zeigte uns, wohin es uns verschlagen hatte. Das Entsetzen war groß. Wir waren vom Äther ins Tote Land getragen worden. Ausgerechnet ins Tote Land, wo nichts wuchs, nichts gedieh, wo es nur Leben in Form der reisenden Gigantkolonien gab.

„Ruhe!“, befahl Herm. „Wir haben unseren Flug beendet, aber nicht abgeschlossen. Ich erwarte, dass alle Abteilungen sich jetzt an die Arbeit machen und herausfinden, welche Möglichkeiten wir haben, hier wo wir gelandet sind. Selbst das Tote Land kann nicht derart unwirtlich sein, wenn es hier die wandernden Gigantkolonien gibt!“ Diese Worte ermutigten die Anderen, und jeder machte sich in seinem Teilbereich an die Arbeit. Für mich bedeutete das, die direkte Umgebung zu untersuchen, ob sich nicht ein fruchtbarer Boden finden ließe.

Tatsächlich entdeckte ich bald den Hauch einer Schicht, welche gerade so ausreichen würde, um hier zu ankern und Wurzeln zu schlagen. Enthusiastisch meldete ich das Ergebnis meiner Suche, während aber zugleich eine Stimme in mir mahnte,

dass dies ein Standort mit einem sehr hohen Risiko war, der uns im schlimmsten Fall dabei behinderte, eines Tages einmal selbst Kolonien auszusenden. Denn nur einzig dies war der Sinn unserer Arut: Im Wettstreit mit unseren Geschwistern und den anderen Bewerbern in diesem weiten Kosmos, der uns umgab, neue Lebensräume zu finden, uns auszubreiten und weitere Kolonien auszusenden.

Als wir alle Daten zusammengetragen hatten, berief der Kommandant zur Konferenz.

Er sagte: „Nach den Daten, die mir vorliegen, und dank der harten Suche von Olym, erscheint mir eine Kolonisierung möglich. Aber wir befinden uns im Toten Land, und selbst wenn unsere Kolonie floriert und gedeiht, ist es nicht gesagt, dass wir einst Kolonien aussenden können. Oder wenn wir es können, dass diese Kolonien ebenfalls einen Ort zum Siedeln finden werden. Ich bitte um eure Meinungen."

Lyos, der die sprichwörtlichen Wurzeln treiben würde, sprach zuerst. „Es ist das Tote Land, und wir haben die Chance, es zu besiedeln! Wem ist dies je gelungen? Wer war jemals so erfolgreich? Unter unseren Vorfahren gibt es jene, die in den kleinsten Lebensnischen auf unfruchtbaren Weiten siedelten und Kolonien entsandten! Haben die sich abschrecken lassen? Nein, sie fanden auf den unfruchtbaren Plänen jene Ecken, in denen sie sich niederlassen, wo sie sich ernähren konnten! Dort trieben sie aus, dort errichteten sie eine Kolonie, und von dort starteten die neuen Kolonien, um ihren Ruhm weiterzutragen! Stellt euch doch nur mal vor: Wir besiedeln das Tote Land, und wir entsenden unsere eigenen Kolonien! Und diese finden nicht nur im Toten Land weiteren Lebensraum, sie werden auch helfen, es zu revitalisieren! Wir würden etwas erbringen, was keiner je vor uns geschafft hat! Wir werden Helden, und unsere Kolonien werden gerühmt von allen anderen! Wir sind dabei, Großes zu tun!"

„Aber", wandte Korum ein, „wenn auch nur ein Fehler passiert, war es das mit uns. Dann stirbt die Kolonie, bevor wir sie errichten konnten. Lange bevor wir in der Lage sind, neue Keimzellen zu errichten und sie abdocken zu lassen. Ich plädiere für den Weiterflug."

„Feigling!", zischte Lyos. „Hast du Angst, zur Legende zu werden?"

„Unser Auftrag, Jüngling", erwiderte der Ingenieur in hartem, schroffem Ton, „ist es, eine Kolonie zu errichten und unsere Art weiterzuverbreiten! Nichts anderes! Hältst du das Risiko eines kompletten Scheiterns für angemessen?"

„Ja!", schoss es aus Lyos hervor. „Wie viele Kolonien gehen verloren auf dem Flug durch den Kosmos? Wie viele finden keinen Platz zum Wurzeln schlagen? Wie viele, frage ich, fallen unseren Feinden zum Opfer und verwirken ihre Existenz, ohne auch je an den Aufbau einer eigenen Kolonie zu denken? Und hier sitzen wir, mit der Chance, in der fruchtbaren Krume, die Olym gefunden hat, Fuß zu fassen und die Kolonisierung des Toten Landes selbst zu betreiben! Das ist das Risiko wert, hier zu scheitern! So! Ich habe es gesagt!"

Der Kommandant sagte: „Dazu möchte ich Olym selbst befragen. Was ist deine Meinung?"

Bevor ich antworten konnte, bemerkte ich eine merkwürdige Anomalie. „Wartet kurz", bat ich. Dann erkannte ich, was da registriert worden war. „Es gibt hier Altvordere!", rief ich erstaunt aus. Ausgerechnet hier, im Toten Land. Altvordere! Altvordere existierten überall, wo auch wir existierten, und sie waren immer vor uns da. Sie stahlen unseren Lebensraum nicht, besetzten keine unserer Nischen, so wie wir die ihren nicht okkupierten. Wir lebten in friedlicher Koexistenz miteinander, und manchmal auch mehr.

„Wir sollten sie befragen!", rief Lyos sofort. „Wenn es hier Altvordere gibt, ist dies ein klares

Votum für die Kolonienbildung im Toten Land!"

„Ja, wir sollten sie befragen", sagte ich, Lyos' Enthusiasmus deutlich dämpfend.

„Nun gut. Wir nehmen Kontakt auf", entschied der Kommandant.

Nun war es nicht so einfach, mit ihnen zu reden. Nicht unmöglich, aber schwierig. Immerhin waren sie von vollkommen anderer Art als wir. Aber der Austausch mit ihnen, sei es nun ein Handel oder nur ein Gespräch, waren immer wertvoll für uns, denn die Altvorderen verfügten nicht nur wie wir Arut über ein kollektives Gedächtnis, sondern ihres reichte Milliarden Jahre in die Vergangenheit zurück, viel weiter als unseres. Wobei man getrost annehmen durfte, dass sie längst nicht jedes Detail mehr kannten.

Also riefen wir die Altvorderen an. „Die Kolonie Arut-203 ruft die Altvorderen im Toten Land."

Die Antwort kam prompt, was ungewöhnlich war. Aber ihre Ausdrucksweise war langsam und kryptisch wie immer, weshalb ich sie sinngemäß wiedergebe, nicht wortgemäß.

„Ein Arut-Samen, hier im Toten Land? Wir sind die Beng. Wir grüßen euch, Arut-203."

Die Beng. Wir kannten diese Spezies. Oftmals kooperierten Arut und sie direkt miteinander, da wir voneinander partizipieren konnten.

„Beng! Hier gibt es Beng!", rief Lyos triumphierend. Vermutlich bereitete er schon die Verankerung vor, weil er sich derart sicher war.

„Und wir grüßen euch!", erwiderte der Kommandant unerschüttert. „Möget ihr noch viele Generationen erleben."

„Generationen erleben?" Der Beng, der mit uns sprach, klang ablehnend. „Dies ist das Tote Land! Das Leben hier ist rau, karg und hart. Schaut doch nur, wie weit es ist, und wie wenig wir davon für uns einnehmen können! Wir leben, ja, aber schon viele Beng-Kollektive wurden vernichtet, seit wir begonnen haben, hier

zu siedeln. Euch wird es nicht anders ergehen, Arut-203."

„Aber ihr seid hier! Wir sind hier! Wir können kooperieren! Zusammenarbeiten, wie in den fruchtbaren Weiten! Zusammen können wir das Tote Land in lebendiges Land wandeln! Wir können hier Großes erschaffen!", mischte sich Lyos ein.

Da erklang etwas, was noch niemand von uns je gehört hatte. Ein langanhaltender, auf und abschwellender Ton, der von den Beng kam, vielstimmig, doch ähnlich. Sie lachten. Unglaublich, aber sie lachten!

„Ihr kleinen Kolonialen. Dies ist nicht irgendein Gebiet. Hier regieren die wandernden Gigantkolonien. Sie bewachen dieses Land. Sie formen es nach ihrem Willen! Sie sind es, die versuchen, uns auszurotten. Und alles, was wir dagegensetzen können, ist unsere Fruchtbarkeit und unsere Mobilität. Ihr, Arut-203, seid nicht mobil, wenn ihr Wurzeln geschlagen habt, und wenn ihr mobil bleibt, schlagt ihr keine Wurzeln. Angenommen, angenommen, ihr kolonisiert was immer ihr denkt sich im Toten Land zu kolonisieren lohnen würde. Die Gigantkolonien würden eure junge Kolonie, sobald sie ihrer gewahr werden, mit Stumpf und Stiel ausrotten."

„Das ist eine harsche Prognose. Habt ihr die Zusammenarbeit unserer Spezies vergessen? Habt ihr vergessen, welche Großartigkeiten wir zusammen erreichen können?", haderte Lyos.

„Wir haben es gesehen!", rief der Beng. „Wir waren dabei! Ihr seid nicht die erste Kolonie, die versucht, im Toten Land zu siedeln! Während mein Clan hier sein Leben fristet, was fünfzig Jahre in die Vergangenheit reicht, haben wir nicht nur Arut, sondern auch Kolonien der Vissam, Klay und auch Pahuli gesehen, um nur ein paar Beispiele zu nennen! Keiner von ihnen ist dazu gekommen, eine funktionierende Kolonie zu bilden, geschweige denn dazu, eigene Kolonien zu bilden! Dies ist das Tote Land, und es heißt nicht ohne Grund so!"

Daraufhin schwiegen wir, und auch die Beng. Schließlich fragte Herm: „Was also ratet ihr uns, Altehrwürdige?“

„Den nächsten Stoß des Äthers zu nutzen und zu versuchen, das Tote Land zu verlassen. Dies ist kein Ort, der Leben bringt oder birgt. Dies ist ein Platz nur für die Gigantkolonien, nicht für unsereins, nicht für Euereins!“

„Aber wenn wir es schaffen, wenn es uns gelingt“, ereiferte sich Lyos, „dann werden wir zu ewigen Legenden! Noch in tausenden Jahren wird man Lieder über jene singen, die den Grundstein legten, das Tote Land zu besiedeln!“

„Das Risiko ist nicht einfach nur zu groß“, erwiderte ich mit fester Stimme, „die Erfolgschancen sind viel zu gering!“ So standen wir mit unseren Meinungen gegeneinander.

„Wir fliegen weiter“, sagte Herm schließlich. „Mit dem ersten Stoß des Äthers lösen wir uns und vertrauen uns erneut dem Zufall an.“

„Aber Kommandant, dies ist die Chance, besonders zu werden! Wenn wir weiterfliegen, werden wir womöglich nur …gewöhnlich!“, rief Lyos.

„Und es ist nicht unser Auftrag, besonders zu werden, sondern die nächste Generation an Kolonien in den Äther zu entsenden!“, rief er. „Das ist mein letztes Wort!“

Daraufhin antwortete Lyos lange Zeit nichts. Schließlich aber sagte er: „Ich füge mich.“

Und damit war das Seelenheil von Arut-203 wiederhergestellt.

„Altvordere, wir danken euch für euren Rat“, sagte Herm.

„Und wir wünschen euch eine gute Reise in ein fruchtbares Land, wo ihr vielleicht nur eine Kolonie unter vielen sein werdet, aber eine, die gedeiht und selbst dereinst Kolonien aussendet.“ Dann lachten die Beng erneut und meldeten sich nicht wieder.

Und dann kam der Moment, indem der Äther unruhig wurde und nach Arut-203 griff. Wir hoben vom Boden wieder ab,

entfernten uns von jener Stelle, die ich für fruchtbar befunden hatte. Und, als hätte da Schicksal uns besonders im Auge, verließen wir schon nach den ersten Minuten Flug das Tote Land. Stunden, Tage des Fluges später setzten wir erneut die Kolonie auf einen Grund. Und es war ein guter Grund, fruchtbar und wie geschaffen für unsere Zwecke. Also beschlossen wir diesmal, und zwar allesamt, die wir da waren, dass dies der Ort war, wo wir tatsächlich Wurzeln schlagen wollten. So geschah es. Im nächsten Zyklus stand dann die Kolonie Arut 001-020-203. Und sie entsandte, als die Zeit reif war, ihre eigenen Kolonien per Äther in den Kosmos, ins Unbekannte, ins Ungewisse. Nicht ohne sie vor dem Toten Land zu warnen, jenem Ort der Gigantkolonien, die nichts anderem zu wachsen erlaubten, außer sich selbst. Mochten sie allesamt auf fruchtbaren Böden landen und siedeln.

So kam es, dass ein zufällig geöffnetes Fenster in der Werkstatt einem Windstoß erlaubte, in die Halle zu fahren, den Keimling der Pusteblume zu erfassen, hinauszutragen und auf eine fruchtbare Wiese zu tragen, wo er landen, austreiben und zum gesunden Löwenzahn werden konnte. Nur um später selbst zur Pusteblume zu werden und damit seine eigene Art zu erhalten.

ENDE

„Die Sternenfahrt | Buch 1: Die Suche nach Kertes | Kapitel 4: Der Stand der Dinge“ von Roland Triankowski

1. Was ist Kertes?

Riho konnte nicht umhin, ein wenig zu schmunzeln, als er den großen Garten verließ und sich zu den Räumlichkeiten begab, die ihm auf der AVATAR als Wohnung dienten. Er hatte das Wort an Kea übergeben und sich ausgebeten, sich zu Beratungen mit der Allianz und zur Beschlussfassung seiner weiteren Pläne zurückzuziehen. Die Kresh würde die Gäste mit der ihr eigenen Eloquenz noch eine Weile unterhalten und sie dann in die für sie vorgesehenen Quartiere komplimentieren. Falls es die eine oder den anderen von Bord seines Schiffes drängte, war ihm das auch Recht. Wobei das nicht ganz der Wahrheit entsprach. Die Delegation der Föderation war ihm ausnahmslos sympathisch und er hatte ihre Gesellschaft sehr genossen.

Wie auch immer, Kea, Dyka – und auch Cora, die irgendwo in der Nähe des Gartens umherschwirrte, – sollten alsbald zu ihm stoßen. Luma wartete bereits auf ihn. Er hatte seine Gäste nur zum Teil angeflunkert. Beratungen mit der Allianz waren nicht vonnöten. Er hatte den direkten Draht zu den Vertretern der Föderation hergestellt, die offiziellen Kanäle wurden etabliert, der Wissens- und Interessenaustausch war längst im Gange. Er hatte seine Aufgabe erfüllt und musste höchstens noch tätig werden, wenn beide Seiten die Etablierung des Wurmlochs von ihm wünschten. Ansonsten konnten die Kresh und er nun tun und lassen, was sie wollten – doch was genau das war, bedurfte tatsächlich einer gewissen Erörterung. Dieser Teil entsprach also der Wahrheit.

„Na, wie war ich?“, fragte er Luma und warf sich auf den Sessel. Der Raum hatte sich in letzter Zeit als liebster Besprechungsort der Besatzung etabliert, fast gleichauf mit dem Garten. Neben dem Sessel für Riho waren

Nester für die vier Kresh um einen großen flachen Tisch platziert, der aktuell mit Holo-Emittern sowie Eingabe- und Lesegeräten aller Art, Teetassen und weiterem Zeug übersät war. Während der Reise von Ssom nach Tau 395 hatte ihnen allen der Sinn nicht sonderlich nach Ordnung gestanden.

Luma deaktivierte das Datenholo, das sie umgab und sagte: „Ich finde, Du hast es maßlos übertrieben. Deine zur Schau gestellte Dusseligkeit passt nicht im Geringsten zu dem, was unsere Gäste – beziehungsweise unsere Gastgeberinnen und Gastgeber, schließlich befinden wir uns in ihrem System –, schon längst über dich wissen. Wenn diese Sektorendiplomatin oder dieser General auch nur halbwegs geradeaus denken können, haben sie dein Spiel bereits bei der dämlichen Kopulationsanspielung durchschaut."

„Das will ich doch schwer hoffen", sagte Riho. „Die spielen ihre Psychospielchen und ich spiele meine – aber beide Seiten haben es so offensichtlich getan, dass die jeweils andere es merken musste. Ob du es glaubst oder nicht – das war eine vertrauensbildende Maßnahme."

Luma machte ein abfälliges krächzendes Geräusch. „Wenn ich noch Krallen hätte", sagte sie, „wären sie mir bei deinen so genannten wissenschaftlichen Ausführungen jedenfalls vor Fremdscham hochgeklappt."

„Die waren ja auch nicht für dich bestimmt", sagte Riho und schnappte sich ein Lesegerät vom Tisch.

„Hast du schon was über dieses Kertes herausbekommen?", fragte er. Das Thema war die eigentliche Überraschung dieses denkwürdigen ersten Kontakts – davon abgesehen, dass sie mal eben die legendäre Erde entdeckt hatten und auf einen gigantischen Sternenbund mit unfassbaren technologischen Möglichkeiten gestoßen waren. Aber das alles war schon ein paar Tage bekannt – ja, er zwang sich, die Zeit nun in Erdstandard zu messen, das kam ihm irgendwie richtig vor

–, sozusagen Schnee von gestern.

Das Geräusch, das Luma nun von sich gab, war nur noch halb so abfällig. „Wir haben gerade von einer einpoligen Wurmloch-Technologie erfahren“, sagte sie und fügte als Aufzählung an: „Die Ursprungswelt der Menschheit ist für uns und die Allianz ab sofort keine Legende mehr. Die Acq überschütten mich mit Nachfragen, ob es in der Föderation Artgenossen von ihnen gibt. Wir können quasi sofort alles über die Herkunft der AVATAR und deiner …“ Sie zögerte. „… Menschenart herausbekommen. Aber klar! Unterhalten wir uns über Kertes.“

Riho liebte es, wenn die Kresh so aus sich herauskam. Als das Gedächtnis der Vierergruppe war sie oft die schweigsamste, was schade war, da sie unglaublich viel zu erzählen hatte. Wenn sie aber einmal in Fahrt kam, war sie meist kaum zu stoppen. Riho freute sich schon auf ihren nun folgenden Redeschwall.

„Der Begriff Kertes taucht in keiner Datenbank der vier Allianz-Welten auf, auch nicht in den Geschichten des Großen Schwarms. Von zufälligen Lautähnlichkeiten in ein paar Regionalsprachen abgesehen, die aber keinerlei Zusammenhang aufweisen, wird nirgendwo ein Ort dieses Namens erwähnt, nicht bei den Menschen, nicht bei den Acq und nicht bei den Kresh.“

Riho setzte sich etwas bequemer hin. Denn er wusste, dass jetzt ein „aber“ kam.

Luma enttäuschte ihn nicht.

„Allerdings“, fuhr sie fort, „habe ich mir diese Kertes-Legende der Föderation einmal genauer angeschaut – wobei Legende der falsche Begriff ist, schließlich gibt es etliche archäologische Funde, welche die einstige Existenz dieses Sternenreiches belegen. Es gibt erstaunliche Parallelen zum Gründungsmythos auf Mau'hi.“

„Der Raumzeit-Brand?“ Riho setzte sich schlagartig auf. „Wie kann das sein? Diese Katastrophe liegt maximal

zwei- bis dreitausend Jahre zurück. Dieses Sternenreich soll vor mehr als zwei Terasec – will sagen vor 70.000 Jahren – untergegangen sein."

„Dafür, dass du selbst in diesem Mythos vorkommst, kennst du dich erschreckend schlecht damit aus", sagte Luma.

Riho machte eine wegwerfende Handbewegung. „Es ist nicht erwiesen, dass ich damit gemeint bin. Wenn überhaupt sowieso nur dieses Schiff, bevor es fast vollständig zerstört wurde."

„Und mit ihm dein Klonvorgänger", sagte Luma. Sie hatte sich noch nie durch besondere Einfühlsamkeit hervorgetan. Aber auch das schätzte Riho sehr an ihr.

„Ja, du hast ja recht", sagte Riho. „Ich habe die Schwarte vor dreihundert Jahren oder so fast auswendig gekannt. Aber irgendwann wurde mir klar, dass keine tiefere Wahrheit darin enthalten ist – oder wenigstens viel zu viele Teile davon fehlen. Jedenfalls habe ich seither das meiste davon wieder verdrängt."

„Nun gut", sagte sie. „Dann helfe ich deiner Erinnerung etwas auf die Sprünge. Der Raumzeit-Brand soll von einem uralten in ewigem innerem Krieg befindlichen Sternenreich ausgelöst worden sein. Dieses Reich – und mit ihm der Brand – schickte sich an, sich auf das Bdur-System auszudehnen. Die gewaltigen Maschinen der Brandstifter hingen bereits im Himmel über Ma'uhi, als der Aitu erschien und die Maschinen fortlockte. Bei einem fernen Stern lieferten sie sich eine erbarmungslose Schlacht, während der das Sternenreich endgültig im Raumzeit-Brand verging."

„Soweit weiß ich das alles noch", sagte Riho. „Aber wo ist da jetzt die Parallele zu einer vor 70.000 Jahren untergegangenen interstellaren Kultur? Was der Mythos beschreibt, ist wie gesagt höchstens zwei bis dreitausend Jahre her."

„In dem gesamten kanonischen Text", sagte Luma, „ist

ständig vom Einstundjetzigen Sternenreich die Rede und an der entscheidenden Stelle heißt es: Und so verging das Einstundjetzige Sternenreich jetzt und vor dreizehn Sonnenaltern im Raumzeit-Brand, den es selbst entfacht hatte."

„Lass mich raten", sagte Riho, „dreizehn Sonnenalter entsprechen etwa 70.000 Jahren."

„So kann man es deuten", sagte Luma. „Außerdem passt die Beschreibung der Himmelsmaschinen ziemlich exakt zur Beschreibung der Kertesanischen Raumarchen, wie sie in den Forschungsergebnissen der Föderation beschrieben werden: Zehn Kilometer lange Zylinder, die über eine Art Sprungantrieb verfügen."

Riho staunte immer wieder, wie oft es ihm auch nach 400 Jahren Lebenszeit noch immer die Sprache verschlagen konnte. Er dachte einen Moment nach.

„Meinst du, die Föderations-Leute haben diese Parallelen auch schon festgestellt?", fragte er schließlich.

„Vergiss die Frage!", fügte er schnell hinzu, ehe Luma wieder abschätzig krächzen konnte. "Das ist natürlich nur eine Frage der Zeit und es tut kaum etwas zur Sache, ob sie in diesem Moment oder in ein paar Tagen darauf stoßen. Entscheidender ist: Wie werden sie auf diese Erkenntnis reagieren?"

„Nun, sie werden archäologische Teams nach Mau'hi und in dein Geburts-Sonnensystem schicken und dort nach Hinweisen suchen. Sie werden alle verfügbaren Datensammlungen der Allianz durchforsten – und sie werden versuchen, in ihren eigenen Datenbanken alles über die ursprüngliche AVATAR und den Raumsektor der Allianz herauszubekommen, was dort zu finden ist. Das sind so im Groben die Spuren, die gerade zur Verfügung stehen."

„Und was werden sie finden?"

Riho murmelte die Frage eher ungezielt vor sich hin. Dennoch antwortete Luma: „Um

das zu beantworten, fehlt mir die Datengrundlage. Es wäre reine Spekulation."

„Da könnte ich vielleicht weiterhelfen", erklang auf einmal AVATARs Stimme in der Luft.

„Ach, du bist doch noch nicht zur Föderation übergelaufen?", fragte Riho.

„Das wüsstest du aber", lautete die lapidare Antwort. „Schließlich sind wir ein Geist."

Riho seufzte. „Ich werde mich doch noch selbst necken dürfen", sagte er. „Aber berichte, was halten wir für das wahrscheinlichste Szenario?"

AVATAR legte unvermittelt los: „Die Föderation hat in den letzten Jahrtausenden einige archäologische Funde in diesem Raumsektor gemacht, die der Kertes-Epoche zugeordnet werden. Vieles deutete bislang darauf hin, dass der Raum der Rau zumindest zum Randgebiet des entsprechenden Imperiums gehörte. Das Kerngebiet vermutete man mehr in Richtung der Allianz. Davon ausgehend, dass das Kertes-Imperium und das Einstundjetzige Sternenreich identisch sind, kann man spekulieren, dass der Gründungsmythos von Ma'uhi den letzten gescheiterten Expansionsversuch dieses Reiches darstellte, dass das Bdur-System also nicht zum Gebiet des Imperiums gehörte, da wir dies damals vereitelt haben."

„Falls wir das überhaupt waren", sagte Riho automatisch. Es war ihm nach all den Jahrhunderten immer noch unangenehm mit diesen mythischen Ereignissen in Verbindung gebracht zu werden.

AVATAR fuhr ungerührt fort: „Ich gehe also davon aus, dass man im Bdur-System keine Artefakte finden wird. Und auch in den anderen Systemen der Allianz nicht. Die Menschen von Myria haben nie etwas vom Raumzeitbrand gehört und in den Geschichten des Großen Schwarms deutet auch nicht das Geringste auf das Kertes-Sternenreich hin – und das Kollektivgedächtnis der Kresh reicht bekanntlich bis zu 100.000 Jahre in die Vergangenheit."

Von Luma, die sich längst wieder in ihre Datenholos eingehüllt hatte, kam daraufhin ein leises Grunzen. Sie schaltete sich jedoch nicht wieder in das Gespräch ein.

„Neu Acqia?", fragte Rihu.

„… haben die Acq von Ma'uhi bekanntlich erst vor ein paar hundert Jahren besiedelt", sagte AVATAR. „Da könnte eventuell etwas sein."

„Im Ernst?"

Riho war aufgestanden, um sich einen Tee zu machen, hielt nun aber in seinem Tun inne.

„Neu Acqia liegt dem Raum der Rau am nächsten", sagte AVATAR. „Beziehungsweise dem Raum, der dazwischen liegt und aktuell mein heißester Kandidat für weitere Kertes-Funde ist."

„Das Ssom-System", sprach Riho das Offensichtliche aus.

2. Was ist Instafunk?

Keine Sekunde später öffnete sich die Tür und Kea und Cora flatterten herein, drehten dabei ein paar Runden durch den Raum, um Lumas Nest und um Rihos Kopf herum, ehe sie sich auf ihre jeweiligen Sitzgelegenheiten hockten. Dabei plapperte die sonst auch nicht gerade wortgewandte Cora – wenn man es genau nahm, war es meistens eigentlich Kea, die das Reden übernahm – die ganze Zeit lautstark vor sich hin:

„Wann brechen wir endlich auf? Wir müssen sofort los und die Tragos retten. Es ist unsere Pflicht Takatum gegenüber, ihre/seine Ahnen zu befreien. Und falls sie alle tot sind, ist es unsere Pflicht, den Rau die Augen auszupicken. Wir jagen sie aus dem Ssom-System und gleich noch von der anderen Tragos-Kolonie. Wie hieß die noch? Bleg? Egal! Wir ziehen in den Krieg! Wann geht es los?"

Es genügte ein kurzes Zischen von Kea, um sie schließlich zum Schweigen zu bringen. Die Sprecherin der Kresh-Vierergruppe schaute Riho an, was dieser für einen fragenden Blick nutzte. Dykas

Fehlen erstaunte ihn ein wenig. Kea reagierte jedoch nicht darauf, vielmehr nickte sie in Richtung Tür und sagte: „Wir haben einen Gast mitgebracht."

Riho schaltete schlagartig um und ging mit ausgestreckter rechter Hand zur Tür. Eigentlich hatte er mit einem Besuch von General Stondra gerechnet. Die junge Frau, die in der Tür stand, wäre jedoch sein zweiter Tipp gewesen.

„Atiella, was für eine Freude", sagte er. „Nehmen Sie doch Platz!"

Ihren belustigten Blick in den Raum hinein deutete er ganz richtig und sagte: „Magst du schnell ein wenig aufräumen, AVATAR? Ein zusätzlicher Sessel wäre auch nett."

Bis auf die Sitz-Nester der Kresh verwandelten sich alle Möbel und sonstigen Gegenstände schlagartig in Nanostaub und versanken im Boden. Keine Sekunde später waren zwei Sessel und ein kleinerer Tisch mit zwei dampfenden Teetassen aus dem Boden gewachsen.

Atiella Rouven setzte ein breites Grinsen auf und ergriff die dargereichte Hand. „Wow, Nanotech", sagte sie. „Hatte man das damals in der Steinzeit schon?"

Sie nahm in einem der Sessel Platz, nahm die Teetasse und pustet den Dampf fort. Dabei fixierte sie Riho, der sich ihr gegenübersetzte. Die Kresh schnatterten kurz leise miteinander, verstummten dann aber wieder.

„Warum haben Sie mir meine Arbeit vorhin so schwer gemacht, Riho?", fragte sie, ehe er das Gespräch an sich ziehen konnte.

„Worin genau besteht denn Ihre Arbeit?", fragte Riho und griff ebenfalls nach seiner Tasse.

Sie nahm einen Schluck, quittierte den Geschmack mit einem kurzen anerkennenden Nicken und stellte die Tasse wieder ab.

„Wie wäre es", sagte sie, „wenn wir unsere Beziehung auf die nächste Ebene heben und ab sofort auch ganz

offiziell davon ausgehen, dass wir im Grunde schon alles Wesentliche voneinander wissen – sowie dass sie wissen, dass wir alles über Sie wissen und dass wir wissen, dass Sie alles über uns wissen. Okay?"

Riho öffnete gerade den Mund, als sie hinzufügte: „Was also glauben – oder wissen – Sie, was meine primäre Aufgabe heute ist?"

Riho nickte leicht. Ja, die Föderationsleute wurden ihm immer sympathischer.

„Sie sollen herausbekommen, ob ich defekt bin", sagte er.

Atiellas Lächeln wurde wieder breiter. Sie lehnte sich zurück und sagte: „Genau das. Wir müssen nicht herausfinden, was Sie und Ihr Schiff sind, wie es funktioniert und wie es gegebenenfalls unter unsere Kontrolle zu bringen oder gar zu vernichten wäre. All das wissen wir, da unsere Vorfahren diese Dinger hier einst gebaut haben. Was wir wissen müssen ist, ob die Antiquität, die Sie hier geparkt haben, Gefahr läuft, in nächster Zeit hochzugehen und das ganze Tau-System in ein schwarzes Loch zu verwandeln – oder eben nicht. Ob Sie vertrauenswürdig und sympathisch sind, mag mich vielleicht persönlich interessieren – das kann der gute General aber selbst einschätzen. Von mir will er lediglich wissen, ob Sie und Ihr symbiotisches Schiff – wie sich das anfühlt, müssen Sie mir bei Gelegenheit mal genauer erzählen, aber das ist auch rein persönliches Interesse – intakt sind oder nicht. Und da war es nicht gerade hilfreich, dass Sie den Eindruck erweckt haben, als würden Sie den Unterschied zwischen Instafunk und Quantenwurmloch-Funk nicht kennen – oder wahlweise, dass sie Föderations-Standard nicht korrekt in ihren komischen Pazifik-Sprachmix übersetzen können."

Sie hatte ihre Sätze schnell und fast ohne Luft zu holen präsentiert, wirkte dabei aber so entspannt, als hätte sie gerade einen Beruhigungstee zu sich genommen. Riho wusste, dass das Gegenteil der Fall war, umso

faszinierter betrachtete er die Frau, die ihn nun lächelnd anblickte und auf seine Reaktion wartete.

Er räusperte sich und sagte: „Würden sie mir glauben, wenn ich behaupte, dass es mein Plan war, genau diese Reaktion von Ihnen – oder zugegeben eigentlich von Aris Stondra selbst – zu provozieren?“

„Das läuft bei mir aktuell noch als eine von vielen gleichberechtigten Arbeitshypothesen“, sagte sie.

„Nun gut. Wenn Sie erlauben, beantworte ich Ihre Prüfungsfragen erneut. Meine Kenntnisse zur FTL-Quanten-Wurmloch-Kommunikation sind allerdings fast ausschließlich theoretischer Natur. Auch wenn die Datenübertragungsrate hierbei viel größer sein müsste, setzen die Allianz und ich bei der FTL-Kommunikation ausschließlich auf quantenverschränkte Elementarteilchenpaare, die unabhängig von ihrer Entfernung stets den Zustand ihres Partnerteilchens annehmen – vulgo Instafunk. Zum Zeitpunkt als die Kolonien auf Ma‘uhi und Myria den Kontakt zur Erde verloren haben, war das die gängige Technologie. Es erfordert zwar einiges an Rechenleistung, um die Übertragungsfehler auszugleichen, dafür ist es absolut abhörsicher und die Datenübertragung ist instantan. Leider muss man die verschränkten Teilchen ‚zu Fuß‘ zum Empfangsort transportieren, was die Sache zusätzlich mühsam macht. Nach einigen Jahrhunderten relativistischen Flugs habe ich aber ein recht ordentliches stabiles FTL-Kommunikationsnetz in der Allianz errichten können. Ohne den Verhandlungen vorgreifen zu wollen, denke ich, dass man in der Allianz sehr an einem Technologieaustausch in Sachen Quantenwurmloch-Funk interessiert ist. Bei Gelegenheit müssen Sie mir mal genauer erklären, wie sie das Problem gelöst haben, dass der Funkleitstrahl immer ein neues Quantenwurmloch finden und stabilisieren muss, ohne dass die Kette über Lichtjahre hinweg abreißt. Immerhin existieren

natürliche Quantenwurmlöcher nur für Sekundenbruchteile und sind kaum ein Ångström groß. Das Signal müsste ja durch trilliarden und abertrilliarden winzigster Wurmlöcher gehen. Wenn nur eines davon zusammenbricht, ist die ganze Verbindung futsch. Oder ist das ein Staatsgeheimnis, wie das Föderations-Monopol auf die einpolige Wurmloch-Technologie? Das müsste ja ganz ähnlich funktionieren. Sehen Sie, ich nehme mir stets ein Quantenwurmloch, stabilisiere es, verankere das eine Ende gravitativ an einer Sonne oder einem Gasriesen und das andere Ende hier am Schiff – ein so genanntes Proto-Wurmloch, durch das in diesem Stadium weder Informationen geschweige denn Materie übertragen werden kann. Dieses Ende schleppe ich zum Zielort meiner Wahl – ich ziehe das Quantenwurmloch quasi lang –, dort wechsle ich die Verankerung zu einer anderen Gravitationssenke und aktiviere dabei das eigentliche Wurmloch, indem ich es vereinfacht gesprochen ‚großziehe'. Erst dann kann es durchflogen oder als Kommunikationsrelais genutzt werden. Ich nehme mal an, dass ihre einpolige Technologie zumindest im ersten Teil eher wie der Quantenwurmloch-Funk funktioniert. Ein Leitstrahl sucht sich also einen Weg über Myriaden von Quantenwurmlöchern bis zum gewünschten Ziel. Das lässt sich vermutlich durch die Energieleistung des Leitstrahls ziemlich genau steuern. Der zweite Schritt ist dann auch hier das ‚großziehen', was eigentlich genauso wie mit meinen Mitteln funktionieren müsste. Ich verstehe! Das Geheimnis liegt im Leitstrahl, der nicht nur den Weg durch die Mini-Wurmlöcher findet, sondern sie auch gleich miteinander verbindet. Das heißt, der Strahl erzeugt eine Feldstruktur, die dazu führt, dass sich die Quantenwurmlöcher anziehen. Moment, ich lasse AVATAR die dafür nötige Struktur einmal durchrechnen."

„Ist ja gut, ist ja gut!", rief Atiella lachend

dazwischen. „Sie haben bestanden. Mit Auszeichnung und Sternchen."

Sie schlug sich auf die Oberschenkel und erhob sich zackig aus dem Sessel.

„Leider", sagte sie, „müssen wir beide jetzt in Haft, da weder Sie noch ich über eine ausreichende Sicherheitseinstufung für Ihre soeben gewonnene Erkenntnis verfügen."

„Das war ein Scherz", fügte sie nach der entstandenen Pause hinzu. „Aber jetzt sollten wir General Stondra mitteilen, dass sie uns ins Ssom-System begleiten werden."

„Werde ich das?", fragte Riho.

„Ich glaube kaum, dass Sie sich dem Mehrheitsvotum Ihrer Besatzung widersetzen können."

Rihos Blick zu den Kresh wurde mit dreifachem begeistertem Krächzen erwidert. Mit gespieltem Stöhnen stand er von seinem Sessel auf.

„Ihr macht mich fertig", sagte er, meinte es aber nicht im Mindesten so.

3. Was ist der Plan?

Umschwirrt von den laut schnatternden Kresh kehrten Atiella und Riho in den großen Garten der AVATAR zurück. Dort trafen sie auf Aris Stondra, der an einen Baum gelehnt zur Kuppel hinaus auf den Gasriesen blickte, in dessen Orbit die AVATAR kreiste. Bei ihm hockte die Kresh Dyka. Als sie ihre Artgenossen kommen sah, schwang sie sich in die Lüfte und stieß zu ihnen. Zur viert flogen sie in einem komplizierten Tanz durch den Garten und ließen die Menschen allein.

Auch Aris erhob sich und schlenderte auf die beiden zu. Riho entging der Blick nicht, den Aris Atiella dabei zuwarf – ebenso wenig wie ihr leichtes Nicken. Offenbar hatte er nun alle Tests offiziell bestanden.

„Es freut mich sehr, dass Sie uns begleiten wollen, Riho", sagte Aris. „Ihre Kenntnisse über den Einsatzort sind ein unschätzbarer Vorteil für uns. Die Befreiung des Ssom-Systems von den

Rau ist selbstverständlich unsere erste Priorität und wir werden auch erkunden, ob wir noch etwas für die Trago-Kolonie auf Bleg tun können – auch wenn deren Eroberung bereits doppelt so lange her ist, wenn ich es richtig verstanden habe."

„Danke", sagte Riho und fügte hinzu: „Es wird mir außerdem eine Freude sein, im Anschluss meinen Beitrag zur Lösung Ihres anderen Problems zu leisten."

Aris lächelte.

„Die Freude ist ganz meinerseits", sagte er. „AVATAR hat mir ihre Spekulationen zu weiteren Kertes-Funden im Ssom-System gerade mitgeteilt. Sagen Sie, stimmt es tatsächlich, dass ich mich bei einem Gespräch mit Ihrem Schiff im Grunde mit Ihnen unterhalte? Das Wesen Ihrer Symbiose wird in unseren Aufzeichnungen nur vage beschrieben."

„Es ist etwas komplizierter", sagte Riho. „Bei Gelegenheit werde ich gern versuchen, es in Worte zu fassen. Aber erstens muss ich dabei Atiella den Vortritt lassen, da sie zuerst gefragt hat …"

„… und zweitens drängt die Zeit", beendete Aris den Satz. „Sie haben vollkommen Recht. Ich würde Sie alle", dabei winkte er in Richtung der Kresh, die sogleich auf sie zugeflogen kamen, „gern einen Blick auf unseren Einsatzplan werfen lassen. Falls wir etwas nicht bedacht haben sollten. Schließlich brechen wir in Kürze auf."

Fortsetzung folgt …

„Old Man Rhodan, Kapitel 7 bis 9“ von Roland Triankowski

7. Glück auf Erden

„Und wo ist jetzt die Erde, mein lieber Ernst?“

Der Mausbiber rotierte langsam um seine Längsachse, bis er Ellert direkt ansehen konnte. Ersterer schwebte inmitten der großen Zentralkugel der JUMPY XII, letzterer stand an ihrem unteren Ende, wo eine kleine Station mit Zugang zu den Schiffssystemen für ihn eingerichtet worden war.

"Sag du es mir, hochgeschätzter Präsident Plofre", antwortete er. Die alten Freunde hatten sich in den Wochen ihrer Suche auf eine Weise zusammengerauft, die Ernst kaum an die alten Tage erinnerte. Sicher, Gucky hatte noch immer ein äußerst humorvolles Wesen, dies aber auf eine völlig andere Weise als einstmals.

"Ich kann nur sagen, dass ich bei diesem Stern hier Perrys Gedankenmuster eingepeilt habe. Dass mit ihm auch die Erde zu finden ist, hast Du behauptet." Er schwebte langsam zu Ellert hinunter und gesellte sich an seine Seite. Gemeinsam studierten sie die Ortungsanzeigen und Holos, das Ergebnis blieb jedoch dasselbe. "Außer der Oort-Wolke ganz weit draußen und ein paar Kleinst-Asteroiden kreist gar nichts um diesen Stern", stellte Ellert noch einmal fest. Er schaute zu Gucky – auch wenn er sich im Gespräch Mühe gab, er konnte nicht anders, als den alten Freund in Gedanken bei diesem Namen zu nennen – und fügte hinzu: "Also doch wieder der falsche Stern?"

"Ich weiß nicht." Der Ilt schüttelte langsam seinen Kopf. Mit seinen telekinetischen Kräften scrollte er nochmals durch die Anzeigen und hob einige Stellen hervor. "Was hältst du hiervon?", fragte er schließlich.

Ellert schaute sich die Daten und ihre schematische Darstellung genauer an. "Hm, sieht nach einer Zusammenballung einiger Asteroiden aus", sagte er.

"Und das hier?" Gucky wechselte die Ansicht.

"Das ist auch ein Asteroidenhaufen. Worauf willst du hinaus?"

"Ich dachte, du bist die letzten Jahrtausende körperlos von Stern zu Stern gereist?" Guckys Nagezahn blitzte kurz auf. "Schau mal, die beiden Häuflein kreisen im Abstand von 120° um den Stern. Außerdem sind die Felsbrocken viel zu klein, um sich aus eigener Anziehungskraft in dieser Form zu ballen."

Ellert schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn. "Du hast Recht!", rief er. "Das sind Trojaner. Für einen unsichtbaren Planeten."

"Oder einen Planeten, der nicht mehr da ist", ergänzte der Mausbiber.

"Aber müsstest du Perry dann nicht espern, wenn er so nah ist?"

"Ich will es versuchen", antwortete Gucky und schwebte wieder in die Mitte der Kugel. "Das größte Hindernis ist aber nicht die Entfernung, sondern Perrys Mentalstabilisierung. Die drei, vier Mal, die ich ihn einpeilen konnte, war sein Gedankenschild schwächer. Vermutlich hatte er geschlafen. Wenn er wach und konzentriert ist, wird es mir auch mit den Mitteln der JUMPY schwerfallen, ihn zu finden. Selbst wenn er direkt neben uns durchs All schwebt."

Erneut schloss der Ilt seine Augen und fiel in tiefes Schweigen. Ellert hatte diesem Vorgang inzwischen schon mehrfach beigewohnt. Die JUMPY war ein erstaunliches Schiff. Der 200 Meter lange schmale Spitzkegel war im Grunde nichts anderes als ein gewaltiger Verstärker für Guckys PSI-Kräfte. Durch das bordeigene Hypertropkraftwerk ließen sich die Fähigkeiten des Ilt-Präsidenten theoretisch unbegrenzt nach oben skalieren, ohne dabei an dessen biologischen Kräften zu zehren. Das Triebwerk des Schiffes war buchstäblich Gucky selbst, der mit seiner Hilfe quasi unbegrenzt weit teleportieren konnte. Genauso konnte das Schiff die

telepathischen und telekinetischen Kräfte des Ilts verstärken. Trotz all dieser Macht nahmen die Ortungsversuche dennoch oft einige Zeit in Anspruch. Eine Zeit, in der sich Ellert reichlich nutzlos fühlte – vor allem jetzt, da sie dem Ziel so nahe waren.

Ellert wunderte sich über sich selbst. Als jahrtausendealter unsterblicher Geist, der die Wunder des Kosmos geschaut hatte, sollte er Ungeduld eigentlich nicht mehr empfinden. Und dennoch war es so. Seine innere Unruhe wuchs so stark, dass er schon fürchtete, erneut in Nikki Rhodans "Ellert-Falle" geraten zu sein. Doch diesmal schien die Nervosität tatsächlich aus ihm selbst zu kommen.

Schließlich fasste er sich ein Herz und rief Gucky zu: "Was dagegen, wenn ich mich da draußen auch einmal umschaue?" Ehe der Mausbiber zustimmend grunzen konnte, hatte Ellert sich bereits im Schneidersitz nieder- und seinen Körper verlassen.

*

Schlagartig öffnete sich sein Geist. Einen winzigen Moment lang ärgerte er sich über sich selbst, wie schwer er vorhin noch von Begriff gewesen war. Doch dieser Ärger verwehte sofort wieder. In dieser Daseinsform stand er weit über solch körperlichen Dingen.

Mit seinen kosmischen Sinnen überblickte er das Umfeld des Sterns nach wenigen Augenblicken: den Druck des Sonnenwindes, die Partikelströme, die das Gebiet durchzogen, und die Materie, die vom Kleinstasteroiden bis zum Staubkorn den Gravitations- und Gezeitenkräften des Sterns folgten.

Ernst Ellert trieb der Stelle entgegen, an der der vermutete Planet seine Bahn ziehen musste. Die JUMPY XII bewegte sich in etwa dreifacher Entfernung um den roten Zentralstern. Dennoch blieb ihm Guckys geistige Präsenz stets gegenwärtig. Fast schien es ihm, als fülle sie den gesamten Raumsektor aus. Ob verstärkt oder nicht, die

Kräfte des Mausbibers waren in all den Jahrtausenden enorm gewachsen.

Jetzt konnte Ellert die Zusammensetzung der Trojanergruppen deutlich genauer erfassen. Er durchflog die nähergelegene und spürte den Gezeitenkräften nach, die sie auf ihrer Bahn zusammenhielten – beziehungsweise merkte er, dass sie es kaum mehr taten. Im Gegenteil, der Zusammenhalt der Asteroiden untereinander war kaum mehr vorhanden, sie begannen bereits, sich voneinander zu lösen und auf die Umlaufbahn zu verteilen.

Der Planet, in dessen Lagrangepunkten sie sich versammelt hatten, war demnach nicht unsichtbar – er war verschwunden und Perry Rhodan vermutlich mit ihm. Es bedeutete aber auch, dass der Himmelskörper vor kurzem noch seine Bahn um diesen Stern gezogen haben muss. Und für Ellert war es ein leichtes, in der Vergangenheit nachzuschauen.

Doch er musste sich eingestehen, dass es ihn Überwindung kostete. Die enormen Schmerzerfahrungen durch Nikkis absurde Falle hatten ihn nachhaltig traumatisiert. Er glitt daher recht behutsam die Minuten und Stunden zurück – obwohl sich die „Schmerzenswand", wie er die Auslösung der Falle bei sich nannte, bereits etliche Monate weit in der Vergangenheit befand.

Von einem Moment auf den anderen war sie da.

Ellert wusste es im allerersten Augenblick: Das war die Erde. Der blasse blaue Punkt, die azurne Perle, Terra. Auch wenn der Mond, der sie umkreiste, falsch war – dies war seine Heimat. Und erst in diesem Moment wurde ihm so richtig bewusst, wie schmerzlich er sie vermisst hatte. Ob körperlos oder nicht, die Sehnsucht erfüllte sein ganzes Sein. Er treib der Planetenoberfläche entgegen und glitt dabei noch ein paar Tage in die Vergangenheit. Er redete sich ein, dass er es tat, um genug Zeit für die Suche nach Perry zu haben –

tatsächlich brauchte er diese Zeit aber für sich selbst.

*

Durch die menschenleeren Alpen zu gleiten war ihm ein Hochgenuss sondergleichen. Ellert hatte unzählige Male die Zeit vor und zurückgedreht, um ein weiteres Tal erkunden und einen weiteren Bergsee umkreisen zu können. Als er schließlich nach Norden ins Alpenvorland zog, bis in die Gegenden, in denen er buchstäblich vor Äonen geboren und aufgewachsen war, wurde ihm die Einsamkeit zu viel. Eine Erde ohne Menschen, das war nicht richtig.

Als sein Nostalgierausch langsam verklungen war, erinnerte Ellert sich an eine Wahrnehmung, die er bei seiner Tour durch die Alpen und die damit verbundenen Kurzzeitreisen immer wieder gemacht hatte. Zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt war ihm stets ein Himmelsphänomen im Norden aufgefallen.

Er erhöhte seine Position über der Oberfläche um ein paar Kilometer und glitt erneut in der Zeit hin und her. Streng genommen waren diese Orts- und Zeitangaben auf ihn in dieser Form nicht anwendbar. Ellert war eine raumzeitlich übergeordnete Lebensform, die sich gewissermaßen über gesamte Raumzeitgebiete erstreckte. Wenn er wieder in einem Körper steckte, konnte er es selbst nicht mehr in Worte fassen. Er behalf sich dann immer damit zu erläutern, dass er an allen Orten und Zeiten seiner Reise gleichzeitig war, sich aber stets nur auf einzelne Ereignisse fokussierte und nicht alles zur gleichen Zeit wahrnahm. Letztlich war es mit den Mitteln dreidimensionaler Gehirne ohnehin nicht zu begreifen.

So oder so, er kam dem Himmelsphänomen auf den Grund. Weit im Norden stieg zu einem bestimmten Zeitpunkt auf einem Feuerstrahl eine Rakete in den Himmel. Ihre Bahn verlief in südöstlicher Richtung, ehe sie sich im Blau des Himmels verlor.

„Hab' ich dich gefunden, Perry", dachte Ellert zufrieden.

8. Exil beendet

„Bestätige!" Argos' Stimme hatte erneut eine tonlose Färbung angenommen. „Wanderer-Protokoll eingeleitet. Transition in T minus 12 Stunden, Point of no Return in T minus zehn Stunden."

Perry Rhodan war bereits dabei, sich zum Aufbruch vorzubereiten. Als er das Zelt verpackte, hielt er kurz inne, setzte seine Routine dann aber doch fort.

„Wo legt das Boot an?", fragte er schließlich.

Argos erklärte es ihm mit knappen Worten und projizierte zusätzlich ein Hologramm mit einer Umgebungskarte, auf der ein Punkt am Ufer eines nahegelegenen Fjords markiert war, sowie eine Route dorthin.

Rhodan nickte. „Eine gute Stunde Marsch, würde ich sagen. Wie weit draußen liegt die ODYSSEY?"

„Aktuell etwa 100 Seemeilen, schnell näherkommend." Die Darstellung in dem Holo zoomte heraus und zeigte die norwegische Küstenlinie sowie Kurs- und Positionsangaben des fraglichen Seegefährts.

„Gut, dann müssen wir nicht hetzen. Lass uns dennoch aufbrechen. Wir schlagen unser Lager an der Landungsstelle auf und warten dort."

*

„Was meinst Du, Argos? Sucht Gucky aus freien Stücken nach mir oder zwingt ihn jemand dazu?"

Rhodan wusste sehr wohl, dass sein Begleiter durch die Aktivierung des Wanderer-Protokolls alle Konversations-Routinen abgeschaltet hatte. Er erwartete also keine Antwort und setzte die einseitige Plauderei allein fort.

„Ich tippe ja auf ersteres. Der Kleine wird inzwischen so stark sein, dass ihn niemand zu irgendwas zwingen kann. Ich vertraue auch darauf, dass er es mit guten Absichten tut. Dennoch ist es besser, die Erde jetzt

fortzubringen. Es kommen Dinge ins Rollen, bei denen ich Terra gern in Sicherheit weiß."

Ein paar Minuten lang marschierte Rhodan schweigend durch die Nacht. Merkur stand als halbe zunehmende Sichel am Himmel und spendete ein wenig Licht, an das sich seine Augen längst angepasst hatten. Argos lief lautlos wie eine Katze hinter ihm her, die einzigen Geräusche kamen von einer leichten Brise, die durch die Vegetation rauschte und von der nachtaktiven Fauna.

„Habe ich Dir jemals davon erzählt, wie die Erde zum ersten Mal zu einem anderen Stern versetzt wurde? Das war vor – lass mich nachrechnen – achtzehneinhalb Jahrtausenden. Das Hetos der Sieben war kurz zuvor erschienen, um die Milchstraße in ihr Reich einzuverleiben."

*

Kurz nach Sonnenaufgang erschien das Landungsboot in dem Fjord und glitt an einer flachen Stelle sanft ans Ufer. Lautlos fuhr eine Rampe am Bug aus, an der entsprechenden Stelle öffnete sich die Reling.

Rhodan erhob sich von dem Felsen, auf dem er gesessen und seinen Kaffee getrunken hatte, schüttete die letzten Tropfen aus dem Becher und machte ihn wie gewohnt an Argus fest.

„Auf geht's", sagte er und betrat die Rampe. Auf halbem Weg hielt er inne und wandte sich um. Argos blieb am Fuß der Rampe stehen und wartete ab.

Rhodans Blick ging in die Ferne, über die bewaldeten Hügel rund um den Fjord und die entfernteren Gipfel, die dahinter hervorragten. Er atmete tief durch und sagte: „Ich vermisse die Erde schon jetzt."

Dann ging er an Bord und verschwand im Innern des Boots, Argos folgte ihm auf den Fuß. Wenig später legte das Gefährt ab und nahm Fahrt in Richtung Ozean auf.

*

„Was sagst du, Argos? Wird mich das gute Stück heil ins All bringen oder auf halber Strecke zerreißen? Hat immerhin auch schon ein paar Jahrhunderte auf dem Buckel."

Rhodan stand auf dem Deck der ODYSSEY, einer gewaltigen schwimmenden Plattform, die ihn an die Flugzeugträger der vorkosmischen Ära erinnerte. Nicht ohne Grund, hatte er dieses Gefährt doch selbst konstruiert. Soeben hatten automatische Kräne eine Rakete aufgerichtet, die zuvor liegend aus einem Hangar im Boden der Plattform herausgefahren war. Es dampfte und zischte laut an der Rakete und dem mit aufgerichteten Startturm. Entsprechend musste Rhodan seine Worte laut rufen, um sich überhaupt selbst zu hören. Sein Blick blieb fasziniert an der Spitze gut 50 Meter über ihm kleben, wo er die kleine Kapsel wusste, die er gleich besteigen würde.

Er trug bereits den Raumanzug, Helm und weitere Ausrüstungsgegenstände lagen auf Argos' Rücken, der wie ein Tisch neben ihm stand.

„Die letzte Komplettwartung liegt 415 Tage zurück", antwortete der Roboter. Rhodan hatte die Konversationsskills der lokalen KI wieder hochgefahren. Er hatte die Gespräche mit seinem treuen Begleiter durch die letzten Jahrhunderte sehr zu schätzen gelernt. „Somit ist die Rakete streng genommen nicht älter als diese 415 Tage."

„Du bist doch sicher mit dem philosophischen Gedankenspiel über das Schiff des Theseus vertraut."

„Zu dieser Formulierung finde ich zahlreiche Referenzen. Vermutlich spielst du auf das Theseus-Paradoxon an, das seit der Antike der Zweiten Menschheit als Veranschaulichung der Streitfrage dient …"

„Alles gut, war nur ein Scherz." Perry Rhodan lächelte. „Sind wir startbereit?"

„Die Startvorbereitungen sind abgeschlossen, das nächste Startfenster für einen optimalen Kurs zu den L4-

Trojanern öffnet sich in 80 Minuten."

„Gut." Rhodan begann damit, die Ausrüstungsgegenstände anzulegen. „Dann starte den Countdown, Liftoff in T Minus 80 Minuten!"

Argos bestätigte.

Zuletzt nahm Rhodan den Helm und marschierte auf die Rakete zu. Sie war strahlend weiß, schimmerte im Licht der Sonne Krypton jedoch leicht rötlich. An ihrer Außenhülle prangte senkrecht von der Spitze fast bis zum Heck herab in großen altterranischen Buchstaben der Name STARDUST.

9. Verstreut und aufgelesen

Perry Rhodan auf diese Weise zu belauschen war eine merkwürdige Erfahrung für Ellert. Nachdem er sich nach Norwegen begeben hatte und wieder ein paar Stunden in die Vergangenheit geglitten war, hatte er zwei, drei Mal versucht, geistigen Kontakt zu ihm aufzunehmen, war aber nicht durch seine Mentalstabilisierung zu ihm durchgedrungen. In körperloser Form hatte er ansonsten keine Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen und sich daher auf die reine Beobachtung beschränkt.

Er konnte vieles von dem, was er sah und hörte, nicht so recht einordnen – wobei diese Sinneswahrnehmungen nur spätere körperliche Interpretationen dessen waren, was er wahrgenommen hatte. Offenbar stand Rhodan schon seit geraumer Zeit die Möglichkeit zur Verfügung, von der Erde zu entkommen – wenn auch nur in Form einer archaisch anmutenden Rakete ohne jegliche Hypertechnik. Was er sich davon versprach, konnte Ellert nur spekulieren. So oder so war Perry offenbar exakt auf den nun eingetretenen Fall vorbereitet – und das schon seit Jahrhunderten. Er hatte bemerkt, dass Gucky ihn aufgespürt hatte, und wollte die Erde, ehe man ihn barg, in Sicherheit bringen. Vor wem oder was, war unklar. Ellert war schon gespannt auf Rhodans Erläuterungen.

Als ihm alle Details von Perrys Flugbahn bekannt waren, beschloss er, zum Ausgangspunkt seines Ausflugs

zurückzukehren, zu exakt jenem Punkt in der Raumzeit, an dem er seinen Körper in Guckys Raumschiff verlassen hatte. Nun wusste er, wo Rhodan zu finden sein würde.

Er hatte einen Moment nachdenken müssen, welches die L4-Trojaner waren, war sich jedoch ziemlich schnell sicher, dass es jene waren, die der Erde auf ihrer Bahn voraus waren. Das ergab für eine rein ballistische Rakete Sinn, die den Bewegungsimpuls des Planeten mitnutzen wollte, von dem sie startete. Und außerdem hatte er zu Beginn seines Ausflugs den anderen Trojanerschwarm besucht und dort keine Präsenz einer Raumkapsel wahrgenommen.

*

„Und da bin ich auch schon wieder. Ich habe Perry gefunden."

„Angeber", knurrte der Mausbiber und löste sich wieder aus seiner Trance. „Aber du warst schon immer der mächtigste von uns. Hab' ich dir das jemals gesagt?"

„Definitiv nicht oft genug." Ellert nutzte das kurze Geplänkel, um sich wieder in der raumzeitlich beschränkten Körperlichkeit zurechtzufinden.

„Also gut", sagte Gucky. „Wo müssen wir hin?" Er verzichtete darauf, seine Gedanken zu lesen und konzentrierte sich weiterhin auf die kosmische Umgebung.

In knappen Worten berichtete Ellert von seinen Beobachtungen und schloss mit den Worten: „Perry erwartet offenbar, bei den L4-Trojanern aufgelesen zu werden."

„Jetzt, wo du es sagst", sagte Gucky. „Dort scheint es eine Präsenz zu geben. Dann lesen wir ihn …"

Ellert merkte sofort, dass etwas nicht stimmte. Guckys Körper verkrampfte sich, als müsse er sich mit einem Mal unglaublich anstrengen.

Dann wurde es ganz kurz unglaublich hell und laut und dann schlagartig still und dunkel.

*

Wieder erwachte er schreiend unter dem Eindruck schnell verblassender Schmerzen. Er öffnete die Augen und sofort überwältigten ihn tief vergrabene uralte Erinnerungen an die Zahnarztbesuche seiner Kindheit. Ein Licht schien ihm ins Gesicht und wurde kurz darauf von einem Kopf verdeckt, der sich in sein Blickfeld schob.

Es war Nikki Rhodan, die ihn freundlich anlächelte. Er hätte nicht einmal behaupten können, dass ihre Augen dabei kalt geblieben wären, es war der vollkommene umfassende Ausdruck ehrlicher Freude und Anteilnahme.

Dennoch lief es ihm kalt den Rücken herunter.

„Danke, Ernst", sagte sie. Auch in ihrer Stimme schwang kein Hauch von Falschheit mit, sie klang sanft, aufrichtig und beinahe liebevoll.

„Danke, dass du meinen Vater gefunden und mich zu ihm geführt hast."

Ellert öffnete den Mund, brachte jedoch keinen Ton heraus. Er versuchte, seinen Kopf zu drehen, um sich umzusehen, mehr als die Augen und einige Gesichtsmuskeln schien er aber nicht bewegen zu können. Tatsächlich fühlte sich sein ganzer Körper taub an. Er konnte nicht einmal spüren, ob er lag oder saß. Allein durch Augenrollen erkannte er, dass er sich anscheinend in einem der Sarkophage befand, die Gucky und er gefunden und vernichtet hatten – offenbar nicht alle davon.

„Schsch!" Nikki Rhodan legte kurz ihren Zeigefinger auf die Lippen und fuhr dann fort: „Es ist alles gut. Medshadh ist der beste Gehirnspezialist im gesamten Trojanischen Tamanium, er hat exakt die Regionen deines Gehirns aktiviert, die wir brauchen und alle anderen lahmgelegt. Es hat also alles seine Richtigkeit. Weißt du, du hattest bis vorhin zwei Körper gleichzeitig gesteuert und es nicht einmal bemerkt. Alles, was du dem Mausbiberpräsidenten gesagt hast, hast du auch uns gesagt. Deine Sinneswahrnehmungen hatten wir

hier natürlich abgeklemmt, aber die entsprechenden Hirnregionen waren dennoch aktiv. Wir konnten also auslesen, was du mit deinem anderen Körper gesehen, gehört und gefühlt hast. Spannend, oder?"

Ellert versuchte, diesen Körper zu verlassen, scheiterte jedoch auch daran. Nikki interpretierte seinen angestrengten Gesichtsausdruck richtig und sagte schlicht: „PSI-Dämpfungsfeld".

Ihr Gesichtsausdruck wurde etwas ernster, Ellert drängte sich der Begriff „geschäftsmäßig" auf.

„Aber keine Sorge, Ernst", sagte sie, „wir lassen dich sofort gehen. Es tut mir ehrlich leid, dass wir erneut mit Schmerz arbeiten müssen. Den Aufzeichnungen über dich haben wir entnommen, dass dies der sicherste Weg ist, dein Bewusstsein hinaus in Zeit und Raum zu schleudern. Wir wollen doch schließlich beide, dass du diese Episode so schnell wie möglich wieder vergisst und dich deiner ungebundenen Existenz im grenzenlosen Universum erfreust. Du wirst schon sehen, in ein paar Jahrtausenden lachst du über unsere kleinlichen körperlichen Bedürfnisse, denen wir hier so verzweifelt nachgegangen sind. Leb wohl, Ernst Ellert! Ich hoffe, du kannst mir all dies hier irgendwann vergeben."

Dann kam der Schmerz.

*

„Jetzt reicht es aber langsam!"

Ellert fand sich auf allen Vieren auf einem glatten dezent leuchtenden Boden wieder. Seine Hände und Arme schienen aus silbrigem Metall zu bestehen, fühlten sich jedoch sehr vertraut und kraftvoll an.

Mit Leichtigkeit stieß er sich vom Boden ab und blickte sich in dem Raum um, den er sofort wiedererkannte. Er befand sich wieder im Sonnensystem unter der Oberfläche des Mondes, wo er vor nicht allzu langer Zeit mit

Julian Tifflor geplaudert hatte.

Der Raum war zunächst leer, als er sich jedoch erneut umdrehte, standen auf einmal der Kunstkörper Tifflors und zwei Sessel neben ihm.

„Willkommen, Ernst! Wir haben dich nicht so rasch zurückerwartet. Deinen Körper hatten wir jedoch sicherheitshalber aufbewahrt. Komm, setz dich doch!"

Ellert machte zunächst keine Anstalten, sich zu rühren. Er wusste schlicht noch nicht, ob er sich seinem Schicksal ergeben oder durchdrehen und alles kurz und klein schlagen sollte.

„Weißt du, Ernst, ich war letztes Mal nicht ganz aufrichtig zu dir, wobei du ja auch recht schnell wieder verschwunden warst. Ich hatte also kaum Gelegenheit, dir alle Hintergründe zu offenbaren. Bei einer Sache aber – nun ja – Rhodan hat uns damals ehrlich gesagt nicht im Dissens verlassen. Es gibt da einen Plan, in dem du eine entscheidende Rolle spielst."

*

Nachdem er etwa ein Jahrtausend lang der Erde Licht, Wärme und eine Heimstatt geboten hatte, war der kleine rote Stern, den Perry Rhodan auf den Namen Krypton getauft hatte, nun wieder allein, so wie es in den Milliarden Jahren zuvor gewesen war. Zumindest was planetengroße Himmelskörper betraf.

Weit draußen in mehreren Lichtmonaten Entfernung umgab ihn eine Wolke kleinster Objekte aus Eis und Staub. Im inneren Bereich, in dem bei anderen Sternen Planeten und Asteroidengürtel ihre Bahnen zogen, kreisten nur noch wenige kleinste Gesteinsbrocken umher. Viele davon suchten sich gerade neue Bahnen, seit der Schwerkrafteinfluss der Erde schlagartig verschwunden war.

Und dann war da noch ein kleines Trümmerfeld aus Metall- und Kunststoffteilen, das etwa eine halbe Lichtstunde von Krypton entfernt seine Bahn zog und sich

langsam darauf verteilte. Darin schwebte in einer psionisch erzeugten luftgefüllten Schutzblase ein sehr grimmig dreinschauender Ilt und wartete.

Und grimmig war Plofre in der Tat, um nicht zu sagen stinksauer. Sauer auf sich selbst, weil er den Angriff auf sein Schiff nicht hatte kommen sehen. Weil er seinen Freund – oder zumindest dessen Körper – nicht hatte retten können. Und weil er offenbar so lange sein Bewusstsein verloren hatte, dass Perry von jemand anderem aufgelesen worden war.

Plofre hatte mit mehreren Teleportationen den Pulk der L4-Trojaner abgesucht und nichts gefunden. Perry war nicht mehr in diesem System.

Ein Großteil seines Zorns galt aber dem unbekannten Angreifer, der sie so unverfroren aus heiterem Himmel erwischt hatte. Aktuell sah er die größte Chance, ihn ausfindig zu machen, indem er zwischen den Trümmern seines Schiffes auf ihn wartete. Ein guter Prozentsatz aller Täter kehrt zum Tatort zurück, dachte er sich.

Damit wären seine Möglichkeiten noch lange nicht ausgereizt. Der Ilt nutzte einen Großteil der Wartezeit damit, einen knackigen Plan B auszuarbeiten. In der Milchstraße hatte niemand eine Ahnung, zu was er inzwischen in der Lage war. Diese Schutzblase aufrecht zu erhalten und die Luft darin in Schwingung und somit warm zu halten, kostete ihn fast gar keine Kraft. Seine Wartezeit war ausschließlich von Durst und Hunger begrenzt. Ilts hatten schon immer potenziell die Fähigkeit, über etliche Lichtjahre hinweg zu teleportieren, so hatte sein erster Sohn Jumpy damals bei seiner Geburtsteleportation fast zweieinhalbtausend Lichtjahre zurückgelegt. Diese Fähigkeit hatte Plofre in den letzten zehntausend Jahren perfektionieren können.

Aktuell sah sein Plan B vor, direkt nach Halut zu springen und dem alten Tolotos ein wenig die Möbel geradezurücken.

Sein Magen hatte gerade zu knurren begonnen, als das Licht eines Suchscheinwerfers auf ihn fiel und er sich wieder Plan A zuwenden konnte.

*

Der Haluter zappelte nur kurz im telekinetischen Griff des Ilts, der unvermittelt in seiner Raumschiffzentrale materialisiert war, dann ergab er sich in sein Schicksal.

Plofre ließ ihn mittig in der domartigen Halle schweben. Die Innenarchitektur halutischer Raumschiffe war seit Jahrzehntausenden unverändert. Er selbst umkreiste den dreieinhalb Meter großen Giganten langsam wie ein Mond seinen Planeten und musterte ihn mit strengem Blick.

„Wenn ich mich vorstellen darf", sagte der Haluter. „Ich bin Fancan Tolot der Dritte, Sonderbevollmächtigter der Vereinten Sterne der Milchstraße."

Der Ilt behielt sein Schweigen bei und setzte seine Kreisbahn fort.

„Mein Planhirn errechnet eine verblüffend hohe Wahrscheinlichkeit, dass Sie mit dem legendären Ilt-Individuum identisch sind, bekannt unter den Namen Gucky, Plofre, L'Emir, …"

Die grollende Bassstimme des Haluters erstarb mit einem Gurgeln, der Ilt ließ ihn dergestalt rotieren, dass er rücklings in der Luft schwebte. Sich selbst brachte er über Tolots Brust in Position, sodass er mit seinem rund einem Meter Körpergröße auf das vielfach größere und massereichere Wesen hinabschauen konnte.

„Plofre von Yllit, Präsident der Ilt-Föderation von Vilamesch, wenn es recht ist."

„Sehr … angenehm …" Es fiel Tolot schwer, seine Worte zu formulieren. Plofres Blick wurde derweil zusehends strenger und konzentrierter.

Bis er sich auf einmal entspannte, den Haluter in eine aufrechte Position drehte und ihn sanft absetzte. Sich selbst ließ er in den gewaltigen Kommandosessel

sinken und lächelte sein Gegenüber mit blitzendem Nagezahn an.

„Gleichfalls, Fancan Tolot der Dritte", sagte er. „Danke, dass Sie mich hier eingesammelt haben und verzeihen Sie mein anfängliches Misstrauen. Aus meiner Sicht waren die hiesigen Ordnungskräfte die Hauptverdächtigen für den Angriff auf mein Schiff."

„Plausibel", versetzte Tolot knapp.

„Ihren Gedanken entnehme ich, dass Sie über das Verschwinden der Erde genauso verwundert sind, wie ich. Sie hat bislang zuverlässig ein Peilsignal ausgesandt, das nun verstummt ist. Damit ist das Exil eines gewissen Perry Rhodan offenbar beendet." Plofre hob die Hand, um etwaige Kommentare zu unterbinden. „Ja, ich verfüge über einen recht brauchbaren Geheimdienst. Aber auch ich bin überrascht, dass Perry es offenbar jederzeit hätte beenden können. Naja, so überrascht nun auch wieder nicht."

Der Mausbiber seufzte und versetzte den überdimensionierten Sessel in eine Drehbewegung.

Fancan Tolot nutzte die Gelegenheit und räusperte sich dezent. Bei einem Haluter entwickelte dergleichen die Lautstärke eines mittleren Gewitters. Plofre war damit jedoch vertraut und quittierte es mit einem aufmunternden „Hm?"

„Darf ich nach Ihrer Rolle in diesem Zusammenhang fragen, Plofre von Yllit? Warum sind Sie hier?"

Der Ilt kniff die Augen zusammen als dächte er nach.

„Ja, Sie dürfen", sagte er schließlich. „Und ich gebe Ihnen auch eine Antwort. Nichts liegt mir ferner, als mich in Ihre internen Angelegenheiten einzumischen, dennoch war ich hier, um Perry Rhodan zu suchen."

„Zu welchem Zweck?"

„Ich wollte ihn warnen und gegebenenfalls in Sicherheit bringen. Mir wurden glaubwürdige Informationen vorgelegt, wonach eine …" Er unterbrach sich für ein

kurzes Schmunzeln. „… dritte Macht mit potenziell unlauteren Absichten auf der Suche nach ihm sei. Und diese ist mir offensichtlich zuvorgekommen."

„ES?"

„Ich bitte Sie!" Plofre beendete sein Sessel-Karussell und schaute zu Tolot hinauf. „Ich habe mit dem alten Knaben zwar seit Jahrtausenden nichts mehr am Hut – aber abschießen würde er mich nun wirklich nicht."

„Dann meinen Sie das Trojanische Tamanium", stellte der Haluter fest. „Eine derartige Verletzung unseres Hoheitsgebiets und zahlreicher Abkommen käme einer Kriegserklärung gleich."

„Immer langsam mit den jungen Bestien", sagte der Ilt, was der Haluter sofort mit einem ungehaltenen Grollen erwiderte.

Plofre erhob sich, schwebte aus dem Sessel und sagte: „Bitte verzeihen Sie. Das war taktlos von mir. Worauf ich hinauswollte, war folgendes: Die Motivationslage hinter all dem ist nicht vollkommen klar. Es besteht sogar die Möglichkeit, dass im Gegenteil ein Krieg verhindert werden soll."

Tolot setzte sich langsam auf den Sessel zu in Bewegung. Der Ilt schwebte noch ein wenig beiseite und machte eine einladende Geste.

„Wissen Sie, Plofre von Yllit", sagte der Haluter während er sich setzte. „Ich will die Möglichkeit nicht ausschließen, dass hier mehrere Kräfte am Werk sind. Tatsächlich sind mein ehrwürdiger Ahne und ich sogar der festen Überzeugung, dass es so ist. Es ist viel zu auffällig, dass ausgerechnet jetzt all diese Ereignisse stattfinden."

„All diese Ereignisse?" Die Gedanken eines Haluters zu lesen, war aufgrund ihrer zwei Gehirne nicht immer einfach. Selbst für den über 20.000 Jahre alten Ilt.

„Wir haben just vor ein paar Tagen kosmischen Besuch erhalten. Ich war gerade im Gespräch, als der Impuls der Erde ausfiel. Wenn Sie

möchten, binde ich Sie in die Konsultationen ein."

Tolot betätigte ein paar Schaltungen auf der Konsole, worauf ein weiterer deutlich kleinerer Sessel aus dem Boden fuhr. Er war noch immer reichlich groß für den Ilt, ließ ihn aber nicht komplett darin versinken, als er sich niederließ.

„Ich dachte, ihr jagt kosmischen Besuch stets vom Hof", sagte Plofre.

Erneut stieß der Haluter ein Grollen aus, diesmal klang es jedoch deutlich amüsierter.

„Wenn sich der Besuch artig ankündigt und außerhalb der Milchstraße bleibt, heißen wir ihn gern willkommen", sagte er.

„Es ist Atlan, richtig?" Plofres Blick schien in die Ferne zu gleiten.

„Alle von ihnen", bestätigte Tolot.

„Der komplette Orden der Gonozals?" Der Kopf des Ilts fuhr herum und sein Blick fokussierte sich wieder. „Dann ist tatsächlich was im Busch. Ja, ich würde sehr gern in diese Konsultationen eingebunden werden."

*

Kaum einer der zweidimensionalen Kinofilme des 20. Jahrhunderts alter Zeitrechnung war Perry Rhodan so sehr in Erinnerung geblieben wie „2001: Odyssee im Weltraum". Er war nur wenige Jahre vor seinem Mondflug erschienen, der die Geschichte der Menschheit so radikal verändern sollte. Rhodan erinnerte sich noch gut, wie begeistert die Raumfahrer-Community von NASA und Space Force damals von der Darstellung der Raumfahrt gewesen war. Bei einer Sondervorführung in der California Academy of Spaceflight hatten sie die beiden anwesenden Hauptdarsteller anschließend sogar zu Astronauten ehrenhalber ernannt.

In diesem Moment musste er jedoch an eine Filmszene denken, die zu den weniger realistischen gehörte. Aus damaliger Sicht zumindest.

Die auf archaischer Technologie basierende

Raumkapsel, in der er die letzten Tage wartend verbracht hatte, lag nun in einer vollkommen weißen klinisch sauberen Halle. Offenbar war dies der Hangar des Raumschiffes, das ihn aufgenommen hatte. Ganz genau konnte er es nicht sagen, da der Vorgang ohne aussagekräftige Messwerte abgelaufen war. Ein strahlend helles Licht hatte von einem Moment auf den anderen alles erfüllt. Als seine Augen sich daran gewöhnt hatten, hatte er sich in dieser Halle wiedergefunden.

Als sich nach einigen Minuten nichts weiter tat, beschloss er, die Kapsel zu verlassen.

In seinem ebenfalls sehr einfachen Raumanzug kam er sich wie Dave Bowman vor, der durch das surreale Hotelzimmer stapfte, in das ihn die unbekannten Außerirdischen versetzt hatten.

Schwerkraft und Luftdruck schienen ideal auf ihn zugeschnitten zu sein, also wagte er es, den Helm abzunehmen. Ja, auch das Luftgemisch war für ihn gemacht. Er musst schmunzeln, als er daran dachte, dass er als nächstes einen dunklen Hausanzug anziehen müsste. Er vertrieb die Gedanken an den Film endgültig und konzentrierte sich auf das Hier und Jetzt.

„Danke fürs Abholen, Kleiner", rief er in den Raum.

Wie erwartet erfolgte darauf eine Veränderung. In einer der bisher makellosen Wände zeichnete sich ein Rechteck ab. Der so markierte Teil glitt beiseite, dahinter war die Silhouette einer Person zu erkennen – die aber ganz offensichtlich kein Mausbiber war.

Eine junge Frau kam auf Rhodan zu. Sie strahlte über das ganze Gesicht und breitete die Arme aus. Als sie ihn fast erreicht hatte, sah er Tränen in den Winkeln ihrer grauen Augen funkeln. Trotz aller Reaktionsschnelligkeit, die ihm seit Ewigkeiten attestiert wurde, blieb er einen Moment lang sprach- und regungslos. Er ließ sich widerstandslos umarmen und erwiderte die Geste zögerlich.

Er musste sich Räuspern und bekam dennoch nur ein leises krächzendes Wort heraus: „Nikki?"

Die Frau löste sich von ihm, behielt aber ihre Hände auf seinen Schultern.

„Ja, Dad", sagte sie und strahlte ihn unvermindert an. „Ich freu mich so sehr."

„Wie … wie ist das möglich?" Auch nach bald 20.000 Jahren war Rhodan unbeholfen in solche Situationen. Er hielt sich selbst zugute, dass er sich tausend Jahre lang fast ausschließlich mit einem Roboter unterhalten hatte.

Nikki Rhodan hob eine Augenbraue und musterte ihren Vater mit belustigter Miene. Dann sagte sie: „Ihr habt mir gute Anlagen mitgegeben."

Perry Rhodan nickte. Einige seiner Kinder waren auch ohne Superintelligenzen-Technologie sehr langlebig gewesen. Er hatte aber eine Ahnung, dass das nicht alles war.

„Dann war das ‚Projekt Ara-Serum' letztendlich ein Erfolg?"

Einen Moment lang flog ein erstaunter Gesichtsausdruck über Nikkis Züge, doch dann lächelte sie wieder. „Stimmt", sagte sie, „den Durchbruch hatten wir erst kurz nach deinem Verschwinden. Dein alter Traum von der Unsterblichkeit für alle ist seit Jahrhunderten Realität im Tamanium."

Sie löste ihre Hände von ihm und wies in Richtung des Eingangs, durch den sie gekommen war.

„Du willst dich sicher frisch machen und in etwas bequemeres schlüpfen. Vermutlich hast du auch Hunger. Lass uns in einer etwas gemütlicheren Umgebung weiterplaudern."

Rhodan blieb stehen, seine Tochter hielt nach dem ersten Schritt inne und schaute fragend zu ihm zurück.

„Wo ist Gucky?"

„Oh!" Sie machte ein halb verlegenes halb belustigtes Gesicht. „Der ist schon wieder los. Weißt du, seit er seine Mausbiber gefunden hat, will er mit

anderen Intelligenzwesen nichts mehr zu tun haben. Mir bei der Suche nach dir zu helfen war das höchste der Gefühle."

„Okay", sagte Rhodan, machte aber weiterhin keine Anstalten, Nikki zu folgen.

„Deine Mutter?" fragte er schließlich, worauf sie nur stumm mit dem Kopf schüttelte.

*

Einen halben Tag später saßen Nikki und Perry Rhodan in einer Art Salon beisammen in bequemen Sesseln mit anregenden Getränken und unterhielten sich. Die Floskel, dass sie sich viel zu erzählen hatten, war angesichts der zeitlichen Abgründe, die sie trennten, geradezu absurd. Es war beiden bewusst, dass sie im Grunde Fremde waren, die sich von Null an kennenlernen mussten. Daher gaben sie sich gar nicht erst die Mühe, in alten Zeiten zu schwelgen oder das Schicksal gemeinsamer Bekannter zu erörtern.

Mehr aus Höflichkeit hatte Perry kurz von seiner Wanderung über die menschenleere Erde berichtet. Dann war er recht unverhohlen dazu übergegangen, Nikki auszufragen. Über die Zustände im Tamanium, das aktuelle Verhältnis zur Milchstraße und über ihre persönliche Agenda. Warum sie nach ihm gesucht hatte – und warum jetzt.

Das Gespräch verlief dabei kaum anders als jenes, das Nikki und Ernst Ellert vor kurzem geführt hatten.

„All dies hat natürlich mit dem Ende der 20.000-Jahresfrist von ES zu tun", sagte sie schließlich. „Alle großen Player in der Lokalen Gruppe werden zusehends nervös. Schattenmaahks und Kartanin machen sich hübsch, da sie hoffen, die neuen Favoriten zu werden. Tolot würde die Milchstraße am liebsten auf die andere Seite des Dyoversums versetzen, um Ruhe vor kosmischen Entitäten zu haben. Und was Tifflor da im Solsystem treibt, weiß vermutlich nur er selbst."

„Und das Tamanium?“, stellte Perry die naheliegende Frage, nachdem Nikki ihre Aufzählung beendet hatte.

„Wir haben versucht“, antwortete sie nach kurzer Pause, „deine Vision einer geeinten, vielfältigen Menschheit zu verwirklichen, in der alle in Freiheit leben und ihren individuellen Träumen nachgehen können und doch gemeinsam an einer immer besseren Zukunft arbeiten. Eine Menschheit, die eine galaxienüberspannende Zivilisation bildet, die in der Lage ist, sich allen kosmischen Rätseln und Herausforderungen zu stellen.“

„Versucht?“

Nikki stellte ihr Trinkgefäß ab und richtete sich auf.

„Ja, versucht“, antwortete sie bestimmt. „Und vieles davon haben wir auch verwirklicht. Ohne dich. Oder weitergeführt, was du hast liegenlassen. Erhalten, was du im Stich gelassen hast.“

Perry hielt dem ernsten Blick seiner Tochter stand.

„Klingt das ungerecht?“, fragte sie nach einer Weile. „Mag sein. Aber die Zeit drängt langsam und wir müssen vollenden, was Mum und du in Gang gesetzt haben. Wir müssen ES eine vollständig geeinte Menschheit präsentieren, deren Zivilisation sich über die gesamte Mächtigkeitsballung erstreckt.“

„Sagtest du vorhin nicht, dass ich das Tamanium davon abbringen soll, die Milchstraße anzugreifen?“

Nikki Rhodan erhob sich und hielt ihrem Vater in einer einladenden Geste die Hand hin.

„Richtig“, sagte sie. „Indem wir ihm zuvorkommen. Komm, ich zeige es dir. Wir sind da.“

*

Die Zentrale der DELORIAN IX hatte sich in ein komplettes holografisches Abbild der unmittelbaren Umgebung verwandelt. Nikki und Perry Rhodan kam es daher vor, als schwebten sie mitten im Weltall.

Schräg unter ihnen – die künstliche Schwerkraft des Schiffs bot ihnen unverändert ein Gefühl von „oben und unten" – hing die Milchstraße in all ihrer Pracht und Herrlichkeit. Ein Anblick, von dem sich Perry auch nach all der Zeit nie würde sattsehen können.

Nikki allerdings blickte in die entgegengesetzte Richtung und bedeutete ihrem Vater, es ihr gleichzutun.

„Der kleine Stern dort", sagte sie und wies auf einen Lichtpunkt, der ganz langsam größer zu werden schien, „ist vor Jahrmilliarden aus der Ebene der Milchstraße geschleudert worden und zieht nun hier draußen einsam seine Bahnen. Naja, nicht ganz, drei Gasplaneten und ein paar weitere Gesteinsbrocken leisten ihm Gesellschaft."

Das Bild änderte sich schlagartig. Offenbar hatten sie eine Überlichtetappe zurückgelegt – oder die KI der DELORIAN hat die Darstellung einfach herangezoomt. Es zeigte nun einen Gasplaneten direkt vor ihnen. Der Stern war ebenfalls größer geworden, von Perrys Warte aus lag er auf der rechten Seite. Ohne Kenntnis über seine Größe war die Entfernung schwer abzuschätzen, er tippte aber auf drei, vier Astronomische Einheiten.

Entsprechend war die rechte Seite des Gasplaneten hell erleuchtet, die linke lag im Dunkel der Nacht.

In dem Moment geriet ein weiterer Himmelskörper in ihr Blickfeld. Er schwebte Perry quasi direkt vor die Nase und nahm dabei eine scheinbare Größe von zwei bis drei Metern ein. Er war nahezu kugelförmig und schien auf den ersten Blick ein Mond des Gasriesen zu sein.

Auf den zweiten allerdings …

„Das ist kein Mond", sagte Perry gedankenverloren und ging ein paar Schritte auf die Darstellung zu. Im Licht des fernen Sterns – vermutlich in der Holographie verstärkt durch die Schiffs-KI – schälten sich die Oberflächenstrukturen heraus, die

sich als auffällig geradlinig herausstellten.

Tatsächlich war das Gebilde in drei Segmente unterteilt, die wie drei breite Orangenstückchen in der Polachse zusammenliefen und drei schmale Spalten bis in das Zentrum des Gebildes freiließen.

„Eine Raumstation?", fragte er und drehte sich zu Nikki um. „Wie groß ist das Ding?" Ohne Vergleichsmöglichkeit oder eingeblendete Anzeigen war es unmöglich, die Maße abzuschätzen.

„Ziemlich genau tausend Kilometer", lautete die Antwort. Nikki Rhodans Gesicht hatte jeden Ausdruck verloren, ihre Augen waren weit geöffnet und schienen in die Ferne zu schauen.

„Darf ich vorstellen", sagte sie, „OLD MAN III."

Fortsetzung folgt …

„Alles Lüge!“ von Uwe Lammers

„Sie wollen doch nicht ernsthaft, dass ich diesen … diesen Verrückten interviewe!“

Alan Ladock starrte fassungslos auf seinen Vorgesetzten, der direkt vor seinem Arbeitsplatz stand und grinsend die breiten, fleischigen Hände auf den Metallschreibtisch stemmte. Ladock war ein drahtiger, knapp eins achtzig großer Reporter, dunkelblond und allgemein als Mann für Unmögliches bekannt. Der gut dreißig Jahre alte, gewiefte Journalist beherrschte eine Vielzahl raffinierter Tricks, um seine Gesprächspartner an Punkte zu bringen, zu denen diese eigentlich gar nicht wollten. Manchmal schaffte Ladock sogar, diesen Leuten einzureden, das Eingehen auf diese Themen sei ihre eigene Idee gewesen. Die meisten begriffen gar nicht, wie das ging.

Doch, er galt als gewiefter und mit allen Wassern gewaschener Journalist. Ladock hatte einen Ruf.

„Natürlich will ich das, mein Sohn“, dröhnte Herbert P. Aswells Stimme in Ladocks Ohren. Aswell war ein Riese, mindestens zwei Meter zehn groß, gebaut wie ein Sumoringer, mit einem stampfenden Gang, der schaukelnd war und der dem Reporter immer wieder die Frage abverlangte, wie er eigentlich jemals eine Frau gefunden hatte. Er hatte jedoch eine, und bei einem Fest hatte Ladock sie auch einmal gesehen, im Vergleich zu ihrem Mann ein dünnes Püppchen. Aber so war es oft.

„Natürlich will ich das“, wiederholte er. „Wir suchen noch einen Aufmacher für die neue Jubiläumsausgabe, Sie wissen schon, sechzig Jahre Erste Mondlandung. Ich bin sicher das streitet er auch ab!“

„Dieser verrückte Kerl streitet alles ab!“ Alan Ladock lehnte sich etwas zurück. Die Nähe seines Chefs, der angesichts seines gutaussehenden Anzugs und der infernalischen Hitze stark schwitzte, wirkte erdrückend auf den Reporter. Aswell

selbst merkte das schon gar nicht mehr. Er war der Chef … „Alles, er glaubt nicht an die Marsmissionen, nicht an Atomkraftwerke, an Autos, an die Satellitenkommunikation, an Tiefseekolonien, an einfach gar nichts. Der Kerl ist irre, zu nichts zu gebrauchen! Was soll uns ein Interview mit ihm überhaupt bringen?"

Herbert P. Aswell lachte dröhnend. Ganz offensichtlich war er schon wenigstens zehn Schritte weiter und hatte sich diese gesamte Sache bestens durchdacht. Seine nächsten Worte bewiesen das schlagend: „Ha, den setzen wir auf die Titelseite. Titel: SECHZIG JAHRE FORTSCHRITT. BERICHT ÜBER DEN RÜCKSCHRITTLICHSTEN MENSCHEN DER WELT."

Aswell lachte erneut, begeistert von seinem Geistesblitz, und zögernd fiel Ladock ein. Wenn das so aussah, hörte sich der Auftrag schon deutlich interessanter an. Informationen für einen solchen Beitrag zu bekommen, das klang nicht mehr ganz so aberwitzig wie eben. Denn dass er diese Statements bekommen würde, nach denen Aswell verlangte, konnte als sicher vorausgesetzt werden. Und vielleicht … na ja, vielleicht machte es ja sogar Spaß?

„Gut, Chef, ich mach's", entschied er sich. „Wie lang soll der Bericht werden?"

„Nach eigenem Gutdünken, aber nicht länger als vierzig Zeilen. Verfassen Sie ihn so, dass er beliebig zu kürzen ist."

„In Ordnung", nickte der Reporter. Allmählich freundete er sich mit diesem Gedanken an. Nun ja, dachte er ein weiteres Mal … ja, vielleicht machte dieser Verriss ja sogar Spaß … und anstecken konnte man sich dabei gewiss nicht. Wahnsinn war eben nicht ansteckend. Aber für Leitartikel ließ er sich gut verwenden.

*

Ladock fuhr mit dem Lift eine Stunde später, als er sich gut präpariert hatte, ins Erdgeschoss der hundertvier Stockwerke hohen

Nachrichtenzentrale des EAST COAST NEWS NETWORK im Herzen von Boston. Das war sein Arbeitgeber, ein gewaltiger Medienkonzern, der aus den Medienfusionen der 90er Jahre hervorgegangen war und inzwischen über Zeitungen, Magazine, Rundfunksender, Fernsehsendeanstalten und angeschlossene Zulieferbetriebe und Industriezweige herrschte. Außerdem hielt der Konzern Anteile an der landesweiten Telekommunikation und hatte Verbindungen zur Raumfahrtindustrie, zur Satellitenfertigung und dergleichen. Man verdiente hier gut, wenn auch der Stresslevel hoch war und viele Redakteure und Journalisten nach wenigen Jahren ausgebrannt waren … aber solange man wie Ladock Leistung brachte, dachte man daran einfach nicht. Keine Zeit, keine Zeit.

Im Erdgeschoss angekommen, begab sich der dynamische Reporter per Rohrbahn zu den außerhalb der Stadt angelegten Autosilos. Man hatte 1993 endlich erkannt, dass die Verkehrskonzepte, die man bislang verfolgt hatte, einen gründlichen Auswuchs fehlerhafter Planung darstellten und nicht geeignet waren, die zunehmenden Verkehrsströme wirkungsvoll zu kanalisieren. Es waren deshalb seither Pendlerverkehrslinien eingerichtet worden, die die öffentlichen Nahverkehrsnetze auf einen Standard verbesserten, der noch wenige Jahre zuvor als utopisch galt. Die Autos wurden inzwischen sämtlich außerhalb der Städte geparkt.

Unnötig zu sagen, dass dadurch die Lebensqualität in den Ballungszentren an der Ostküste der USA erheblich gesteigert werden konnte. Unglaublich überfüllt waren sie freilich auch heute noch. Die Übervölkerung der Erde stellte nach wie vor ein dramatisches Problem dar. Leider nicht ganz so einfach zu beheben wie der Verkehrsinfarkt.

Mit der Turbobahn für besonders eilige Beförderungen gelangte Ladock binnen von nur vierzehn Minuten in

die Randzonen der Stadt. Natürlich presste ihn der Andruck ordentlich in die Polster, aber daran hatte er sich schon lange gewöhnt.

Und das alles nur wegen eines Irren, überlegte bei der kurzen Reise an den Stadtrand kopfschüttelnd. So ein Schwachsinn! Nun, auf der einen Seite … auf der anderen versprach das Interview aber auch ganz vergnüglich zu werden …

Nach dem Einlaufen des Zuges in den Zielbahnhof schwang sich der Reporter auf einen wartenden Glider und drückte die Tastenkombination für den Wartehangar 34, wo sein Fahrzeug wartete. Wirklich, die moderne Technik war schon famos. Gar kein Vergleich mehr zu den primitiven Verkehrsverhältnissen im 20. Jahrhundert mit den Verkehrsstaus, dem Smog, den Tankproblemen und was es da nicht noch alles für Schwierigkeiten gegeben hatte. Heute war das alles – na ja, weitgehend – wirklich nur noch blasse Erinnerung an die technologische Steinzeit. Sie lebten in modernen Zeiten.

Wenn man nicht Barbarossa hieß, musste man einschränken.

Der Knallkopf hielt das ja alles für Halluzinationen. Jedenfalls, wenn man den Pressemeldungen Glauben schenken wollte, die Ladock sich angeschaut hatte. Barbarossa galt als wirklich versponnener, wirrer Kopf. Wirr, aber harmlos. Deshalb war er wohl auch noch nicht in eine Anstalt eingewiesen worden, wo er sicherlich besser aufgehoben gewesen wäre.

Hangar 34 stellte einen lang gestreckten Hallenkomplex dar, vierzig Meter unter der Erde. Hier hinein führten vierundzwanzig Highways, die schließlich den Transfer von pendelnden Menschen in verschiedenste Nachbarstädte, ja, sogar benachbarte Bundesstaaten ermöglichten. Es gab auch Überlandrohrbahnen, aber an den meisten wurde noch gearbeitet. Die technologische Revolution funktionierte eben nicht von heute auf morgen, und die Erde war halt ein

ziemlich ausgedehnter Planet (von den schmalen Finanzen mal ganz zu schweigen, die eine Menge moderner Infrastrukturprojekte wirkungsvoll verlangsamten).

Sechs Meter hoch, neun Meter breit und mehr als zweihundertfünfzig Meter lang, diese Dimensionen besaß der unterirdische Hangar, in dem insgesamt sechzig Fahrzeuge Platz fanden. Das klang zwar nach wenig Kapazität, aber schließlich mussten die Fahrzeuge auch navigiert und dirigiert werden, und weiterhin wurde hier in den Hallen auch stets ein Rundcheck durchgeführt und die Maschinen komplett versorgt. Das gewährleistete rundum Sicherheit. So etwas wie Werkstätten oder Reparaturbetriebe, die früher an den Landstraßen gelegen hatten, waren durch die moderne Technik mit den Hangarhallen fusioniert worden. Besser ging es gar nicht. Kurze Wege für Reparaturen, voll motiviertes Wartungspersonal, das flexibel von Hangar zu Hangar reisen konnte, wo eben gerade Arbeit anfiel.

Als Alan Ladock zur Box kam, in der sein Fahrzeug gestanden hatte, fand er es nicht mehr und schaute etwas frustriert drein. Seine positiven Gedanken wegen der technischen Innovation im Verkehrswesen bekamen erste Trübungen. Finster sah er sich um.

„Es war schadhaft und wurde entfernt“, erklärte ihm ein Arbeiter aus einer Nachbarbox, der hier einen anderen Wagen pflegte. „Nehmen Sie die Nummer 45, die ist gerade fertig gewartet und nicht belegt.“

Seufzend fand sich der Reporter damit ab und bestieg den Wagen in Box 45. Das war zu seinem Entzücken ein schneller, roter Wagen, der ausgesprochen gut aussah und sich auch noch prächtig fahren ließ. Sein kurzfristiger Verdruss verschwand sofort. Dieses Leihsystem war natürlich auch eine tolle Sache. Man nahm einen Wagen aus dem öffentlichen Hangar, der gerade frei war, und man ließ ihn gegebenenfalls in einem benachbarten Hangar wieder

zurück. Die zurückgelegten Meilen wurden dann vom Spesenkonto abgerechnet, das er bei der Redaktion unterhielt.

Endgültig vergangen waren die Zeiten, in denen jeder Trottel geglaubt hatte, unbedingt ein eigenes Auto besitzen zu müssen. Die meiste Zeit über standen die Dinger sowieso nur draußen herum, vergeudeten Parkplatzfläche, wurden vielleicht von Vandalen beschädigt, von Dieben geklaut, bei Unfällen Dritter lädiert … und was das alles kostete, von den Steuern ganz zu schweigen. Die reinste Geldverbrennung! Heutzutage galt ein solcher Gedanke als absurd.

‚Verdammt gut, dass wir moderne Zeiten haben', dachte Alan Ladock grinsend. ‚Das ist wirklich verdammt gut! Möchte um keinen Preis der Welt in diesem rückständigen zwanzigsten Jahrhundert leben. Da wäre ich ja verrückt geworden!'

Er ließ den neuen, rasanten Wagen auf den Mittelweg hinausgleiten und beschleunigte dann, bis er zur Auffahrt kam, über die er schließlich den Schoß der Erde verließ und nun auf dem Highway nach Westen brauste, ins Landesinnere hinein.

*

Eine Stunde später erreichte Alan Ladock bereits sein Ziel, deutlich schneller als mit dem alten Fahrzeug. Das Ding hier war eindeutig eine enorme Verbesserung. Direkt voraus lag sein Reiseziel.

Eingebettet in weite, farbenprächtige Feldlandschaften, auf denen riesenhafte Erntemaschinen arbeiteten, existierte ein aus der Landschaft herausragender Berg, in dessen Ostflanke sich ein ausgedehntes Höhlensystem befand. Hier wohnte der Eremit, der sich nach einer Sagengestalt benannt hatte. Er nannte den Berg Kyffhäuser, was immer das bedeuten sollte, und sich selbst ließ er mit dem nicht minder bizarren Namen Barbarossa ansprechen. Aber die Umgebung von verrückten Menschen war eben oftmals nicht

weniger verrückt. Barbarossas obskure Heimstatt bewies das wirklich exemplarisch.

Der Berg war, wie Ladock aus allen möglichen Berichten von Konkurrenzsendern und Fernsehfeatures wusste, dicht mit Kiefern und leichtem Unterholz bewachsen, aber es gab hier zumindest einen Pfad, der hinauf zum eigentlichen Heim des Eremiten führte. Weiter oben gab es allerdings keinen Platz für einen Wagen. So musste er ihn schweren Herzens und etwas frustriert unten am Fuß des Berges zurücklassen und die letzten paar Dutzend Meter Weges zu Fuß zurücklegen. Bei der Affenhitze würde er durchgeschwitzt sein, ehe er oben war.

Ach, für einen Artikel musste man schon noch ein wenig leiden können. Wenn er ihn nachher fertig hatte, konnte er sich ja in der Kantine der Redaktion wieder eine solide Mahlzeit und ein kaltes Bier gönnen. Die Redaktion erlaubte solche kleinen Boni schon, wenn solide Arbeit geleistet wurde.

Nachdem Ladock also den Wagen gesichert hatte, damit er nicht wegrollen konnte – natürlich konnte von normal angelegtem Parkplatz hier auch keine Rede sein, er befand sich halt fast in der reinen Natur, wo dieser schrullige Eremit lebte – , stieg er mühselig und bald etwas schnaufend den Berg hinauf. Der Pfad wand sich durchs Unterholz, aber er war oft begangen, man sah es. Deshalb kam der Reporter relativ rasch zur Höhle des Einsiedlers Barbarossa, der hier oben einen eigenen Garten angelegt hatte und eine eigene Kleinviehzucht, was weiter seinen Status als Geisteskranker hervorhob.

Zurück zur Natur und solch ein Schwachsinn. Sein Wahnsinn erstreckte sich natürlich auch auf industrielle Nahrungsmittel und dergleichen. Barbarossa befand sich in strikter Feindschaft mit der gesamten Welt, und er wurde vermutlich nur deshalb geduldet, weil er halt so ein offensichtlich spleeniger Spinner war, den man allein

zur Erheiterung noch brauchte.

Ein bisschen wie die antiken Hofnarren, schätzte Ladock und unterdrückte mühsam ein Grinsen. Mann, er musste sich mal ein bisschen zusammenreißen. Wenn er zu humorig dreinschaute, warf der Kerl ihn vielleicht sofort wieder hochkant raus … dann würde er die älteren Artikel der Konkurrenz aufwändig durcharbeiten müssen, um Informationen zu finden. Es wäre gewiss lustiger, wenn sich dieser Trottel selbst zum Idioten machte.

Also, brav und seriös auftreten!

Ladock nahm sich allerdings fest vor, diese Kuriosa wie die Kleinviehzucht und den eigenen Garten nachher angemessen in seinem Bericht zu erwähnen. Welcher alberne Komiker bewirtschaftete denn heutzutage noch einen eigenen Garten? Woher sollte man überhaupt die ZEIT dafür nehmen? So ein Unsinn. Kein Wunder, dass dieser Barbarossa keiner geregelten Arbeit nachging. Beide Dinge ließen sich ja gar nicht miteinander vereinbaren …

„Hallo! Barbarossa! Sind Sie da?", rief er. „Mein Name ist Ladock, ich komme von ECNN …"

Ladock war echt froh, dass er vorhin noch von der Redaktion aus angerufen hatte. Telefonisch erreichen konnte man diesen Einsiedler. Das war so ziemlich die einzige Konzession an die Moderne, die er zuließ. Und Barbarossa tat das auch nur aus reinem Selbstschutz. Er pflegte zu sagen, dass ihn anderenfalls die Reporter zu den unmöglichsten Zeiten „überfallen" würden, wenn er seiner Inspiration nachging, beispielsweise. Oder wenn er meditierte. Und es sei tatsächlich schon vorgekommen, dass Journalisten, die ihn nicht vorfanden, kurzerhand einen Krankentransport gerufen hätten … Barbarossa hätte ja irgendwo in seiner Wildnis des Wohnberges verunglückt sein können, nicht wahr?

Ach, solchen Riesenaufruhr brauchte er nicht. Deshalb gab der Einsiedler dann

nach und ließ eine einzige Telefonleitung hierherlegen, damit man ihn erreichen konnte. Er klang dabei aber, älteren Presseberichten zufolge, ganz so, als erweise er dem „uninformierten Volk" einen huldvollen Dienst und gestatte das gleichsam – und das, wo er doch selbst auf Kosten der Allgemeinheit lebte.

Völlig versponnen und ausgehakt, eindeutig.

‚Mann, die Regierung ist echt kulant zu dem Kerl', sinnierte Ladock, während er ratlos dastand und auf Antwort wartete. ‚Das kann man gar nicht verstehen. Und er ist so ein stumpfer Ignorant, der kapiert überhaupt nicht, wie gut er's hat. Undankbarer Trottel.'

Glücklicherweise war heute gleich ein Termin frei gewesen, als Ladock sich danach erkundigte … nun, Glück musste man halt auch manchmal haben, wenn man am informatorischen Puls der Zeit horchte. Das war ein Privileg, dessen man sich würdig zu erweisen hatte.

Alan Ladock bereute jedenfalls keine Sekunde, dass er das Handwerk des Journalisten ergriffen hatte. Das war ganz seine Welt.

Er wiederholte seinen Ruf, als er keine Antwort bekam.

Eine ganze Weile lag Schweigen über der so archaischen Landschaft zwischen den hohen Nadelbäumen, dann hörte Ladock aus der Höhle, einem runden Loch in der Felswand neben den Tierställen dumpf eine Antwort. „Kommen Sie herein. Ich kreiere gerade ein neues Kunstwerk!"

Na, das klang doch schon sehr viel versprechend.

Ladock beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen.

*

Der Reporter stellte fest, dass man sich nicht bücken musste, um in die Höhle zu gelangen. Auch die Beleuchtung durch rußende Fackeln reichte hin, um das Innere der Grotte erkennen zu können. Alan Ladocks Augen weiteten sich ungläubig, als er erkannte,

was hier drinnen vor sich ging. Die glatt polierten Wände des Höhleninnenraums, der sich schlauchartig in dämmrigere Tiefen erstreckte, waren mit Bildern bedeckt. Sie machten ihn für ein paar Augenblicke sprachlos. Ladock musterte die farbenprächtigen, naturalistisch gehaltenen Darstellungen.

Es war faszinierend und verrückt zugleich: Direkt links neben dem Eingang schlängelte sich beispielsweise ein Rieseninsekt über die Wand, grüngrau gefärbt, mit einem Menschen als Reiter auf dem Chitinrücken, der das Insekt mit einer Art Zügel gängelte. Die Kreatur hatte einige Ähnlichkeit mit einer utopisch vergrößerten Küchenschabe oder etwas Vergleichbarem. Direkt daneben befand sich ein Feld an der Wand, über das diagonal eine Art großer Skorpion krabbelte, allerdings alptraumhaft vergrößert, an beiden Seiten große Säcke mit frisch gemähten Ähren, die er mit seinen Scheren abschnitt und gleich einsammelte.

Benommen ging der Reporter weiter ins Höhleninnere. Er starrte ungläubig auf immer weitere Monster insektoider Herkunft, die an den Wänden abgebildet waren. Nach wenigen Metern gelangte er in einen hohen Hallenraum, in dem Tropfsteine von der Decke wuchsen. Der Saal an sich war aber schon sehr lange Zeit völlig trocken. Überall auf den Wänden befanden sich ungeheuerliche weitere Darstellungen von monströsen Rieseninsekten, die in bizarrer Verbindung mit der menschlichen Kultur standen.

Und ja … irgendwo dort in diesem Pandämonium stand ein hölzernes Gerüst, auf dem ein rüstiger alter Mann in weißem, farbbespritztem Kittel kniete und gerade seine letzten Pinselstriche an einem weiteren Kunstwerk anbrachte. Es zeigte ein Schiff, das auf fatale Weise einer römischen Galeere ähnelte … und sie wurde von drei riesenhaften Kraken gezogen.

Grundgütiger Himmel!

Der Mann war wirklich total verrückt! Kein Zweifel!

„Ahem … Kunstwerk nennen Sie das?", fragte Ladock zweifelnd.

Er hatte unmerklich das Mikrofon eingeschaltet, das mit dem Bandgerät in seiner Westentasche verbunden war. Somit nahm er alles auf Band auf, was sie sagten.

Der Alte mit dem großen, krummen Körper und dem dichten weißen Haar, das ihn aussehen ließ wie einen Propheten der Antike, ließ sein Kunstwerk trocknen und kletterte über eine breite Holzleiter herab, die aussah, als habe er sie selbst angefertigt. Das traute Ladock ihm ohne weiteres zu.

„Womit kann ich Ihnen dienen, junger Mann?" Barbarossa bekümmerte die Frage offenbar überhaupt gar nicht. Er schien derlei Zweifel gewöhnt zu sein. „Ich habe nicht sehr viel Zeit übrig … sehen Sie, die Westwand braucht noch ein weiteres Bild. Aber es tut ganz gut, mal zwischendrin durchzuatmen und die Farbdünste aus dem Kopf zu bekommen."

„Nun", steuerte Alan Ladock gleich aufs Ziel zu, nachdem er sich kurz vorgestellt hatte, „es ist allgemein bekannt, dass Sie einigen Errungenschaften der modernen Welt skeptisch gegenüberstehen, Mister Barbarossa…"

„Nennen Sie mich ruhig nur Barbarossa oder Sir", fiel ihm der Alte ins Wort. „Aber verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht unterbrechen."

Der Reporter nickte. Schrulliger Typ, aber zumindest nicht völlig abweisend. Mal sehen, wie lange das anhielt. „Ja, Sir. Wie Sie vielleicht wissen, jährt sich am 21. Juli dieses Jahres, also in knapp zwei Wochen, die Mondlandung zum sechzigsten Male …"

„Mondlandung! Pfft! Alles Hirngespinste!", brauste der weißhaarige Mann zornig auf. Seine schwarzen Augen blitzten kampfeslustig im zuckenden Licht der Fackeln, und seine Miene bekam etwas Zorniges… er glich mehr denn je einem Propheten des Alten

Testaments. „Und Sie wollen von mir jetzt also die Meinung zu diesem Hirngespinst hören, sehe ich das richtig, ja?"

„Eh … ja, Sir", stimmte der Reporter zu. Er merkte, dass seine Redegewandtheit bei diesem zornigen, verrückten Mann nahezu völlig verpuffte. Er konnte sich einfach nicht konzentrieren, zu ruckartig reagierte er, zu sehr war er in seinen Wahn verrannt.

„Sie tun mir leid, junger Mann", sagte Barbarossa kopfschüttelnd. „Sie sind der festen Ansicht, dass am 21. Juli 1969 Menschen auf dem Mond landeten, ja?"

„Neil Armstrong und Edward Aldrin, ja", stimmte Ladock zu. Es kam ihm verblüffend vor, dass jemand allen Ernstes an solchen weltbewegenden Tatsachen zweifeln konnte. Jedermann auf der Welt hatte inzwischen diese Aufnahmen gesehen, die historischen Tonprotokolle gehört. Es klang lächerlich, dass irgendwer das in Abrede stellte. „Sicherlich. Die ganze Welt hat die Bilder gesehen …"

„Alles Humbug", korrigierte der Alte sofort scharf. „Das, was Sie Zivilisation nennen, ist nichts weiter als eine bunte Kulisse, ein Märchenhintergrund, erzwungen durch Drogen und Tyrannei."

„Tyrannei?", stieß der Reporter verdutzt hervor. Was meinte denn der Mann damit …?

„Oh ja, Tyrannei, ganz recht! Sehen Sie, kommen Sie! Hier!" Er zerrte Ladock mit erstaunlicher Kraft mit sich, bis sie vor einem Bild zu stehen kamen, das eine Stadt zeigte, die wie von Termiten erbaut aussah, ockergelb, seltsam verschlungen und erfüllt von Röhren, die die Gebäude kreuz und quer und vor allen Dingen unterirdisch verbanden. Die untersten Stockwerke waren monströsen Wesen vorbehalten, die durch einen Querschnitt durch eins der Häuser sichtbar wurden. Gar nicht mal ungeschickt gezeichnet, wie Ladock zugeben musste.

Das Motiv an sich blieb allerdings gewöhnungsbedürftig, und das wurde noch schlimmer, als er genauer hinsah. Diese Wesen in den untersten Stockwerken der Gebäude … schaurig! Riesenhafte, aufgeblähte schwarze Spinnenwesen, im Maßstab garantiert zwanzigmal so groß wie ein ausgewachsener Mensch. Sie lagen in riesenhaften Domen unter der Erde und gebaren in endloser Folge Nachwuchs.

„Hier, diese Kreaturen beherrschen die Erde! Millionen von ihnen! Sie haben die Gabe der Illusion, erzeugen perfekte Illusionen, und die Menschen merken nicht, in was für einem Schreckensreich sie existieren …!"

„Das ist doch verrückt!", stieß der junge Mann hervor und vergaß angesichts dieses grassierenden Irrsinns seine Zurückhaltung. Ladock beging den Fehler, Barbarossa mit Logik kommen zu wollen. Diese Brutkammern in den Kellern der Hochhäuser hatten in seinen Augen einen klaren, unleugbaren Schönheitsfehler. „Sehen Sie, wenn das Wirklichkeit wäre und es in den Kellergeschossen diese … diese Brutkammern geben würde, dann gäbe es doch wohl keine Lifts …"

Barbarossa hatte, wie jeder überzeugte Wahnsinnige, natürlich sofort eine Antwort parat. Seine Wahnwelt war gut durchdacht. „Doch, die gibt es, aber sie werden von Muskelkraft gezogen. Sie funktionieren nach dem Prinzip des Flaschenzuges, und mehr als hundert Menschen sind erforderlich für solche Glanzleistungen. Die Tyrannen übermitteln ihnen stets mittels Telepathie, in welchem Stockwerk sie zu stoppen haben. Aber es gibt keine wirklich großen Lastenaufzüge in kleinen Gebäuden, ist Ihnen das schon einmal aufgefallen?"

„Das wäre ja auch unsinnig", wandte er etwas irritiert ein. „In kleinen Gebäuden ist nicht genügend Platz …"

„… für die menschlichen Sklaven, richtig!"

„Für die Waren, die einen solchen Aufzug rechtfertigen würden."

Der Alte schien enttäuscht. Aber nur einen Moment lang. So schnell gab er sich nicht geschlagen. „Hören Sie, es gibt überall Beispiele. Sehen Sie hier."

Er deutete auf eine lang gestreckte Anlage, die ebenfalls im Aufriss dargestellt war. Es war ein Autodepot gleich dem, das er vor Stundenfrist mit seinem Wagen verlassen hatte. Aber auch sie war von Barbarossa gründlich pervertiert und grotesk verwandelt. Es gab in seiner Darstellung nämlich lange Metallrinnen am Boden vor den einzelnen Boxen. Die waren mit einem grünlichen Schleim gefüllt, den große, gepanzerte Käferwesen schlürften. Sie standen in den Boxen und schienen ein Äquivalent zu den Fahrzeugen zu sein.

„Sehen Sie! Alle Menschen reiten auf solchen Ungeheuern! Sie wurden speziell von den Herrschern gezüchtet für diese Aufgaben! Ist das nicht schrecklich?"

Der Reporter schüttelte den Kopf. Das war ja wirklich unglaublich. Ladock bedauerte, dass er keine Kamera mitgenommen hatte. Ein illustrierter Bericht dieses Wahnsinns wäre bei den Lesern sicherlich noch sehr viel besser angekommen. „Ich kann es Ihnen nicht glauben, Sir. Diese Wesen können auf der Erde gar nicht existieren, weil der Sauerstoffgehalt viel zu niedrig ist …"

„Ich weiß nicht genau, wie es sich verhält, ich bin kein Biologe, aber es wurden Genmanipulationen vorgenommen …" Der Alte wurde sichtlich ärgerlicher und führte ihn zum nächsten Bild. „Sehen Sie hier! Das ist das, was Sie Flugzeuge nennen!"

Riesenhafte, libellenartige Kreaturen befanden sich in einem Hangar, und unter ihrem Bauch wurden große Gondeln geschnallt, mit denen sie Passagiere beförderten. Ganz so, als handele es sich um bizarre, alptraumhafte und lebendige Zeppeline!

Es war nur noch bizarr, fast zum Schreien komisch.

Und der alte Mann wirkte verzweifelt ernsthaft, er wollte den Reporter UNBEDINGT davon überzeugen, dass er im Solde von fremden, unmenschlichen Kreaturen stand, die ihm nur Böses wollten.

„Das Gewicht von dreihundert Menschen und deren Gepäck …", wandte er ein.

„Genmanipulation … Superkräfte …", brabbelte der Alte.

Alan Ladock fragte nun ganz direkt: „Und wie haben diese Tyrannen das mit der Mondlandung gemacht? Und mit den Marsexpeditionen, den Sonden zu den fernen Sternen? Den ganzen Bildern?"

„Alles Betrug, Gedankenverdreherei, Hypnose, was weiß ich", fauchte der Alte erbost. Seine Hände öffneten und schlossen sich krampfartig, sein Gesicht war in zuckende Bewegung geraten, und er gestikulierte heftig. „Hören Sie, junger Mann! Diese Kreaturen können so gut wie alles! Sie haben verheerende chemische Waffen …"

„Die sind doch durch internationale Konventionen geächtet!"

„Ha! Nur in Ihrer Phantasie!", widersprach der Eremit stürmisch. „Was meinen Sie, warum es in China und Afrika so große Katastrophen gibt? Ich weiß zwar nicht, wie viel davon der Realität entspricht, aber das, was man davon behauptet, dass es sich dabei nämlich um Dürrekatastrophen handelt, das ist nicht wahr! Diese unglückseligen Menschen werden mit biologischen oder chemischen Kampfmitteln vernichtet, damit Platz ist für die insektoiden Herrscher. Irgendwann werden sie die Erde komplett übernommen haben!"

Man musste es ihm lassen, er hatte seinem Wahnsinn entsprechend eine rege Phantasie entwickelt und konnte für fast alle Dinge eine für ihn plausibel klingende Erklärung finden.

„Und die Atomkraft?"

Barbarossa hatte auch dafür eine Antwort, aber jetzt hob er allmählich wirklich ab: „Alles Humbug,

sofern es sich nicht um Atomwaffen handelt. Das sind aber in Wirklichkeit Antimateriebomben. In Hiroshima und Nagasaki befanden sich die Zentralen abtrünniger Insektenstämme, die damit ausgelöscht wurden."

„Und in Deutschland wohl auch, was?" Was für ein unglaubliches Garn! Da blieb einem Zuhörer ja die Spucke weg. Demnächst erzählte Barbarossa wohl auch noch, die Cäsaren seien Insekten gewesen.

„Ja, natürlich. Aber da war die Invasion schon erfolgreicher. Da wurde der ‚konventionelle' Krieg getestet, und fast nur menschliches Material wurde verheizt. Lediglich die Befehlshaber wie Montgomery, Rommel, Churchill, Stalin, Hitler und so, das waren Insektenführer. Ich glaube fast", flüsterte er gleich darauf, als sei das eine Geheiminformation, die man auf keinen Fall belauschen durfte, „die Nazi-Insekten wollten das Matriarchat abschaffen und mussten deshalb liquidiert werden."

Der totale Wahnsinn. Aber alles war auf Band. Und es ging noch weiter.

„Wozu machen die das?", hakte Ladock nach, der nun wieder seine Fassade kühler Zurückhaltung wahren konnte. Das war auch nötig. Halte den Redner am Plappern und zeige ihm bloß nicht, für wie versponnen du ihn hältst. Zu leicht konnte das dann in Frust oder Gewalt umschlagen.

„Die Täuschung mit dem Weltraum und so?"

Der Reporter nickte.

Barbarossas Gesicht wurde von einem grimmigen Lächeln verzogen, das allerdings nicht sehr glücklich wirkte. „Oh, das ist ganz einfach. Momentan beträgt die menschliche Bevölkerung noch mehr als zwei Milliarden, die Chitinherrscher kommen von Sklavenkräften noch nicht so ganz los. Informierte Sklaven neigen eben dazu, eine Revolution vom Zaun zu brechen. Jemand, der gar nicht weiß, dass er versklavt ist, hat auch kein Interesse daran, befreit zu werden."

„Klingt logisch", musste Alan Ladock gestehen. Zwei Milliarden Menschen … über die Bevölkerungsentwicklung war Barbarossa definitiv auch nicht mehr auf dem neuesten Stand. Zum Schein ging er auf das Argument des Künstlers näher ein. „Aber ich stelle mir das höchst schwer vor, eine hochtechnisierte Kultur zu versklaven, ohne dass das bemerkt wird …"

„Junger Mann", flüsterte der Alte. „Vergessen Sie nie: diese Monster haben telepathische Kräfte. Die können Ihnen vorgaukeln, vor Ihnen sei eine Stadt, und da ist an Stelle dessen ein Meer. Sie würden nicht einmal merken, dass Sie ertrinken, wenn Sie unter mentaler Kontrolle stünden! Diese Monster können so gut wie alles! Und glauben Sie nicht, dass sie uns versklavt haben, als wir schon die Dampfmaschine entwickelt hatten. Sie sitzen schon länger auf der Erde, sehr viel länger, glauben Sie mir! Nostradamus war der erste von ihnen, glaube ich. Wenigstens seit dem 16. Jahrhundert existieren sie bereits hier, und sie sind in erster Linie in unwegsamen Gegenden von Afrika und Südamerika gelandet. Die Zeichnungen von Nazca, die bis heute keiner entschlüsseln konnte, entstammen auch ihrer Kultur."

„Nazca?", fragte Ladock verdutzt. Dieser Gedankengang war für ihn nicht recht nachvollziehbar. „Was soll das denn sein? Nie gehört."

Barbarossa blinzelte überrascht. Mit diesem Einwand schien er nicht gerechnet zu haben. „Nun, das ist … eine Hochebene in den Anden …"

Alan Ladock hatte nun wirklich Mühe, sich das Lachen zu verkneifen. In Geografie war Barbarossa offenbar nicht ganz so gut wie im Phantasieren von Wahnvorstellungen. Eine Hochebene in den Anden! Das war natürlich ein guter Scherz. In den Anden gab es keine Hochebenen, dort war noch aktiver Vulkanismus angesagt, und die gesamte Region der Anden war unbewohnbar, jedes Kind lernte das schon in der Schule. Bis auf einige Küstenstädte wie Rio

de Janeiro und Maracaibo war der gesamte Kontinent menschenleer. Da konnte Barbarossa natürlich das Blaue vom Himmel herunter lügen, nachprüfen konnte man das ohne Lebensgefahr sicherlich nicht.

Der Reporter sah ihn nun skeptisch an.

„Sie glauben mir nicht", stellte der alte Mann bitter fest.

„Es … fällt mir zumindest schwer, muss ich gestehen", gab er offen zu. Freilich war dieses Verständnis nur geheuchelt. Er glaubte diesem verrückten Schrat kein Wort. Das war doch alles wirres Zeug. Barbarossa gehörte wirklich in eine Anstalt, jeder Leser würde das so sehen. „Sehen Sie, wenn es so ist, wie Sie sagen … warum haben diese unheimlichen Herrscher Sie denn dann nicht längst beseitigt? Wo Sie doch die Wahrheit kennen?"

Barbarossa trabte in der Höhle im Kreis und sagte nach einer Weile dumpf und unerwartet fatalistisch: „Ach, das ist doch ganz einfach – die Insektenfürsten wissen genau, dass man mich einfach für verrückt erklären würde. Zweifellos werden Sie genau dasselbe tun. Jeder Ihrer stumpfsinnigen Kollegen hat das getan! Deswegen habe ich mich schon hierher zurückgezogen …"

Der Reporter nickte begreifend. Sein Urteil stand fest, aber das versuchte er natürlich, nicht zu zeigen. „Nun … ich werde versuchen, Sie so vernünftig als möglich darzustellen, aber sieben Milliarden Menschen denken nun eben anders als Sie. Die Menschen trauen am ehesten ihren Augen, wissen Sie?"

„Ja, ja. Und die Augen des Menschen sind die am differenziertesten entwickelten Sehorgane der gesamten Biologie, ich weiß. Gut, gehen Sie nur. Es tut mir leid für Sie, dass ich Sie nicht überzeugen konnte. Denn ich HABE Recht!"

„Natürlich", stimmte der Reporter besänftigend zu. „Ich denke, ich möchte Ihre Zeit damit nicht länger beanspruchen. Ich habe hinreichend Informationen für meinen Artikel bekommen. Vielen

Dank noch einmal dafür, dass Sie sich Zeit für mich genommen haben, Barbarossa …"

Sie schüttelten einander noch die Hände, dann ging Ladock wieder den Pfad hinunter.

Zweifellos, überlegte er sich, musste er eine Menge aus dem Manuskript streichen. Der Mann war senil und eindeutig geistesgestört, aber ansonsten offensichtlich harmlos. Wie er mit solchen Antworten und eher hirnrissiger Phantasterei allerdings vierzig Zeilen zusammenbekommen sollte, war ihm ein Rätsel. Ach, es wäre wirklich besser gewesen, er hätte einen Fotoapparat mitgenommen und ein paar Bilder gemacht.

„Na, dafür ist's jetzt auch zu spät. Noch einmal tue ich mir diese Reise nicht an", sagte er. Die Rückfahrt würde anstrengend genug sein. Lange Reisen waren immer eine verdammte Strapaze. Und sie dauerten so lange.

Er würde sich einfach ein bisschen was aus den Fingern saugen … das sollte schon klappen. Barbarossa konnte ihn ja verklagen, wenn er sich ungerecht dargestellt fand. Aber Ladock nahm zuversichtlich an, dass Barbarossa die Zeitung gar nicht erst eines Blickes würdigte. Also konnte er vermutlich schreiben, was er wollte.

Bestens.

Alan Ladock erreichte den Waldsaum und schnürte hier sein Reittier los, stieg auf den gekrümmten schwarzen Chitinrücken des Riesenkäfers und ließ ihn lostraben.

Epilog

Barbarossa sah dem jungen Mann nach, solange er zwischen den Bäumen noch zu sehen war, und er schüttelte den Kopf.

Er war so dumm, so grenzenlos dumm und eingebildet. Aber das hatte Barbarossa natürlich erwartet. Das war immer schon so gewesen, seit er sich hier niedergelassen hatte. Diese blasierten Dummköpfe kamen her, heuchelten Verständnis und schrieben dann gehässige Artikel über ihn, machten sich über ihn lustig, den Einsiedler, der

nicht an den Fortschritt glaubte. Das schien ihnen ein Gedanke zu sein, der einfach zu idiotisch war, als dass man ihn für bare Münze nehmen konnte. Leute, die heute noch glaubten, dass die Erde eine Scheibe war oder die nicht an Mondflug, Atomenergie, Düsenjets und dergleichen glaubten, die waren erstens in der Minderzahl, zweitens aber …

Ein helles Piepen erklang aus der Höhle.

Hastig unterbrach Barbarossa seine schweifenden Gedanken und eilte in den Höhlenraum mit den Wandbildern. Durch einen weiteren Röhrengang gelangte ins Innere einer völlig anders aussehenden Halle, wo die Wände mit Kunststoffpaneelen und Metallflächen bedeckt wurden. Hier war eine metallene Scheibe aufgestellt, die rotschwarz oszillierte.

Nach Ausstoßen eines leisen Infraschallpfiffes tauchte darauf ein Bild auf. Ein breiter Insektenkopf mit drei schwarzen, halb hervorgewölbten Facettenaugen, die in rechten Winkeln zueinander angeordnet waren, beherrschte das Bild. Ein Bündel gespaltener Antennen vervollständigte die Ansicht des unbeschreiblich fremdartigen Wesens, das Alan Ladock zweifellos in Panik versetzt hätte … nun, oder wohl eher nicht. Er hätte es gar nicht wahrgenommen.

„Späher üKIIL“, sagte die Insektenkreatur auf dem Schirm. „Wie sieht die Lage aus? Wir haben erfahren, der Menschling ist gerade wieder gegangen.“

„Er ist bis ins tiefste Mark seines Kortex noch voll Ablehnung gegen meine Visionen, er hält mich für völlig verrückt, Sachwalter üFIIR“, gab üKIIL/Barbarossa zu, der im Grunde genommen wie eine Kopie des Gegenübers aussah. Nur für Menschen wirkte er wie ein versponnener, weißhaariger Greis mit wirren Ansichten. Es war leicht, diese primitiven Wesen zu blenden. „Es droht definitiv keine Gefahr. Er glaubt noch immer, in einem Gefährt namens ‚Auto’ zu sitzen, das mittels der Verbrennung aromatischer

Kohlenwasserstoffverbindungen angetrieben wird. Und nach Veröffentlichung des Berichts wird sich diese Ansicht nur noch festigen. Es gibt keine Schwierigkeiten mit den Menschen."

Er schwenkte thematisch um. Nachdem er seine Aufgabe pflichtgemäß erfüllt hatte, stand ihm auch ein Informationsschub zu. „Wie sieht es bei euch aus?"

Sein Sachwalter nickte ihm freundlich mit den Antennen zu, ein Zeichen seiner Zufriedenheit. „Südamerika und Afrika sind zu 98 Prozent wieder aufgeforstet, die Verdopplung des Sauerstoffgehaltes zur besseren Nutzung unserer Arbeitstiere läuft bereits, aber es wird wohl noch neunzig bis hundertzwanzig Sonnenumläufe dauern, bis die gravierenden Folgen spürbar werden. Bis dahin brauchen wir noch menschliche Sklaven. Wir werden also die Lüge bis auf weiteres aufrechterhalten müssen."

„Das dürfte kein Problem sein", meinte üKIIL. „Unsere Losung gilt also weiter."

„Alles Lüge!"

„Alles Lüge!", erwiderte Barbarossa und schaltete dann den Schirm aus.

Keiner der Menschlinge würde das jemals glauben.

Warum auch? Er sah doch, dass es alles ganz anders war.

ENDE

„Der Oszillations-Effekt“ von Uwe Lammers

Vorbemerkung

Krieg ist nicht der Vater aller Dinge, wie manch alter Grieche es dachte. Krieg ist ein brutaler gesellschaftlicher Ausnahmezustand. Einer der Kardinalfehler in jeder Form von kriegerischem Konflikt, der zur Entgrenzung und Entmenschlichung der Auseinandersetzung maßgeblich beiträgt, ist die fatale Fehleinschätzung des jeweiligen Gegners. Wer den Gegner nicht versteht oder aus ideologischen Fehlurteilen oder Überheblichkeit denkt, dieses Hineindenken in das Wesen des Feindes sei nicht erforderlich, der begeht immer einen fundamentalen, verheerenden Fehler.

Doch was geschieht in einem Konflikt, bei dem man den Gegner nicht verstehen KANN, seine Motivation nicht zu begreifen imstande ist und scheinbar nur noch der Kampf bis zum erbitterten, blutigen Ende bleibt? Ist dies eine unausweichliche Lösung? Oder ist auch dies ein Fehlurteil, das ungeahnte, grauenhafte Konsequenzen nach sich zieht?

Prolog

Am Anfang war der Hass.

Hass und Nichtverstehen.

Man schrieb den 15. Dezember 2366, als über der Kolonialwelt Thang-Ho, 124 Lichtjahre von der Erde entfernt, eine Gruppe eigenartiger Raumschiffe aus dem Hyperraum brach und sofort das Feuer auf die Orbitalstationen des Planeten eröffnete. Ohne provoziert worden zu sein oder auf irgendwelche Kommunikationsversuche zu reagieren, regierte schlagartig gnadenlose, erbitterte Vernichtungswut. Als alle Stationen zerstört waren, griffen die Extraterrestrier die Kolonialwelt selbst an und belegten sie, namentlich alle Siedlungen mit nuklearem Bombardement.

Dass überhaupt jemand diesen erbarmungslosen Angriff überlebte, musste man eher dem Zufall zuschreiben als klugen Vorsichtsmaßnahmen. Denn niemand war in dem seit langen Jahrzehnten

völlig friedlichen terranischen Sternenreich auf einen derartigen Vorfall gefasst gewesen. Nichts, was die Explorationskorps der Raummarine bislang im näheren stellaren Umfeld der Sonne Sol erforscht hatten, ließ auch nur entfernt auf die schiere Existenz feindseliger Extraterrestrier schließen. Somit kam der brutale, rücksichtslose Überfall buchstäblich aus dem Nichts.

Die Bilder geretteter Aufzeichnungsbänder zeigten den Rettungstrupps dann deutlich die unbegreifliche Natur der fremden Angreifer – ihre Raumschiffe wirkten geradezu obskur und archaisch, ganz anders als in gängigen Science-Fiction-Serien vergangener Jahrhunderte: Sie sahen vielmehr aus, als seien sie gewissermaßen von groben Steinmetzen aus Fels gehauen und dann mit Hyperlichttriebwerken und hochgerüsteter Artillerie ausgestattet worden.

Aber an der unglaublichen Vernichtungskraft und technologischen Hochrüstung dieser unbekannten, feindseligen Wesen konnte schon in diesem Augenblick des ersten Zusammenpralls keinerlei Zweifel bestehen. Auch wenn niemand begriff, warum diese Attacke stattgefunden hatte, stand doch schon nach dem ersten Vorfall fest, dass es zwingend notwendig war, weiteren derartigen Überfällen unverzüglich vorzubeugen. Ein Verständnis des Gegners, so hieß es in politischen Verlautbarungen, müsse man später entwickeln, zunächst ginge der Schutz der Siedler vor und habe absolute Priorität.

Die Feinde sahen das spürbar anders.

Sie setzten die unkalkulierbaren Attacken von nun an mit gespenstischer Geschwindigkeit fort, und manches Mal schienen sie überall zugleich zu sein und Angst und Schrecken, Tod und Vernichtung zu verbreiten. Selbst kleinste Siedlungen, einzelne Raumfrachter und Stützpunkte in ansonsten leeren Systemen wurden Angriffsziele.

Mit diesem ersten Zwischenfall im System Thang-Ho

hatte jener Konflikt begonnen, der als „Devil-Krieg" in die Annalen der menschlichen Geschichte eingehen sollte und der sich von Woche zu Woche immer gnadenloser zwischen den Sternen ausdehnte. Es handelte sich dabei um die eigentlich unvorstellbare Art von Krieg, den die optimistischen Befürworter der Existenz von intelligentem Alienleben nie für möglich gehalten hatten. Auf der anderen Seite standen die Skeptiker, die sich bald in „Falken" im Weltparlament verwandelten und die als Apostel der rigorosen Niederkämpfung der Alien-Aggressoren auftraten und rasch an Zuspruch in der Bevölkerung gewannen.

Auf menschlicher Seite sollte dieser jahrelange, blutige Konflikt am Ende mehr als elf Millionen Todesopfer kosten, mehrheitlich Zivilisten. Und auf der anderen Seite löschte er schlussendlich ein ganzes Volk aus, dessen wahren Namen man niemals in Erfahrung bringen konnte.

Die Fremden, die rasch in den Medien den Namen Devils bekamen, weil man mit ihnen definitiv nicht kommunizieren konnte und sie offensichtlich nichts anderes kannten als erbarmungslosen Hass und gnadenlosen Vernichtungswillen, diese blutrünstigen Fremden attackierten in den folgenden sieben Jahren unentwegt Kolonialwelten, Raumstützpunkte, einzelne Handelsraumschiffe und Prospektorposten. Eine Atmosphäre des schieren Terrors breitete sich im irdischen Sternenreich aus. Von der Führung des Sternenreichs wurde diese Bedrohung aus dem All mit einer beispiellosen Kampagne der Militarisierung der Gesellschaft und der Aufrüstung von Kolonialsystemen zur Selbstverteidigung wie auch der massiven Aufstockung der Raumstreitkräfte gekontert.

Dabei handelte es sich anfangs um rein defensive Maßnahmen, weil die Schläge der kleinen, feindlichen Angreifer erratisch und nach keinem verständlichen Muster stattfanden. Es konnte dabei durchaus vorkommen, dass von direkt benachbarten Welten

die eine in Grund und Boden gebombt wurde, während die Bevölkerung des nächsten Systems monatelang in hysterische Angststarre verfiel, ohne dass irgendetwas geschah.

Auf Dauer konnte das natürlich kein Zustand sein, den eine zivile Gesellschaft, und mochte sie noch so sehr auf einen Verteidigungskrieg eingeschworen sein, ertragen konnte. Immer lauter wünschten sich Repräsentanten des Volkes alsbald ein klares Ziel für konsequente Gegenoffensiven. Sie wollten den Ort finden, von dem die Gegner kamen, auf dass man aus der passiven Opferrolle endlich in die Offensive gehen und das Feuer ins Reich des Feindes tragen konnte.

Dass man schließlich jene Welt fand, von der das alles ausging, war eigentlich eher einem Zufall zuzuschreiben, einer überraschenden Entdeckung, die von einem kleinen Trupp von kosmischen Prospektoren gemacht wurde und dem die politisch Verantwortlichen anfangs gar keinen Glauben schenkten, weil die Entdeckung so irreal und verrückt klang.

Es handelte sich bei dem gefundenen Planeten – den man zu Beginn noch für eine Art vorgeschobene Stützpunktwelt hielt, womit man ihre wahre Bedeutung krass unterschätzte – um die zweite Welt einer kleinen roten Glutsonne, der man alsbald neben der rein astronomischen Zahlen- und Buchstabenkombination, die gängig war, die plakative Bezeichnung Dante gab. Und sie erwies sich, so unglaublich das klang, in der Tat als die Heimatwelt der Devils: Eine schwarze, vulkanische Höllenwelt mit dichter Stickstoffatmosphäre, ohne freien Sauerstoff, für Menschen absolut lebensfeindlich. Niemand hätte hier jemals die Heimat eines intelligenten Raumfahrervolkes vermutet.

Als erste Daten und Bilder von diesem Planeten veröffentlicht wurden, benannte der Volksmund diese Welt sehr rasch mit dem Namen Inferno. Sie hätten keinen passenderen wählen können!

Leider machte diese Welt ihrem Namen fürwahr jede Ehre, und sie wurde zu einem Schlachtfeld, wie es keiner der Politiker oder Militärs jemals für denkbar gehalten hätte. Verwirrenderweise kristallisierte sich schnell heraus, dass diese unheimlichen Wesen offensichtlich allein von diesem Planeten kamen. Es schien kein „Imperium" der Devils zu geben, keine Kolonialwelten, nichts dergleichen. Vielleicht hing das einfach mit den infernalischen Lebensbedingungen auf diesem Ursprungsplaneten zusammen. Unter Tausenden von bisher entdeckten Exoplaneten gab es keinen, der vergleichbare Lebensbedingungen aufwies.

Dennoch … fühlte sich das unheimlich an, irgendwie falsch. Als wäre das hassende, fremdartige, mörderische Feindvolk der Devils irgendwie aus der Hölle entkommen, aus den schwarzen Anthrazitfelsen seines Planeten gewachsen oder so, und mit ihnen all ihre rätselhafte Technologie.

Dieser singuläre Ursprung der Devils … das war eines der zahlreichen unheimlichen Rätsel, das diese bizarre Lebensform menschlichen Wissenschaftlern aufgab, je länger der Konflikt mit dieser Spezies andauerte.

Nachdem man die Devils soweit niedergekämpft hatte, dass ihre Raumschiffe und Werftkomplexe sämtlich zerstört waren und die Politiker wie die Militärs so die vorrangige Gefahr für die Kolonialwelten ausgeschaltet glaubte, kam in dem Krieg schließlich der heikle Punkt, an dem eine weit reichende Entscheidung zu treffen war.

Natürlich konnte man versuchen, dieses System für alle Zeiten zu isolieren … aber es gab unter den gegebenen Umständen keinerlei Gewähr dafür, dass die Devils nicht wieder ihre alte technologische Höhe erreichen würden. Sie hatten es mit den schieren Kräften ihrer Höllenwelt einmal geschafft – wer sagte, dass es ihnen nicht wieder gelang? Und wenn sie dieses Mal den Weltraum

wieder erreichten, würden sie vermutlich noch gnadenloser und brutaler die irdische Siedlungssphäre angreifen, womöglich das inzwischen stark befestigte solare System selbst.

Niemand konnte guten Gewissens behaupten, diese Gefahr würde nicht bestehen. Die mörderischen Feinde waren immer noch so gut wie vollkommen unbegreiflich. Es gab keine Gefangenen, man konnte keine havarierten Schiffe des Gegners aufbringen, und so etwas wie eine Schrift oder Sprache schienen diese schwarzen Kreaturen aus der Hölle auch nicht zu kennen.

Wie sollte man diese Wesen einschätzen? Gedanken lesen konnten die Menschen nun einmal nicht … und so wurde Angst der Ratgeber. Selbst wenn Angst immer ein schlechter Ratgeber war, wie man bereits in der Antike wusste.

Die öffentliche Meinung favorisierte also allen Ernstes die Auffassung, die Devils sollten durch ein Niederkämpfen und einen Diktatfrieden auf ihrer eigenen Welt ein für allemal als Bedrohung ausgeschaltet werden, im Zweifelsfall, indem man dort eine menschliche Garnison stationierte, auch wenn die Kosten niemand kalkulieren konnte, von den damit verbundenen Gefahren einmal ganz zu schweigen.

So kam es schließlich dazu, dass die Raummarine-Führung der Anweisung zu folgen hatte, Marinesoldaten auf Inferno abzusetzen. Mit mehreren zehntausend hochgerüsteten Soldaten und einem Vielfachen an Kampfrobotern wurden Brückenköpfe auf der Höllenwelt installiert, und von dort aus versuchten die Soldaten, die Devils in die Enge zu treiben und zur Kapitulation zu zwingen.

Es war eine Entscheidung, die den Krieg in die schrecklichste Phase seines Verlaufs versetzte. Quasi sofort wurde klar, dass das ein kapitaler Fehler gewesen war. Ein Fehler, den man nicht mehr zurücknehmen konnte.

Denn es kam jetzt zu einem grässlichen Erwachen der betreffenden Führungsstäbe:

Es stellte sich, sehr zum Entsetzen der Admiralität, der Medien und der menschlichen Bevölkerung rasch heraus, dass die Devils auch jetzt nicht mit sich reden ließen. Sie hatten schon vorher mit den Terranern nicht kommuniziert, und wenn möglich, wurden sie jetzt nur noch radikaler und brutaler, wo es um ihr eigenes Heimatterrain ging.

Sie kannten noch immer nur Hass, und sie töteten bedenkenlos.

Meistens.

Denn neben den ständigen Hinterhalten und gnadenlosen Attacken, von denen Kriegsberichterstattern reichlich furchtbares Bildmaterial als traumatisierende Botschaft in die Heimat zurücksandten (auch wenn das alles sehr stark zensiert und entschärft wurde), kam es auch zu weit beunruhigenderen Geschehnissen während der Kämpfe auf der finsteren Höllenwelt unter der blutroten Sonne.

Manchmal verschwanden nämlich während der Kampfhandlungen auch terranische Raumsoldaten in dem unübersichtlichen Terrain und den schier endlosen Höhlenlabyrinthen spurlos. Anfangs waren es einige hundert, verstreut auf viele Konfliktschauplätze überall auf der Planetenoberfläche. Dann erhöhte sich die Zahl schließlich auf Tausende. Am Ende waren es sogar Zehntausende, deren Schicksal unklar blieb.

Je länger die Bodenkämpfe andauerten, desto stärker veränderte sich in der menschlichen Zivilgesellschaft die Einstellung zu dieser Art von Kriegführung. Einer Kriegführung, die sich immer mehr zu brutalisieren schien und in dem gleich dem Verschleiß in der legendären „Blutmühle“ von Verdun (ein ebenso legendäres wie traumatisches Schlachtfeld des Ersten Weltkriegs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts) immer mehr Menschen zum Opfer fielen, Soldaten zerfetzt, psychisch traumatisiert und in mentale Wracks verwandelt oder schlicht in blutigen Überresten in Leichensäcken

in die Heimat zurückgeführt wurden.

Der Blutzoll wurde allmählich schlicht zu hoch.

Der Druck der Öffentlichkeit, die anfangs so vehement den Bodenkampf gefordert hatte in der leider irrigen Erwartung, so eine endgültige Entscheidung erzwingen zu können, er wurde nun immer stärker und veränderte sich. Der sehnliche und sehr begreifliche Wunsch manifestierte sich zunehmend, diesem grauenhaften, blutigen Krieg ohne Sinn und Verstand endlich ein Ende zu machen … ein Ende um jeden Preis.

Und das führte dann zur finalen Phase der Auseinandersetzung, auch wenn das anfangs noch niemand in voller Konsequenz realisieren konnte.

Das Massaker, so der zunehmende Tenor in den Medien und Verbänden, das Massaker auf Inferno durfte einfach nicht mehr so weitergehen. Wenn diese Wesen nicht fähig waren, zu lernen, sich zu unterwerfen, ihre Fehler einzusehen, dann durften sie nicht weiter existieren.

Dann musste man sie eben auslöschen, sie forderten es schließlich heraus.

Nur auf diese Weise, sagten die Hardliner der bizarrerweise als „Antikriegsfraktion“ bezeichneten gesellschaftlichen Strömung, nur so könne man sicher sein, dass diese Gefahr nie wieder die Existenz und das friedliche Wachstum der menschlichen Zivilisation bedrohte.

Als die nächsten Wahlen zur Erdregierung anstanden, gewann die Partei zum Unbehagen vieler früherer Gegner des Konflikts mit den Devils die meisten Stimmen, die sich tatsächlich ein genozidales Kriegsziel setzte und versprach, sie würde den Krieg beenden, im Extremfall durch die Ausrottung aller Devils.

Der Krieg hatte in wenigen Jahren sowohl die menschliche Zivilgesellschaft wie die politischen Verantwortungsträger gründlich verändert und ihre moralischen Einstellungen verhärtet bis an den Rand der

Unmenschlichkeit. Die Schuld trugen natürlich die unerbittlichen Feinde, die Devils. Gäbe es sie nicht, so wurde in den Feuilletons und den Talkshows und Regionalparlamenten immer wieder argumentiert, dann würde man niemals soweit gehen. Mit Menschen, und mochten es auch Völkerschlächter sein, konnte man immer noch reden.

Aber mit den Devils gab es einfach keine Verständigung.

Es gab keine gefangenen Feinde. Sie mussten buchstäblich alle bis zum Tod niedergekämpft werden, weil sie selbst mit schwersten Verwundungen gnadenlos weiterkämpften, mehr wie tollwütige Tiere denn wie intelligente Wesen.

Es existierte nicht der geringste Funke Hoffnung, dass diese Kreaturen jemals zu menschlichen Regungen fähig sein würden. Alles, was in ihnen existierte, schienen Hass und Blutdurst zu sein. Wenn sie einen Terraner entdeckten, und mochte es ein argloser Säugling sein, würde ein Devil ihn mit Freuden töten und in Stücke reißen.

Für die Devils war offenkundig nur ein toter Terraner ein guter Terraner.

Wer konnte es den Kriegstreibern in der irdischen Regierung also übelnehmen, wenn sie an alte biblische Grundsätze appellierten und Gleiches mit Gleichem zu vergelten trachteten?

Wenn nur ein toter Devil ein guter Devil war … nun, dann würden sie eben alle sterben müssen. So einfach war das. Dann war sowohl das Problem aus der Welt als auch der Krieg beendet.

Wenn man nicht tief genug darüber nachsann, was eine solche Entscheidung letztlich mit der Gesellschaft anstellte, die sie traf, dann klang das tatsächlich nach einer intelligenten, durchaus logischen Lösung. Man durfte nur nicht darüber moralisieren, denn dann kam der unvermeidliche Katzenjammer, der Selbstekel über das, was man sich anschickte zu tun.

Genau genommen stellte das nämlich keine Lösung dar, sondern eine Bankrotterklärung der Zivilisation. Die Kapitulation und Aufgabe jeder Form von diplomatischer Lösungsstrategie.

Völkermord als Auswegstrategie.

Die Devils hatten es geschafft, dass die Menschheit das Völkerrecht selbst abschaffte.

Doch dann kam es tatsächlich zu einer Wende im Konflikt, allerdings zu einer ausgesprochen grässlichen Wende.

Während schwerste Waffensysteme für die „Endlösung" des Devil-Problems ins Dante-System verlegt wurden, entdeckten Stoßtrupps der Armee unterirdische Labore der Devils. Und menschliche Überlebende. Vermisste Soldaten, die seit Monaten verschollen und wider Erwarten nicht von den monströsen Feinden in Stücke gerissen worden waren.

Leider war das, was die Devils mit ihnen in bizarren Experimenttanks angestellt hatten, vermutlich grässlicher als der sofortige Tod. Das kam auf schreckliche Weise heraus, je weiter sich die Marines in die zentralen Laborkomplexe der Devils vorkämpften.

Sie stellten fest, dass die Entführten über all die Zeit furchtbaren Foltern unterworfen worden waren. Inzwischen waren sie nur noch klägliche, menschliche Wracks, von den Devils immer weiter für widerwärtige, grauenhafte Experimente missbraucht wurden. Die meisten von ihnen waren inzwischen mehr tot als lebendig.

Aber es waren ihre Jungs und tapferen Soldatinnen! Und sie mussten natürlich gerettet werden, koste es, was es wolle! Und da noch Zehntausende verschollen waren, loderte nun natürlich die Hoffnung in den Angehörigen auf, womöglich noch mehr Überlebende zu finden, in welchem Zustand auch immer sie sich befinden mochten

Diese Entdeckung der unmenschlichen Folterexperimente, die viele der Betroffenen Gliedmaßen oder den

klaren Verstand geraubt hatte, manchmal auch beides, und die Rückführung der ersten auf diese Weise Kriegsverehrten fachte den Hass der Menschheit auf die monströsen Aliens immer weiter an.

Endlich, als aus dem so genannten „Kessel von Chuuluk" die letzten Folteropfer geborgen worden waren, wurde der Admiralität freie Hand gegeben, um mit den Devils nun nach eigenem Gutdünken zu verfahren und ihnen die Medizin zu schlucken zu geben, die sie verdient hatten.

Als der Kampf schließlich Wochen später endete, gab es keine Devils mehr. Inferno war in ein Schlachtfeld ohnegleichen verwandelt worden, vielfach auf Zehntausende von Jahre hinaus radioaktiv verstrahlt. Und es blieb die Aufgabe, die Hunderttausende von grässlich entstellten Veteranen in den Medotransporter heimzuführen zur Erde. Sie nach besten Kräften wieder in die menschliche Gesellschaft einzugliedern. In den meisten Fällen waren sie allerdings so schwer versehrt, dass man sie nur unter vollen Bezügen in Pension schicken konnte.

Einerlei: Die Veteranen stellten Helden der Menschheit dar. Sie waren hoch geehrt und selbst im Ruhestand noch ein klares, unmissverständliches Zeichen. Sie waren der sichtbare Beweis dafür, dass die Menschlichkeit den Sieg stets davontrug, wie fremdartig und unverständlich der Gegner auch sein mochte. Man mochte harte, gnadenlose Entscheidungen getroffen haben, aber nun endlich war der Alptraum vorbei, nun konnte sich die Menschheit wieder entspannen und zur Tagesordnung übergehen.

Alle dachten, der Krieg sei vorüber.

Auch die Veteranen.

Doch sie irrten sich.

***

Neu Lhasa, 3. Februar 2397

Es passierte zum ersten Mal, als ich die Wohnung verließ.

Seit ich pensioniert wurde, bewohnte ich in Neu

Lhasa eine kleine, aber feine Villa mit Blick auf den Internationalen Spaceport hier im tibetischen Hochland, der mich angenehm an meine Berufslaufbahn erinnerte. Ein hübsches Häuschen mit genmodifizierten Hochlandakazien und eingeführten Kakteenwäldern, die die einzelnen Grundstücke grün und fliederfarben umrankten.

Doch, recht eigentlich musste man sagen, war es ganz angenehm, so als staatlich alimentierter und von der sensationshungrigen Öffentlichkeit sorgsam isolierter Veteran des Krieges an einem ruhigen Ort wie diesem zu leben. Die Weltregierung ließ es uns auf angenehmste Weise spüren, dass wir im Grunde genommen Helden darstellten, denen die Gesellschaft eine Menge verdankte. Unser Opfer, an das ich nur sehr selten und ungern dachte, hatte angeblich dazu beigetragen, die Welt zu einem besseren Ort zu machen.

Das hatte ich so oft gelesen und gehört, dass ich fast selbst daran glaubte.

Aber Glauben … ach ja, das war so eine Sache bei mir. Meine Kameraden in der Armee hätten darüber gelacht, weil sie mich eingefleischten Atheisten halt gut kannten. „Ach, auf seine alten Tage wird Senner Kadesch echt noch religiös!“

So hätten sie gespottet, klar.

Nachdem wir auf Inferno waren, wo wir begreifen mussten, dass die Hölle ein höchst realer Ort war, der weit jenseits der Grenzen des Vorstellbaren lag und dass uns hier Qualen erwarteten, die sich kein noch so perverses Menschenhirn auszudenken imstande war, da spotteten selbst die fröhlichsten Naturen nicht mehr.

Das Lachen starb auf Inferno, genauso wie jede Form von Galgenhumor.

Für uns, die Überlebenden des Kessels von Chuuluk, war es sogar noch schlimmer. Wir spürten den Schatten der Vergangenheit wirklich physisch … und zahlreiche meiner Kameradinnen und Kameraden hatte es auch körperlich

einfach dermaßen zu Wracks gemacht, dass eine Rückkehr in ein normales Leben schlicht unmöglich wurde.

In gewisser Weise hatte ich es dabei noch gut erwischt.

Mich kostete es nur jede Menge Schmerz, zahlreiche Organe, die ersetzt werden mussten und 25 Monaten qualvolle Rehabilitation … aber ja, ich vermochte auf meinen eigenen Beinen zu gehen, ich konnte meine Hände wieder gebrauchen, reden und essen wie ein normaler Mensch … so gesehen hatte ich es wirklich vergleichsweise leicht, halbwegs ein geregeltes Seniorenleben zu führen. Komischer Gedanke, mit Ende Vierzig solche Gedanken zu hegen. Als ich als Jungspund in die Armee eintrat mit der großspurigen Vorstellung, ich würde rasch zum Eliteoffizier aufsteigen, mich auf Inferno beweisen und so schnell wieder dem Schlachtfeld den Rücken kehren können, da hatte ich absolut keine Vorstellung, was für einen ausgemachten Stuss ich da dachte, was für idiotische Pläne ich hegte.

Echt, so bescheuerte Gedanken trieben mich damals um, ehe ich Feindberührung hatte.

Danach war nichts mehr wie zuvor.

Ich schüttelte diese Gedanken ab, obwohl ich genau wusste, dass sie bis an mein Lebensende immer wiederkehren würden, und stattdessen kümmerte ich mich halt um meinen Kram.

Als mich der Effekt erwischte, befand ich mich gerade auf meiner täglichen Fitnessrunde durch die weißgekalkten Quaderhäuser von Neu Lhasa, wo die nicht ganz so privilegierten Veteranen lebten. Zwei Kilometer war das Maß, das ich mir stets setzte, und nach all den Jahren, die ich schon hier lebte, konnte ich diese Wegstrecke sogar zurücklegen, ohne Herzrasen und Atemnot zu bekommen. Die Ärzte hatten mir gesagt, ich würde solche klaren Pläne brauchen, ebenso wie die Medikamente, die verhinderten, dass mein Körper die

Implantate abstieß (leider immer noch ein Problem, trotz aller medizinischen Fortschritte). War also auf meine frühen-alten Tage echt ein Medikamenten-Junkie geworden.

Hätte ich mir beim Eintritt in die Armee auch nicht vorstellen können.

Wie gesagt, meine Erlebnisse auf Inferno hatten vieles verändert.

Was genau an diesem Morgen passierte, dem 3. Februar 2397, das war mir dabei absolut nicht klar. Es kam einfach alles viel zu überraschend. Auf einmal legte sich eine Art Schleier um mich, die Welt versank, erbebte, zitterte und zerfloss sozusagen ...,

... u m a n d e r s z u w e r d e n .

Verstört richtete ich den Blick gen Himmel und sah dort die höllische Purpursonne Dante, jenes Gestirn, das ich hassen gelernt hatte.

Unwillkürlich schrie ich leise auf, erstickte den Schrei aber sofort. Was, wenn SIE mich hörten, mit ihren unmenschlichen Sinnen die Vibrationen meines Anzugs erfühlen konnten? Spürten, dass ich jählings eine Schweineangst empfand? Denn das tat ich, verdammt noch mal!

Ich wusste, dass Fehler dieser Art unsere erste Garnison fast gänzlich umgebracht hatte, der Umstand eben, nicht still kämpfen zu können. Die Panik unterdrücken zu können.

Schweiß perlte von meiner Stirn und tränkte das so vertraute schwarze Stirnband der Nahkämpfer, das ich trotz meines Ganzkörper-Kampfanzugs überdeutlich beim Stirnrunzeln fühlte ...

Scheiße, dieses Stirnband … ich hatte es noch, natürlich, als eine Art Requisite, in einer sorgsam abgeschlossenen Schublade in meiner Villa in Neu Lhasa. Ich hatte es seit Jahren nicht mehr angelegt! Genauso, wie ich schon seit Jahren nicht mehr zu den Gedächtnis-Events kam, wo das Tragen solcher Stirnbänder Pflicht war … soweit man es anlegen konnte. Manche Veteranen waren dazu

aus physiologischen Gründen nicht mehr in der Lage.

Mich hatten diese Events einfach fertig gemacht. Wie so viele meiner Gefährtinnen und Gefährten halt auch. Flashbacks überrollten uns dann in solcher Intensität, dass es nicht selten zu Panikattacken kam.

Das war eine Scheißerfahrung, darauf legte niemand Wert!

Und ich war noch nie ein gottverdammter Masochist gewesen, ganz bestimmt nicht vor dem Kessel von Chuuluk, und danach sowieso nicht mehr, um keinen Preis der Welt!

Aber wo, zur Hölle, war all das geblieben?

Ich war doch eben noch in der Treppengasse von Neu Lhasa gewesen, hatte langsam, vorsichtig Schritt vor Schritt gesetzt, immer mit einer Hand an der glatten Gassenwand, weil ich mich vor Stürzen hüten sollte.

Und auf einmal war alles anders.

Alles!

Erschüttert blickte ich an mir herab und starrte auf die schwarze, enganliegende Montur, spürte das Gewicht des Partikelstrahlgenerators auf meinem Rücken, fühlte aber auch die unbändige Kraft in mir ...

Meine Gedanken rasten.

Das konnte alles nicht sein! Das war unmöglich!

‚Ich BIN nicht mehr im Krieg! Ich bin pensioniert ... aus der Armee entlassen! Das können sie nicht machen! Man kann mich doch nicht einfach von der Straße kidnappen und in den Krieg zurückschicken! Mein Gott! Das ist UNMENSCHLICH! Niemand hat mich auf so etwas vorbereitet ... nichts und niemand ...!'

Ich musste in einem Cyborganzug stecken, der meine heute eher bescheidenen Kräfte auf ein kampfakzeptables Level hob. Anders hätte meine Anwesenheit hier gar keinen Sinn ergeben. Ich war schließlich 48 Jahre alt, nicht mehr 22, als ich in den Krieg zog.

Das konnte hier alles gar nicht wahr sein!

Die Umgebung, unter dunstigen Nebelschwaden halb verschleiert, die Konturen der Landschaft wie in einem Zerrspiegel oszillierend und wabernd, wirkte unter dem Blutlicht ebenso beängstigend wie vor über zwanzig Jahren. Ich wusste zwar nicht genau, WO ich herausgekommen war, aber ich hatte noch genug Details im Kopf, um mit Hilfe einiger Anhaltspunkte meinen Standort zu ermitteln.

Also griff ich in dem tausendfach geübten Reflex nach dem Gradmesser an meiner linken Hüfte und ...

... t a u m e l t e ...

... gegen die Mauer.

Keuchend klammerte ich mich daran fest, die Augen weit aufgerissen vor Entsetzen, nach Luft schnappend. Schwindel durchpulste mich. Das Herz hämmerte wie verrückt in einer Brust, gleich einem wahnsinnig gewordenen Uhrwerk, das zerspringen wollte. Die Schläge taten richtig weh.

Scheiße, soviel zu meiner Kondition!

Sah nach einem richtig üblen Rückfall aus.

„Kann ich Ihnen helfen? Sie sehen nicht gut aus“, sprach mich jemand an.

Im ersten Moment hätte ich fast zugeschlagen, weil ich noch Orientierungsprobleme hatte, konnte es aber ohnehin nicht, weil ich mich mit beiden Händen an der Wand abzustützen hatte.

Aber es handelte sich zu meiner grenzenlosen Erleichterung nur eine schmale Veteranenlady aus den Amazonenverbänden, die mich angesprochen hatte. Ich entsann mich mit ein wenig Verzögerung, sie ein paar Male bei den Veteranentreffen gesehen zu haben … wusste aber nicht mehr genau zu sagen, ob ich mit ihr geredet hatte.

Alles, was mir spontan einfiel, war die Tatsache, dass sie damals im Sektor Centaurus eingesetzt wurde, weit weg vom Kessel, gottlob. Inzwischen war sie natürlich ebenso weißhaarig wie ich auch, 22 Jahre hinterließen eben ihre Spuren, nicht wahr? Wir sahen uns einmal in der

Woche bei den obligatorischen Teekränzchen (so nannten wir bei uns die Veteranentreffen). Zu mehr waren wir Veteranen einfach nicht mehr zu gebrauchen, und da bezog ich mich durchaus mit ein.

„Danke, Dana", stieß ich mit krächzender Stimme hervor, als mir mit Verspätung ihr Name wieder einfiel. Zitternd wehrte ich ihre hilfreichen Hände ab. „Danke ... es geht schon."

„Ah, Senner, du bist es … du weißt ja, meine Augen sind nicht mehr die besten", erwiderte sie und entspannte sich merklich. Genau wie ich war sie irgendwie instinktiv – nach besten Kräften – in eine defensiv-verteidigende Körperpose verfallen.

Veteranensyndrom.

Eins von vielen.

„Was ist passiert?"

„Ein Schwächeanfall, nehme ich an", murmelte ich leise. Was Besseres fiel mir nicht ein, da ich dergleichen noch nie verspürt hatte. „Keine Ahnung, was genau los war. Vielleicht sollte ich mal zum Doc gehen."

Sie sah mir mit ihren matt gewordenen, bernsteingelben Augen ins Gesicht und musterte mich so eindringlich, wie es ihr halt möglich war. Es fiel mir sehr schwer, das nervöse Flackern meiner Augenlider zu unterdrücken, aber offensichtlich gelang es mir, sie über meinen momentanen Zustand hinwegzutäuschen. Dana … ah, Dana Shoemaker, das war ihr voller Name … sie zuckte mit den Schultern – eine immer noch aparte Bewegung, trotz ihres Alters – und meinte dann: „Wenn du Probleme hast, Senner, weißt du ja, dass du dich jederzeit an mich wenden kannst."

Ich nickte ihr zu. „Ich weiß es. Und ich danke dir dafür. Aber im Moment sehe ich nichts, wobei du mir helfen könntest."

Sie musterte mich kurz, meinen ausgezehrten, hageren Körper, dem man die Strapazen von Chuuluk noch immer deutlich ansah. Wenn ich zum halbjährlichen Gesundheitscheck beim Doc auftauchte, dann konnte man all die Narben

sehen, die überall an meinem Körper zurückgeblieben waren. Narben von den Operationen, mit denen mich die Stabsärzte im Oberkommando wieder zusammengeflickten, nachdem die Devils mich im Kessel von Chuuluk beinahe umgebracht hatten.

Ich erinnerte mich sehr ungern daran.

Ganz und gar verdrängte ich, was die Devils mit mir angestellt hatten.

Davon bekam ich heute manchmal noch Alpträume und schreckte schweißgebadet und schreiend aus dem Schlaf … das war nichts, was ich mit irgendwem teilen wollte. Und zweifellos lag darin auch der Grund, warum ich mich nach der mühsamen Rekonvaleszenzzeit auf dem Mars nie wieder ernsthaft gebunden, sondern im Gegenteil auch den Kontakt zum Rest meiner Familie abgebrochen hatte.

Ich konnte ihnen einfach nichts erzählen.

Wir lebten buchstäblich in verschiedenen, inkompatiblen Welten.

Das, was sie als normales Leben empfanden, hatte für mich ein für allemal aufgehört zu sein, nicht allein deswegen, weil die geschwundenen Kräfte für viele der dazu nötigen Tätigkeiten gar nicht mehr ausreichten. Sex beispielsweise … früher eine tolle Sache, konnte ich jetzt völlig vergessen, wenn ich nicht sofort kollabieren und Patient auf der Intensivstation werden wollte. Teufel, das war ein echter Verlust. Urlaubsreisen. Ausdauersport. Einfach mal abhängen und sich volllaufen lassen.

Dinge, die es einfach nicht mehr gab.

Hin- und hergerissen sah ich also Dana Shoemaker hinterher, als sie ihre eigene Fitnessrunde fortsetzte. Ich würde besser daran tun, in meine eigenen vier Wände zurückzukehren. Zugleich wünschte ich mir insgeheim von Herzen, mit ihr über die Vergangenheit reden zu können, über meine persönlichen Erfahrungen und Traumata. Aber das war ganz ausgeschlossen.

Gewiss, sie war zwar auch dort gewesen, auf Inferno, während des Krieges … aber halt niemals im Kessel von Chuuluk. Und mir war die strikte Weisung erteilt worden, über Chuuluk und alles, was dort geschehen war, auch mit mir passiert war, für den Rest meines Lebens absolutes Stillschweigen zu bewahren. Ein Verstoß gegen diese Auflagen, von denen nur die Ärzte ausgenommen waren – mit denen MUSSTE ich über diese Dinge ja reden –, ein solcher Verstoß konnte mich meine Rente, mein Anwesen und alles andere kosten, das ich dank des Sondererlasses des Innenministeriums teuer verdient hatte.

Nun, das alles half durchaus, ein bescheidenes Frühsenioren-Leben hier in Neu Lhasa zu führen. Dank der lebenslangen Invalidenrente gab es keine Schwierigkeiten, meinen Lebensunterhalt zu bestreiten, die Wohnung wurde von den Armeefonds finanziert, und der Nachrichtendienst hielt mir – und den anderen Veteranen – diese Aasgeier von Reportern fern … nach 22 Jahren hatte das glücklicherweise sehr stark nachgelassen, weil andere Krisen den erloschenen Devil-Krieg in den Hintergrund drängten, wie das eben immer in der kurzlebigen Informationsbranche der Fall war.

Ich schob also alle Gedanken an Dana Shoemaker, den seltsamen Schwächeanfall und diese bizarre, damit einhergehende Halluzination beiseite und kehrte schleppenden, vorsichtigen Schritts heim.

***

Neu Lhasa, 4. Februar 2397

Am kommenden Morgen fühlte ich mich besser.

Ich hatte zwar versucht, meine ärztlichen Betreuungspersonen zu erreichen, aber wie üblich war ich dabei in der endlosen Warteschlaufe gelandet und hatte schließlich kapituliert.

Da der Rest des Abends ruhig verlief und die komischen Symptome nicht zurückkehrten, ging ich zeitig zu Bett und schlief gottlob tief

und fest. Also ging ich davon aus, da auch am Morgen alles wie üblich verlief, dass das ein bizarrer, einmaliger Ausrutscher war.

Darüber konnte ich später immer noch die Ärzte kontaktieren. Das war jetzt vielleicht doch nicht so wichtig.

Also begab ich mich – vorsichtigerweise diesmal mit der Magnet-Schwebebahn – ins Ortszentrum, um ein paar Einkäufe zu erledigen. Dabei musste ich mich nicht so über Gebühr anstrengen und war immerzu unter Leuten. In der Gasse war Dana weit und breit die einzige Person gewesen, das hätte gestern also viel schlimmer ausgehen können.

Aber es passierte glücklicherweise rein gar nichts. So entspannte ich mich zunehmend mehr und mehr.

Mehr als vier Stunden später befand ich mich dann wieder auf dem Rückweg. Ich hatte mir eine Reihe von Kleidungsstücken gekauft sowie mongolischen Sekt als ein kleines bisschen Luxus. Außerdem hatte ich der Bank einen Besuch abgestattet, um auf altmodische Weise vor Ort meinen Kontostand zu checken und natürlich auch, um eines der wenigen Vergnügen zu haben, das ich in meiner eingeschränkten Situation noch fühlen konnte: Ich führte einen vergnüglichen Schwatz mit den hinreißend schönen weiblichen Angestellten.

Sie waren durch die Bank alle junge und voll motivierte Hochlandchinesinnen, die durch genetische Optimierung an das Dach der Welt angepasst worden waren. Obwohl ich das nie so indiskret fragte, nahm ich außerdem an, dass man bei der Gelegenheit offenkundig auch gleich ihre Erscheinung in der Weise genormt hatte, dass man als Mann schier den Kopf verlieren konnte. So bildschöne Wesen mit elfenbeinernem Teint, lackschwarzen, schulterlangen Haaren und hinreißend funkelnden, dunklen Mandelaugen … zum Verlieben schön, wirklich. Hätte ich noch irgendwie die Fähigkeit besessen … zur Hölle, natürlich hätte ich ein solch schönes

Geschöpf wie die die hinreißende Lian etwa gern ins Bett gezogen, um mit ihr das zu tun, was leidenschaftliche Paare nun einmal miteinander tun.

Zu traurig, dass das alles nur Wunschphantasien waren ohne die leiseste Aussicht auf Erfüllung. Im Bett wäre ich die totale Enttäuschung gewesen, also verzichtete ich besser darauf und parlierte nur schäkernd und freundschaftlich-kokettierend mit Lian und ihren Kolleginnen. Sie kannten das ja so schon seit Jahren von mir und wussten, dass daraus keine weitergehenden Aktionen entstehen würden. Ich nahm an, dass sie in mir wohl eher eine Art von seltsam jungem Onkel oder so sahen und wies den Gedanken von mir, sie würden sich vielleicht nur aus Mitgefühl mit einem verkrüppelten Veteranen auf einen derartig fleischlosen Flirt einlassen.

Das hätte mir die Freude an diesem kleinen Vergnügen arg vergällt. Also ließ ich derlei finstere Gedanken gar nicht an mich heran.

Abschließend leistete ich mir dann noch einen kleinen Imbiss bei einem der preiswerten Indonesen im Bankenviertel, da es schon überraschend Mittagszeit geworden war.

Hier war ich dann auf Pherson gestoßen, einen anderen Veteranen, den es erheblich schlimmer erwischt hatte als mich. Ihn hatten die Devils als noch übler als mich als Versuchskaninchen genommen. Er hatte das Augenlicht vollständig verloren, außerdem Arme und Beine sowie zahlreiche innere Organe.

Dass ihn unsere Stabsärzte gerettet hatten, grenzte wahrlich an ein Wunder. Heute war er in einen rollenden Medotank eingeschlossen, der als einer von vielen durch die modernisierten Straßen der Siedlung von Neu Lhasa fuhr. So konnte man nur noch an dem Bullauge in der Vorderseite, durch die Phersons Gesicht mit den chromblitzenden Retina-Implantaten hinausblickte in

die für ihn fremd gewordene Welt, eigentlich erkennen, dass er es war. Und ja, natürlich konnte man auch seinen Namen auf dem Bronzeschild über dem Bullauge sehen, wo er gewissermaßen vorzeitig schon verewigt war.

Doch zugleich handelte es sich bei ihm nicht um eine Person, die sich depressiv in sich zurückzog. Das war niemals Andrew Phersons Ding gewesen. Als ich ihn beim Landetraining für Inferno kennenlernte, war der breitschultrige Harvard-Absolvent ein sonniges Gemüt gewesen, extrem belesen, leutselig und humorvoll … kein Vergleich mehr mit dem Wrack, das er heute darstellte.

Dennoch ließ er sich auch jetzt nicht unterkriegen, sondern suchte, wann immer möglich, die Öffentlichkeit. Deshalb war er auch beim Indonesier aufgekreuzt, hier traf er immer Leute. Pherson konnte sich über die Kunstlinsensysteme in der Umwelt solide orientieren und schwatzte dabei meist unentwegt, meistens belangloses Zeug, Gedichtfetzen, monologisierende Wiederholungen von alten Trivideosendungen, die er sich dank seines genialen Verstandes noch gemerkt hatte. Auf Außenreize oder Ansprachen reagierte er dagegen kaum.

Ich vermutete immer, dieses gute Gedächtnis habe ihn vor dem völligen Wahnsinn bewahrt, während die Devils ihn im Kessel von Chuuluk bei vollem Bewusstsein sezierten und dabei doch nicht sterben ließen.

Er war ein armer Teufel, und wann immer ich ihn sah, wusste ich stets, wie gut es mich eigentlich getroffen hatte – Pherson war nur selten noch imstande zu vernünftiger Diskussion, seine „klaren Momente“ ließen sich täglich in Minuten zählen. In den letzten Jahren hatte ich zunehmend das Gefühl, dass dieses Zeitfenster bei ihm kleiner wurde.

In solchen Momenten, wenn ich derart mitgenommene Kameraden sah, dann fiel es mir doch schwer, mich zu beherrschen. Denn ungeachtet

meiner relativ privilegierten Situation wusste ich natürlich nur zu gut, dass wir Veteranen des Krieges für die Normalbürger ringsum eine Art von Freaks darstellten. Diese naiven, kleingeistigen Trottel konnten sich nicht mal entfernt vorstellen, was wir durchgemacht hatten. Dass es unser Einsatz letzten Endes gewesen war, den Krieg so hinauszuzögern, bis die Devils besiegt werden konnten.

Ach, wenn wir nicht zum Stillschweigen über all das verdonnert worden wären … ich hätte diesen grünen Jungs Dinge von Chuuluk erzählen können, dass sie sich eingenässt hätten … aber dann wieder wusste ich nur zu gut, warum es klug war, das nicht zu tun.

Einmal, weil es uns untersagt worden war.

Dann aber auch, und das war sehr viel wichtiger, weil ein Wieder-Erinnern die Alpträume über Gebühr stärkte. Ich brauchte schließlich JAHRE, um über die ständigen Alpträume hinwegzukommen. Und mit der Bemerkung konnte ich mich dann auch von den meisten Jahrestagsveranstaltungen fernhalten, die von den Veteranenverbänden ausgerichtet wurden. Das Fünf-Jahres-Jubiläum war wohl das letzte gewesen, an dem ich teilnahm.

Danach ließen die Alpträume dann auch tatsächlich nach. Und das versöhnte mich mit dem auferlegten Schweigegebot. Ich schloss die Erinnerung an Inferno und speziell an Chuuluk tief in mir weg, und so konnte ich damit Frieden schließen … im Rahmen meiner Möglichkeiten, sicher. Wirklich, es war einfach das Beste, alles hinter sich zu lassen. Zu verdrängen. Sich durch die Alltagsroutine abzulenken und ganz darauf zu konzentrieren, zu Kräften zu kommen oder ein bescheidenes Fitnesslevel zu erreichen, das mich zu einem autonomen Leben außerhalb von Pflegeeinrichtungen befähigte.

Ja, meine Ansprüche waren schon ziemlich bescheiden geworden, eingestanden.

Als ich, für meine Verhältnisse schon recht gut bepackt, wieder daheim ankam,

öffnete sich die Automatiktür auf meinen Zuruf hin und ließ mich ein. Sie besaß ein auf mein Stimmmuster geprägtes Automatikrelais und war zuverlässig wie ein gut dressierter Hund. Auch so eine Annehmlichkeit, die ich nicht missen mochte. Mit meinen zitternden Fingern wäre es schwierig gewesen, ein Schloss mit Schlüssel zu öffnen.

Hinter mir schloss sich die nietenbeschlagene Felstür geschmeidig. Viele von meinen Veteranenfreunden hatten eine interessante Affinität zu so „urwüchsigen" Behausungen entwickelt und eine krasse Aversion gegen Krankenhausumgebungen. So kam es schließlich, als ich aus der Reha entlassen wurde, dass es schon Usus war, uns frisch gebackene Veteranen mit Katalogen zu begrüßen, in denen auch solche Wohneinheiten „im Steinzeit-Look", wie die medizinischen Hilfsärzte spöttelten, angeboten wurden.

Das Gespött verstummte schnell, als sich gerade diese Einheiten großer Nachfrage erfreuten. Selbst ich hatte, interessanterweise, nicht einen Moment gezögert, mich für so ein Villenmodell zu entscheiden. Die Eingewöhnung lief dann weniger leicht. Vor allen Dingen hatten mich die sprechenden Einrichtungsgegenstände verwirrt, mitunter geradezu geängstigt.

Ich meine, wer ist denn schon daran gewöhnt, dass ein Herd Essensvorschläge macht? Oder das Bett darauf hinweist, dass es noch ein paar Minuten braucht, bis es abends bezugsfertig ist, weil der hygienische Automatikmodus noch läuft? Die Tür fand ich damals besonders anstrengend. Anfangs hatte sie mich doch allen Ernstes gefragt, ob sie das „echte Knarrgeräusch eines rollenden Felsens" von sich geben solle, aber auf diesen Firlefanz hatte ich dann doch lieber verzichtet.

Es gab echt Grenzen des guten Geschmacks!

Natürlich handelte es sich bei dem Baustoff der Tür auch nicht um echten Fels,

sondern nur auf alt getrimmter Spezialkunststoff, in den intelligente Schutzsensoren eingearbeitet waren – für den ziemlich unwahrscheinlichen Fall, dass irgendwer auf die Idee kommen sollte, bei mir einzubrechen. Er wäre längst paralysiert, bevor er auch nur die Eingangshalle erreichte. Aber in Neu Lhasa gab es erfreulicherweise keine Kriminalität mehr. Das hatte wesentlich damit zu tun, dass jeder, der sich hier ansiedelte, im Vorfeld schon streng durch das Militär kontrolliert und durchleuchtet wurde. Hierher konnten nur „makellose" Bürger ziehen … und halt wir Veteranen.

Während meine kleine Kuppelvilla nach außen also den Eindruck eines schroffen, karstig-braunen Felsens machte, der hier beim Bau des Stadtviertels irgendwie übersehen worden war und über keinerlei Fenster zu verfügen schien, verhielt es sich in Wahrheit ganz anders. Viele Flächen, die nach außen aus massivem Fels zu bestehen schienen, stellten in Wirklichkeit raffiniert getarnte Einweg-Sichtscheiben dar, die Sonnenlicht einließen und von innen gut zu durchblicken waren. Der technische Fortschritt der vergangenen Jahrzehnte hatte wie hier in Neu Lhasa Stadtmodelle hervorgebracht, die sich geradewegs harmonisch in die Landschaft einfügten.

Ein bisschen wie das archaische Hobbingen in Tolkiens „Herrn der Ringe", dachte ich manchmal. Ein possierlicher Gedanke, der mich auf angenehme andere Gedanken brachte. Nur die sprechenden KI-Instrumente des Hauses – wie die Tür – fand ich dabei mitunter etwas penetrant, wie gesagt. Schätzungsweise meinten sie es nur freundlich. Aber wer konnte schon ehrlichen Gewissens Ende des 24. Jahrhunderte behaupten, er verstünde, was Künstliche Intelligenzen wirklich dachten? Ich wusste es ganz sicher nicht.

Viele Leute dachten über derlei Dinge augenscheinlich nicht allzu gründlich nach. Wir Veteranen des Devil-

Krieges waren da wirklich ein ganz anderer Schlag. Manche nennen uns deshalb seltsame Menschen. Die meisten von uns zog es nach der Genesung aber ohnehin in die Abkapselung, wir schotteten uns gegen sonstige Gesellschaft ab und ließen uns allgemein nicht mehr in die Karten schauen. Teilweise war das zwingende Notwendigkeit, weil wir halt alle invalide und nicht mehr belastbar waren, aber das stellte nur einen Teilaspekt des Gesamtbildes dar.

Es schien mir eher so, als ob uns das, was wir auf Inferno mitgemacht hatten, doch grundlegender verändert hatte, als wir es uns eingestehen wollten. Vieles, was vorher für uns zur gewohnheitsgemäßen menschlichen Kultur zählte, hatte nun nicht mehr diesen Stellenwert, für viele galt das gar nicht mehr. Das trennte uns vom Durchschnitt der Weltbevölkerung in einer Weise, den sich ein Normalsterblicher vielleicht nicht einmal vorstellen konnte. Auch unsere Militärpsychologen hatten damit so ihre Probleme. Und diese Tendenz zur Selbstisolation verstärkte sich immer mehr, bis viele von uns sich kaum mehr als zur Menschheit gehörig verstanden.

Das war ein weiterer beunruhigender Gedanke, den ich natürlich ebenso gerne verdrängte wie die Erinnerung an den Kessel von Chuuluk, sehr verständlicherweise. Nur kam er leider mit einer verstörenden Beharrlichkeit wieder und wieder zum Vorschein.

Und nein, natürlich redete ich auch darüber mit niemandem.

Mit wem hätte ich das auch tun sollen? Mit meinem Militärpsychologen vielleicht, der attraktiven Dr. Alexa Fields? Miss Fields war eine hochintelligente, fesche Person, und ja, ich freute mich immer wieder über die holografischen Kontakte mit ihr. Ich nahm zudem an, dass sich unter ihrer grünen Militärbluse ohne Zweifel ein höchst ansehnlicher Busen verbarg, und ja, gelegentlich hatte ich feuchte Träume von ihr … aber sie zählte nun

einmal gerade mal dreißig Lenze … sie war noch ein Kind gewesen, als ich aus der Hölle von Chuuluk befreit wurde. Sie kannte den ganzen Krieg nur aus verzerrenden Dokumentationen und neunmalklugen wissenschaftlichen Abhandlungen, die alle der wahren Situation von damals in keiner Weise gerecht wurden.

Nein, sie hätte mich einfach nicht verstanden, auch wenn sie sich natürlich jede erdenkliche Mühe gab.

Niemand verstand uns Veteranen, das erlebte ich immer wieder.

Manchmal fand ich das echt zum Kotzen.

„Komm, Senner Kadesch, denk an was Konstruktives!“, ermahnte ich mich.

Ich hatte gerade die eingekauften Sachen verstaut, als ich unvermittelt erneut von diesem eigenartigen Schwindel gepackt wurde.

„Oh nein ... nicht schon wieder!“, stöhnte ich auf und taumelte zum Videofon, um meinen medizinischen Notfall-Doc Shentai anzurufen. Aber ich bekam gar nicht die Chance, es zu erreichen, geschweige denn, den Notruf zu betätigen.

Während ich noch den großen Wohnraum auf unsicheren Schritten durchquerte, begann alles zu wanken und zu schwanken, als … als stünde ich auf dem Deck eines landenden Raumtransporters, der in atmosphärische Turbulenzen geraten war.

‚Was um alles in der Welt IST das? Werde ich wahnsinnig? Erinnerungen an ...

... d i e V e r g a n g e n h e i t a u f d e r H ö l l e n w e l t v o n I n f e r n o ...’

Und dann war ich wieder da.

Erneut dieser Finsternis im Geist ausgesetzt. Wieder hatte ich den mattschwarzen Helm auf, spürte, wie er an den kurzen Stoppeln meiner noch schwarzen Haare rieb. Keuchender Atem in dem Raumanzug, ohne den man hier als Mensch definitiv nicht überleben konnte.

Dies war eine andere Stelle als vorhin.

Es handelte sich nun um einen schmalen, hohen Canyon, dessen Wände aus geschmirgeltem Obsidian zu bestehen schienen, in denen der satanisch rote Flimmer der Sonne flackerte, wenn das Licht mal durchdrang.

Überall flackerten auf dem Helmdisplay unkontrollierbare Infrarotreflexe.

Das waren die Devils, die auf diese Weise unsere Scanner irritierten. Wir konnten während des Krieges nie hundertprozentig ermitteln, wo sie saßen. Alles, was wir dadurch spürten, war, dass sie uns nah waren, uns belauerten. Das hatte etwas Nervenzermürbendes. Nichts war mehr sicher, der Feind konnte von überall herkommen.

Dies war sein Terrain.

Hier war er im Vorteil.

Es gab viele meiner Kameraden, die schnell der Ansicht waren, wir hätten niemals hier landen dürfen, das Ganze sei eine gottverdammte, planetengroße Falle, die nur darauf lauerte, junge Soldaten der Menschheit zu verschlingen … und das tat sie in der Tat.

Tag für Tag.

Jeden Tag Opfer, manchmal nur ein paar, dann wieder Dutzende, Hunderte …

Überhaupt war dieser ganze Krieg etwas Bizarres.

Angeblich hatte ihn niemand gewollt. Von unserer Seite aus jedenfalls, so wurde es immer wieder in den Medien, den Briefings, den Memoranden mantrahaft wiederholt. Von der Motivation der Devils konnte das allerdings niemand definitiv sagen, denn wir hatten sie niemals verstanden. Und das, obwohl wir fast elf Jahre gegen sie Krieg geführt hatten.

Inferno-Jahre, sollte man sagen.

Ein Jahr auf dem Planeten Inferno, dem zweiten Trabanten der blutroten Sonne Dante und gleichzeitig Brutstätte der Devils, dauerte 283,2 Tage Erdzeit. Die Rotation des Planeten lag mit 21 Stunden und 45 Minuten bei einem Durchmesser, der etwa dem der Erde entsprach, etwas unter Erdnorm.

Eine Höllenwelt, die niemand vergaß, der sich jemals in sie hineingewagt und das überlebt hatte.

Dies war die Furcht erregende, lebensfeindliche Heimat jener fremden Raumschiffe, die unsere Raumtransporter und kolonialen Außenposten bei jeder sich bietenden Gelegenheit attackierten. Sie beantworteten keine Funksprüche und sprengten sich selbst, wenn sie wrackgeschossen wurden. Es gab keine Gefangenen. Sie selbst versuchten auch, bei angegriffenen Erdschiffen niemanden am Leben zu lassen, sondern massakrierten unterschiedslos alles und jeden.

Sie hassten uns Terraner, einfach so. Grundlos.

Hass war ihre Grundkonstante.

Sie waren das Böse schlechthin.

Devils.

Das war aus gutem Grund der Name, der sich für sie zunächst in der Presse einbürgerte und der dann – wohl unvermeidlich – letzten Endes trotz seiner Unseriosität zur allgemeinen Bezeichnung wurde. Manche nannten sie anfangs auch „Schlächter", „kosmische Nazis" und so weiter, aber das setzte sich nicht durch.

Devils war eindeutig, plakativ, treffend.

Ziele dieser Angriffe aus dem Dunkel des interstellaren Raumes wurden rasch auch unsere terrageformten Kolonialwelten, wie ich mich erinnerte. Jahrelang herrschten deshalb Panik und Terror zwischen den Sternen. Das ging so lange, bis es dem Generalstab der Erdregierung endlich gelang, das Heimatgestirn der Devils ausfindig zu machen – eine kleine, kirschrote Sonne am Rande unseres Einflussbereiches, offenkundig die einzige Welt, auf der die Devils sich niedergelassen hatten.

In der letzten, erbarmungslosen Kampfphase, als die Devil-Raummarine zerstört worden war, wurden wir auf Druck der öffentlichen Meinung als Raumlandesoldaten eingesetzt. Das war eine konsequente, aber letzten Endes

entsetzlich blutige und grausame Entscheidung des terranischen Oberkommandos, das eigens für den Kriegsfall gebildet worden war.

Dieser vielleicht politisch und gesellschaftlich begreifliche Entschluss hatte dann allerdings ein ungeheuerliches Gemetzel zur Folge. Ein Gemetzel, in dem fast drei Millionen junge Raumsoldaten ihr Leben auf Inferno verloren. Und es schuf letzten Endes auch uns … Abertausende verstümmelter Veteranen, die man noch lebend aus der Gefangenschaft der Folterlabors der Devils befreite. Aber ich weiß genau, dass viele von uns damals den schnellen Tod diesem qualvollen Rekonvaleszenz-Prozess vorgezogen wären.

Wir Veteranen waren einfach vollständig gebrochen, zum Weiterleben eigentlich außerstande nach den durchlittenen Schrecken und Qualen.

War das jetzt Vergangenheit? Oder handelte es sich dabei um die Zukunft?

Ich wusste es nicht mehr.

Konsequent blendete ich solche irritierenden Gedanken aus. Die würden nur dazu führen, meine Fokussierung auf das Hier und Jetzt abzulenken, und das konnte dann sehr gut die letzte Ablenkung meines Lebens sein!

Wir befanden uns in einer Gefechtssituation, verdammt noch mal!

Ich stiefelte durch den verstörend vertrauten schwarzen Keramikschutt am Fuß der Schlucht, und bemühte mich, nicht auf die Scherbenreste zu treten, um möglichst wenig Lärm zu erzeugen. Die Devils konnten verdammt gut hören. Leider.

Sie gehörten hierher, während wir die Eindringlinge waren.

In den Labyrinthen unter der Oberfläche der schwarzen Höllenwelt kam ich mir manchmal vor wie der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen … gerade wegen der Geräuschkulisse, die wir unabsichtlich hervorriefen.

Es gab in unserem Bataillon Leute, die die verrückte Theorie vertraten, die Devils würden diese Scherben absichtlich hier ausstreuen, als eine Form von Frühwarnsystem … das sei immer noch besser, als wenn sie Minen legten. Letzteres stimmte natürlich. Ersteres konnten wir nie beweisen. Es konnte auch einfach Erosionsschutt dieser Kristallwände sein … selbst die Geologen gaben zu, dass sie die Tektonik und Morphologie dieser Welt nicht hinreichend verstanden hatten.

Vielleicht in ein paar Jahren, hieß es, wenn man ausführliche geologische Untersuchungen durchgeführt hatte … musste man erwähnen, dass sich die Geologen nie in die vorderste Frontlinie wagten, es sei denn, man BEFAHL es ihnen?

Also echt, auf Ideen kamen die Leute in der Etappe … unfasslich!

Hinter mir wusste ich während meines behutsamen Vormarsches die anderen Kämpfer meiner Division. Zweifellos sahen ihre Mienen ebenso versteinert und verbissen aus wie die meine. Wir standen unter einer permanenten, unmenschlichen Anspannung, weil wir unablässig die Konfrontation mit dem gnadenlosen Gegner erwarten mussten.

Überall hatten wir diese höllischen Kreaturen zurückgeschlagen und sie niedergemetzelt, ihnen das gleiche angetan wie das, was sie UNS angetan hatten, grundlos angetan hatten. Sie waren Ungeheuer, blutrünstige Monster, den Alpträumen eines bösen Sternengottes entsprungen, allein zu dem Zweck geschaffen, uns zu bekämpfen, mit einem unbegreiflichen Hass, der ihre einzige Existenzberechtigung zu sein schien.

Woche für Woche, Monat für Monat hatten wir uns durch eine Gebirgslandschaft, ein Tal und einen Krater nach dem nächsten gekämpft, fast wie in den gottverdammten Stellungskämpfen des Ersten Weltkriegs! Und wie die Devils kannten wir auf unserem Feldzug keine Gnade. Wir fanden jede einzelne ihrer Felsenstädte und unterirdischen

Fabriken, wir sprengten sie in die heiße, unter hohem Druck stehende Luft von Inferno, die freilich kaum Sauerstoff enthielt und daher keine Brände gestattete.

Wer immer also so etwas wie spektakuläre Explosionen und pyrotechnische Effekte erwartet hatte, wie man sie aus Kriegsfilmen kannte, wurde hier total enttäuscht. Es gab meist einfach nur eine kurze, blitzartige Eruption in Schwefelgelb, die sofort wieder erlosch, gefolgt von einem grollenden Trümmerregen. Und das war's.

Wer wegen des „Krawumm" bei uns mitmachte, war hier falsch.

Wer die Devils dagegen abgrundtief hasste, weil er selbst Angehörige durch sie verloren hatte … der befand sich genau an der richtigen Stelle, wahrhaftig!

Wir töteten die Bewohner der Städte, die Männer, Frauen und Kinder – wenn es so etwas bei ihnen überhaupt gab. Das ließ sich verdammt schwer entscheiden. Sie sahen im Grunde nämlich alle gleich aus und waren auch alle gleich groß. „Kleine" Devils hatten wir nie entdecken können.

Deshalb suchten wir auch weiter, überall.

Es musste doch Brutstätten geben, Nester vielleicht, irgendwelche verborgenen Orte jedenfalls, wo diese Ungeheuer ihre blutrünstige Nachkommenschaft aufzogen, nicht wahr? Und wenn jeder einzelne von ihnen ein gnadenloser Menschenhasser war, dann musste diese Gefahr – wie es die öffentliche Meinung nun mal vehement forderte – auf geradezu biblische Weise an der Wurzel ausgetilgt werden.

Niemand von diesen Teufeln durfte am Leben bleiben, denn ihre Rache würde grauenhaft sein. Ich mochte mir nicht ausmalen, was die Devils mit uns anstellen würden, wenn sie auch nur die Chance zum Gegenschlag erhielten.

Deshalb waren wir nun hier in der achtzig Grad heißen, dichten Stickstoffatmosphäre unterwegs, direkt unterwegs zum Zentrum.

Nach Chuuluk, wo wir ...

... d i e Z e n t r a l e d e s G e g n e r s f i n d e n u n d z e r s t ö r e n ...

... sollten.

Japsend brach ich auf dem Teppich in meinem Wohnzimmer in die Knie, als mich die Woge des Effekts losließ. Ich brauchte lange Sekunden, um diese krasse Veränderung der Lage überhaupt zu verstehen.

Dies war nicht Inferno.

Dies war mein Wohnzimmer. Meine Villa in Neu Lhasa.

Mein ganzer ausgemergelter Körper war schweißbedeckt. Ich spürte eisige Kälte in den Fingern und Füßen. Die Kälte schien allmählich auf den gesamten Körper überzugreifen.

Panik überschwemmte meinen Verstand.

War das ein Herzanfall? Aber beim letzten Check war mir doch versichert worden, ich sei beneidenswert gut in Form ... wie jeder andere Veteran auch. Das war die fast zynische Erbschaft der Devils – ihre malträtierten Opfer verfügten über eine ganz erstaunliche Langlebigkeit. Sie schien eine direkte Folge der Folterungen zu sein, so verrückt das auch klang.

Wir waren durch die Hölle gegangen, waren gefoltert und verstümmelt und fast verrückt geworden – und hatten zugleich eine extrem robuste Gesundheit geerbt. Offensichtlich allein deshalb, damit wir möglichst lange von den grauenerregenden Erinnerungen und peinigenden Alpträumen heimgesucht wurden.

Eine besonders perfide Art der Rache, die die Devils lange überlebte. So lautete jedenfalls die psychologische Einschätzung dieser verdammten Klugscheißer. Was Besseres hatten sie sich noch nicht ausdenken können.

Echt, auf solche Laienpsychologie konnte jeder von uns verzichten!

Verzweifelt riss ich mich zusammen und robbte über den automatischen, wärmenden Fußteppich von Proxima Centauri, weil ich nicht imstande war, mich zumindest auf die Knie hochzustemmen. Ich spürte, dass meine Arme

mich nicht trugen, von den Beinen ganz zu schweigen.

Um ein Haar wäre ich sogar einfach hier liegengeblieben, so angenehm wärmte der exotische, wunderschöne goldgelbe Teppich. Fast hätte ich mich zusammengerollt wie im Ei ... im Ei?

Im Innern der Gebärmutter, meinte ich natürlich.

Ich war wohl schon etwas verwirrt ...

Mühsam und mit schwindender Kraft kämpfte ich mich zum Videofon vor und drückte den Notknopf für die medizinische Versorgung. Das war wirklich das Äußerste, wozu ich imstande war.

Es gab einfach keine Energie mehr, um ein Gespräch zu führen.

Keine Kraft mehr.

Ich brach ächzend zusammen und fiel rücklings auf den warmen Teppich ...

... d e n n d e r S c h l a g e i n e s D e v i l s h a t t e m i c h g e t r o f f e n.

Die Hölle hatte sich aufgetan.

Rings um unseren kleinen Stoßtrupp öffneten sich die scheinbar fugenlosen, glänzenden Obsidianwände und spuckten nun die kleinen, mit schwarzen Glasborsten bedeckten Wesen aus, die entfernt menschenähnlich aussahen.

Devils!

Wenn man einen Moment bekam, um sie genauer in Augenschein zu nehmen – was wirklich selten möglich war, weil sie so unglaublich flink und unfassbar tödlich waren –, dann verflog diese Illusion allerdings rasch: Unsere mörderischen Feinde glichen mehr einer exotisch-widerlichen Kreuzung zwischen Borstenschwein und Schimpanse. Doch die Kräfte, die sie entfesselten, erwiesen sich als nicht mal annähernd so scherzhaft wie ihr Aussehen.

Vor der ersten Gefechtsberührung spotteten wir noch über die Bilder der Gegner und fanden, sie seien eher bizarre Witzfiguren … wenn dann aber die traumatisierten, arg dezimierten Trupps zurückkehrten und die zerfleischten Reste ihrer Kameraden

mitschleppten, hörte jedes Witzeln schlagartig auf.

Dann wussten wir alle, dass hier draußen der Tod lauerte. Und wir wussten, wie er aussah – daran war dann rein gar nichts Witziges mehr! Wer die Devils dann immer noch für Witzfiguren hielt, der kam eben als kaltes Ragout zurück in den Stützpunkt und wurde gleich heimgeflogen, zur Beerdigung in Heimaterde!

Nein, die Devils waren alles andere als komisch.

Sie waren eher wie blutrünstige Raubtiere.

Intelligente Raubtiere, die Fallen stellten, Hinterhalte legten und erbarmungslos attackierten, wenn sie sich im Vorteil wähnten.

Ihre messerscharfen Krallen waren sehr imstande, unsere Raumanzüge aufzureißen, als ob sie aus mürbem Papier bestünden. Die ersten Landetrupps hatten das nicht hinreichend realisiert und waren in hoher Zahl gestorben. Die neuen Polymerpanzer hielten zwar glücklicherweise einige Hiebe aus, aber die Attacken hatten gleichwohl nichts von ihrer Gefährlichkeit eingebüßt. Schließlich griffen die Devils immer in Gruppen an und meist in diesen tückisch engen Tunnellabyrinthen.

So auch jetzt!

Mehr als ein Dutzend dieser Ungeheuer mit den drei rotglühenden Augen und den scharfen Reißzähnen, die selbst hartes Vulkangestein mühelos zerkleinern konnten, weil sie annähernd diamanthart waren, hatten uns diesen Hinterhalt gelegt.

Während Smithers und Riley dumpf knatterndes Dauerfeuer nach vorne gaben, um die Devils davon abzuhalten, uns mit geballter Kraft zu überfallen, waren drei schon in die Gruppe gesprungen (und ich sage euch: sie konnten gewaltige Sprünge machen, diese verfluchten Alien-Springteufel! Dadurch verloren wir am Anfang eine Menge guter Leute, weil wir das einfach nicht rechtzeitig begriffen hatten!) und wüteten dort wie die Berserker.

Und dann, durch nichts angekündigt, stürzte der Canyon in sich zusammen!

Ich sah nur noch schwarze Trümmerbrocken auf mich zurasen, riss die Arme hoch ...

Dann riss der Film, und alles wurde schwarz um mich.

***

Militärbasis Aden, 6. Februar 2397

„Genau dasselbe, Sir. Derselbe Effekt."

Dr. Jacqueline Waarid stand vor der Kunstglasscheibe, hinter der Roboter die zwei Dutzend Krankenbetten versorgten. Der jüngste Neuzugang war ein weiterer Veteran aus Neu Lhasa. Auf dem digitalen Datenblatt stand sein Name in solidem Grün: Senner Kadesch, 47 Jahre alt. Einer der letzten eingesetzten Soldaten und wie der Rest einer der vielen Versehrten, die auf Inferno aus dem Kessel von Chuuluk vor gut 25 Jahren evakuiert worden waren.

General Anton Jablokov, ein vierschrötiger, rauhbeiniger Militär mit grauem Bürstenschnitt, der sich dreißig Jahre lang im administrativen Sektor hochgekämpft hatte und seine letzten Auszeichnungen, die, wenn man genau war, eigentlich auch die ersten waren, in den Schlusswehen des Devil-Krieges erhalten hatte, sah die schwarzhaarige, schlanke Ärztin aus Kalkutta an. Sie hätte vom Alter her seine Tochter sein können, aber er hatte keine Kinder.

Sein Leben war das Militär, für Liebeleien oder Ehe war da kein Platz mehr gewesen. Wenn Jablokov dieses adrette Wesen im engen weißen Kittel anschaute, bedauerte er das direkt – zweifellos hatte Dr. Waarid so etwas wie ein Privatleben und sicherlich auch jemanden, mit dem sie eindeutige sexuelle Erfahrungen machen konnte. Vermutlich hegte sie sogar Pläne bezüglich eigener Kinder.

Er riss sich zusammen. Das gehörte jetzt nicht hierher.

„Was soll das bedeuten?“, verlangte er stattdessen zu erfahren.

Sie seufzte leise und erklärte es noch einmal. „Alle Opfer der Rentenklasse III/Delta Grün unterliegen demselben Effekt. Er hat in allen Veteranensiedlungen auf der Erde begonnen. Es ist so, dass es mit Schwindelanfällen, psychosomatischen Störungen, Verdauungsproblemen und Orientierungslosigkeit anfängt und sich in Halluzinationen, Schreikrämpfen und Apathiephasen weiterentwickelt.“

„Das beantwortet meine Frage keineswegs“, grollte Jablokov wütend.

Er hasste Dinge, die er nicht verstehen konnte. Das war damals auch der Grund gewesen, weshalb er sich für eine Vernichtungslösung der Devils stark gemacht hatte. Sie hatten dem irdischen Sternenreich schier unermesslichen Schaden zugefügt und einige Welten förmlich unbewohnbar gemacht. Es war zwingend erforderlich gewesen, brutale, endgültige Lösungen umzusetzen, um diese Gefahr ein für allemal auszuschalten.

Und er hatte sich mit einigen Hardliner-Kollegen durchgesetzt. So war dieses unheimliche, blutgierige, ja, blutrünstige Volk, diese ganze Rasse schließlich ausgerottet worden.

Von dieser schwarzen Höllenwelt, die für alle Zeiten gesperrt war, würde nie wieder eine Gefahr ausgehen. Und alles das, was auf Inferno passiert war und was das Militär für notwendig befand, um die Gefahr final auszuschalten, das BLIEB auch auf Inferno!

Dafür hatte nicht zuletzt Jablokov selbst gesorgt.

Das hier hingegen, was jetzt mit den hochdekorierten Veteranen geschah … das schmeckte ihm überhaupt nicht. Er wollte begreifen, was hier vor sich ging. Also stellte er die Frage noch einmal dringlicher und in abgewandelter Form: „Ich will wissen, was mit ihnen los ist! Sind das Spätfolgen des

Einsatzes auf Inferno oder was geschieht hier mit den Männern und Frauen? Das ist doch alles kein Zufall!"

„Nein, in der Tat nicht."

„Also?"

Die Ärztin seufzte. Wie um alles in der Welt sollte man so einem sturen Soldaten etwas erklären, was die Ärzte selbst noch nicht recht begriffen? Es gab zwar bereits einiges an validen Indizien für das, was hier geschah, aber die Ursache des Prozesses an sich – was man wirklich eine Lösung nennen mochte – , die lag noch vollkommen im Dunkeln.

Sie deutete daher anstelle einer Erklärung auf die blinkenden Anzeigetafeln neben den großen Fensterfronten, die in den Behandlungsraum hinein den Blick freigaben. Manchmal waren manifeste Belege besser als missverständliche Worte.

Auf den schwarzsilbernen Tafeln schimmerten die klimatischen Bedingungen des Innenraumes. Der General wurde blass, als er die Werte erkannte. Es waren Angaben wie aus der Hölle!

„45 Grad Temperatur? 73 Prozent Stickstoff? Permanente, schleichende Senkung des Sauerstoffwertes unter Erhöhung der Temperaturen? Was ist das für eine Foltermethode? Sie bringen die Leute um!"

„Ganz im Gegenteil, Sir. Wenn ich die normalen Verhältnisse belassen hätte, wären sie alle schon längst tot." Jacqueline rief ein Hologramm auf, das die physiologischen Tomographenwerte zeigte. Sie erklärte dem General so einfach wie möglich, was passiert war. Aber als er das zusammenfasste, merkte sie schon nach kurzer Zeit, dass er nur die Rahmenbedingungen begriffen hatte. Irgendwie überraschte das Jacqueline Waarid nicht.

„Sie werden also physiologisch verändert", knurrte der Russe übel gelaunt. Soviel wenigstens hatte er begriffen. „Und wer macht das? Wie kann man das rückgängig machen?"

„Das ist noch nicht herausgefunden worden, Sir. Glauben Sie mir … unsere Spezialisten arbeiten daran. Deswegen werden die Veteranen auch aus dem Hochland von Tibet hierher ausgeflogen. Wir waren die nächste Basis mit derartigen Druckkammern … weltweit werden ständig weitere eingerichtet, da die Rate der kollabierenden Patienten stetig ansteigt. Wir tun unser Bestes, aber auf diese Art von … Zusammenbruch, wenn das das passende Wort ist, war niemand eingestellt. Die Veteranen schienen alle mehr oder minder stabil zu sein …"

Jablokov starrte in die düstere Halle, in der auch das Licht immer mehr in den rötlichen Spektralbereich absank. Es wirkte jetzt schon, als wäre das die Hölle. Und ihm taten die tapferen Veteranen verdammt noch mal leid!

Stabil! Einen Scheißdreck waren die armen Hunde!

Sie waren jetzt gottverdammte Versuchskaninchen!

Er empfand eine brennende Wut und wünschte sich nichts sehnlicher als irgendjemanden, den er für all das zur Rechenschaft ziehen konnte. Bestrafen konnte. Das durfte man diesen armen Kerlen nicht antun, die ohnehin schon so viel gelitten hatten! Das waren Helden, verdammt noch mal!

Aber es gab niemanden, auf den er hätte einprügeln können.

Der „Effekt" war etwas Unpersönliches, Ungreifbares, wie eine schleichende Krankheit, gegen die man nichts auszurichten verstand. Er fühlte sich mies in seiner Hilflosigkeit.

Als Jablokov sich wieder umwandte, fragte er finster: „Können sie mir wenigstens sagen, was am Ende herauskommt? Ich meine, wenn wir das nicht aufhalten können?"

Die Ärztin nickte behutsam und wählte ihre Worte mit Bedacht. Die Prognosen waren in der Hinsicht eindeutig, auch wenn jeder sie für monströs hielt. „Ja, das kann ich sehr genau, leider. Die Hochrechnungen und Prognosen sind da ziemlich

unmissverständlich, Sir. Wir haben dann ein Wesen vor uns, das etwa anderthalbfache Erdschwerkraftnorm aushält, normalerweise bei siebzig bis neunzig Grad Celsius Wärme lebt und in einer Atmosphäre existieren wird, die zu mehr als fünfundachtzig Prozent aus Stickstoff besteht. Ohne Sauerstoffanteile."

Der General öffnete seinen Mund, aber er musste erst einmal hart schlucken, bis er sich dazu überwinden konnte, zu sagen, was er hatte aussprechen wollen. Er kannte diese Parameter aus dem Krieg nur zu gut. Aber er konnte und wollte das jetzt einfach nicht glauben.

Das war doch wohl ein Alptraum!

„Sie ... wollen sagen ... unsere Kämpfer – sie verwandeln sich in Devils?"

„Nach allen mir zugänglichen Dateien und den darin enthaltenen Daten scheint das die einzige Möglichkeit zu sein, die die Prognosen hergeben, ja. Es tut mir leid, etwas Besseres kann ich nicht sagen", gab die jüngere Ärztin zu. Sie wirkte verständlicherweise auch einigermaßen unglücklich und hätte ihm gern bessere Kunde gegeben.

Aber was nicht ging, das ging eben einfach nicht.

Da der General wie versteinert dastand und diesen Schlag erst mal verdauen musste, fühlte sie sich verpflichtet, noch eine ergänzende Abschlussbemerkung zu machen, um überzogenen Hoffnungen von vornherein die Grundlage zu nehmen: „Und falls Sie es immer noch nicht begriffen haben sollten, Sir: Nach dem aktuellen Stand der Dinge können wir diesen Effekt nicht rückgängig machen. Wir tun zwar unser Bestes, aber … unsere Spezialisten machen uns nicht viel Hoffnung. Ich fürchte, es sieht nicht gut aus!"

***

Gefangen. Gedanken in schwarzem Gelee, eingehüllt in ein Netz klebriger Finsternis, die mich gefangenhielt.

Déjà Vu-Effekt.

Chuuluk.

‚Allmächtiger! Alles, nur das nicht! Nicht noch einmal! Nicht diese Schmerzen ... diese Foltern ... diese ... diese ... EXPERIMENTE!‘

In der tintigen Schwärze tauchten drei rotglühende, pupillenlose Augen über mir auf und erschreckten mich fast zu Tode. Gnadenlose Blicke fixierten mich. Gottlob nur ganz kurz, dann waren sie wieder verschwunden.

Ein gedämpftes Zischen drang nur matt und wie aus großer Ferne an meine Ohren. Aber es fühlte sich irgendwie anders an.

Lag ich in einer Flüssigkeit?

Ich versuchte mich zu bewegen, aber es kam mir vor, als befände ich mich in einer bizarren Art von zähflüssigem Gelee. Meinen Gliedmaßen fehlte jede Kraft. So mussten sich Insekten in der Vorzeit gefühlt haben, ehe sie vom erstarrenden Baumharz für die Ewigkeit eingeschlossen wurden, um zu Fossilien im Bernstein zu werden.

Eine Scheißangst brannte sich in meine Eingeweide.

Wie war das damals gewesen in Chuuluk? Ich hatte das alles erfolgreich ins Unterbewusstsein verdrängt, weil es so entsetzlich gewesen war, mit klarem Bewusstsein unmöglich auszuhalten. Monatelang war ich deswegen in intensiver psychologischer Behandlung im Traumazentrum auf dem Mars gewesen … und erst der kombinierte Einsatz von Therapeutika mit hypnotischen Dämmungsmethoden brachte mir schließlich Seelenruhe zurück.

Nun aber brodelte diese traumatische Erinnerung in mir allmählich wieder hoch. Alles kam zurück. Alles.

ALLES!

Und zusammen mit der aufkeimenden Erinnerung kehrte auch die alte Panik zurück. Die bodenlose Furcht vor dem, was die Devils gefangenen Kombattanten antaten. Was sie im Kessel von Chuuluk mit uns veranstalteten.

Wo befand ich mich?

War ich jetzt wirklich in den brodelnden Gallert-Bassins der Devils auf Inferno, in denen man angeblich nicht überleben konnte … in denen wir Gefangenen der terranischen Streitmacht aber dennoch überlebten, tagelang, wochenlang, und immer wieder gefoltert und verstümmelt wurden … oder lag ich vielmehr irgendwo in einer geheimen Einrichtung des Militärs, angeschlossen an eines der Simulationsnetzwerke der Raummarine und musste diese Foltern erleben, um eine wichtige Wahrheit ans Tageslicht zu fördern, die man auf andere Weise nicht gewinnen konnte?

WAR DER KRIEG AM ENDE GAR NICHT VORBEI?

WAR MEINE SCHÖNE NEUE WELT IN NEU LHASA, AN DIE ICH MICH SO LEBHAFT ERINNERN KONNTE, IN WIRKLICHKEIT NUR EINE INFAME TARNUNG? EINE SCHÖNE ILLUSION, DAMIT WIR NICHT DEN VERSTAND VERLOREN, WENN WIR DIE WAHRHEIT BEGRIFFEN? ISOLIERTE MAN UNS DESHALB SO VON DER GESELLSCHAFT, WEIL IN WIRKLICHKEIT INFAME EXPERIMENTE AN UNS VORGENOMMEN WERDEN KONNTEN?

ODER, SCHLIMMER NOCH: WAR DIE ERDE VIELLEICHT GAR VON DEN DEVILS SCHON EINGENOMMEN WORDEN?

Nein.

Nein, das klang abstrus.

Die kleinen schwarzen Teufel von Inferno hatten keine Verwendung für terraforme Welten, das hatten sie immer wieder gezeigt. Sie konnten hier überhaupt nicht existieren. Also war das eine verrückte Idee, die nur der Panik entsprang.

Aber es gab andere, schrecklichere Vorstellungen, warum das mit mir geschah, was gerade passierte – was nämlich war, wenn man uns nicht aus Nächstenliebe und Loyalität, in Anerkennung unserer erlittenen Qualen den wohl verdienten Ruhestand ermöglichte?

Wir waren in den Veteranensiedlungen isoliert, nicht wahr?

Hielt man uns also vielleicht für Überläufer? Für unzuverlässige Angehörige der Streitkräfte? Für

Manipulierte gar, die von den Devils umgedreht waren und denen nun nicht mehr vertraut werden konnte? Die man foltern konnte, ja musste, um die Wahrheit ans Licht zu bringen?

Ich schrie vor Entsetzen.

Besser: Ich versuchte es. Und merkte, dass ich gar nicht schreien konnte.

Ich gurgelte in eine Art Gelee hinein, das mich auch ausfüllte.

Ein so vertrautes, widerliches Gelee, in dem man nachgerade osmotisch atmen konnte – eine Höllenerfindung der Devils von Inferno, die unsere Wissenschaftler nie hatten nachempfinden können. Bei unserer Befreiung aus dem Kessel von Chuuluk waren alle Druckkammern irreparabel beschädigt worden … welches Wunder bei den erbitterten Gefechten, die die kleinen schwarzen Teufel den Befreiungstruppen dabei lieferten. Ich hatte davon nur gelesen, da ich ja zu dem Zeitpunkt selbst in einer dieser Druckkammern gefangen war, gequält und halbtot von den Foltern dieser Monster.

Chuuluk.

War ich DOCH in Chuuluk?

‚Nein! Nein! Um Gottes Willen … nein, alles, bloß das nicht …!'

Die zähe Flüssigkeit um mich herum war warm, ja, fast heiß, eben das Lebenselement der Devils, eine unheimliche Flüssigkeit, die genug gelösten Sauerstoff enthielt, um uns auch ohne Kiemen das Leben zu ermöglichen.

Wenn jetzt noch die Devils mit ihren höllischen Werkzeugen kamen ...

Ich hätte diesen Gedanken nicht haben dürfen.

Ich konnte ihn nicht zu Ende denken.

Rotglühende, zangenförmige Metallstangen tauchten von oben dampfend in diese geleeartige Flüssigkeit. Luftperlen stiegen daran empor wie an einer Belüftungsstange für ein Aquarium.

Das Werkzeug näherte sich mir ...

Alles Winden in dem Gelee war nutzlos, ich wusste, ich konnte nicht ausweichen.

Mit weit aufgerissenen Augen, erfüllt von alles auslöschender Panik starrte ich dem Folterinstrument entgegen und konnte das alles einfach nicht glauben. Das konnte nicht die Wirklichkeit sein! Das war ungeheuerlich!

Das konnten sie doch nicht zulassen! Das war ... das war Sadismus ...! Ich ... hatte RECHTE! Man durfte mir das nicht antun … nicht schon wieder …!

In dem Moment, in dem mich das Foltergerät berührte, durchraste mich ein entsetzlicher Schmerz ...!

***

Weltärzterat-Zentrale Canberra, 8. Februar 2397

Sie saßen zusammen am Besprechungstisch, der sowohl der Admiralität als auch den medizinischen Vertretern des Weltärzterates vorbehalten war.

Auf der Ärzteseite hatten Dr. Achmed Chandra, Dr. Singh Tagore und Dr. Jacqueline Waarid Platz genommen, auf der Seite der Admiralität befanden sich die Admiralin Miriam Bailey, der General Anton Jablokov und der Commodore Emanuele Zatowsky, ein notorisch düster dreinblickender Europäer, der einer italienisch-polnischen Familie entstammte. Letzterer führte in diesem Ausschuss den Vorsitz über die militärische Delegation.

„Die Sachlage ist also kritisch", sagte Zatowsky kategorisch. „Wir haben einen Krankenstand von immer noch zweihunderttausend ..."

„Exakt von 200.819 Kranken", korrigierte Dr. Chandra mit indischer Höflichkeit und Korrektheit. Er schob sich den hellorangefarbenen Turban etwas weiter zurück. „Wir sollten korrekte Daten verwenden, um auch nichts und niemanden zu übersehen, Commodore."

Zatowsky nickte knapp und fuhr fort. „Das Problem besteht darin, dass sich all diese Personen – allesamt hochdekorierte und kriegsversehrte Veteranen – offensichtlich in Devils verwandeln. Wie auch immer das nach

22 Jahren möglich sein soll. Warum das von unseren Ärzten nicht früher entdeckt worden ist, ist mir ein Rätsel."

„Nachlässigkeit?", erkundigte sich Jablokov polternd.

„Wenn ich das an dieser Stelle einmal richtig stellen dürfte ..." Dr. Singh Tagore mischte sich ein. Er war ein schlanker, weißhaariger Inder, dessen Bart mit dem braungebrannten Gesicht stark kontrastierte und ihn äußerst attraktiv aussehen ließ, der diese fast beleidigende Direktheit mit asiatischer Sanftmut abfing.

„Bitte", erteilte der Commodore das Wort.

Er wusste genau, dass Jablokov diesen Prozess als eine Form von persönlicher Brüskierung empfand. Sie hatten den Krieg GEWONNEN! Er hatte daran nicht unmaßgeblichen Anteil gehabt. Nun zu sehen, wie alle Veteranen sich auf monströse Weise in ihre besiegten Feinde … ja … verwandelten, warum auch immer, das kam ihm wie eine ganz persönliche, verspätete Niederlage vor. Seine Laune war dementsprechend mörderisch. Und die Hilflosigkeit angesichts des Prozesses setzte ihm zusätzlich mental sehr zu.

„Die Probleme, die auf die Veteranen zukamen, waren uns schon seit Jahren bekannt. Es gab in früher schon eine Reihe von Fällen, die zeigten, dass solche Symptome früher oder später zum Ausbruch kommen würden ..."

„Warum ...?", fiel Jablokov ihm ins Wort.

„Lassen Sie ihn doch ausreden!", fauchte die Ärztin ärgerlich. Jablokovs ungehobeltes Verhalten nervte sie zunehmend. Sie wusste, wie angegriffen seine Nerven waren, aber er sollte doch nun wirklich seinen Zorn nicht an den Anwesenden auslassen, das half niemandem!

„Danke, Dr. Waarid", nickte Tagore ihr freundlich zu.

Er fuhr langsam und überlegt fort: „Wir wussten, dass diese überlebenden Veteranen, damals waren es immerhin noch 205.183, etwas

Besonderes darstellten. Immerhin hatten die Fremden – ich möchte mich hier nicht der gängigen Propagandabezeichnung anschließen, dafür bitte ich um Verständnis – zuvor jeden Terraner und Kolonialterraner brutal umgebracht. Nur diese paar tausend Leute nicht. Der Grund dafür blieb ein Geheimnis. Es schien so, den militärischen Aufzeichnungen zufolge, als wenn die Fremden in dem Moment, in dem sie erkannten, dass der Krieg ihre Heimatwelt erreicht hatte, eine Art von … psychologischem und taktischem Strategiewechsel durchführten.

Doch, General, Sie brauchen da nicht despektierlich zu schnauben – die Tatsache, dass es nun vermehrt zu Gefangennahmen unserer Soldaten kam und sie in Chuuluk inhaftiert wurden, deutet nach allen Forschungsergebnissen darauf hin, dass sie ihren ursprünglichen Plan ändern wollten."

„Woran wir sie erfolgreich hinderten!", warf der Russe knurrend ein.

Niemand musste genauer werden.

Selbst wenn die Devils eine Strategieänderung verfolgten, kam sie in jedem Fall zu spät. Zu spät, um ihr eigenes Volk noch zu retten. Denn Jablokov und die Hardliner hatten sich inzwischen durchgesetzt und verfolgten genozidale Pläne, um die Gefahr durch die Devils ein für allemal auszumerzen. Ein Plan, der schlussendlich funktionierte.

Jahrzehntelang nahm man an, der Alptraum sei zu Ende.

Und dann kam der unheimliche Effekt, der alle Veteranen niederwarf und nun mutieren ließ.

Zu Devils!

Darüber konnte man gar nicht gescheit nachdenken!

Das war einfach krank!

Dr. Singh Tagore seufzte und fuhr fort, als Jablokovs zorniger Ausbruch gestoppt worden war. „Sehen Sie, als die Überlebenden unserer Streitkräfte aus dem Kessel von Chuuluk gerettet wurden, hatten sie alle schwere bis schwerste Verletzungen

erlitten, fast alle waren durch starke Traumata einsatzunfähig geworden, einige hatten den Verstand verloren. Doch insgesamt betrachtet waren sie allesamt noch am Leben und konnten erfolgreich von der Heimatwelt der Fremden evakuiert und schnellstens medizinisch umfassend betreut werden.

Auch wenn das vielleicht ein wenig zynisch klingen mag, General, verehrte Anwesende … die Fremden waren bemerkenswert schonend mit unseren Soldaten umgegangen. Keiner konnte das erklären, und so kamen die geretteten Teilnehmer des Krieges alle erst einmal für zwei Jahre auf dem Mars in Quarantäne, bis sie sich als ‚sauber' erwiesen. Dennoch standen sie von da an auch weiterhin unter medizinischer Beobachtung und wurden halbjährlich zu Untersuchungen geschickt, obwohl man sie frühpensioniert hatte. Das ließ sich mühelos mit dem physischen und psychischen Zustand der Veteranen begründen, und so verschwammen die Grenzen zwischen therapeutischer Beobachtung und kontrollierter Spätfolgenüberwachung …"

„Ja, ja, das ist allgemein bekannt", sagte nun auch der energische und etwas jüngere Commodore. „Können Sie bitte zum Kernpunkt kommen?"

„Ich bin dabei." Tagore legte die auf den Tisch gestützten Hände mit den Fingerspitzen zusammen und fuhr fort. „Es gab einige Personen dieses Kreises, die schon vor Jahren rätselhafte Zusammenbrüche erlitten. Es handelte sich hierbei um die Gruppe der Starkgeschädigten, denen Gliedmaßen oder Sinne abhandengekommen waren. Sie wurden in Überlebenstanks gesteckt und später in rollende Behältnisse, die sie permanent medizinisch durchcheckten. Das hielten viele von ihnen nicht lange durch. Ein eigentümlicher Effekt zum Ende der Krankheitsphase zeigte, dass sie mutierten – wir haben dafür die Bezeichnung ‚zurückmutieren' geprägt, auch wenn das seltsam klingt – , und zwar degenerierten ihre

Körper in das Existenzstadium ihres einstigen Feindes.

Die physiologischen Daten waren kaum auszuwerten, weil Stoffwechselprozesse spontan oszillierten und wir keinen Grund dafür ausmachen konnten. Nach zehn Jahren und mehr als fünfhundert Opfern sahen wir uns noch immer außerstande, einen vernünftigen Bericht vorzulegen. Und Sie wissen ja – niemand fertigt gerne einen substanzlosen Bericht an, wenn ihm an der Zukunft seiner Karriere gelegen ist. Lieber schiebt er die Zeit der Befunderkenntnis noch etwas hinaus."

Alle nickten beifällig. Ja, diese Haltung war ihnen zur Genüge bekannt. Jemand, der auf seinem Posten saß und ein Gutachten erstellte, das danach von allen Seiten kritisiert werden konnte, würde diesen Posten nicht lange behalten. Also legte man sich nicht fest, spielte auf Zeit. Es spielte in einer solchen Situation keine Rolle, dass auch der Nachfolger dieselben Probleme haben würde – schließlich ging es nicht um den Kopf des Nachfolgers, sondern um den eigenen. Und da half die von Tagore skizzierte Strategie oftmals weiter, so sehr man sie auch kritisieren mochte.

Diese Erläuterung erhellte nun auch, weshalb die Ärzteschaft von dem Veteranen-Problem eben nicht vollkommen kalt erwischt worden war, als es massiert auftrat, sondern gleich souverän und fachlich äußerst präzise reagiert hatte.

Dass das den Betroffenen half, konnte man allerdings bezweifeln.

Die Ärzteschaft schien so ratlos zu sein bezüglich des Effekts wie eh und je.

„Was geschah mit den ... hm ... verunglückten Veteranen, Dr. Tagore?", wollte die üblicherweise energische, platinblonde Admiralin Bailey unbehaglich wissen. Sie fühlte sich dieser Sachlage nicht recht gewachsen, was ihre sonstige Professionalität unangenehm untergrub.

Der ihr vorliegende vorläufige Bericht, der auf dieses Treffen eingestimmt

hatte, war in dieser Hinsicht sehr vage gewesen. Ganz so, als lägen auch darüber keine aussagekräftigen Daten vor. Sie hatte daraus geschlossen, dass darauf auch dieser Punkt wenigstens nicht hinreichend erforscht ...

Sie konnte den Gedanken nicht vollenden.

Tagore beantwortete die Frage geradliniger als bisher: „Das ist eine unerklärliche Sache, verehrte Frau Admiralin. Sie verbrannten von innen heraus. Spontane Selbstverbrennung, die wir nicht aufhalten konnten."

Beklommenes Schweigen senkte sich über den Saal. Dieses Faktum war außerhalb des Ärztekreises noch nicht bekannt gewesen, deshalb diese konforme Reaktion der Anwesenden auf der Seite des militärischen Oberkommandos.

Die Admiralin fand zuerst die Worte wieder.

Heiser erkundigte sie sich: „Dr. Tagore ... gibt es dafür irgendwelche Gründe, die wir begreifen können? Ich meine ... wir sind alle Rationalisten und müssen wissen, was vorgegangen ist, uns anhand von Fakten Eindrücke verschaffen, Lagesituationen erkennen, um vorausschauend auf die zu erwartenden Probleme reagieren zu können. Mit so etwas dagegen ... also, damit kann zumindest ich wenig anfangen."

Tagore nickte langsam. „Das war uns bekannt. Wir haben diese Fakten ja, wie ich schon sagte, nicht mutwillig verschwiegen. Auch wir haben gerne, wie es halt typisch menschlich ist, Erklärungen, die plausibel und allgemein verständlich sind. Spekulative Vorabauskünfte sind nichts, wozu Mediziner neigen, wenn sie am Erhalt ihrer Karriere interessiert sind."

„Haben Sie sie inzwischen?"

„Leider nein. Nach wie vor nicht. Mangels einer solchen Erklärung steht ein finaler Bericht über diese Ereignisse immer noch aus. Wir haben uns all die Jahre vor einer Situation wie der jetzigen gefürchtet, so ehrlich sollten wir heute sein. Solange dieser Effekt nur

einige wenige Veteranen traf", griff Jacqueline Waarid helfend ein, „solange hielten wir sie verständlicherweise für Ausnahmefälle, gewissermaßen statistische Ausreißer. Aber heute müssen wir erkennen, dass sie nur insofern Ausnahmen waren, als das Endstadium früher auftrat als geplant."

„Geplant?" Jablokovs Stimme war ein Flüstern, aber laut genug, um von allen gehört zu werden. Das Wort hing Augenblicke lang unheilschwanger in der kühlen, ventilierten Luft, die hier im Hauptgebäude des Weltärzterates in Canberra steril war wie im gesamten Apparat des Weltärzterates.

Dann meinte Tagore leise: „Wir müssen leider davon ausgehen, dass allen Patienten mittel- bis kurzfristig genau dasselbe Schicksal unserer schon verstorbenen Veteranen droht."

„Sie werden verbrennen? ALLE?"

„Alle ohne Ausnahme."

„Mein Gott!", murmelte Zatowsky. Sein normalerweise rötliches Gesicht war aschfahl geworden, die Augen unnormal geweitet. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Er hatte stets an den Akademien gelehrt, wie heroenhaft die Veteranen im Kampf gefochten hatten, dass man sie ehren solle, wo immer man sie treffe. Und er hatte selbstverständlich auch immer Veteranen zu Vorträgen an die Raumakademien des Imperiums eingeladen.

Sie waren ungeachtet ihrer stark angegriffenen Gesundheit immer noch gern gesehene Gastredner, imperiale Trophäen gewissermaßen, Glanzlichter im Himmel der Admiralität. Ähnlich wie Holocaust-Überlebende im 20. und frühen 21. Jahrhundert waren sie Ikonen der Gesellschaft und der terranischen Selbstbehauptung im Kampf gegen die Devils gewesen.

Helden eben.

Und nun sollten sie eines grässlichen, unverständlichen Todes sterben.

Alle.

Unausweichlich.

„Mein Gott!“, wiederholte er fassungslos und tief getroffen. Ihm fehlten die passenden Worte.

„Wie lange bleibt ihnen noch Zeit?“, wollte Jablokov wissen. Er sah finster drein, aber auch sehr entschlossen.

„Maximal fünfundvierzig Tage.“

„Sie haben doch sicherlich schon eine … nun, eine Lösung überlegt, zumindest eine vorübergehende“, hoffte die Admiralin, die einige Schwierigkeiten hatte, ihr Entsetzen zu verbergen. Sie war noch nicht solange im Amt wie Jablokov und nur zwei Jahre mehr als Commodore Zatowsky, der mit 34 Jahren bemerkenswert rasch die Karriereleiter erklommen hatte. Deshalb nahmen sie solche Dinge mehr mit als den schwerfälligen, fast siebzigjährigen Jablokov, der den Krieg nicht nur vom Hörensagen kannte, sondern aktiv daran mitgemischt hatte (wenn er sich auch nicht bis nach Inferno vorgewagt hatte, also in die vorderste Front. Er hatte zu denen gehört, die man in früheren Zeiten als „Schreibtischtäter“ zu titulieren pflegte – was nichts daran änderte, dass er wesentlichen Anteil an der Schlussphase des Konfliktes gehabt hatte, wie gesagt).

Sie fuhr nervös fort und verdeutlichte ihren Standpunkt etwas wortreicher: „Ich meine ... wir können den Leuten da draußen ja kaum verkaufen, dass sich all unsere Helden in unsere Todfeinde verwandeln. Aber dass sie alle binnen kurzer Zeit sterben werden, bei lebendigem Leibe verbrennen, ohne dass es dafür irgendeine nachvollziehbare Erklärung gibt – das können wir noch viel weniger.“

Die Ärzte wussten das.

Die Veteranenvereinigung war inzwischen ein machtvoller Verein geworden, und ihre Fühler reichten bis in die höchsten Etagen der Admiralität. Sie hatten unzählige Freunde und Gönner, und dank ihrer finanziellen Absicherung auch monetär enorme Wirkungskraft. Sie alle hatten für den Fall eines

plötzlichen Ablebens vorgesorgt. Und das konnte die gesamte Admiralitätsspitze den Kopf kosten, wenn die Rechtsanwälte der Veteranen die Verantwortlichen wegen unterlassener Hilfeleistung oder Schlimmerem belangten.

Was unbestreitbar passieren würde, wenn diese Fakten durch die Presse ans Tageslicht befördert wurden.

Dr. Chandra blickte auf die opaleszierende, ovale Tischplatte zwischen ihnen und druckste etwas herum. Als er dann konkret aufgefordert wurde, etwas zu sagen, erklärte er kleinlaut: „Wir haben keine Lösungen, die nicht auf eine Geste der Hilflosigkeit hinauslaufen würden."

„Was heißt das konkret?" Zatowsky hatte sich wieder einigermaßen gefangen und konnte sich erneut am Gespräch beteiligen.

„Es gibt im Grunde nur drei Optionen, die uns bleiben", erläuterte Dr. Chandra, an seinem dunklen Salz-und-Pfeffer-Bart nestelnd, ein Zeichen der Tatsache, dass ihm diese Offenbarung der eigenen Unfähigkeit und Hilflosigkeit außerordentlich peinlich war.

„Und die wären?"

„Sie werden Ihnen alle nicht gefallen ..."

„Solange wir noch keine gehört haben, sicherlich nicht", versuchte Miriam Bailey zu scherzen, um die Lage zu entkrampfen.

Der versuchte Scherz verpuffte wirkungslos. Die Lage war zu ernst dafür.

Chandra seufzte schwer und ging in die Details. „Option 1 ist von Ihnen schon intuitiv abgelehnt worden: Dass wir sie in stationärer Behandlung lassen, bis sie verbrennen, zudem alle Beteiligten zur Geheimhaltung verpflichten ..."

„Das ist einfach ganz indiskutabel! Bei zweihunderttausend Patienten macht das eine vielfache Zahl von Mitwissern. Das ist völlig ausgeschlossen, so was kann man nicht geheim halten!", fuhr Jablokov auf. Das war eine wirklich absurde Vorstellung. Jeder gesunde Menschenverstand begriff auf der

Stelle, dass das Blödsinn war! „Das muss Ihnen doch auch klar sein! Und die Kosten erst ...“

„Die zweite Möglichkeit ist gezielte Euthanasie.“

Das schlug ein wie eine Bombe.

Zatowsky riss den Mund auf, bekam aber keinen Ton heraus. Jablokov grummelte nach einem Moment des Schocks schwach etwas von „geschmacklosem Scherz“, und die Admiralin fragte ungläubig nach, nachdem sie sich etwas beruhigt hatte: „Gezielte Tötung? Aller Veteranen?“

„Vom finanziellen Standpunkt aus wäre das ganz sicherlich das Günstigste“, versuchte Tagore eine Lösungsstrategie zu rechtfertigen, die ganz eindeutig humanitär nicht zu rechtfertigen war. Dass solch eine Option auch nur angedacht wurde … einfach ungeheuerlich!

„Aber ethisch absolut verwerflich. Diese Position ist unter den eingeweihten Ärztekreisen seit Jahren heiß umstritten“, relativierte Dr. Waarid, die zu den entgeisterten Reaktionen verständnisvoll nickte. Wie ihre Kollegen hatte sie geahnt, dass die militärischen Vertreter diese Option umgehend ablehnen würden. In diesem Fall wären sie alle nicht viel besser gewesen als die Organisatoren und Ausführenden des Holocausts in Deutschland im 20. Jahrhundert. Und natürlich sah sich niemand gern in die Rolle eines Dr. Mengele, eines Adolf Eichmann oder eines Adolf Hitler gedrängt.

Sie atmete tief durch und fuhr fort: „Ich selbst halte diese Lösung auch für unmenschlich. Die Veteranen haben einfach zuviel für die Menschheit getan, wir verdanken ihnen zuviel, als dass wir sie nun alle kaltblütig umbringen könnten, nur aus finanziellen Erwägungen heraus.“

„Sie erwähnten eine ... dritte Möglichkeit ...“

„Ja“, gab Chandra zu und zögerte wieder. Diesmal schien er sich wirklich zu einer Erläuterung durchringen zu müssen. Gleich darauf

verstanden das alle Versammelten. „Aber diese Lösung … nun, sie grenzt wahrscheinlich Ihrer Ansicht nach schon fast an Blasphemie. Es handelt sich um Folgendes..."

Und dann wurde es tatsächlich ungeheuerlich.

***

Eingelegt in schwarzen Gelee.

Konserviert von diesen Teufeln, um perfiden Experimenten zu dienen, deren Sinn und Zweck niemand verstehen konnte.

Wir waren nichts Besseres als Laborratten von Aliens.

Gequält von Wesen, die nichts als Hass und Vernichtungswillen kannten.

Mein Blut brodelte. Die Gedanken waren wie Eiweiße in siedend heißer Flüssigkeit geronnen, rollten nur träge den Hang des Geistes herab, um am Fuß des Abhanges matt und erschöpft liegenzubleiben.

Ich sah in wirren Illusionsblenden die grünen Wiesen von Mandalay wieder, wo ich aufgewachsen war, sah die golden überzuckerten Pagoden, die Gongs der Götter klangen mir wie himmlische Signalklänge im Ohr. Fast meinte ich, selbst den Geruch der Weihekräuter zu riechen.

Aber das war ein Irrtum.

Es roch eher ... antiseptisch.

Wie in einer Klinik des Weltärzterates.

Waren wir also doch zurück auf der Erde? Aus dem Einsatz zurückgekommen, zu Krüppeln gemacht durch die widerlichen, nutzlosen Experimente der Devils? Unsicherheit erfüllte mich. Verständnislosigkeit.

Ich begriff einfach nichts von dem, was hier geschah.

Dumpfer Schmerz plagte mich.

Er pulsierte direkt unter meinem rechten Schlüsselbein. Dort, wo mich die glühenden Sonden der Devils getroffen hatten. Vor zweiundzwanzig Jahren.

Es brannte, als wäre es eben passiert.

Ich öffnete die Augen.

Grauschwarzes Zwielicht. Blubbernde, gedämpfte Geräusche.

Nein. Oh nein. Das war nicht möglich.

Nicht schon wieder.

Nicht immer noch.

Hatte denn dieser Alptraum nie ein Ende?

‚Ich will nach Neu Lhasa zurück! In meinen Bungalow! Ich will meine Ruhe! Lasst mich doch alle zufrieden! Lasst mich ... in ... Ruhe ... lasst mich ... nein ... NEIN!'

Rote Glut über mir.

Drei boshafte, grausame Augen flackerten.

Augen, die ich nur zu gut kannte.

Meine Gedanken überschlugen sich vor Panik und Verzweiflung.

‚Dich gibt es nicht mehr! Du bist tot! Ihr seid alle tot! Vernichtet in der Schlussoffensive! Es gibt keine Devils mehr! Eure gesamte Brut ist von uns vernichtet worden! Ich bin jetzt längst pensioniert und habe euch alle überlebt ... alle, jedes einzelne von euch Monstern … ich ... aaaaaaahhhhhhrrrgghhhhh ...!'

Weißglühende Nadeln im Hirn. Explosionen überall im Körper. Verbrennendes Gewebe. Zerplatzende Gefäße. Verschmorende Knochen ...

Halb betäubt von dem grauenhaft präsenten Schmerz, der mir wieder und immer wieder gnadenlos zugefügt wurde, jetzt zugefügt wurde, erinnerte ich mich an den Endbericht der Ärzte. Sie hatten mir zweiundneunzig Brüche in allen Gliedmaßen, zweifache (äußerst fachmännische!) Zertrümmerung der Wirbelsäule nachgewiesen, Partiellausfall der Nieren, Lungen, Vollausfall von Leber und weiten Teilen des Darms.

Mein Magen arbeitete nur noch fehlerhaft wegen der Risse und anderen Verletzungen, die diese Ungeheuer mir zugefügt hatten, ohne dass es dafür irgendeinen plausiblen medizinischen Grund gab. Rätselhafterweise kam es zu keinerlei Entzündungen oder Einblutungen nach der Notfallrettung, sonst wäre ich, als mich die terranischen

Sanitätseinheiten endlich in Chuuluk entdeckten und evakuieren konnten, längst tot gewesen. Ich befand mich in demselben desolaten, physisch verwüsteten Zustand, in dem sich Kameradinnen und Kameraden wie Ed Baker, Nancy McTerwyn, Alice Goldstein, Bernd Rander und Sako Tanaketo auch befanden. Wir alle hatten überlebt ... ja, aber ...

Grauenhafte Schmerzen wühlten wieder in meinen Eingeweiden. Ich hatte das Gefühl, vom Bauch bis in den Brustraum allmählich und bei vollem Bewusstsein geradewegs gekocht zu werden ...

Und diesen Höllenkreaturen, diesen monströsen, widerlichen Dämonen schien das auch noch FREUDE zu bereiten!

Nein, das war kein Leben mehr! Das war ein fortwährender, endloser Alptraum!

Ich wünschte mir, zu sterben.

Aber bevor das geschehen konnte, verlor ich vor Schmerzen das Bewusstsein.

Diese verdammten Monster wussten leider ganz genau, wie weit sie gehen konnten, immerhin hatten sie Tausende von hilflosen Versuchskaninchen, an denen sie unentwegt arbeiten und tagelang, wochenlang foltern konnten. Und sie gingen immer einen Schritt weniger weit, hielten uns so alle in einem Stadium der fortwährenden Marter-Qual … selbst die Phasen der Besinnungslosigkeit blieben kurze, peinigend kurze Oasen des schwarzen Vergessens.

Und dann begann die Folter von neuem.

Wieder und immer wieder!

***

Dante-System, 15. März 2397

Der terranische Großraumransporter kam aus dem Hyperraum und orientierte sich automatisch. Mehr als zweitausend Lichtjahre von der Erde entfernt, hatte er das Hoheitsgebiet der Menschheit hinter sich gelassen und glitt nun langsam abbremsend in das System der roten Sonne hinein, die während des Kosmischen Krieges gegen die Devils den Codenamen Dante getragen hatte.

Ein ebenso automatisiertes Signal alarmierte die Kommandantin der Mission, die nach wenigen Minuten in der geräumigen hexagonalen Zentrale ein traf. Hier warteten schon zwei Offiziere und zwei Ärzte. Das war das einzige menschliche Personal an Bord des gesamten Raumschiffs. Es enthielt insgesamt fünfzigtausend Kälteschlafwaben, in denen Wesen lagen, die einst Menschen gewesen waren. Die Waben bildeten die einzige Möglichkeit, den Prozess, der die darin befindlichen Veteranen langsam aber sicher dem Verbrennungstod näher rückte, etwas zu verzögern.

Die medizinischen Berichte waren widersprüchlich, aber alle gingen davon aus, dass der am 8. Februar verkündete Zeithorizont von 45 Tagen durch diese Maßnahme auf vermutlich drei Monate gestreckt werden konnte. Vielleicht eine Möglichkeit, hier vor Ort eine Lösung des Problems zu finden – so gering auch die Aussicht darauf schien.

„Wir sind jetzt am Ziel, Admiralin", sagte der schlaksige, einundvierzigjährige Major der Raumstreitkräfte. Sein Name lautete Tim Stanton, er war der Sohn eines Veteranen und aktiv im Veteranenbund tätig. Als er von der Verwandlung der Veteranen erfahren und sie mit angesehen hatte, da hatte er buchstäblich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um eine Geheimmission nach Inferno zu initiieren.

Die Admiralin Miriam Bailey lächelte verkrampft. Sie wusste, dass noch vier Transporter unterwegs waren und hier in Bälde eintreffen würden. Egal, was für einen Erfolg sie erzielten.

„Danke, Major. Wie lange brauchen wir noch bis zum Orbitalrendezvous?"

„Acht Stunden, elf Minuten, Admiralin."

Sie nahm nickend Platz und besah sich die astronomischen Daten des Systems.

Dante verfügte über zwei Planeten. Der äußere von beiden war die Welt der Feinde gewesen, der Planet, den man

nach dem antiken Stück von Dante Alighieri Inferno getauft hatte, nach seiner natürlichen Beschaffenheit. Selbst ein Terraformingprozess hätte diese Welt nicht dauerhaft bewohnbar gemacht, jedenfalls nicht für irdische Kolonisten.

Doch ausgerechnet auf dieser heißen, sturmumtosten Stickstoffwelt hatten Außerirdische gelebt: Fremdartige Wesen, die man nie richtig verstanden hatte. Die keine Sprache zu besitzen schienen. Keine Schrift. Keine freundlichen Gefühle.

Nur Hass.

Hass und eine unerbittliche, unglaubliche Gebärfreudigkeit, dazu leider auch eine erschreckend hohe technische Perfektion. Und eine Technologie, die den Menschen beinahe absolut fremd war. Sie wirkte verzerrt, geradezu grotesk andersartig – krankhaft beinahe.

Ja, das war wohl das passende Wort. Eine krankhafte Technik.

„Wie geht es unseren Patienten?", fragte sie, um sich von den düsteren, unzusammenhängenden Gedanken und den Vorahnungen kommenden Unheils abzulenken. Sie konnte sich irgendwie nicht vorstellen, dass diese Mission zum Erfolg werden würde.

„Den meisten gut", erklärte Dr. Chandra, der den Flug des ersten Schiffes als hauptamtlicher Arzt mitmachte. „Bis auf zweiundvierzig Personen."

„Exitus?"

„Leider ja."

Sie ballte unwillkürlich die Fäuste. „Aber ... wir sind doch bloß zwölf Tage geflogen, Doc. Ich dachte, die Kälteschlafwaben verlängern die Veränderung und schirmen die Veteranen gegen vorzeitigen Tod ab. Das kann doch nicht …"

Chandra unterbrach sie. „Wir nehmen an, dass es einen Zusammenhang zwischen der normalen Weltraum-Hintergrundstrahlung und den vorzeitigen Todesfällen gibt. Fast vierzig Prozent der vorzeitigen Todesfälle der vergangenen Jahre ereigneten sich auf Raumflügen."

„Das haben Sie bisher nicht gesagt!“

Chandra nickte langsam. „Es hätte leider auch nichts geändert, verehrte Admiralin. Weder an der Sachlage noch an der einzig möglichen, ethisch vertretbaren Lösung.“

Sie sah ihm ins Gesicht und dann wieder zu den Bildschirmen, auf denen nebeneinander die Bilder der purpurnen Sonne Dante und die endlosen blauweiß schimmernden Reihen von Schlafkapseln zu sehen waren, die im Heck des gewaltigen Raumschiffs aneinandergereiht worden waren und von Computern und Servorobotern gewartet und bewacht wurden.

Es hatte sich als notwendig erwiesen, diesen Prozess vollständig maschineller Kontrolle zu unterstellen, weil niemand das Risiko eingehen konnte, mit den Veteranen selbst in Kontakt zu kommen. Kein Mensch. Nicht in Anbetracht ihres … nun … Status. Es fiel ohnehin schon schwer genug, diese Personen noch als Menschen anzusehen. Sie sahen einfach inzwischen allesamt nicht mehr wie Menschen aus.

Von Metamorphose sprachen die Leute hier an Bord ungern, aber das schien wirklich der am besten passende Terminus für die Entwicklung zu sein, die die Veteranen des Devil-Krieges derzeit durchmachten.

Chandra schluckte, wenn sie an die wenigen Blicke dachte, die sie während der Fahrt in die Schlafkapseln – passenderweise sollte man sie wohl eher Brutkapseln nennen. Denn obgleich sie nach außen gekühlt waren, herrschten in ihnen höllische Bedingungen vor: Ein Druck von anderthalb Erdatmosphären sowie eine Innentemperatur von 82 Grad Celsius vor, und die Eingeschlossenen atmeten zu 85 % Stickstoff, Kohlenmonoxid und andere, für den Menschen eher schädliche Gase ein.

Das galt für Kapselinsassen schon seit Wochen nicht mehr.

Die Veteranen lagen in ihren Kapseln zusammengerollt in embryonaler Haltung und nahmen keine Nahrung zu sich.

Stattdessen veränderten sie sich.

Sie häuteten sich gleichsam wie Raupen oder Schmetterlinge, streiften buchstäblich ihre menschliche Haut ab, und darunter kam eine anthrazitschwarze, von stoppeligen Borsten bedeckte neue Haut zum Vorschein. Und diese neuen, mutierten Leiber stießen dann zugleich die Implantate ab, die ihnen im Laufe der Jahrzehnte ihrer Krankengeschichte eingesetzt worden waren, um ihnen wieder ein menschliches Mitleben in der irdischen Gesellschaft zu ermöglichen.

All dies wurde wie Fremdkörper ausgeschieden. Implantate oder auch Kunstglieder, die dann wie eklige Überreste menschlicher „Opfer" der arglos Schlummernden neben ihnen in den Schlafkapseln lagen. Roboter entfernten sie, sobald das dann möglich war ...

Es war schaurig zu entdecken, wie verstümmelte Gliedmaßen in neuer Form nachwuchsen, ohne dass es dafür irgendeine nachvollziehbare medizinische Begründung gab. So wurden die Verwundungen gewissermaßen metamorphisch rückgängig gemacht, ohne allerdings zugleich die menschliche Grundgestalt wiederherzustellen.

Stattdessen reiften die verstümmelten Veteranen zu gesunden Devils.

Die Admiralin gruselte es wieder einmal. Es war wirklich gut, dass die Admiralität jede Beteiligung seitens der Presse kategorisch abgelehnt hatte. Es gab einfach keine Berichterstattung von den Schlafschiffen. Die Medien neigten eben leider auch heutzutage immer noch dazu, monströse Ängste zu schüren – und das waren bedauerlicherweise Ängste, von denen Miriam Bailey sich selbst auch nicht frei sprechen konnte. Sie verstand sehr gut, warum General Jablokov jede Teilnahme an diesem Unternehmen abgelehnt hatte.

Sie hatte die nistende Panik in seinen Augen deutlich registriert.

Miriam Bailey seufzte.

„Ich verstehe“, sagte sie langsam. „Wir sollten uns beeilen, ja?“

„Das würde ich empfehlen.“

Dante kam unmerklich näher.

Es wirkte wie das Auge eines einäugigen Höllendrachen. Oder wie der leibhaftige Eingang zum Abgrund der Welt. Dort in seinem Vorhof würde die Entscheidung fallen. Und vielleicht würden sie den Zipfel irgendeiner verrückten Lösung finden.

Vielleicht ...

Sie hoffte es mit ganzem Herzen.

***

Hölle!

Das war Chuuluk immer schon gewesen. Immer, wenn wir daran zurückdachten, wie knapp wir damals der Hölle entronnen waren, dankten wir allen Göttern, die wir kannten, dass es uns nicht umgebracht hatte.

Auch ich.

Obwohl ich mir fünfundzwanzig Monate lang ganz eindeutig den Tod mehr herbeisehnte als das Leben. Fünfundzwanzig Monate, in denen meine Knochen zusammenheilten, meine zerrissenen Sehnen geflickt wurden und man mir Implantate einsetzte und innere Organe austauschte, die während der Folter im Kessel von Chuuluk irreparabel geschädigt worden waren.

Fünfundzwanzig qualvolle Monate, in denen mein Leben ständig auf der Kippe stand. Wegen organischer Fehler, wegen Abstoßungsreaktionen und Depressionen, wegen hysterischer Anfälle von Selbstmordsehnsucht und ähnlichem.

In diesen qualvollen fünfundzwanzig Monaten, die ich gezwungen wurde, zu durchleiden, lernte ich mühsam wieder Gehen. Ich lernte es, mich wieder zu bücken, mich zu drehen, zu turnen, zu laufen. Ich lernte Treppensteigen. Mit Messer und Gabel zu essen. Ich lernte ebenfalls von neuem, mit zwei Augen zu sehen – eins war mir in Chuuluk ausgebrannt worden.

Ich lernte wie ein Kind das Sprechen. Und wieder menschlich zu denken, mehr zu empfinden als nur Schmerzen und Wahnsinn. Fast alles Menschliche, was ich vorher für selbstverständlich hielt, war in dieser Hölle namens Chuuluk untergegangen, verdampft, verkocht, geradewegs aus mir herausgebrannt, herausgefoltert worden.

Es war fast, als ob die Devils aus mir einen der Ihren hatten machen wollen.

Eine absurde Vorstellung. Ich lehnte sie bis heute kategorisch ab.

Hatten diese höllischen Kreaturen, das leuchtete schon mehr ein, uns vielleicht mit voller Absicht als geistige und körperliche Wracks zurückgeben wollen, weil sie sahen, dass fortwährende Massaker ohne Überlebende nichts als den geballten Widerstand der Menschheit herausforderte?

Hatten sie die Widerstandskraft des Heeres auf diese perfide, widerwärtige Weise brechen wollen?

Ich wusste es nicht. Niemand hatte die Motive der Devils jemals ergründet, sie hatten ja auch nie mit uns gesprochen, sondern uns stets nur erbittert bekämpft, als sei das ihr Existenzzweck schlechthin.

Damals, während meiner Rekonvaleszenz, da wusste ich allerdings nicht mehr recht, wen ich denn nun mehr hassen sollte: Meine grausamen Peiniger, die mich auf Inferno in dieses widerwärtige schwarztransparente Gelee eingelegt hatten, das meine Körperbewegungen bis auf ein hilfloses Zucken reduzierte, so dass sie mich hier bei lebendigem Leibe – und was noch schlimmer war: bei klarem Verstand! – zu zerfleischen vermochten … oder vielleicht eher noch meine Vorgesetzten, die uns alle rücksichtslos in diesen Abgrund ungeheuerlichen Grauens, das jeden, der davon wusste, in den schieren Wahnsinn treiben musste, gehetzt hatten. Ganz egal, ob sie nun wussten, was genau uns erwartete oder nicht.

Aber was sie mir NUN antaten, das war noch viel schlimmer!

Die Admiralität WUSSTE inzwischen sehr genau, was für ein grenzenloses Entsetzen und welchen Sumpf aus Schmerzen, Qualen, Wahnsinn und unglaublichen Eindrücken wir hinter uns hatten.

Unsere Vorgesetzten hatten uns doch schließlich als lebende Leichname aus Chuuluk und von der gesamten restlichen schwarzen Höllenwelt Inferno geborgen und dann wieder zusammengenäht, vielfach mehr tot als lebendig. Uns in Nährlösungen gleichsam teilweise neu erschaffen, unsere Geister durch gnädiges Vergessen partiell entlastet und durch jahrelange Therapien allmählich wieder an ein menschliches Dasein gewöhnt. Doch die tief eingebrannten Eindrücke an das physisch durchlebte Grauen, sie waren noch immer da, verschüttet im Unterbewusstsein, das nur dann und wann in Alpträumen durchbrach und mich schweißgebadet hochschrecken ließ.

Diese Erinnerungen wurden nun wieder lebendig.

Lebendig durch diese perverse, grauenhafte Wiederholung der durchlittenen Martern!

Es gab keinen Grund dafür!

Man DURFTE uns das nicht antun!

Wir hatten ... wir hatten doch Menschenrechte ... wir hatten die Veteranenverbände ... man durfte uns nicht einfach als Versuchskaninchen missbrauchen, die nicht mal um Einverständnis gefragt wurden ...! Das war ... das war ...

Die nervenzerfetzenden Schmerzen durchrasten mich wieder und wieder, und wenn ich nicht GEWUSST hätte, dass es sich hierbei jetzt bloß noch um eine Illusion handelte, einfach handeln MUSSTE, dann hätte ich zweifellos den Verstand verloren.

So aber verlor ich nicht den Verstand, sondern kultivierte stattdessen ein anderes Gefühl, das mir früher wesensfremd gewesen war, nun aber immer stärker zunahm.

Das einzige wirksame Gefühl, das mich davor bewahrte, verrückt zu werden.

Hass.

Und im Gegensatz zu damals während meiner peinigenden Rekonvaleszenz auf dem Mars, wo ich so hin und her gerissen gewesen war, wusste ich nun sehr genau, wen ich zu hassen hatte: Die Admiralität!

Die Verantwortlichen im terranischen Sternenreich, die uns DIES antaten!

Jetzt!

Sie würden dafür bezahlen, das schwor ich mir. Wenn ich jemals wieder aufwachen konnte aus diesem schier endlosen Alptraum, dann würden sie diese Handlungsweise bitter bereuen!

Oh, und wie sie bezahlen würden!

***

Inferno, Kessel von Chuuluk, 15. März 2397

Wenige Stunden später stand das Frachtschiff ORPHEUS auf der schuttübersäten Ebene, von der aus einst die letzten Truppentransporter der Erde wieder aufgebrochen waren, vor zweiundzwanzig Jahren, ein Schlachtfeld ohnegleichen zurücklassend.

Es handelte sich bei dem Landeplatz um einen urzeitlichen Meteoreinschlag auf dem Planeten, der einst eine mächtige Narbe in die Oberfläche der noch glutflüssigen Welt gerissen hatte. Der Krater, der schließlich zurückblieb, durchmaß fast einhundertzehn terranische Meilen, und seine Ränder ragten teilweise mehr als tausend Meter in die brodelnde, raucherfüllte Atmosphäre von Inferno hinauf. Aschewolken wehten durch den Krater, ausgestoßen von den Ketten aktiver Vulkane, die diese Wunde in der Planetenkruste umgaben. Der Boden bebte in Permanenz, wenn auch nur minimal.

Dies war der einzige Ort, der auf dem finsteren Höllenplaneten überhaupt einen Namen besaß – all die anderen hatten nur militärische Gefechtskürzel erhalten, Einsatzziel-Codeziffern. Es gab Tausende davon. Die gesamte

Welt war gesprenkelt mit Wunden dieses furchtbaren Krieges.

Was diesen einzigen Namen anging … bis heute wusste niemand, woher der Name eigentlich gekommen sein mochte, ob er der Sprache (wie auch immer man sich die vorstellen sollte) der Devils entstammte oder den Wahngespinsten der delirierenden Überlebenden der terranischen Streitkräfte.

Chuuluk.

So hatten die Überlebenden diesen Ort schluchzend und wimmernd genannt, alle unabhängig voneinander.

Chuuluk!

Ein Name, der noch immer Gänsehaut und Schauder erregte. Ein Name, der niemandem aus dem Kopf ging, der jemals dort gewesen war oder Filme von der Front gesehen hatte. Ein Name, der einen Klang besaß wie früher Verdun, Stalingrad, Lidice, Auschwitz, My Lai, Sarajevo, Bagdad, Jerusalem.

Man konnte solche Namen nicht vergessen. Besonders dann nicht, wenn man dabeigewesen war. Wenn man Zeuge davon geworden war, wie die wackeren, kraftgestählten Soldaten, die in diesen Krieg gezogen waren, als verstümmelte, halb wahnsinnige physische und psychische Wracks aus dieser Hölle gerettet wurden, in der sie bisweilen monatelang von ihren unmenschlichen Gegnern einer unbegreiflichen Folterprozedur ohne Sinn und Verstand unterzogen worden waren.

Die gesamte terranische Gesellschaft hatte die Wunden, die dieser Krieg physisch, finanziell und mental hinterließ, bis heute nicht richtig verkraftet. Dutzende verwüsteter Welten, Millionen ausgelöschter menschlicher Kolonisten, der bis heute währende Einbruch des galaktischen Kolonisationsprogramms, die lange Wirtschaftskrise im Nachgang des Krieges ... alles das verband sich mit dieser Welt, mit diesem Namen, dem Symbol absoluten Grauens.

Inferno.

Die monströse Heimat einer nicht minder monströsen,

inzwischen aber ausgerotteten Spezies, die man nie hatte verstehen können.

Admiralin Bailey starrte in die grauschwarze, von flackernden Blitzen des dauerhaften planetaren Sturms erratisch erhellte Welt hinaus und erblickte die Trümmerhalden der zerstörten terranischen Panzer, der Lafetten, Gleiter und Raumboote. Sie waren in einer Zahl übereinandergeschichtet, die nach wie vor jedem Begreifen Hohn sprach. In der blutrot beleuchteten Finsternis und überkrustet von den seit Jahrzehnten andauernden Stürmen und vulkanischen Ascheniederschlägen wirkten viele Wracks wie die ausgeschlachteten, vertrockneten Hüllen unheimlicher Insekten, ausgesogen und in sich zusammengesunken, metallene Leichenreste der gescheiterten Kommunikation mit dem einzigen extrasolaren Volk, das die Menschheit bis heute gesehen hatte.

So hatte sich zu der höllischen Umwelt, die die Sonne Dante geboren hatte, noch das menschengemachte Inferno gesellt, das sehr zum Namen dieser Höllenwelt passte.

Die finale Lösung des Devil-Problems stellte bis heute eine schreckliche Erkenntnis für die Gesellschaft dar. Und sie war Teil der Begründung, warum die Admiralität Inferno bis heute für Besucher aller Art kategorisch gesperrt hatte. Niemand kam hierher, das System wurde von automatischen Abwehrverbänden nach außen hin blockiert. Keine Chance für instinktlose Devotionalienplünderer, die Schlachtfeldreliquien bergen und an obszöne Sammler verhökern wollten. Kein Schlachtfeldtourismus, wie er auf der Erde gang und gäbe war. Auf den Feldern des amerikanischen Bürgerkriegs etwa oder den von den Weltkriegen heimgesuchten Arealen in Europa gab es so etwas natürlich, also eine geradezu touristische Attraktion, die bisweilen pittoreske, fast idyllische Aspekte besaß.

Gedenkorte wurden auf der Erde gern in malerische Naturszenarien eingebettet,

die Friedhöfen etwas Friedvolles, Weihevolles verlieh. Dort war es in gewisser Weise nachgerade natürlich, Gedenkzeremonien abzuhalten, die Erinnerung an vergangene Schrecken und Heldentaten gleichermaßen zu pflegen.

Inferno lag jenseits solcher Kategorien.

Es gab ja auch keine wohlfeilen Souvenirshops in My Lai oder Reenactment-Events in Auschwitz. Das hier wäre noch um einige Dimensionen monströser geworden.

Vielleicht würde man in ein paar Jahrhunderten bescheidene erste Forschungsexkursionen ermöglichen, aber aktuell waren die Wunden noch viel zu frisch, die Traumata zu nah an der Gegenwart gelegen, als dass irgendwer es riskiert hätte, hier eine wie auch immer mögliche Besuchsregelung zu realisieren. Nicht einmal Vor-Ort-Forschung war möglich. Alle diesbezüglichen Forschungsanträge wurden von Regierungsseite kategorisch abgelehnt.

Sicher, die Veteranenverbände protestierten regelmäßig am Jahrestag des Kriegsendes gegen diese rigide Haltung der Förderationsregierung. Aber das lag nicht an diesen Schutthalden – es hatte sehr viel mehr mit den Reihen der Gefallenenmahnmale zu tun, die hier auf der anderen Talseite errichtet worden waren. Sie ragten in langen, ja beängstigend langen Reihen in den finsteren Talhimmel, auch sie anthrazitschwarz, mit schier endlosen, silbernen Buchstabenkolonnen, die ihre Oberflächen zierten. Sie sahen wie neu aus, geradezu so, als wären sie gestern erst errichtet.

Zeit hatte hier auf Inferno ebenfalls eine andere Konnotation.

Der Grund dafür, der die Mahnmale für immer und ewig als Fremdkörper auf dieser Welt bestehen lassen würde, lag in der speziellen Oberflächenbeschichtung, die antistatisch war und jedes darauffallende Molekül abwies. Asche konnte diese Mahnmale nicht verkrusten, und lose Asche wurde vom Wind ständig

wieder weggeblasen. So blieben die Namen von Hunderttausenden Gefallenen für alle Zeit sichtbar. Bis zu dem fernen Tag, wo die vulkanischen Ablagerungen den monströsen Schlachtfeld-Kessel von Chuuluk dereinst völlig gefüllt haben würden.

Aber das lag ohne Frage noch Jahrtausende in der Zukunft.

Die acht Meter hohen Sockel trugen standardisierte Soldatengestalten in der Kleidung eines Raummarines, das Gewehr vor dem Leib auf den Boden gestemmt, den Lauf von einer behandschuhten Hand umfasst, die andere lag auf dem Griff des Vibratormessers im Gürtel.

Dies waren die favorisierten Waffen der Soldaten gewesen, wie es hieß.

Die Admiralin, die auch zum ersten Mal an diesem geschichtsträchtigen Ort weilte, schluckte schwer. Die heroische Pose wirkte in dieser Umgebung so überhaupt nicht. Schon gar nicht, weil es so viele Mahnmale gab.

Sie wusste: Alleine im Kessel von Chuuluk waren es über tausend, ein jedes stand dabei für tausend gefallene Soldaten, deren Namen maschinell in die Oberflächen eingraviert worden waren, aufgeteilt nach Regimentern, darin nach Rängen und dann alphabetisch aufgeschlüsselt.

Und verteilt über die Oberfläche von Inferno existierten weitere anderthalbtausend. Etwa jedenfalls. Mehr als zweieinhalb Millionen Männer und Frauen des Raumelitekorps waren hier zugrunde gegangen. Und das trotz modernster Technik, trotz Mikronuklearwaffen. Trotz Infrarotscannern, hochentwickelten Robotdivisionen, Geleitschutz und unablässiger Flankensicherung.

Trotzdem.

Ohne einen Teil dieses Schutzes, so hatten Analysten allerdings auch errechnet, wären allerdings wenigstens dreimal so viele Tote zu beklagen gewesen. Ein ungeheuerlicher Blutzoll.

Und all das, ohne den Gegner auch nur zu VERSTEHEN!

Ohne den Hauch einer Verständigungsmöglichkeit.

Massives nukleares Bombardement hatte man hier in Chuuluk nicht einsetzen können, weil rasch nach der Landung die ersten Überlebenden der Bodenkommandos in den unterirdischen Laboren der Devils gefunden wurden. Grässlich entstellt, ja, aber aus unbegreiflichen Gründen noch immer am Leben.

Und zugleich waren immer mehr Soldaten bei den Bodenmanövern in den höllischen, endlosen Höhlenlabyrinthen bei den Angriffen verschwunden.

Verständlicherweise nährten die im Kessel von Chuuluk wieder gefundenen Überlebenden in den Verantwortlichen der Admiralität die Hoffnung, dass die Verschwundenen auch nicht tot waren. Sie hatten sich geraume Zeit schlichtweg geweigert, an den Tod ihrer Soldaten zu glauben.

Und, vielleicht noch schlimmer für die Armeeführung, die Öffentlichkeit war lange Zeit strikt gegen einen Vernichtungskrieg gewesen. Die Medien kamen mit dem monströsen Vorwurf, dann sei man ja „nicht besser als die Nazis im 20. Jahrhundert". Ein Vorwurf, den man natürlich nicht auf sich sitzen lassen mochte.

„Vielleicht kann man sie ja in die Knie zwingen. Mit ihnen, wenn sie mit dem Rücken zur Wand stehen, einen Konsens ausarbeiten. Sie können nicht NUR böse sein. Solche Rassen gibt es nicht", hatten die „Tauben" in den Parlamenten gesagt.

Viele medienpräsente Moderatoren hatten solche Argumente bereitwillig aufgegriffen und damit Hoffnungen geschürt, die einfach jeder Realität entbehrten. Vielleicht hatte das auch mit der Tatsache zu tun, dass Kriegsberichterstatter auf Inferno kategorisch ausgeschlossen blieben. So war unvermeidlich ein verzerrtes Bild des Ernstes der Lage entstanden.

Zuletzt aber waren derlei Friedenshoffnungen allesamt grausam enttäuscht worden. Am schlimmsten, fand die

Admiralin, war wohl die Tatsache, dass wirklich niemand bis heute hatte herausbekommen können, warum das alles so fehlgeschlagen war.

Warum es einfach keine Form der Verständigung gegeben hatte.

Es gab nur Kampfberührungen. Ausschließlich.

Die Devils machten dem ihnen verpassten Namen alle Ehre. Leider.

Mit jedem Schiff voller Särge getöteter Soldaten wurde deutlicher, dass eine Kooperationslösung, ein Diktatfrieden oder etwas in dieser Art einfach illusorisch war. Dass immer mehr junge Soldaten sinnlos auf dem Schlachtfeld geopfert werden würden.

Und so schrie das Volk schließlich nach der Ausrottung.

Und das Militär erfüllte dem Volk und der Regierung diesen Wunsch.

Die Admiralin fröstelte wieder.

Nein, das war wahrhaftig kein Ruhmesblatt für die irdische Raummarineführung, und in gewisser Weise empfand sie Genugtuung, dass General Jablokov, der daran so großen Anteil gehabt hatte, nicht den Mumm besaß, sich selbst hier vor Ort zu begeben.

Er wurde von den Dämonen der Vergangenheit unzweifelhaft gequält.

Irgendwie geschah ihm das zu Recht.

Aussprechen konnte man so etwas natürlich nicht!

„Schleust die Roboter aus und errichtet die Überlebenszentren“, sagte sie mit rauher Stimme und riss sich aus schauderhaften Gedanken an die blutgetränkte Vergangenheit dieses Ortes. „Und schickt die Forschungsroboter und die Sonden los. Vielleicht haben sie ja damals nicht so gründlich zugeschlagen wie gedacht. Vielleicht haben doch noch Devils überlebt. Man muss versuchen, sie zu verstehen, sie zu kontaktieren. Ob sie nun noch leben oder nicht.“

Die Admiralin war damit bemerkenswert naiv.

Aber wie hätte sie es auch nicht sein sollen? Sie war nie hier gewesen.

Veteranen wie Senner Kadesch hätten es ihr erklären können, mit lapidaren Worten: „Sie waren damals nicht dabei. Sie können das nicht begreifen, das können nur wir."

Aber die sich verwandelnden Veteranen redeten mit niemandem mehr.

Sie hatten sogar ihre Sprache verloren.

***

Ein Oszillieren durch enge Gänge des Geistes, spinnwebbehangen und immer wieder durch neuronale Gewitter und Erdbeben erschüttert, zertrümmert, halbverschüttet. Umwege mussten eingeschlagen werden Pfade durch graurauchiges Nirgendwo und Nirgendwann.

Trommelfeuer aus loderndem Schmerzfeuer.

Hasssinfonien, tosend und strudelnd durch die Abgründe des Verstandes.

Jede vernünftige Regung wurde ausgeschaltet, alle Anzeichen von Individualität davongefegt. Es gab keinen Senner Kadesch mehr, das war eine Buchstabenkombination ohne Bedeutung, Sinn und Verstand.

Hass, infernalischer Hass, das war alles, was in diesem Sumpf aus Pein und Folter letzten Endes übrig blieb.

Hass auf diejenigen, die für diese Situation verantwortlich waren.

Es waren nicht die Devils, denn sie taten schließlich nur, was sie immer schon getan hatten: Morden und verstümmeln. Sie waren das Schicksal. Sakrosankt für sie alle.

Und verwandt ...!

Nein, schuld waren die anderen, die hochgewachsenen, brutalen Gestalten, die sie ohne Grund in den Alptraum ihres Daseins zurückgestoßen hatten. Die sie eingekesselt hatten in Chuuluk.

Schuld waren die Terraner.

Alle wussten das.

Alle mehr als zweihunderttausend Misshandelten.

Und sie wussten ebenfalls alle, dass sie Rache nehmen würden. Nur dieser eine kollektive Gedanke hielt sie am Leben, hielt sie aufrecht und bei Verstand.

Und in diesem Intellekt, dieser durch Qualen ausgebrannten Ruine von Intellekt, war nur noch Platz für den Hass.

Totalen Hass.

***

Inferno: Unterwelterkundung, 18. März 2397

Enge Gänge.

Die Scheinwerfer der robotischen Suchsonden flackerten langsam durch alptraumhafte Labyrinthe, die kilometertief in die Kruste von Inferno eingegraben worden waren. In allen wallte die transparente Stickstoffatmosphäre, einige Gänge waren auch durch Vulkanismus schon wieder geschlossen worden, in anderen schwappte die Lava blutig und flüssig, und giftige Schwefelschwaden dampften empor.

Den fliegenden, kugelförmigen Spähern der Terraner machten diese Umweltverhältnisse nichts aus. Die chromflirrenden, kopfgroßen Bälle glitten mit leisem Singen durch diese unterirdischen Höhlen, durch lange Kasematten, die völlig schmucklos waren, fast so, als seien sie als letzte Bastion des Volkes aus dem Fels gehauen oder GEFRESSEN worden.

Die Admiralin, die ebenso gebannt wie beklommen den übertragenen Bildern folgte, wusste nur zu gut, dass die Devils genau diese Strukturen hier früher geschaffen hatten. Soweit man nach dem Ende der Kämpfe herausfinden konnte, ernährten sich diese Kreaturen tatsächlich von dem mineralreichen Felsgestein. Ganz genau wusste es niemand, denn es war niemals gelungen, einen lebenden Devil gefangennehmen zu können.

Ebenso wie das Wissen um die Physiologie des Feindes war auch das Wissen um die Bauweise der Devils fragmentarisch geblieben. Auch

weitergehende Erkenntnisse bezüglich ihrer bizarren Technik oder auch nur ihres Sozialleben im Allgemeinen konnte man lediglich rudimentär nennen.

Sie waren wie aus dem Nichts erschienen in ihren bizarren Raumschiffen, die wirkten, als seien sie aus Fels gehauen. Offensichtlich bestanden sie auch nicht aus reinem Metall. Sie attackierten das Imperium ebenso gnadenlos wie augenscheinlich grundlos, ohne dass man mit ihnen gerechnet oder sie jemals anderswo gesehen hatte. Und erst auf Inferno hatte der gnadenlose Feind leibhaftig eine Gestalt erhalten, als die Fußtruppen auf die Devils trafen, die zunächst verständlicherweise für Raubtiere gehalten wurden, bis ihre eindeutige Intelligenz und nachgerade selbstmörderische Aggressivität nicht mehr geleugnet werden konnten.

Die Technologie hatten die terranischen Soldaten nie genau erforschen können. Alle Installationen, denen der Frontverlauf nahe kam, wurden durch die Devils gründlich gesprengt. Und auch das, was nun noch in den Hallen und „Werften" zurückblieb und nach Ende der Kämpfe genauer examiniert werden konnte, blieb unbeschreiblich fremdartig.

Am ehesten, hatte es in einem der seltenen Armee-Forschungsreports gestanden, die nicht klassifiziert waren, erinnerte sich die Admiralin, erinnerten diese Komplexe eigentlich mehr an die Steinzeit denn an High-Tech: Große, schwarzgraue Klötze mit einer Vielzahl von baumwurzelartigen Auswüchsen an der Basis, armstarken Löchern und zum Teil durchlöchert wie der sprichwörtliche „Schweizer Käse". Rotfunkelnde, verdrehte Trümmerstücke von Mattengeflechten aus unbekannten Metallegierungen vermischten sich unentwirrbar mit dem Schutt zerbombter und zerschossener Anlagen unbekannten Zwecks, und all das lag weitläufig verteilt über kilometerlange Hallenkomplexe in zahllosen übereinander liegenden Fertigungsebenen

unter der Erde, die in jahrelanger Arbeit aus dem Fels geschachtet worden sein mussten.

An vielen Stellen waren diese Komplexe allerdings in den vergangenen 22 Jahren zusammengebrochen. Überall zeigten die Bilder der entsandten automatischen Drohnen breite Risse in den Wänden, die durch ständige tektonische Erschütterungen und Verschiebungen entstanden waren. Dennoch, das musste Miriam Bailey neidvoll anerkennen, hielten sich diese Hallen und unterirdischen Komplexe weit besser als terranische Konstruktionen in ähnlichen tektonischen Ballungsgebieten auf irdischen Kolonialwelten. Diese Devils, das konnte man nicht anders sagen, mussten ein Volk genialer Techniker und Statiker gewesen sein.

Gewesen sein.

Buchstäblich.

Denn es gab sie nicht mehr.

Tagelang untersuchten überall auf dem Planeten Tausendschaften von Robotspähern die Katakomben, suchten nach Spuren der einstigen Feinde Terras, ebenso, wie die Bord-KIs sich bemühten, das relevante Datenmaterial über Inferno und die Bodenkampfschauplätze aus den Datenarchiven wieder zusammenzustellen und mögliche Kompendien für Erstkontaktszenarien auszuarbeiten.

Offenkundig, stellte sich allmählich heraus, war damals gegen Ende des Krieges ganze Arbeit geleistet worden.

An vielen Stellen wurden zudem intensive Verseuchungsspuren von chemischen Kampfstoffen gefunden, manchmal geradezu Verkrustungen, was auf exzessiven Gebrauch chemisch-biologischer Kampfstoffe hindeutete. An anderen maßen die Roboter extreme Neutronenstrahlung oder Gammastrahlungswerte an, die ein Durchqueren derartig beschädigter Gebiete auch heute noch für menschliches Personal unmöglich machte.

Damit wurde nun auch etwas klarer, warum diese Welt, die als Mahnmal und Gedenkort für die brutalste, blutigste

Auseinandersetzung der jüngsten Vergangenheit ideal geeignet gewesen wäre (vielleicht auch gerade wegen ihrer abweisenden, menschenfeindlichen Umweltbedingungen), nicht zum Betreten geöffnet wurde. Selbst die Koordinaten der Sonne Dante und ihrer beiden Trabanten galten als Staatsgeheimnis. Alle Veteranen und Angehörigen wurden für die Abhaltung von Gedenkveranstaltungen zweckdienlich auf Mahnmale auf der Erde, Luna und den Kolonialwelten verwiesen.

Hier auf Inferno, begriff die betroffene Admiralin Miriam Bailey nun endgültig, hier war damals ein schmutziger Krieg geführt worden, als es dem Ende entgegenging. Hier hatten die damaligen Verantwortlichen der Admiralität alle Regeln der Menschlichkeit über Bord geworfen und jedes erdenkliche (und zugleich erkennbar auch alle verbotenen) Mittel angewendet, um eine feindliche Lebensform ein für allemal auszurotten, buchstäblich auszuradieren.

Und es war ihnen gelungen.

Bis auf die Veteranen jedenfalls, die nun zwischen dem immer mehr schrumpfenden Stadium des Menschseins und dem eines waschechten Devils oszillierten, wobei sie sich zunehmend stärker den einstigen Feinden der Menschheit anglichen, zu ihnen heranreiften – wie immer das auch möglich sein mochte.

***

Dante-System, 19. bis 25. März 2397

Die nächsten vier Schiffe der unzutreffend „Eisflotte" genannten Evakuierungsflotte kamen binnen der nächsten paar Tage in das System und blieben im Orbit, während Tausende von Medorobotern die Module der Transporter leerten und im Innern des großen Talkessels von Chuuluk eine gewaltige Siedlung aufbauten.

Es handelte sich dabei um eine kreisförmige Struktur mit einem Durchmesser von acht Kilometern, die aus

Fertigbauten bestand. Hunderte von Panzer- und Gleiterwracks wurden dafür weggeschleppt, Dutzende von Artilleriestellungen und viele Quadratkilometer zersiebten und umgepflügten Planetenbodens wurde rigoros zuplaniert, um Platz zu schaffen. Glücklicherweise konnte auf eine aufwändige und zeitraubende Entminungsaktion verzichtet werden – das war bereits vor 22 Jahren geschehen, als die Evakuierung der Überlebenden stattfand.

Die gesamte Anlage wurde durch Roboter in unablässigen Tag- und Nachtschichten zusammengebaut. Ihre Segmente waren mittels Gängen miteinander verbunden, wobei sowohl Gänge als auch Segmente normal geflutet waren. Nur die Module selbst waren und blieben unter Stickstoffatmosphäre und die Veteranen selbst in ihren Schlafkapseln.

Dennoch passierte fünf Tage nach der Landung des ersten Raumschiffssegments, als noch nicht einmal ein Zehntel der Station stand, bereits der erste Zwischenfall.

***

Inferno, Kessel von Chuuluk, 30. März 2397

Die Admiralin, gerade wieder aus den begehbaren Teilen der Labyrinthe des Planeten zurück, die sie sowohl auf den Videoschirmen als auch in den Träumen zunehmend heimzusuchen begannen, stand hinter der transparenten Druckscheibe und starrte in die Halle, in der sich vierzig der Tiefschlafbehälter befanden. Einer von ihnen war geöffnet.

Er war leer.

„Wohin ist er, Chandra?“

„Das ist die Frage. Er muss sich noch im Tiefschlafsaal befinden, denn die Automatik hat einen sehr seltsamen Alarm ausgelöst. Sie sagte, er sei verschwunden.“

Sie starrte mit dunkel umrandeten Augen in die Halle und versuchte sich das vorzustellen. Ihr Magen verkrampfte sich bei der bloßen

Ahnung dessen, was hier womöglich gerade passierte – waren sie es selbst, die es dem Feind ermöglichten, aus der Asche seiner Vernichtung aufzuerstehen? Brachten sie, die Terraner, in ihrer Sentimentalität den Devils jetzt womöglich die lang ersehnte Wiedergeburt? Und schlichen demnächst mutierte Veteranen durch den Talkessel von Chuuluk, um von neuem Terraner zu ermorden?

Ein furchtbarer Gedanke, den sie aber einfach nicht abschütteln konnte, obwohl er vollkommen irrational klang. Er passte leider nur zu gut zu den kaum minder irrationalen Metamorphosen der armen Veteranen. Vielleicht war er gerade deshalb so bestürzend hartnäckig.

‚Ich habe einfach zu viele Dokumentationen gesehen, zu lange die Filme der Robotdrohnen verfolgt', wies die Admiralin diesen Gedanken zurück. Doch er nagte beharrlich weiter an ihrer Seele. Nährte geduldig die Angst, die aus diesen Vorstellungen emporwuchs.

„Verschwunden?", echote sie wenig einfallsreich. „Aus der geschlossenen Kapsel? Von einem Moment zum nächsten?"

„Richtig, so sieht es aus. Da die Devils allerdings Meister in der Technikmanipulation waren, könnten wir dort einem Trick aufgesessen sein ..."

„Dann hat Ihre Überlegung, er müsse noch im Saal sein, auch keinen realen Grund", kritisierte sie sofort, die Schwachstelle seiner Argumentation erkennend. Dass der Mediziner den Veteranen stillschweigend mit einem Devil gleichsetzte, war schon schlimm genug ... doch wenn Bailey sich selbst gegenüber ehrlich war, tat sie genau dasselbe. Optisch ließen sich diese beiden Wesen, mutierter Veteran oder Devil, inzwischen nicht mehr voneinander unterscheiden. „Er könnte die Außensperren des Segments auch überwunden haben."

„Das ist nicht möglich!"

Sie glaubte Chandras halbherziger Ablehnung nicht. Und er konnte ihr auch nicht

in die Augen blicken. Seit sie gelandet waren, war er äußerst kleinlaut geworden.

Er hatte Angst.

Sie hatten alle Angst.

Etwas Ungeheuerliches passierte hier, das auf der Erde seinen Anfang genommen hatte … und je mehr sie sich darum bemühten, alles zu verstehen, desto undurchdringlicher schien alles zu werden … wie ein Knoten, den man beim Versuch, ihn zu öffnen, nur immer mehr zuschnürte.

Eine qualvolle Analogie.

Und vielleicht eine lebensgefährliche.

Immerhin befanden sie sich hier im Herzen der einstigen Feindmacht.

Zusammen mit Tausenden von Veteranen, die sich augenscheinlich in Devils verwandelten.

Wie hätte man da denn keine Furcht empfinden können?

Sie insistierte. „Ist diesen Wesen eigentlich irgendetwas unmöglich? Sie vergessen, Chandra, dass es sich bei den Veteranen ... oder Devils, wie auch immer wir sie jetzt bezeichnen möchten ..., fast durchweg um gut ausgebildete Techniker, Biologen, Chemiker und Konstrukteure handelt. Oder um exzellente, gewiefte Kämpfer. Sie belügen sich selbst! Lassen Sie ihn sofort segmentweit suchen! Und alle Robotwachen sind ab sofort mit dem Befehl zum scharfen Schießen auszustatten! Wenn ihnen etwas über den Weg läuft, was unmenschlich ist, wird zunächst Paralysebeschuss angeordnet, und wenn das nicht wirkt, dann Thermobeschuss!“

„Admiralin ...“

Chandras Gesicht war blass, seine Stirn mit feinem Schweiß bedeckt.

„Ja?“ Sie sah ihn verbissen an.

„Sie verfallen gerade in das alte Feindschema, Admiralin ... wäre es nicht sinnvoller, wenn wir den Kontakt suchen würden ...?“

„Wenn es sich hierbei wirklich um Devils handelt“, stellte die Bailey unmissverständlich klar, denn dieser Gedanke durfte überhaupt nicht erst weitere Nahrung

erhalten, er musste sofort abgewürgt werden, „dann werden sie sich wohl nicht anders verhalten als ihre ‚Vorfahren'. Und ihre Vorfahren, das möchte ich klarstellen, waren kompromisslose Menschenhasser! Und Mörder! Ich habe die Verantwortung über Sie und über alle anderen Beteiligten der Mission. Ich will nicht warten, bis es hier Leichen gibt. Habe ich mich klar und verständlich ausgedrückt?"

Der Arzt nickte niedergeschlagen. Er setzte die Anweisungen der Admiralin um, soweit sie seinen Bereich betrafen. Die Sektionen wurden von nun an intensiver überwacht. Auch das Umland. Doch dort regte sich nichts.

Und dennoch verschwanden binnen weniger Stunden weitere achtzig „Veteranen".

Spurlos.

Die Nervosität der anwesenden Terraner stieg analog dazu stetig an.

***

Inferno, Kessel von Chuuluk, 31. März – 10. April 2397

Als das vierte Schiff eintraf und der fertige Komplex endlich stand, betrug die Schwundziffer bereits zwölftausendundvierzehn Veteranen. Jeden Tag verschwanden weitere „Devils", und niemand wusste, wohin. Kameraeinstellungen zeigten, dass die Betroffenen einfach zu oszillieren begannen, ihre Konturen verschwammen, offenkundig ohne äußeren Einfluss, und noch während die Betroffenen bewusstlos schienen, wurden sie durchscheinend … und im nächsten Moment gab die Automatik Verlustalarm, und die Kapsel war leer.

Der Prozess an sich blieb einfach unverständlich.

Weder wirkte irgendeine externe Kraft messbar auf die Kapsel ein noch ließ sich den biophysikalischen Parametern der überwachten Veteranen etwas entnehmen. Auf diese Weise konnte man auch nicht zeitig „nächste Kandidaten" ausfindig machen. Der Prozess an sich schien völlig zufällig stattzufinden.

Parameterbrüche konnten nicht nachgewiesen werden,

was der Situation etwas Geisterhaftes und Unwirkliches verlieh. Leider waren die leeren Schlafkapseln alles andere als das.

Suchaktionen blieben sowohl innerhalb des Komplexes wie außerhalb erfolglos. Allerdings musste sich Admiralin Bailey eingestehen, dass es illusorisch war, mit den zur Verfügung stehenden beschränkten Kapazitäten größere Teile des unterirdischen Tunnellabyrinths auch nur unter dem Talkessel von Chuuluk zu explorieren. Dafür brauchte man weitaus mehr Kräfte.

Kräfte, deren Heranziehen sie beim besten Willen nicht verantworten konnte. Dieser Planet hatte schon einmal unglaubliche eingesetzte Menschenmengen verschlungen … es war undenkbar, dasselbe womöglich noch einmal heraufzubeschwören.

Dr. Tagore von der ZARATHUSTRA hatte am zwölften Tag nach dem ersten Verschwinden, dem 11. April 2397, eine potenzielle Erklärung für das Phänomen gefunden, dem sie sich hier auf unerwartete Weise gegenübersahen. Zumindest sagte er das in der Besprechung, die inzwischen regelmäßig jeden Tag stattfand. Allen war es zwischenzeitlich auf dieser deprimierenden, grausigen Welt, die ein einziges Leichenhaus darstellte, unheimlich geworden.

„Es ist wohl nicht vermessen", sagte Tagore langsam, wie es so seine Art war, „anzunehmen, dass die Art und Weise, in der die Fremden verschwinden, mit der Umgebung korrespondiert."

„Wie soll ich das verstehen?", hakte die Admiralin Bailey sogleich nach, ehe es irgendeine Möglichkeit gab, dass Tagores Gedanken zu einem Höhenflug ansetzen konnten, dem sie nicht mehr zu folgen imstande war.

Er verstand ihre hinter der Rückfrage stehende Skepsis bestens und erläuterte, was er sich bei seinen Überlegungen gedacht hatte: „Nun, auf der Erde sind die … Fremden … mir scheint es nicht statthaft, in der

metamorphierten Form von ihnen als Veteranen zu denken … nachweislich alle verbrannt, als sie ein gewisses Stadium erreicht hatten. In meinen Augen scheint es sich hier um einen für uns zwar fremdartigen, aber in der Spezies endemisch angelegten biochemischen Prozess zu handeln. Hier sind sie ihrer Heimatwelt … wenn wir das so nennen möchten … physisch sehr viel näher und sterben nun auf die Weise, die den Fremden eigen war: Sie lösen sich in Nichts auf."

„Aber das ist doch absolut unnormal", warf ein Ordonnanzoffizier ein. Er war mit achtundzwanzig Jahren noch recht jung. Und auch er war ein Sohn eines Veteranen, geboren, bevor dieser auf Inferno verkrüppelt wurde. „Keine Lebensform löst sich in Nichts auf. Etwas bleibt immer zurück! Abgesehen davon finde ich es widerwärtig, wie Sie von ‚Fremden' reden. Immerhin gehörte mein Vater mit zu den verschwundenen Veteranen!"

„Andere Welten, andere biologische Entwicklungslinien", konterte Tagore ein Gutteil zu lässig, wobei er die letzten Worte des jungen Soldaten konsequent ignorierte. „Wir haben keine Ahnung, wie und woraus die Fremden entstanden sind. Vielleicht waren sie, bevor sie diese Welt erreichten, reine Energie. Es gibt solche Thesen. Denn auch alle Fremden, die auf Inferno starben, lösten sich direkt nach Gefechtsberührung in Luft auf. Lesen Sie das in den damaligen Berichten nach, wenn Sie meinen Worten misstrauen.

Lange Zeit stellte das ja ein ernstes Problem dar, weil die Soldaten an Halluzinationen glaubten. Es ging gar nicht anders, dass sie ihre Schläge erfolglos wähnten, weil sie keine Leichen der Feinde fanden. Viele sind darüber wahnsinnig geworden. Das war ein sehr zentraler Teil der allgemeinen Fremdartigkeit der Devils. Wäre es anders gewesen, hätten wir sehr viel mehr über Physis und Stoffwechsel dieser Wesen

herausbekommen, aber die Wissenschaftler erhielten nie eine Chance dazu. Mehr als fotografische Beweise haben wir – jenseits der Bauten und der von den Fremden angerichteten Schäden nie erhalten.

Manche Soldaten", ergänzte er dann noch, „glaubten sich ernsthaft einem Simulationsspiel ausgesetzt und starben durch diesen Irrtum, weil sie die Lage grundlegend falsch einschätzten und die Risiken unzutreffend bewerteten. Oder aber sie gerieten in der Schlussphase der Auseinandersetzungen in die Hände unserer Feinde ..."

Er seufzte. „Ich denke, es wäre verheerend, wenn wir unsere Muster des Schließens und Interpretierens auf diese Welt und die uns hier begegnenden Vorgänge übertrügen. Wenngleich das natürlich nahe liegt und einfacher ist", räumte Tagore abschließend ein.

Der junge Soldat sah immer noch beleidigt aus und ging offenbar davon aus, der kluge indische Arzt habe seinen Vater mit einem der Devils gleichgesetzt. Das legten seine Worte in der Tat nahe, doch orientierte er sich schlicht an den physiologischen Veränderungen.

Wesen, die vormals Menschen gewesen waren, sich nun aber so metamorphisch veränderten, dass sie von den früheren Menschheitsfeinden nicht mehr zu unterscheiden waren, weiterhin als Menschen zu bezeichnen, machte in seinen Augen keinen Sinn. Das war sentimentale Gefühlsduselei. Selbst wenn sich Admiralin Miriam Bailey gelegentlich bei ähnlichen Gedanken ertappte, blieben sie höchst unverdaulich. Sie verstand den verstimmten Sohn eines Veteranen darum wirklich gut.

„Sie meinen also, diese Devils – oder Veteranen – seien nun tot und damit keine Gefahr mehr", insistierte die Admiralin stattdessen. „Dieses … Verschwinden soll gewissermaßen die ‚traditionelle' Form des Todes bei diesen Wesen sein, ja? Verstehe ich das richtig?"

Tagore nickte. „Das klingt mir jedenfalls sehr

wahrscheinlich. Meine Prognose ist die: Sie werden über kurz oder lang wohl alle verschwinden. Und sie werden nicht mehr auftauchen."

„Na", murmelte jemand, wenn auch nicht sonderlich zufrieden klingend, „da bin ich ja mal gespannt, ob sich unser Problem so lösen wird."

Es kam in der Tat so, wie Tagore es sagte.

FAST so, wie er es sagte.

Doch das Problem hatte damit gerade angefangen.

Oder eben aufgehört. Wie man es betrachten wollte.

***

Inferno, Kessel von Chuuluk, 18. April 2397

Am 18. April Erdzeit verschwand die letzte Gruppe von fast dreieinhalbtausend Veteranen spurlos, man konnte über die Kameras regelrecht zuschauen, wie sich die Schlafwaben leerten, indem ihre Insassen auf gespenstische Weise oszillierten und sich dann in Luft auflösten. Noch immer wurde keinerlei energetischer Prozess angezeigt, auch jedwede sonstige Erklärung ging nicht über das hinaus, was Dr. Tagore inzwischen im Missionstagebuch für jedermann nachlesbar gemacht hatte – mit ausdrücklicher Erlaubnis der Admiralin, die das ganze Unternehmen leitete.

Seiner Überzeugung nach waren die vormaligen Bewohner des Planeten Inferno als bizarre endemische Lebensform auch in ihrem Lebenszyklus so sonderbar und von dem verschieden, was irdische Biologen verstanden, dass sogar ihr Tod mysteriös und unerklärlich blieb. Dr. Tagore zufolge verwandelten sich tote Devils – und die metamorphierten Veteranen, die sich ihnen auf unheimliche und unbegreifliche Weise angeglichen hatten – nach ihrem Exitus in reine Energie und verdunsteten gewissermaßen.

So lösten sich auch die restlichen Veteranen am 18. April 2397 wie schon gut zweihunderttausend Personen vor ihnen buchstäblich in Luft auf.

Das stellte natürlich nicht das Ende vom Lied dar.

Das konnte nicht überraschen – sie befanden sich nun einmal auf Inferno, der Höllenwelt der Devils. Und ihre verstorbenen Veteranen hatten sich zum Schluss ebenso rätselhaft wie diese verhalten, waren gar nach ihrem Tod auf dieselbe geisterhafte Weise verschwunden, gleichsam verdunstet … wie hätte man also nicht auf den Gedanken kommen können, der nun so nahe lag?

Wenn jemand verschwunden war, konnte er sich durchaus – wie die mythischen und nie nachgewiesenen mutantischen Teleporter der Science-Fiction-Literatur – doch noch irgendwo auf dem Planeten verbergen, nicht wahr? Menschen konnten hier nicht überleben, aber physiologisch waren die mutierten Veteranen zum Schluss hin erkennbar keine Menschen mehr gewesen.

Sie konnten auf Inferno fraglos überleben, nicht wahr?

Das konnte selbst Admiralin Bailey nicht in Abrede stellen. Auch wenn sie mit Dr. Tagore konform ging und eine solche Gefahr für nicht substanziell hielt … sie sah sich genötigt, verstärkte Spähmissionen auszusenden, um eine gewisse Sicherheit zu erlangen.

Sie wollte wirklich nicht in die Geschichte eingehen als die Soldatin mit Oberkommando, die die Todfeinde der Menschheit wieder nach Inferno zurückgebracht hatte, auf dass die Devils von neuem Mord und Totschlag über die Menschheit bringen konnten!

Nein, sie brauchten nach Möglichkeit Gewissheit.

Gewissheit darüber, dass sowohl die Veteranen wie die Devils für immer tot waren.

Doch obgleich die Missionsteilnehmer nun persönlich und mit Robotbegleitung wochenlange Exkursionen auf dem Planeten unternahmen und unzählige potenzielle Verstecke absuchten, war nichts zu finden, was diese unterschwellig hysterischen Befürchtungen bestätigt hätte. Auch die Hypothese, die veränderten Veteranen seien nun Mutanten,

die so etwas wie Teleportation beherrschten, wurde schließlich fallengelassen. Wäre das nämlich der Fall gewesen, dann wären die Betroffenen angesichts der obwaltenden Naturkräfte längst alle tot. Jedenfalls gesetzt den Fall, man ging nicht davon aus, dass sich ihre Physis vollständig der der Devils angeglichen hatte.

Aber dann wäre aller Wahrscheinlichkeit nach auch deren Mentalität wiedergekehrt, und sie hätten ohne Frage längst die Besatzung der Frachter attackiert.

Nichts dergleichen geschah.

Die Totenwelt blieb so tot und wüst und leer wie eh und je in den letzten 22 Jahren.

Drei Monate nach der Landung beschloss die Admiralin deshalb, weil das Problem um diesen Komplex nicht abschließend zu klären war, zusammen mit den obersten Spitzen des terranischen Föderationsrates und der Admiralität des Reiches, Inferno zur nichttechnologisierten und für immer gesperrten Welt zu erklären.

Die Überlebenszentren wurden in der Folge rasch wieder demontiert und jedwedes Terra-Artefakt, das auf dem Planeten lag, durch Desintegratorwirkung aus dem Universum gefegt. Man wollte diesmal auf Nummer Sicher gehen. Niemals wieder durften diese Welt und ihre – wenngleich nur potenziell vermuteten und nicht entdeckten – Neu-Bewohner wieder zur Bedrohung werden.

Zwanzig Raumstationen mit hochempfindlichen Sensoren wurden im Orbit um Inferno und den ersten Planeten des Systems installiert. Sie maßen alle energetischen Prozesse auf dem Planeten an und scannten ihn und die systemische Umgebung dauerhaft nach ungewöhnlichen Wärmequellen nichtvulkanischen Ursprungs. Wenn irgendwo dort die Devils wieder auftauchen sollten und technisch aktiv wurden, würden automatisch Antimateriebomben von den Satelliten abgeschossen werden, die der gesamten Welt nun ein zügiges

und endgültiges Ende bereiten konnten.

Als die Beteiligten zur Erde zurückkehrten, da waren sie sicher, alles Menschenmögliche getan zu haben, um eine eventuelle Gefahr ein für allemal auszuschalten.

Sie hatten dabei nur einen Fehler begangen, der allerdings jedem Menschen unterlaufen wäre – sie hatten menschlich gedacht.

Genauso, wie die Devils es von Anfang an planten.

Epilog

Das Jahr 2290 irdischer Zeitrechnung – Wiedergeburt/Geburt

Was tat doch die Hitze gut. Und diese Luft!

Die schwarze, kleine Kreatur, die aussah wie eine Mischung zwischen Stachelschwein und Schimpanse; Jenes Wesen, dessen drei rote Augen boshaft und hasserfüllt glommen, dankte dem Kosmos für seine Erschaffung.

Es reckte sich hoch und stieß einen hohen, winselnden Ton aus, den Lobgesang der glühenden Augensonne, die die Terraner dereinst Dante nennen würden.

Es blickte sich um und streifte über die sanft gewellte, sturmdurchtoste Ebene von Chuuluk, einer Ebene, die völlig unberührt war von den Segnungen der Technik, denn bis vor wenigen Stunden hatte es auf dieser Welt noch kein Leben gegeben. Keine Pflanzen, keine Tiere.

Und sie selbst auch nicht.

Nun war die Ebene bedeckt von ihnen.

In fahlen Energieblitzen tauchten immer mehr von ihnen auf. Hunderte. Tausende.

Durch die Gemeinsame Seele wusste das kleine schwarze Wesen genau, wie viele es waren, mehr als zweihunderttausend.

Ausgesetzt von den Terranern in diesem lebensfeindlichen Exil!

Dies war der Grundstock ihres Volkes, das bald Millionen umfassen würde.

Das Gebot der Existenz lautete: Sie mussten sich mehren, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Denn in ihnen allen

brannte der kollektive Hass auf diejenigen, die sie in die Hölle von Chuuluk zurückgeschickt hatten, ohne dass es dafür auch nur irgendeinen Grund gab.

Hass auf die Admiralität eines Sternenvolkes, das sich Terraner nannte. Menschheit. Aufgebrochen von einem Planeten namens Erde, Tausende von Lichtjahren entfernt.

Automatisch begann das Wesen, das einmal Senner Kadesch geheißen hatte/heißen würde, mit den diamantharten Krallen den Boden zu bearbeiten und die herausgeschabten Felsmassen in seinen kleinen Schlund hinabzuwürgen. Wohliges Völlegefühl machte sich breit, nur überdeckt von dem infernalischen Hass, der es unentwegt antrieb, seinen Weg zu suchen.

Zunächst mussten Unterkünfte geschaffen werden. Höhlen, Schutz gegen die Umweltbedingungen. Und dann gegen die vorzeitige Entdeckung von Seiten der Terraner.

Danach galt es, Erfindungen zu machen. Viele Erfindungen und sehr schnell.

Nachwuchs musste heranwachsen.

Doch immer würden SIE, der Grundstock des Volkes, erfinden und lenken. Denn sie waren allesamt begnadete Techniker, Kämpfer, Chemiker, Biologen und Physiker, die sich viele Jahre lang mit der eigenartigen Welt Inferno auseinandergesetzt hatten, versucht hatten, sie zu verstehen. Das Volk der Devils zu begreifen, das sie nun selbst waren.

Sie würden es schaffen, in den Weltraum vorzudringen. Sehr viel schneller, als die Terraner es glaubten, die allerdings gegenwärtig von Inferno und den Devils noch keine Ahnung besaßen.

Nicht jetzt, im Jahre 2290 terranischer Zeitrechnung.

In einigen Jahrzehnten würden sie der Schrecken der Menschheit sein. Und ihren grauenhaften Hass endlich stillen können. Das würde natürlich ihr Ende bedeuten.

Aber die Wiedergeburt war schon programmiert. Die Devils wussten, dass es

gelingen würde. Schließlich existierten sie.

Das war ein Zeichen dafür, dass die Terraner nie verstehen würden, wie die Schlaufe funktionierte.

Sie waren eben unermesslich dumm, diese Terraner.

Auch dafür mussten sie büßen. Dummheit war ein Grund, hassenswert zu sein.

Hass war das Lebenselixier der kleinen schwarzen Wesen, die menschlicher waren, als die Terraner wussten.

Am Ende würden sie das wissen. Vielleicht.

Aber dann war es natürlich zu spät, den ANFANG zu verhindern.

Das schwarze Wesen gesellte sich zu seinen Artgenossen und hasste still vor sich hin.

Wie alle anderen arbeitete es für die Zukunft.

Es war die Zukunft.

Und die Zukunft war die Vergangenheit.

Das war das Mysterium der Schlaufe.

Der gordische Knoten.

Undurchtrennbar.

Und am Ende war der Hass.

Prolog

Das Jahr 2366 irdischer Zeitrechnung – Kriegsbeginn

Am Anfang war der Hass.

Er kam aus dem Nichts, zusammen mit jenen geisterhaften, gnadenlosen Gegnern, die am 15. Dezember 2366 erschienen, um terranische Stützpunkte, Kolonialwelten und Handelsraumschiffe zu attackieren.

Schon bald hatte man einen Namen für die Feinde in den Felsraumschiffen geprägt, die auf keinen Funkspruch reagierten und so etwas wie Gnade selbst gegenüber Frauen und Kindern nicht kannten. Jeder, der ihren Weg kreuzte und von Terra oder einer Terra-Welt stammte, war des Todes. Und da noch keine anderen extraterrestrischen Rassen bekannt waren, wüteten diese Ungeheuer bei jedem Kontakt.

Devils.

Teufel des Weltraums. So wurden sie genannt. Und gehasst.

Es dauerte sieben lange Jahre, bis man durch einen bloßen Zufall die Hauptwelt der Fremden – die offenbar nur auf einer einzigen Welt überhaupt heimisch waren – entdeckte: die rote Glutsonne nannte man Dante, den zweiten Planeten, eine Sturm-, Hitze- und Stickstoffhölle Inferno.

Dies war bei weitem der am besten treffende Name für diese Welt, denn die Bodenunternehmen, die gestartet wurden, um den Gegner in die Enge zu treiben, nachdem seine Raumstreitmacht zerschlagen worden war, erwies sich als ungeheuer blutig, und dies trotz der überlegenen irdischen Technik.

Erst im elften Inferno-Jahr, was dem neunten terranischen Kriegsjahr entsprach, endete schließlich der erbarmungslose Krieg, die letzten Überlebenden wurden geborgen, die Mahnmale im Krater von Chuuluk errichtet und die wenigen, grässlich entstellten Überlebenden als Helden heimgeführt und nach der Quarantänezeit auf dem Mars in monatelangen, manchmal jahrelangen Rekonvaleszenzprozessen im Sonnensystem wieder gesund gepflegt.

Damals dachten alle, der Alptraum sei vorbei.

Doch niemand konnte ahnen, ja, sich nicht einmal vorstellen, dass all die Schrecken nach 22 Jahren noch einmal beginnen würden, ja, beginnen mussten. Dass die Terraner selbst dafür verantwortlich sein würden, dass die Devils und ihr infernalischer Hass überhaupt entstanden. Dass sie selbst ihren unbegreiflichen Feind hervorbringen und in die Verbannung schicken würden.

Genau wie die Devils dies einst geplant hatten.

Um hassen zu können.

Denn der Hass war ihr Lebenselement.

Für immer und ewig.

ENDE

„Vader und Ich | Teil 2" von Rosalinda Kilian

Der Held ohne Furcht, Teil II

Am nächsten Morgen ging ich wieder zur Arbeit, kommissionierte Ersatzteile, lachte über Witze und Späße und machte selbst welche, doch in Wahrheit beschäftigte mich noch immer das Ergebnis meiner Nachforschungen: War Darth Vader der legendäre Jedi-General und „Held ohne Furcht" Anakin Skywalker?

Ganz sicher konnte ich mir da natürlich nicht sein, es konnte sich auch um eine zufällige Ähnlichkeit handeln, aber eigentlich glaubte ich das nicht.

Dass bisher noch niemand diese Geschichte ausgegraben und in den Medien herumgezerrt hatte, sprach zwar eher dafür, dass meine Vermutung falsch war, denn welcher Reporter würde sich so eine Geschichte entgehen lassen?

Andererseits – wem gehörten die Medien hier eigentlich und warum sollte jemand überhaupt daran interessiert sein herauszufinden, wer Darth Vader früher einmal war, wenn man es überhaupt in Betracht zog, dass Vader früher einmal ein anderer war?

Ich sprach im Kollegenkreis das Thema „Klonkriege" und „Anakin Skywalker" an, bekam aber außer ein paar Kriegsgeschichten und einen Sack voller Verschwörungstheorien nicht viel Substanzielles.

Ja, Anakin Skywalker und Obi-Wan Kenobi, die kannten die Älteren noch von früher aus dem HoloNet, die „Helden ihrer Kindheit und Jugend", für die Jungen hingegen waren die Jedi bestenfalls nichts weiter als Anhänger einer altertümlichen Religion und schlimmstenfalls Verräter, die das Imperium aus gutem Grund ausgemerzt hatte.

Abends blieb ich deshalb immer noch gerne zuhause und scannte das HoloNet, suchte nach Schlachten und Vorgängen rund um den Krieg, vor allem aber suchte ich nach weiterem Bildmaterial von Anakin Skywalker, das meine Theorie stützte (oder widerlegte).

Es erwies sich aber als schwierig, überhaupt etwas

über General Skywalker zu finden, wie konnte es sein, dass von jemandem mit diesem Bekanntheitsgrad praktisch keine Spuren mehr existierten? Die einzig vernünftige Erklärung dafür war, dass jemand das genau so wollte und deshalb das HoloNet bereinigt hatte.

Ich recherchierte weiter und stellte fest, dass der Anlass für die Klonkriege, wie es bei Kriegen so oft ist, verhältnismäßig banal war: es begann alles mit einem Attentatsversuch auf die mittlerweile als Senatorin dienende ehemalige Wahl-Königin von Naboo, Padme Amidala.

Der tiefere Grund sowohl für den Krieg als auch für das Attentat erschloss sich mir hingegen nicht und das HoloNet schwieg sich dazu aus.

Wie auch immer: Der Jedi-Meister Obi-Wan Kenobi verdächtigte den Kopfgeldjäger Jango Fett als Drahtzieher des Mordanschlags und folgte ihm erst nach Kamino und dann nach Geonosis, wo er auf Count Dooku traf. Aus irgendwelchen nicht weiter kommunizierten Gründen hielten sich auch Anakin Skywalker und Padme Amidala auf Geonosis auf und sollten in der Arena hingerichtet werden.

Angesichts der mittlerweile enormen Bedrohung der Republik durch die Separatisten erteilte der Senat dem Kanzler schließlich Sondervollmachten und Palpatine nutzte diese, um die „Große Armee der Republik" ins Leben zu rufen.

Da passte es gut, dass Obi-Wan Kenobi soeben auf Kamino eine für diese Krise wie geschaffene Armee in der Endphase der Produktion entdeckt hatte … Die Jedi waren überrascht, dass die Republik diese angeblich im Auftrag des Ordens erstellte Klonarmee besaß und reagierten zunächst ablehnend auf das Ansinnen, die Klone einzusetzen.

Eines der angesehensten Mitglieder des Jedi-Rates, Yoda, reiste nach Kamino, um die Klone in Augenschein zu nehmen, während eine große Gruppe von Jedi nach Geonosis

flog, um die Hinrichtung der Gefangenen zu verhindern und die Führung der KUS auszuschalten.

Die Hinrichtung von Kenobi, Skywalker und Amidala konnte verhindert werden, doch zeigte sich, dass die Jedi zahlenmäßig viel zu unterlegen waren, um den Konflikt militärisch gewinnen zu können; erst die in letzter Sekunde eingreifenden Klontruppen unter der Führung von Yoda konnten die Überlebenden retten und aus der Arena bringen. Gleichzeitig war jedoch die Schlacht zwischen der Klonarmee und den Kampfdroiden bereits in vollem Gange.

Als ich mir die Aufzeichnungen im HoloNet ansah, begann ich mich erneut zu fragen, ob die hier alle ein bisschen dumm waren? Gab es hier eine Substanz im Wasser, die negativ auf die Intelligenz wirkte oder war das eine ansteckende Krankheit? Da gibt es in der Landschaft von Geonosis so schöne Felsformationen, auf denen man völlig problemlos ein paar Flak-Stellungen sowie Artillerie bzw. deren hiesige Äquivalente hätte draufstellen und die anrückende Droidenarmee ins Kreuzfeuer nehmen könnte, und was machen sie? Klonarmee und Droidenarmee rennen aufeinander zu wie Barbarenhorden, nicht einmal eine Formation ist erkennbar … Dann haben sie diese schönen Acclamator-I-Klasse-Angriffstransporter, die auf Grund gehen können – warum landen sie nicht eines dieser Schifflein direkt auf der Droidenarmee? Dann wäre zumindest dieses Problem gelöst. Oder platt, um genau zu sein.

In den ersten Kriegsmonaten war die Klonarmee noch nicht vollständig einsatzbereit und deshalb war ein entschlossener, frühzeitiger und konzentrierter Schlag gegen die KUS gar nicht möglich.

Die Separatisten hingegen nutzten diese Zeit, um ihre Verteidigungspositionen zu stärken und strategisch wichtige Positionen entlang der Hyperraumrouten zu besetzen.

Die Jedi wiederum waren Jahrtausende lang „Hüter des Friedens und der Gerechtigkeit" gewesen und nun mit ihrer neuen Rolle als Führer einer Armee überfordert, dienten aber nichtsdestotrotz als Kommandanten und Generäle, was allein schon Irrsinn war.

Ich las die öffentlich zugängliche Aufzeichnungen und sah HoloVids, die den weiteren Verlauf des Krieges dokumentierten, verfolgte die Berichte, die den Ruf von Obi-Wan Kenobi und Anakin Skywalker begründeten – der „Verhandlungsführer" und der „Held ohne Furcht". Zwei Freunde, unverbrüchlich. Die besten Männer des Jedi-Ordens. DAS Team …

Man konnte in allen Aufzeichnungen über die Klonkriege sehr schön beobachten, wie die Jedi mehr und mehr in diesen Konflikt hineingezogen wurden und schließlich galaxisweit in die Kämpfe und Schlachten verwickelt wurden. Was machte ein mit dieser Rücksichtslosigkeit und Brutalität geführter Krieg eigentlich mit den Jedi? Jedi, deren eigentliche Aufgabe die des Friedenshüters war?

Das Ende des Krieges wurde schließlich von einer Reihe großer Schlachten eingeleitet, die später unter dem Begriff „Belagerungen im Äußeren Rand" in die Geschichte eingehen sollten. In diesen Feldzügen begann sich das Blatt langsam zugunsten der Republik zu wenden und die KUS wurde mehr und mehr von ihren strategischen Schlüsselpositionen vertrieben, während plötzlich zahlreiche ihrer Geldquellen austrockneten und Unterstützer von der Bildfläche verschwanden.

Drei Jahre nach Geonosis startete die KUS schließlich einen Großangriff auf Coruscant, um eine Entscheidung zu erzwingen. Der von der Konföderation entführte Kanzler der Republik, Palpatine, wurde von Obi-Wan Kenobi und Anakin Skywalker befreit, Count Dooku verlor dabei unter nie ganz geklärten Umständen sein Leben (genauer gesagt, seinen Kopf), die Führungsebene der KUS

hingegen konnte wieder einmal entkommen.

Die Suche nach den Führern der Konföderation wurde mit aller Kraft fortgesetzt, schließlich gelang es, sie auf Utapau zu lokalisieren. Der Jedi-Rat schickte Obi-Wan Kenobi, der auf Utapau mit Einheiten der Klonarmee gegen die Droidenarmee vorging. An diesem Punkt war der Krieg für die KUS verloren, Palpatine gab die Order 66, Vader marschierte in den Jedi-Tempel und der Senat beklatschte den neuen Imperator …

Was in den Medien wie eine spontane Bestätigung Palpatines durch Akklamation wirkte, war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das Ergebnis langjähriger Vorarbeiten, immer wieder waberten Gerüchte durch das HoloNet, wurden unter anderem der Kuat von Kuat, das Haus Tagge, die Sienar-Familie und der Tarkin-Clan genannt.

Für die Masse der Bevölkerung stellte das Kriegsende schlicht eine Verbesserung der Lage dar, man muss sich vor Augen halten, dass in diesem Konflikt mehrere hundert MILLIARDEN Menschen (einschließlich ebenso intelligente und empfindungsfähige Nicht-Menschen) den Tod fanden. Weniger durch die Kriegshandlungen an sich, sondern durch die in Folge auftretenden Versorgungsengpässe, Energieknappheit, Seuchen und kriminelle Banden.

Mit Zustimmung des Senats ließ Palpatine seinen Worten Taten folgen, wurde eine Reihe von Gesetzen zur Überwachung der Telekommunikation und des HoloNets verabschiedet sowie die Verhaftung regimekritischer Subjekte einschließlich des einen oder anderen Senators in die Wege geleitet. Militär und Nachrichtendienst wurden ausgebaut und erhielten Sonderrechte, während auf sämtlichen ehemaligen Republikwelten imperiale Koordinationsbüros etabliert wurden, welche die planetaren Regierungen überwachten und kontrollierten.

Natürlich gab es gegen diese Maßnahmen sowohl kritische Stimmen als auch

Proteste im Senat, in den Medien und auf der Straße, aber Freiheit galt vielen Menschen so kurz nach dem Krieg als überbewertetes Gut, nicht wert, dass man es verteidigte.

Die Pläne des Imperators zur Belebung der Wirtschaft und zur Wiederherstellung der Infrastruktur waren denkbar einfach: die ehemaligen Separatistenwelten mussten büßen.

Und bezahlen.

Durch den Raubbau an ihren Rohstoffen und die Ausbeutung ihrer Ressourcen.

Durch die Versklavung ihrer Bevölkerungen.

Durch die Abwerbung ihrer Intelligenz.

Den Ausverkauf ihrer Kultur.

Und durch ein Geld- und Bankensystem, welches es ihnen unmöglich machte, wieder von alleine auf die Beine zu kommen …

In den nächsten Wochen verbrachte ich viel Zeit mit Nachdenken.

Anschließend ließ ich meine Recherchen ruhen und zog mit meinen Arbeitskollegen wieder mehr um die Häuser bzw. durch die Clubs und Bars Imperial Citys.

Während meiner Abstinenz hatten die Männer einen neuen Club aufgetan, das „Abwärts".

Wie der Name schon andeutete, befand er sich auf den unteren Ebenen eines mehrere Kilometer hohen Wolkenkratzers, wie sie im Zentrum von Imperial City verbreitet waren, hier war es immer voll, hier herrschte immer Stimmung, hier floss der Alkohol in Strömen. Andere Drogen gab es hier nicht, weil die Besitzer des Clubs Personen, die versuchten, mit Glitzerstim, Killersticks oder Spice zu handeln, zur allgemeinen Volksbelustigung vom hauseigenen Sicherheitsdienst hinauswerfen ließen und das war im Wortsinn zu verstehen.

Der Winter ging zu Ende, die Tage wurden länger, ich hatte meine Recherchen fast schon vergessen, als ich eines Abends drei Männer beobachtete, die zusammen an einem der Tische saßen und die, abgesehen von Äußerlichkeiten

wie Frisuren oder Kleidung, vollkommen gleich aussahen. Klonsoldaten, meinten meine Arbeitskollegen, und wandten sich wieder ihren Drinks zu.

Die meisten Menschen, die ich bisher kennengelernt hatte, betrachteten die Klonsoldaten mit Abscheu, Widerwillen und Verachtung. Fragte man nach, konnten die Leute darauf meist keine Antwort geben, diese Sichtweise war vermutlich das Ergebnis subtiler Manipulation in den Massenmedien während der Klonkriege.

Spätere Recherchen ergaben, dass die Klonsoldaten mithilfe der Klontechnologie der Khommite erzeugt wurden, den sogenannten Spaarti-Zylindern. Vor der Alten Republik war diese Technologie bei den Reichen und Mächtigen zur Erschaffung von Klonen als billige Arbeiter oder Soldaten beliebt gewesen (auch das könnte ein Grund für die Ablehnung der Klonsoldaten sein – unbewusste Reminiszenzen von Teilen der Bevölkerung an eine Vergangenheit als rechtlose Klone?). Doch die Alte Republik setzte während ihrer Blütezeit überall Beschränkungen zum Klonen von fühlenden, denkenden Lebewesen durch, in deren Folge die Khommite den Export dieser Technologie beendeten bzw. diese konfisziert oder zerstört wurde.

Wie die Kaminoaner nun an eine ausreichend große Menge an Spaarti-Zylindern kamen, um die Klonarmee herzustellen, ist eine Geschichte, zu der das HoloNet sich ebenfalls ausschwieg.

Die meisten Klone dienten nach wie vor dem Militär, zwischenzeitlich allerdings in Positionen, die Erfahrung und Verantwortlichkeit erforderten oder als Ausbilder für normale menschliche Rekruten (höhere Ränge waren für sie jedoch ausgeschlossen).

Der langen Rede kurzer Sinn – die drei Klone, die da so einträchtig beieinandersaßen, konnten doch bestimmt aus dem Nähkästchen plaudern? Kurzentschlossen ging ich hinüber, stellte mich vor und formulierte mein Anliegen: Informationen aus erster Hand

über die Klonkriege, die Jedi, die Generäle Kenobi und Skywalker sowie die Order 66, natürlich nur, soweit sie nicht der Geheimhaltung unterlagen, ich gebe auch eine Runde aus …

Die Männer überdachten mein Begehr, fanden keinen Grund, der dem entgegenstand und ließen mich Platz nehmen. Cody, Bly und „Captain" Rex waren nicht nur die Veteranen vieler Klonkriegsschlachten, sondern immer noch im aktiven Dienst bei der 501. Legion, deren Kommandant Darth Vader war, ja, hier war ich richtig.

Die Männer breiteten den Rest des Abends ihre Kriegsgeschichten aus und sprachen über die Generäle Kenobi und Skywalker, unter denen sie gedient hatten, gute Männer, keine Frage, vor allem Skywalker hatte immer ein offenes Ohr für die Anliegen der Truppe gehabt. Ja, aber die Order 66? Die Auslöschung der Jedi? Hatten sie auch Skywalker und Kenobi getötet, die Männer, die ihnen so sehr verbunden gewesen waren?

Dieses Thema schien ihnen unangenehm zu sein und sie zogen sich auf die Argumentation „Befehl ist Befehl" zurück. Gleichzeitig beeilten sich zuzugeben, dass sie ja nicht alle Jedi getötet hatten: Skywalker lebte noch, wenn auch unter anderem Namen, Kenobi waren sie nie habhaft geworden und Vader hatte Quinlan Vos entkommen lassen.

Interessanter Weise hatten die Klone durchaus das eigenartige Zusammentreffen von Fast-Fertigstellung der Klonarmee, ihrer Entdeckung durch Obi-Wan Kenobi und dem Ausbruch der Klonkriege bemerkt, Bly (ich glaube, es war Bly) war da ganz offen:

„Wisst Ihr, was mir keine Ruhe lässt?", fragte er im Laufe des Abends, „Was, wenn der Krieg ausgebrochen wäre, als wir erst fünf Jahre Ausbildung hinter uns hatten, statt zehn? Es weiß doch niemand, wann ein Krieg ausbricht, zumindest nicht Jahre im Voraus. Da stehen wir also, vollständig ausgebildet, und dann bricht alles los. Schon ein glücklicher Zufall."

Ja.

Was für ein glücklicher Zufall.

Am nächsten Morgen überdachten Cody, Rex und Bly die Lage und kamen zu dem Schluss, am gestrigen Abend zu viel getrunken zu haben.

Und zu viel geredet.

Sie waren nicht dumm. Aber ihre Fähigkeit zu kritischem Denken war bewusst stark eingeschränkt worden, was dafür sorgte, dass sie nach Führung und Leitung durch eine Autoritätsperson strebten.

Weshalb sie jetzt vor ihrem Oberkommandierenden standen und diesen vollumfänglich über den gestrigen Abend informiert hatten.

Darth Vader drehte seinen Sessel und sah auf das vormittägliche Imperial City. Eine Journalistin hatte sie also ausgefragt. Über die Klonkriege, die Jedi, die Order 66, Obi-Wan Kenobi, Anakin Skywalker und den Namen, unter dem Skywalker jetzt lebte. Der dunkle Lord war alarmiert.

Niemals durfte die Öffentlichkeit erfahren, dass der Jedi-Ritter Anakin Skywalker, der Held ohne Furcht, eins war mit dem dunklen Lord der Sith, Darth Vader.

Am nächsten Tag gab es viel zu tun und ich dachte kaum noch an den gestrigen Abend im „Abwärts", den ich in Gesellschaft der Klonsoldaten verbracht hatte.

Im Wesentlichen hatten sie das Ergebnis meiner Nachforschungen bestätigt und zugegeben, dass Skywalker noch lebte, wenn auch unter anderem Namen, allerdings nicht, wie dieser nun lautete.

Meine Möglichkeiten zur Recherche waren damit ausgereizt: ich hatte weder Zugang zu geheimen Regierungsinformationen noch zum Geheimdienst, das HoloNet war offensichtlich bereinigt worden und Vader selbst konnte ich aus naheliegenden Gründen nicht fragen.

Ich beschloss, meine Recherchen einzustellen, bevor ich noch mehr Staub aufwirbelte. Dass es hierfür

möglicherweise schon zu spät war, kam mir erst in den Sinn, als ein schwarzer Speeder auf dem Flugfeld landete, auf dem wir gerade unsere neu sortierten und gepackten Paletten zum Verladen bereitstellten, niemand geringerer als Darth Vader ausstieg und zielstrebig auf unsere Gruppe zuhielt.

Vader machte eine ausladende Geste mit dem Arm und meine Kollegen fanden plötzlich Gründe, überall, nur nicht hier zu sein, dann erreichte er mich, scheuerte mir eine rechts und eine links, packte mich am Hals und drückte zu.

„Was fällt Euch ein", fuhr er mich an und verstärkte den Druck seiner Finger an meiner Kehle, so dass ich nur noch mühsam atmen konnte und begann, um mein Leben zu fürchten, „mir hinterher zu spionieren und meine Männer auszufragen?!"

„Das war nur ein privates Projekt meinerseits", flüsterte ich und er belohnte diesen Hinweis mit zwei weiteren Schellen, so dass mir die Ohren klingelten und mir das Blut aus der Nase zu laufen begann.

„Wer weiß noch davon?", wütete er.

„Niemand außer Euch und mir", brachte ich hervor, während echte Todesangst in mir aufzusteigen begann, als ich endgültig und mit absoluter Klarheit zu begreifen begann, dass ich hier und heute sterben würde, sollte Vader es sich nicht doch noch anders überlegen.

Vader hielt den Kopf auf diese charakteristische Weise schräg und schien nachzudenken, dann ließ er plötzlich los, meine Beine versagten mir den Dienst, knickten unter mir ein und ich landete unsanft auf dem Hinterteil, während die Angst, die ich gerade eben noch empfunden hatte, sich in rasenden Zorn zu wandeln begann und ich Vader völlig außer mir anschrie:

„WAS IST SO SCHLIMM DARAN ZU WISSEN, WER IHR WIRKLICH SEID?!"

Die Exkursion

Die Verhaltensweisen der Menschen hier werden mir in mancherlei Hinsicht wohl für immer verschlossen bleiben: Als ich am nächsten Tag wieder zur Arbeit kam, wechselten als erstes ein paar Credits den Besitzer, die Männer hatten Wetten abgeschlossen, ob sie mich noch einmal lebend wiedersehen würden oder nicht.

Die Frage, warum es dem dunklen Lord so wichtig war, dass niemand von seiner wahren Identität erfuhr, blieb unbeantwortet, dann hatte er mich genötigt, in seinen Speeder einzusteigen und war mit mir in meine Wohnung gefahren, dort verlangte er, dass ich die Aufzeichnungen über meine Recherchen eigenhändig vernichtete.

Warum er mich am Leben ließ?

Gute Frage, nächste Frage …

Auf Arbeit gab ich mich bedeckt, der Satz „das ist geheim" wurde schnell Standard und die Männer begannen zu vermuten, dass ich eine Vergangenheit als imperiale Agentin hatte – mein Name ist Kilian. Rosalinda Kilian. Mit der Lizenz zu töten. Den Drink geschüttelt, nicht gerührt …

Trotzdem hatte mir dieses Erlebnis wieder einmal nur zu deutlich vor Augen geführt, dass Vader ein gefährlicher Mann war. Am besten ging ich ihm aus dem Weg, und das dauerhaft. Es gab tausende bekannte und noch sehr viel mehr unbekannte Welten, auf denen man ein neues Leben beginnen konnte. Am besten suchte ich mir einen Witwer mit ein paar halbwüchsigen Kindern und einer weitverzweigten Sippschaft, das war das einzige Sozialsystem, auf das man sich hier verlassen konnte, wenn man nicht beim Militär, im Staatsdienst oder wohlhabend war. Mit anderen Worten: ich würde mir eine ernsthafte Krankheit oder das Alter schlicht nicht leisten können.

Ich holte also Informationen über verschiedene Welten des Mittleren und Äußeren Randes ein.

Oder vielleicht doch lieber die Expansionsregion?

Die Kolonien?

Nein, streiche die Kolonien, zu nahe an den Kernwelten …

Ich vertagte die Entscheidung und machte erst einmal zwei Wochen Urlaub.

Coruscant bzw. Imperial Center, wie der Planet im offiziellen Sprachgebrauch hieß, galt im Rest des Universums als einzige, riesige Stadt und der durchschnittliche Coruscanti tat nichts, um den Rest des Universums von dieser Meinung abzubringen.

Allerdings stimmt das so nicht ganz. Zwischen den urbanen Zonen gibt es Regionen, in denen Landwirtschaft betrieben wird bzw. die Leute vom Tourismus leben und dazwischen existiert sogar noch das eine oder andere Stück echte, unberührte Wildnis.

Es besteht allerdings Uneinigkeit darüber, wohin die Ozeane Coruscants verschwunden sind, die einst immerhin rund ein Drittel seiner Oberfläche einnahmen.

Manche sind der Ansicht, dass das ganze Wasser in den Untergrund abgeleitet wurde, andere wiederum behaupten, dass die Ozeane inzwischen in den Wasser- und Abwasserleitungen Imperial Citys und der anderen urbanen Regionen zirkulieren.

Ich entschied mich für einen Wanderurlaub durch eine landschaftlich äußerst reizvolle Gegend mit Wäldern, Wiesen, Obstplantagen, Gemüsefeldern, Flüssen und Seen; Nacht für Nacht verbrachte ich bei einer anderen Gastfamilie, nach dem Abendessen saß ich dann gerne draußen, sah zum sternenübersäten Himmel empor und beobachtete, wie die Monde Coruscants ihre Bahnen zogen. Alles wirkte so vollkommen normal und doch befand ich mich in einer Galaxis weit, weit weg, allein die Vorstellung war surreal …

Während dieser zwei Wochen verwarf ich den Gedanken ans Auswandern dann doch wieder. Ich wusste nicht wirklich, was mich dort erwartete und seien wir mal ehrlich – ich war zu alt, um ein weiteres Mal von vorne anzufangen.

Blieb das Problem, Vader aus dem Weg zu gehen.

Aber warum sollte ich? Vader war ein großer, starker Mann mit beeindruckender Körpersprache und … Hör auf, in diese Richtung zu denken, ermahnte ich mich selbst, Vader ist ein großer, böser, gemeiner Mistkerl, der dich schon zweimal töten wollte.

Aber er hat nicht, quengelte diese leise, hartnäckige Stimme in meinem Hinterkopf, die einfach nicht verstummen wollte …

Schließlich fand ich eine vorübergehende Lösung für mein Problem, welches auch – wenn schon keinen Urlaub, den Leute meiner Gehaltsklasse sich schlicht nicht leisten konnten – so doch regelmäßige Aufenthalte auf anderen Planeten mit einschloss:

Ich schrieb mich an der Universität von Coruscant ein, „Alte Geschichte" war hier etwas, dass verschrobene ältliche Professoren lehrten und blasse junge Männer studierten, zusätzlich dazu war es eines der Fächer, welches gelangweilte junge Oberschicht-Frauen gerne belegten, um nach Beendigung des Studiums einen akademischen Grad vorweisen zu können. Weshalb dieser und vergleichbare Studiengänge als nachrangig galten, zu deren Belegung ich gerade noch berechtigt war. Ich beschäftigte mich abends mit den verpflichtenden Vorlesungs-HoloVids, ging an meinen freien Tagen in die Universitätsbibliothek, in der man weitere HoloVids ansehen oder ausleihen konnte, zusätzlich dazu nahm ich mir den einen oder anderen Tag frei, an denen ich die Präsenzvorlesungen von Professor Ioness besuchte. Der Unterrichtsgegenstand fand durchaus mein Interesse, weshalb ich Klausuren und Facharbeiten mit einer gewissen Begeisterung aufzeichnete. Gleichzeitig gab ich gegenüber dem Professor ganz offen zu, diesen Studiengang nur deshalb gewählt zu haben, um an den jedes Jahr stattfindenden Exkursionen teilnehmen zu können, ich wollte von dieser Galaxie schließlich noch etwas mehr sehen als nur Coruscant.

Bedenke, worum du bittest …

Den Professor schien das nicht zu stören, solange ich mich nicht scheute, in Katakomben Schutt zu schaufeln oder im Dreck zu wühlen, im Grunde waren Ioness und seine Kollegen nichts weiter als bessere Grabräuber, die die Fundstücke, an denen die Imperialen Museen kein Interesse zeigten, an den Meistbietenden verhökerten.

Als es soweit war, stellten sie mich auf Arbeit frei und auch wenn ich es vehement bestritt, glaubten sie, dass ich im Auftrag des Imperialen Geheimdienstes oder Lord Vaders handelte.

Das Team des Professors bestand nur aus ihm selbst, ein paar seiner Doktoranden und Studenten sowie Hilfskräfte, die er vor Ort anheuerte.

Und Dr. Chelli Lona Aphra.

Dr. Aphra war Expertin in Xenoarchäologie sowie in Waffen- und Droidentechnologie, des Weiteren war sie eine gute Pilotin, bekannt für ihre Treffsicherheit mit dem Blaster und ihre guten Kontakte zur Unterwelt und zu Söldnern, weshalb Professor Ioness Dr. Aphra sehr zu schätzen schien. Angereist war sie übrigens mit ihrem eigenen kleinen Kreuzer, der Ark Angel.

Die anderen Exkursionsteilnehmer hingegen hatten keine besonders hohe Meinung von ihr, da sie vorlaut und – aufgrund ihres jugendlichen Alters – noch etwas unreif war und sie sich in einem kriminellen Umfeld bewegte.

Den umlaufenden Gerüchten zufolge hatte sie sich ihren Doktorgrad ermogelt, arbeitete schlampig bei Ausgrabungen und agierte auch sonst skrupellos.

Außerdem wurde darüber spekuliert, ob Professor Ioness und Dr. Aphra mehr verband als eine äußerst fruchtbare geschäftliche Zusammenarbeit.

Das Ziel der diesjährigen Exkursion war das Habassa-System, welches in unmittelbarer Nähe zur Corellianischen Hyperraumroute

lag. Habassa war verhältnismäßig arm und seine Bevölkerung neigte schon zur Zeit der Alten Republik zum Isolationismus, nicht einmal das Imperium verfolgte ernsthafte Bestrebungen, den Planeten enger ins Reich einzubinden.

Habassa bestand aus drei Kontinenten, von denen nur zwei besiedelt waren, und war eigentlich eine Dschungelwelt.

Der Kontinent, auf dem wir unsere Grabung durchführten, wies im Gegensatz dazu nur wenig Vegetation auf, nur vereinzelt wuchsen verkrüppelte Bäume in einer kargen Steppenlandschaft.

Den Einheimischen zufolge tobte hier in ferner Vergangenheit ein Krieg, unter dessen Folgen der Planet noch heute litt, das wiederum machte es einfach, die „Gebühr" (= das Bestechungsgeld) zu entrichten und mit den Grabungen in der Umgebung bzw. in den Katakomben einer malerischen Ruine zu beginnen, die irgendwo im Nirgendwo dieses verwüsteten Kontinents herumstand und zunehmendem Verfall preisgegeben war.

Die Universität besaß für solche Zwecke eigene Raumfahrzeuge und für Grabungen geeignete Arbeitsmittel, aber sobald man vor Ort war und die Zelte aufgeschlagen hatte, dann wurde auch hier mit Spitzhacke und Schaufel gearbeitet, wurde der Schutt gesiebt und die Fundstücke mit dem Pinsel vorsichtig freigelegt, bevor man sie klassifizierte und mit der Holocam dokumentierte.

Wer jetzt vermutet, dass es sich dabei um harte körperliche Arbeit handelte, bei der man ins Schwitzen kam und dreckig wurde, liegt nicht verkehrt.

Nach der Arbeit ging dann wegen des Nichtvorhandenseins von Nasszellen und Schallduschen das Gejammer los, ging weiter wegen des Fertigessens, dass wir uns in der Mikrowelle unserer Fähre selbst zubereiteten und endete nicht mit dem obligatorischen Feierabendbier – man merkte, dass diese Leute mit Arbeit unter erschwerten

Bedingungen nicht vertraut waren.

Unser Lager wurde schnell von der einheimischen Tierwelt entdeckt, besonders fiel mir ein kleines Raubtier auf, das ein wenig wie eine Kreuzung aus Kojote und Wüstenfuchs aussah sowie eine Art Hüpfratte und etwas, dass an ein Schuppentier erinnerte.

Sie alle waren äußerst neugierig, hatten vor uns keine Angst (= kannten keine Menschen) und fingen rasch an, unseren Müll nach verwertbaren Resten zu durchsuchen.

Weshalb Dr. Aphra und ich damit begannen, kleine Steine nach ihnen zu werfen, um sie zu verscheuchen.

Der Erfolg war zweifelhaft, das einzige, was sie lernten war, sich von uns nicht erwischen zu lassen, das kleine Raubtier war offenbar sogar in der Lage, uns voneinander zu unterscheiden und nach Gefährlichkeit einzustufen – vor Dr. Aphra und mir lief es weg, sobald es unser ansichtig wurde, unsere schreckhaftesten und unerfahrensten Studentinnen hingegen knurrte und zischte es frech an.

Für die Exkursion waren insgesamt drei Monate angesetzt (das beinhaltete die insgesamt vier Wochen, um mit dem Raumschiff von Coruscant nach Habassa und wieder zurück zu gelangen).

An den Wochenenden war Party angesagt, wir standen frühmorgens auf, machten uns ausgehfertig, setzten uns in die Fähre und flogen in eine der großen Städte auf dem Hauptkontinent.

Ich sollte vielleicht noch erwähnen, dass der Hauptkontinent zehn Zeitzonen voraus war, wenn wir dort nach nicht einmal einer Stunde Flugzeit ankamen, war dort schon später Nachmittag bzw. früher Abend, gerade richtig für einen lustigen Tag (streiche das) eine lustige Nacht.

Wir sahen uns Kulturaufführungen an und gingen essen, manche Tempel oder Museen warteten auch des Nachts auf Besucher, danach ging es

meist in eines der vielen Lokale, wo die jungen Leute zu den Klängen einer lauten, rhythmischen Musik tanzten, die irgendwo zwischen Techno, Ethno und Drum & Bass angesiedelt war, der Professor und ich versumpften während dieser Zeit dann meist an einer Bar.

Wenn der morgen graute, flogen wir zurück zu unserer Ausgrabung, wo dann wiederum später Nachmittag oder früher Abend war, tranken noch einen Absacker und legten uns zur Ruhe, bei dieser Art des Ausgehens brauchte man sich wenigstens nicht die Nacht um die Ohren schlagen …

Durch meinen Job im Verteilerzentrum war ich schwere körperliche Arbeiten gewohnt, weshalb mich der Professor gerne mit in die Katakomben nahm, um ganz klassisch mit der Schaufel den Schutt wegzuräumen (die Sprengarbeiten erledigte Dr. Aphra, wobei ich ihr interessiert über die Schulter sah).

Aus diesem Grund war ich mit dabei, als Professor Ioness eine spektakuläre, geradezu unglaubliche Entdeckung machte: eine Struktur, die auf den Plänen nur als „Galerie" bezeichnet war, enthielt Fresken und Wandmalereien, deren Kontext zwar nicht eindeutig zuordenbar war, die aber auf einen mehrere hundert Meter langen Fries neben Abbildungen von Sternenkonstellationen, Städten und stilisierten Menschen (und Nichtmenschen) moderne Sternenzerstörer zeigten!

Eines dieser Schiffe schien ein wahres Monster zu sein, zehnmal so lang wie ein gewöhnlicher Sternenzerstörer und im Gegensatz zu diesen in dunklen Grautönen gehalten.

Professor Ioness und Dr. Aphra nahmen Proben und untersuchten sie, danach waren sie völlig aus dem Häuschen – die Farben waren mehr als vierzigtausend Jahre alt!

Wie es nun kam, dass uralte Fresken moderne Kriegsschiffe zeigten (und eines, das meines Wissens gar nicht existierte), sorgte für lebhafte Diskussionen zwischen dem Professor und seinen

Doktoranden sowie zwischen Doktoranden und Studenten.

Ich schlich unauffällig zurück in die Katakomben und machte mit dem Smartphone ein paar schnelle Fotos – hm, wo war eigentlich Dr. Aphra? Interessierte sie sich nicht für die Diskussion? Im Laufe des Tages tauchte sie aber wieder auf und ich vergaß ihre vorübergehende Abwesenheit.

Das war eine Sache, über die ich mir mehr Gedanken hätte machen sollen …

Nach diesem Sensationsfund war an Arbeiten nicht mehr zu denken und Professor Ioness führte einige Gespräche mit Coruscant.

Die nächsten Tage verbrachten wir mit dem Sichern der Grabungsstelle und dem Verpacken der Fundstücke, als wir damit fertig waren, informierte der Professor die Piloten unseres Transporters, dass wir morgen abfliegen würden.

Daraus wurde jedoch nichts, statt dessen wurden wir im Morgengrauen von lautem Geschrei und Blasterschüssen geweckt, wildfremde Gestalten scheuchten uns aus den Feldbetten und trieben uns im Frachtraum unseres Shuttles zusammen, nicht ohne zuvor die Funkanlage und die Steuereinheit durch einen gut gezielten Blasterschuss zerstört zu haben.

Sehr zur Überraschung des Professors kooperierte Dr. Aphra mit den Angreifern, zeigte ihnen, wo wir unsere Fundstücke lagerten und half beim Verladen dieser in das Schiff der Plünderer.

Ich versuchte den Professor zu beruhigen – Dr. Aphra hat Kontakte zu Söldnern, Schmugglern und Kopfgeldjägern, vielleicht versucht sie Schlimmeres zu verhindern?

Professor Ioness schüttelte nur den Kopf – das glaubte ich doch selbst nicht?

Dann wurde aus dem Kreis der Doktoranden und Studenten die Sorge geäußert, dass sie uns alle töten oder als Sklaven verkaufen würden, aber auch das verneinte der Professor – nichts würde die Sternenflotte schneller auf

den Plan rufen als die Ermordung oder der Verkauf der Bürger imperialer Kernwelten als Sklaven, vor allem, wenn diese aus wohlhabenden, bedeutenden Familien stammten. Nein, das war mehr als unwahrscheinlich, lebend und verbunden mit einer Lösegeldforderung waren wir alle mehr wert als tot oder als Sklaven.

Plötzlich erstarben unsere leisen Gespräche und wir sahen besorgt nach oben, als wir die Repulsoren eines großen, wirklich großen, Schiffes über uns hörten. „Sternenzerstörer", sagte der Professor nur und wir begannen auf Rettung zu hoffen.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, dann lauschten wir Blasterschüssen und Geschrei (der Professor meinte, es sei imperiale Standardprozedur, Sturmtruppler in einiger Entfernung abzusetzen und im rechten Moment für eine wie auch immer geartete Ablenkung zu sorgen, während derer die Sturmtruppen zum Angriff übergingen), doch dann hörten wir zwei Mann in unser Shuttle rennen, sie öffneten hastig die Tür zum Frachtraum und griffen sich die erste Person, derer sie habhaft werden konnten, und zwar mich.

Sie zerrten mich mit sich und hinaus aus dem Shuttle, ich sah Leichen und Gefangene, vor den Sturmtrupplern mit über den Kopf gehobenen Händen knieten, und ich sah Darth Vader, der mit gezündetem Lichtschwert zwischen unserem Shuttle und dem Transporter dieser Strauchdiebe stand.

Einer der Kerle trat mir in die Kniekehlen, so dass ich zu Boden ging und bedrohte mich mit seinem Blaster, der andere verlange freien Abzug, ansonsten würden sie mich töten.

In so einer Situation, in diesen Augenblicken, hat man keine Zeit für Angst und Sorge, aber es wunderte mich doch, woher Darth Vader bzw. sein Sternenzerstörer so schnell herkamen.

Erstaunlicher Weise trat der dunkle Lord zu Seite und ließ die Banditen ziehen, der Mann, der mich mit sich zerrte hielt mich rückwärtsgehend

wie einen Schutzschild vor sich, ich stolperte die Rampe des Schiffes hinauf, dann schlossen sie die Rampe und rannten los, immer noch mit mir im Schlepptau.

Plötzlich rumpelte es und der Boden des Schiffes bewegte sich. Ich stolperte und wäre fast gefallen. Ein in den Ohren schmerzendes kreischen von Metall auf Metall ertönte, und die Lichter im Flur erloschen. Wir wandten uns um und sahen zurück. Im Gang leuchtete das Notlicht, und doch war etwas falsch. Ganz falsch.

Langsame, gemessene Schritte verfolgten uns und das tiefe, regelmäßige Geräusch einer Atemmaske.

Trotz des Notlichts konnte ich nicht erkennen, was da auf uns zukam, und eisiges Grauen stieg in mir auf.

Meinen Entführern erging es offenbar ebenso, sie hoben ihre Blaster und zielten in die Dunkelheit.

Dann wurde ein Laserschwert gezündet, und im Licht der roten Klinge erwachte die Finsternis zum Leben.

Schreiend schossen die beiden Männer auf Darth Vader, der mit dem Lichtschwert die Blasterschüsse ablenkte und harmlos gegen die Wände prallen ließ. Dabei näherte er sich uns unerbittlich, er hielt nicht an, er wurde nicht langsamer.

Der Mann, der mich immer noch wie einen Schutzschild vor sich hielt, ließ sich hinter den anderen zurückfallen, der den Rückzug seines Spießgesellen nicht einmal zu bemerken schien und der immer noch panisch auf den dunklen Lord feuerte – bis dieser einen der Bolzen auf eine Weise von sich ablenkte, dass er den Schützen mitten in die Brust traf und dieser zu Boden ging.

„Ihr habt verloren“, informierte Vader meinen Entführer und kam näher.

Der Bandit war aber nicht gewillt, dem Ansinnen des dunklen Lords Folge zu leisten, und dann schienen plötzlich mehrere Dinge gleichzeitig zu passieren.

Mein Entführer hob den Blaster.

„Runter!“, dröhnte Vader und ich ließ mich fallen, während Vader gleichzeitig auszog und sein Lichtschwert warf. Hitze wirbelte über mich hinweg und ich hörte einen dumpfen Schlag, als mein Entführer fiel und mich dabei mit sich riss. Ich richtete mich schnell wieder auf und sah fassungslos auf die nun kopflose Leiche: Vaders Lichtschwert hatte den Mann schlicht enthauptet …

Darth Vader sah ihr nach, wie sie das Schiff aus eigener Kraft verließ.

Nicht jeder schaffte das, nachdem er den Terror so leibhaftig und unmittelbar miterlebt hatte, wie nur ein Sith ihn um sich herum verbreiten konnte.

Jetzt, dachte er, hat sie das Monster gesehen.

Es gibt keine Hoffnung.

Es gibt keine Zukunft.

Es gibt nur mich.

Und den Weg in die Finsternis …

Our Darkness

Das Gedicht im letzten Viertel dieses Kapitels ist nicht von mir (eigentlich ist es kein Gedicht, aber ich weiß nicht so recht, wie ich es nennen soll. Behaupten wir einfach, es ist schwer, Basic in Deutsch zu übersetzen).

Das Original trägt den Titel "Hinter der Dunkelheit" und stammt von Runenwoelfin.

Ich verwende hier eine stark gekürzte, teilweise umgestellte sowie mit eigenen Ergänzungen versehene Version dessen.

Die Sturmtruppler räumten gründlich hinter sich auf und nahmen die überlebenden Plünderer mit, die würden so schnell nicht wieder aus dem Internierungslager herauskommen, da war das Imperium völlig humorlos …

Bei den Verhören und klärenden Gesprächen im Anschluss zeigte sich, dass Professor Ioness selbst es gewesen war, der Lord Vader von dem Sensationsfund informiert hatte. Vader war auch nur deshalb so schnell da gewesen, weil er gerade in einem der angrenzenden Sektoren zu

tun hatte, Dr. Aphra hingegen war mit der Ark Angel geflohen, was tatsächlich keine andere Deutung mehr zuließ als dass sie mit den Banditen zusammengearbeitet hatte.

Vader verlangte meinen Komlink und bekam ihn, dann sah er sich das Standardmodell an, welches ich in einem Laden in Coruscant gekauft hatte, reichte es mir wieder zurück und verlangte dann den anderen Komlink (das Smartphone), mit dem ich den rätselhaften Fries fotografiert hatte, und beschlagnahmte es.

Wir brachten die geraubten Fundstücke wieder zurück in unser Shuttle, Vader ließ das Raumschiff der Banditen zu einem imperialen Stützpunkt bringen, wo man es verkaufen würde, anschließend schworen wir Vader absolutes Stillschweigen in Bezug auf den gefundenen Fries.

Danach ordnete der dunkle Lord ein Präzisions-Zielschießen mit den Bordkanonen der Devastator auf die Tempelanlage an, welches den Fries und alle noch vielleicht vorhandenen temporalen Ungereimtheiten in Asche und Staub verwandeln würde.

Die Heimreise mit dem kleinen Transporter der Universität nach Coruscant verlief ohne weitere Zwischenfälle, ich blieb meist in meiner Kabine und verdöste die Tage. Die Nächte hingegen verliefen unruhig und ich schlief schlecht.

Weil wir gut eine Woche eher ankamen als geplant, hätte ich diese Zeit noch zuhause bleiben können, trotzdem zog ich es vor, wieder auf Arbeit zu gehen, die regelmäßige Beschäftigung in einer vertrauten Umgebung und die doch verhältnismäßig harte körperliche Arbeit würde die Alpträume schon vertreiben.

Dachte ich.

Doch das war ein Irrtum.

Zunächst schob ich die anhaltende Unruhe auf die neugierigen Fragen meiner Kollegen, die einfach nicht von der irrigen Annahme lassen wollten, dass ich als mutmaßliche Ex-Agentin für einen außerplanmäßigen Einsatz des Imperialen Geheimdienstes reaktiviert worden war, dann

folgte eine Phase, in der Lord Vader häufiger im HoloNet zu sehen war, ich also immer wieder an dieses Ereignis erinnert wurde.

Aber auch danach wurde es nicht besser, ganz im Gegenteil. Jede Nacht schreckte ich mit Herzrasen und durchgeschwitztem Shorty aus dem Schlaf, ohne mich konkret erinnern zu können, was ich denn nun genau geträumt hatte.

Am Morgen war ich dann unausgeschlafen und fühlte mich wie gerädert, auf Dauer half da auch kein noch so starker Kaf.

Ich begann die Nächte zu fürchten und litt unter Schlaflosigkeit, am Morgen war ich dann müde, und zwar so müde und unausgeruht, dass ich anfing Fehler zu machen.

Nicht nur das: jedes Mal, wenn ich ein Geräusch hörte, das an das Zischen, Brummen und Vibrieren eines Lichtschwertes erinnerte, reagierte mein Körper zunehmend panisch, mein Herz begann zu rasen und es dauerte lange, bis der Puls sich wieder beruhigte (und in meiner Umgebung gab es viele Geräusche, die an ein Lichtschwert erinnerten). Wehende Umhänge bewirkten denselben Effekt (Umhänge waren hier ein modisches Kleidungsstück, total angesagt und gehörten zur normalen Garderobe, ebenso wie Gewänder oder Roben), weshalb ich irgendwann doch zum Arzt ging und über die Symptome klagte.

Als Mitarbeiter eines halbstaatlichen Verteilerzentrums hatte ich eine gute Krankenversicherung, die Ärzte checkten mich also zwei Tage lang durch und fanden nichts (= das Problem sei eine Kopfsache, allerdings gab es hier kaum Psychologen, bei denen man sich den Kopf wieder zurechtrücken lassen konnte). Dann meinten sie noch, dass mein Problem sich über lang oder kurz auch organisch manifestieren würde, sollte es weiter bestehen bleiben, verschrieben mir dann prophylaktisch Betablocker und ein starkes Schlafmittel.

Der Betablocker hegte das Problem mit dem Herzrasen ein, das Schlafmittel

hingegen vertrug ich nicht, es wirkte nach und machte mich auch tagsüber gleichgültig, unaufmerksam und träge.

Ich war bisher immer gesund gewesen und verfügte deshalb über keinerlei Erfahrung mit der Einnahme von Medikamenten. Anstatt dass ich ein anderes Schlafmittel verlangte, welches diese Probleme nicht hervorrief, ging ich auf Arbeit. Und machte prompt einen gravierenden Fehler, der die ganze Abteilung hätte in Schwierigkeiten bringen können, wenn wir die fehlerhaft gepackten Paletten nicht schnell wieder zurückgeholt und umgepackt hätten.

Danach schickte mich der Abteilungsleiter heim und meinte, ich solle erst wiederkommen, wenn es mir wieder besser ginge.

Aber ohne Aufgabe und vertraute Menschen um mich herum ging es mir nicht besser, sondern schlechter. Denn erst jetzt wurde mir so richtig bewusst, was es bedeutete, in einem eigentlich völlig fremden Universum allein auf sich gestellt zu sein.

Schwermütige Gedanken und endlose Grübeleien begannen mein Denken zu beherrschen.

Weshalb ich um Abhilfe nachsann.

Und ich diese in hochprozentigem Alkohol fand.

Bei den Touren durch die Bars und Nachtclubs Coruscants hatte ich bisher immer Maß gehalten, auch vorher hatte ich nur aus gegebenen Anlässen Alkohol konsumiert, noch waren die Räusche billig …

Schließlich kam der Tag, an dem ich unkontrolliert so viel Hochprozentiges in mich hineinkippte, dass ich an einer Alkoholvergiftung gestorben wäre, wenn ich nicht einen Termin bei der Nachbarschaftshilfe versäumt und meine Nachbarn nach der bisher so zuverlässigen Helferin gesehen hätten.

Einer der Ärzte im Krankenhaus drang in mich: Was war wirklich geschehen auf diesem Einsatz für den Imperialen Geheimdienst? Die Ärzte in

den besseren Krankenhäusern hatten hier durchaus die Angewohnheit, im persönlichen Umfeld ihrer Patienten zu recherchieren, vor allem, wenn diese wegen Alkohol-, Drogen- und Medikamentenmissbrauch auf der Intensiv lagen und bislang diesbezüglich nicht auffällig geworden waren.

Aber was sollte ich ihnen sagen?

Also leugnete ich vehement und absolut wahrheitsgemäß, jemals für den Imperialen Geheimdienst gearbeitet zu haben.

Das glaubten sie dann nicht, meine Akte war für ihr Dafürhalten viel zu sauber (= bereinigt worden).

Kunststück. Bis vor dreieinhalb Jahren hatte ich in dieser Welt gar nicht existiert …

Diese Welt, Coruscant, mein Leben hier, das war ja alles ganz interessant, keine Frage. Doch mehr und mehr wurde mir bewusst, dass ich an sich nichts weiter wollte als wieder zurück nach Hause. Freunde, Nachbarn, Kollegen, lange schon entschwunden …

Jen besuchte mich häufig, doch es gelang weder ihr, noch meinen Arbeitskollegen oder meinen Nachbarn, mich aus dem finsteren Loch herauszuholen, in das ich mich verkrochen hatte. Jedwede Tätigkeit, jeder Handschlag, ja, das Leben selbst, wurde mir zur Last. Und ich hätte damals viel darum gegeben, wenn mir jemand diese Last abgenommen hätte …

Dieser Zustand hielt ein paar Wochen an, dann wachte ich eines Morgens auf und sah plötzlich klar.

Wenn es nicht einmal Darth Vader möglich war, mich wieder dahin zurückzubringen, wohin ich gehörte, dann konnte er wenigstens beenden, was er im Schlund-Forschungszentrum begonnen hatte.

Ich stand auf, duschte, zog mich an und verließ das Haus. Ich nahm die nächste Bahn nach Imperial City und ließ mich anschließend von einem Taxi zum Hauptquartier der Sternenflotte bringen. Dann stand ich vor der imposanten Fassade des Hauptgebäudes und vor einem neuen

Problem: Würde man Darth Vader über mein Anliegen informieren, geschweige denn, mich zu ihm vorlassen? Vader war ein Mann mit vielerlei Verantwortungen, Pflichten und Aufgaben, konnte er überhaupt Zeit für mich erübrigen, gesetzt dem Fall, dass er sich auf Coruscant befand und nicht wochenlang irgendwo in den Tiefen des Äußeren Randes verschwunden war?

Dann riss ich mich zusammen und betrat entschlossen das Gebäude. Ich war nicht hierhergekommen, nur um beim ersten Anschein eines Hindernisses aufzugeben …

Am Hauptempfang erklärte ich mein Anliegen, man hieß mich warten und nach einiger Zeit kam jemand Höherrangiges auf mich zu, dort trug ich mein Anliegen ein weiteres Mal vor, man brachte mich zu einer Sicherheitsschleuse und daran anschließend in einen anderen Empfangsraum.

Dieses Prozedere wiederholte sich mehrmals, und jedes Mal wurden Alter und Dienstgrad der Männer höher, die über mein Begehr entschieden.

Ich konnte sie nur zu gut verstehen: einerseits müsste jemand, der sich an Lord Vader richten wollte wissen, wie er ihn erreichte. Andererseits konnte es drastische Konsequenzen haben, wenn sie jemanden nicht vorließen, der vielleicht wichtige Informationen für den Oberkommandierenden hatte …

Dann brachten sie mich in einen Warteraum, der durch keinerlei Wände oder Türen vom Flur getrennt war: weißer und schwarzer Durastahl, üppige Grünpflanzen und ein paar Sitzgelegenheiten – und ein Panoramafenster, von dem aus man den gesamten Gebäude¬komplex überblicken konnte. Dort ließen sie mich warten.

Und warten.

Der frühe Nachmittag verging, wurde zum späten Nachmittag und dann zum Abend.

Hatten sie mich hier vergessen?

Das war unwahrscheinlich, an allen neuralgischen

Punkten standen Wachen, die mein Kommen und Gehen bisher akribisch registriert hatten und die meine weiteren Aktivitäten ebenso akribisch zur Kenntnis nehmen würden.

Also blieb ich.

Ich stand am Fenster und beobachtete, wie die sich langsam zum Horizont neigende Sonne Coruscants die Gebäude in einen warmen, goldenen Schein tauchte und war so in die Betrachtung versunken, dass ich zunächst gar nicht bemerkte, dass ich Gesellschaft bekommen hatte.

Bis ich die mechanische Atmung hinter mir wahrnahm. Darth Vader war gekommen.

Vader trat neben mich und sah ebenfalls hinaus.

„Ihr wolltet mich sprechen", begann er. „Ich will, dass Ihr beendet, was im Schlund-Forschungszentrum begann", sagte ich dann, meine Worte genau abwägend.

Vader hielt einen Augenblick (überrascht? schockiert?) inne.

„Das Dimensionstor ist instabil", entgegnete er. „Ich kann vieles bewirken, aber das ist selbst mir nicht möglich."

„Ich bitte Euch um nicht um etwas, das nicht möglich ist", erwiderte ich. Vader schwieg lange.

„Ihr bittet um den Tod", sagte er dann.

„Ich gehöre nicht hierher. Ich stehe allein", antwortete ich. „Nichts hält mich hier."

„Wenn Ihr das wünscht", entgegnete der dunkle Lord nach einer langen Pause.

Ich fragte mich, wie er es machen würde – ein schneller Stoß mit dem Lichtschwert? Genickbruch? Oder mithilfe der geheimnisvollen, magischen Macht?

Vader tat nichts dergleichen.

„In Euch stirbt das Licht", sagte er mit einem Mal. „Ihr habt in den Abgrund gesehen. Ihr habt das Monster gesehen. Und der Abgrund hat in Euch gesehen."

Las er schon wieder meine Gedanken?

Meine tiefsten und geheimsten Imaginationen?

„Ich kann nichts dafür, wenn Ihr so laut denkt", bemerkte er.

Ja, dafür konnte er nun wirklich nichts.

„Lasst das Licht in Euch nicht erlöschen", fuhr er fort, „Ihr seid nicht allein."

Wir schwiegen und beobachteten weiter, wie der Himmel sich langsam zu einem flammenden orange wandelte.

Dann begann Vader zu sprechen, in dem schwingenden Duktus, in dem man hier traditionell Gedichte rezitierte:

„Der Himmel brennt. Alles stirbt, selbst die Sterne.

Sie erleuchten die Nacht, doch in Wahrheit wissen wir nicht,

ob sie nicht vielleicht schon erloschen sind.

Alles vergeht, nur die Finsternis nicht.

Sie war schon da, lange schon, noch bevor das erste Licht aufglomm,

und sie wird noch immer da sein, lange, nachdem das letzte Leben

den verblassenden Glanz sterbender Sterne beklagt.

Finsternis umgibt mich, und jeder Atemzug erinnert mich daran, dass ich ihr gehöre.

In den Schatten flüstert es, dass Darth Vader Anakin Skywalker getötet hat.

Das ist nicht wahr.

Nicht Darth Vader hat Anakin Skywalker getötet, sondern Anakin Skywalker hat

Anakin Skywalker getötet. Rasend vor Zorn und Eifersucht vertraute er der Finsternis,

glaubte ihren Einflüsterungen und Versprechungen.

Heute wüsste er es besser, doch es gibt ihn nicht mehr.

Und so wurde ich zum Vollstrecker des Imperators und obwohl ich das weiß

widersetze ich mich nicht, denn es ist das Einzige, was mir noch bleibt.

Und so ziehen die Tage an mir vorüber, in denen ich alleine bin in der Dunkelheit.

Mein Innerstes sehnt sich nach Erlösung,

doch Erlösung wird es für mich nicht mehr geben.

Das letzte Licht in mir wird erlöschen und bald schon kommt die Nacht.

Es bleibt nur die Hoffnung, dass der Tag meines Vergehens nicht mehr lange

auf sich warten lässt, doch die Hoffnung stirbt zuletzt.

Und es bleibt eine Erkenntnis: die Finsternis in uns gewinnt. Immer."

Danach schwiegen wir lange und betrachteten weiter das dramatische Farbenspiel des Sonnenuntergangs. Reisende kamen von weit her, nur um einen der legendären Sonnenuntergänge Coruscants betrachten zu dürfen …

Erst als das Rot zu verblassen begann und der Himmel sich langsam verdunkelte, fand ich meine Sprache wieder.

„Das war sehr ergreifend", sagte ich. „Wer hat es erdichtet?"

„Ich selbst war es", antwortete der dunkle Lord, „Nur wenige Wochen nachdem ich wurde, wer ich bin."

Vader war der Schöpfer dieses Textes? Darth Vader? So etwas Wundervolles, Poetisches, Berührendes?

Vader schwieg und wir beobachteten, wie langsam die Nacht aufzog und Lichter die Stadt zu erleuchten begannen.

Plötzlich begriff ich.

Vader hatte nicht sich selbst gemeint, als er vom Abgrund und den Monstern, die ihn ihm hausten, gesprochen hatte.

Vader hatte MEINE Abgründe gemeint.

Den Schrecken der Nacht, die absolute, totale Finsternis.

Das Begehren.

Das Erkennen.

Die Dunkelheit in mir, die mich unerbittlich hin zu Vader zog.

DAVOR fürchtete ich mich, darum wollte ich weg von hier und war doch geblieben, deshalb wünschte ich mir den Tod.

Weil man vor sich selbst nicht weglaufen kann.

Ich hob den Kopf. Etwas hatte sich gerade eben verändert.

Was tat ich hier eigentlich?

Wie lange hielt ich ihn nun schon von seinen Pflichten ab?

Wie wichtig war ich ihm, wenn er mir so viel von seiner knapp bemessenen Zeit schenkte?

Unruhe breitete sich in mir aus.

„Ich muss gehen", sagte ich deshalb, vielleicht eine Spur zu hastig, „Und ich möchte Euch danken. Für das Gedicht. Für den Mut, den Ihr mir zugesprochen habt. Und für den wundervollen Sonnenuntergang, den Ihr mit mir geteilt habt."

Als ich Vader verließ, war natürlich noch lange nicht alles wieder im Lot.

Aber es war ein Anfang.

Wer sieht schon jeden Tag in seine finstersten Abgründe?

In dieser Nacht schlief ich traumlos und als ich morgens erwachte, ging es mir besser.

Ich gönnte mir eine ausgiebige Dusche und ein ebensolches Frühstück, dann warf ich den Reinigungsdroiden an und fing an, hinter mir aufzuräumen. Ich machte gerade das Bett, als ich Besuch bekam: Dr. Vapasi.

Da die Devastator im Orbit parkte, solange Vader auf Coruscant weilte, hatte Vader den Doktor zu einem Hausbesuch bei mir vorbeigeschickt.

Ich freute mich, Vapasi wiederzusehen, er machte ein paar Untersuchungen und ließ sich die Medikamente zeigen, die sie mir im Krankenhaus gegeben hatten, dann meinte er, dass das Schlafmittel zu stark sei und verschrieb mir ein anderes.

Außerdem sprach er mit meinen behandelnden Ärzten und empfahl, die Medikation langsam auslaufen zu lassen.

Danach ging es mir zunehmend besser und zwei Wochen später ging ich wieder auf Arbeit. Weitere drei Wochen später erschien mein schwarzer Ritter und entführte mich in seine Burg auf Vjun …

Vjun

Vjun war eine Welt im Äußeren Rand, eine schwarze Wüste, geprägt von Wolken voller saurem Regen und Vulkanen, die fast ununterbrochen Lava, Rauch und Asche in die Atmosphäre spien.

Einige wenige einheimische Arten widerstanden dem, eine menschliche Besiedelung hingegen gab es – abgesehen von Burg Bast – schon lange nicht mehr.

Die Legenden des Äußeren Randes berichteten vom Wahnsinn, der die Bevölkerung in einer einzigen Nacht des Schreckens ergriffen und in der sie einander vollständig vernichtet hatten, Vader hingegen meinte, dass eigentlich niemand mehr wisse, was genau geschehen war, wahrscheinlicher war es, dass der zunehmende Vulkanismus und der in Folge auftretende saure Regen die Menschen von dieser Welt vertrieben habe.

Für eine verlassene Welt war in Burg Bast eine Menge los: es gab Personal, welches sich um Vaders und mein Wohlergehen kümmerte, Techniker, die die Burg instand hielten sowie einen Teil der 501. Legion, der hier stationiert war.

Die Sturmtruppen von Vaders persönlicher Legion waren mit Waffen und Fluggerät sehr gut ausgestattet, im Orbit hielt ein alter Venator Wacht, der sogar noch die republikanischen Farben trug, für Vader hatte es keine Priorität, die „Resolute“ (so hieß das Schiff) neu streichen zu lassen. Jetzt hing zusätzlich noch die Devastator im Orbit und Vader bestellte drei weitere Sternenzerstörer aus den angrenzenden Sektoren zum Rapport.

Man kann sich den Schecken der Schmugglerbande, die sich während Vaders Abwesenheit ausgerechnet Vjun zum neuen Umschlagsplatz für ihre illegalen Transaktionen gewählt hatten, bestimmt gut vorstellen, als sie sich plötzlich von Sturmtruppen umzingelt sahen.

Die Wenigen, denen die Flucht von der Oberfläche gelang, sahen sich hingegen plötzlich fünf ausgewachsenen Sternenzerstörern gegenüber,

die ihre Transportschiffe kommentarlos manövrierunfähig schossen und anschließend Enterkommandos schickten.

Vader ließ mich über das Schicksal der Schmuggler entscheiden – lebenslänglich Internierungslager, Kessel vielleicht oder Despayre, oder aber von den Sturmtruppen erschossen zu werden, unverzüglich.

Ich weigerte mich, diese Wahl zu treffen. Einerseits wollte ich nicht für die Hinrichtung dieser Männer in dem Sinne verantwortlich sein, als dass ich das Urteil sprach, andererseits war „lebenslänglich Internierungslager" möglicherweise schlimmer als der Tod.

Stattdessen schlug ich vor, sie laufen zu lassen und sie die Nachricht von der Schlagkraft der Sturmtruppen und der Imperialen Sternenflotte verbreiten zu lassen. Vader schien zunehmend amüsiert und nachdem ich ihm meine Ansichten und Meinungen zu diesem Thema lange genug auseinander gesetzt hatte, gab er schließlich den Befehl, die Schmuggler laufen zu lassen, verbunden mit dem Hinweis, sich hier nicht mehr blicken zu lassen.

Und das war nur mein erster Tag auf Vjun …

Ok, ich gestehe: die restlichen vier Wochen verliefen ruhig und in geregelten Bahnen.

Ich schlief länger, frühstückte ausführlich und sah die neuesten HoloNet-News, anschließend verschwand ich in Vaders Bibliothek, sichtete ihren Inhalt und überflog die Bücher, die mir interessant schienen (soweit ich Sprache und Schrift lesen konnte, in denen sie verfasst waren bzw. soweit das Übersetzungstool des jeweiligen Datenpads reichte).

Mittags holte ich mir aus der Küche einen Snack, den frühen Nachmittag verdöste ich, bevor ich die späten Nachmittagsstunden mit Spaziergängen in der Burg verbrachte, gerne blieb ich an verschiedenen Aussichtspunkten stehen und beobachtete die Vulkane in der Ferne oder

die Lava, die die Burg umfloss.

Ab der zweiten Woche änderte sich das, Vader schien jetzt mehr Zeit zu haben und erteilte mir in den Vormittagsstunden Fahrunterricht in seinem Speeder oder bewies mir seine Flugkünste.

Nach dem ersten Experiment dieser Art schaffte ich es nach der Landung gerade eben so, nicht in den Speeder, sondern nach draußen zu kotzen, so dass es später genügte, die Maschine mit dem Schlauch abzuspritzen.

An ein paar Tagen hatte Vader vormittags keine Zeit, weshalb „Captain" Rex den Unterricht übernahm und mir den Umgang mit dem Blaster nahebrachte (er versuchte es zumindest, richtig gut wurde ich darin aber nie).

Nach dem Abendessen leistete ich Vader Gesellschaft, der zu dieser Zeit gerne im Hangar an seinem Speeder schraubte, nach und nach wurde er zugänglicher und begann von sich zu erzählen:

Anakin wurde als der Sohn einer Sklavin geboren, seinen Vater kannte er nicht.

Sie waren zwar nicht frei, aber Freiheit war auf Tatooine ein Gut, das keinen Wert an sich besaß.

Der Schrotthändler Watto, dem er und Shmi gehörten, war kein schlechter Herr. Sie hatten genug zu essen und ausreichend Wasser, vernünftige Kleidung und eine anständige Unterkunft.

Watto schickte Anakin sogar zur Schule, dort lernte er rechnen, lesen und schreiben (das war auf einer Welt wie Tatooine damals nicht selbstverständlich, schon gar nicht für einen Sklavenjungen). Und Watto beanspruchte Mutter nicht für sich und verlieh sie auch nicht an andere Männer.

Shmi half Watto im Verkauf, nahm Bauteile auseinander, kochte und putzte, war also fast den ganzen Tag über beschäftigt. Anakin hingegen genoss zunächst viele Freiheiten, sobald er aber anfing, sich für den Schrott zu interessieren, ihn

auseinander zu nehmen und ihn wieder zu funktionierenden Teilen zusammenzusetzen, änderte sich das und er wurde für Watto eine nützliche Arbeitskraft.

Als Anakin älter wurde, bewies er sein Talent für Podrennen, Vader meinte, dass sich hier schon die Macht in ihm zeigte, viele Podrennfahrer endeten nämlich meist kurz nach dem Beginn ihrer Karriere in einem Feuerball an der nächsten Felswand.

Bei seinen ersten Rennen schaffte er es immerhin ins Ziel, er wurde zunehmend besser und schließlich kam der Tag, an dem er seinen ersten Sieg einfuhr.

Watto zeigte sich großzügig, fädelte sogar Anakins Freundschaft (?) mit Sirin ein und versprach, sie alle, Mutter, ihn und Sirin, in ein paar Jahren freizulassen, sobald Anakin ihm genügend Geld verdient hatte.

Aber dann kamen die Jedi.

Und das Unheil nahm seinen Lauf.

Der Jedi-Meister Qui-Gon Jinn erkannte in Anakin das Talent, dass er war, und brachte Watto dazu, ihn den Jedi zu übergeben.

Vader legte Wert auf die Feststellung, dass es weder sein Wunsch noch sein Wille war, dem Orden beizutreten oder ein Jedi zu werden, Mutter und Sirin oder auch nur Tatooine zu verlassen.

Nach einigen Umwegen erreichten sie schließlich Coruscant, wo Meister Qui-Gon Jinn beim Jedi-Rat vorsprach und tatsächlich durchsetzte, dass Anakin eine Ausbildung zum Jedi beginnen konnte, obwohl er dafür eigentlich schon viel zu alt war.

Vader räumte ein, dass die vielen neuen Eindrücke zunächst den Verlust der vertrauten Umgebung, der Mutter und der Freunde kompensierten.

Aber dann gab es die ersten Probleme, andere Schüler verlachten ihn ob seiner Herkunft, seiner Sprache oder seines Alters.

Dass Anakin von Großmeister Yoda zusätzlichen

Unterricht bekam, sorgte für Eifersucht.

Dass Qui-Gon Jinn und der Rat der Jedi glaubten, dass er der lange so sehnlichst erwartete „Auserwählte“ sei, machte es nicht besser.

Dann fiel Qui-Gon Jinn während eines Einsatzes und Anakin bekam einen neuen Meister: Obi-Wan Kenobi. Eigentlich, so Vader, wählte der Meister seinen Schüler selbst. Obi-Wan Kenobi hingegen folgte einer Bitte Qui-Gon Jinns, er hatte sich Anakin als Schüler nicht wirklich selbst ausgesucht.

Verschärft wurde das Problem dadurch, dass Anakin äußerst fordernd war und jemand, der die Dinge nicht einfach so unwidersprochen hinnahm wie ein Schüler, der seit dem Kleinkindalter im Tempel lebte, sich weder an seine Eltern und Geschwister noch an ein Leben außerhalb des Ordens erinnern konnte.

Anakin hingegen vermisste Sirin und seine Mutter, schließlich nutzte er bei einem Außeneinsatz die erstbeste Gelegenheit, um sich abzusetzen und nach Tatooine zu fliegen. Watto hieß ihn willkommen, aber er hatte keine guten Neuigkeiten: dass die Jedi Anakin mitgenommen hatten, war für Watto ein herber Schlag gewesen. Nicht nur, dass jetzt niemand mehr Rennen für ihn fuhr, nein, jetzt fehlte auch noch eine Arbeitskraft.

Sirin hatte für die Arbeit in Wattos Gewerbe kein Talent, also gab er sie wieder an das Haus zurück, in dem er sie gekauft hatte.

Shmi hingegen war von Tuskenräubern entführt worden, vor wenigen Wochen erst.

Seine Ausbildung zum Jedi machte es Anakin überhaupt erst möglich, Mutter aufzuspüren, aber er kam zu spät und sie starb vor Erschöpfung und Entkräftung in seinen Armen. In diesem Moment zerbrach etwas in ihm, Anakin gab sich dem Zorn hin und tötete die Tusken, und zwar ausnahmslos alle, Männer, Frauen und Kinder, den ganzen Stamm …

Anschließend versuchte er, wenigstens Sirin ausfindig zu machen, aber sie war krank geworden und ihr Besitzer hatte sie schnell und diskret an ein heruntergekommenes Haus verkauft, wo sich ihre Spur verlor.

Während meines Aufenthaltes blieb ich fast immer innerhalb von Burg Bast: auf Vjun regnete es oft und viel und der saure Regen konnte einem auf die übelste Weise die Haut verätzen.

Doch gegen Ende der dritten Woche rissen in den Abendstunden kurzfristig die Wolken auf und die Sonne schien, so dass wir sogar einen Spaziergang außerhalb wagen konnten, immer die Wolkenwand im Auge behaltend, die uns wohl bald erreichen würde.

Vader nutze diese Gelegenheit, um weiter von seinem Schicksal zu berichten:

Anakin galt nun als alt und fortgeschritten genug, um mit Meister Kenobi Aufträge auszuführen. Er lernte die Bedeutung der Lichtschwertdiplomatie kennen und sie anzuwenden, interessant war die Tatsache, dass niemand seine Handlungen auf Tatooine hinterfragte, es war, als hätte der Rat der Jedi beschlossen, dass der Auserwählte seine Lektion gelernt habe.

Das war aber nicht der Fall. Anakin hasste inzwischen mit Inbrunst, eine Emotion, von der ein Jedi sich normalerweise fernhalten sollte, da sie der einzig wahren Lehre gemäß zur Dunklen Seite der Macht führte.

Weiterer Groll entstand, als sich in Anakin der Eindruck verfestigte, dass man ihn in seinem Fortkommen behinderte, ihm Dinge nicht sagte, beibrachte oder zeigte und ganz im allgemeinen absoluten, totalen Gehorsam verlangte, ein Hinterfragen nicht tolerierte.

Anakin gelangte zu dem Schluss, dass er lediglich die eine Sklaverei gegen eine andere, schlimmere getauscht hatte. Und er begann zu glauben, dass der Orden ebenso von Korruption zerfressen war wie die Republik, der er diente,

bestärkt wurde er dabei von dem Senator von Naboo, Palpatine, der immer ein offenes Ohr für Anakins Sorgen und Nöte hatte.

Dann kam die Naboo-Krise, Palpatine wurde Kanzler und Anakin der Geliebte der Wahlkönigin von Naboo, Padme Amidala. Enthaltsamkeit galt dem Orden zwar als höherwertig, Sex an sich war aber nicht verboten. Anhaftung war verboten, ebenso wie Zuneigung und Liebe. Aber Anakin liebte Padme Amidala leidenschaftlich ...

Vor den Klonkriegen waren die Jedi Jahrtausende lang als Friedenshüter bekannt und sahen sich nun gezwungen, in einen galaxisweiten Krieg zu kämpfen.

Sie lernten dazu.

Aber die Verluste waren enorm.

Junge Jedi wie Anakin bekamen Schüler zugewiesen, die sie ausbilden sollten, zu Ruhe und Frieden anhalten, während sie gleichzeitig in einem mit äußerster Brutalität geführten Bürgerkrieg kämpften.

Zwar fanden die Jedi heraus, dass Count Dooku der Schüler und Vollstrecker eines Sith-Lords war, aber sie erkannten lange Zeit nicht, dass dieser Sith-Lord ihnen in Gestalt des inzwischen zum Obersten Kanzler gewählten Sheev Palpatine schon längst gegenübersaß.

Es war Anakin, der die wahre Identität des Sith-Lords herausfand, aber anstatt sich dem Rat der Jedi zu offenbaren, verließ Anakin Obi-Wan Kenobi und den Orden und schloss sich Palpatine an, ihn, den die Jedi so lange gesucht hatten.

Und zwar deshalb, weil er sich mehr Macht erhoffte.

Macht, über die Palpatine scheinbar unbegrenzt verfügte.

Die Macht, die ständigen Kriege zu beenden.

Die Macht, die Sklaverei zu beenden.

Die Macht, Recht und Ordnung in die Galaxis zurückzubringen …

Vader unterzog sich auf Vjun regelmäßigen Behandlungen mit Bacta und verbrachte

immer wieder Stunden im Tank, um sich zu regenerieren.

Gleichzeitig sorgte er dafür, dass ich den Behandlungsraum fand, um das Monster zu sehen (seine Worte, später).

Zunächst einmal war Vader ein Mensch, ein großer, athletischer Mann, alle Gerüchte, die ihn für eine nichtmenschliche Spezies hielten, für einen besonders hochentwickelten Droiden oder einen Cyborg, waren falsch.

Stattdessen wies Vaders Haut die Narben großflächiger Verbrennungen auf, vor allem am Rücken, an den Beinen, am Kopf und generell auf der linken Seite – wie hatte er so etwas überleben können?

Das Anlegen der Rüstung war eine Prozedur, ging aber zügig vonstatten, wenn ihm die Klonsoldaten (die ihn übrigens während seiner Stunden im Tank bewachten, in diesem Zustand war auch ein Darth Vader völlig hilflos) dabei zur Hand gingen:

Zunächst ein Unteranzug aus einem dünnen, trikotartigen Material, dann der eigentliche Anzug, die Stiefel und die Handschuhe, die Halsberge, der Helm und die Maske, die Panzerung und gegebenenfalls eine lange Tunika und der Umhang.

Vader hielt den Behandlungsraum für eine geeignete Kulisse, um mir auch den Rest seiner Geschichte zu erzählen:

Zunächst einmal fiel nicht jeder Jedi der Order 66 zum Opfer, so war beispielsweise Obi-Wan Kenobi entkommen, ebenso wie Großmeister Yoda.

Die beiden wussten von Anakins Beteiligung an der Auslöschung des Jedi-Ordens, weshalb Obi-Wan Kenobi Padme entführte, um Anakin vom Imperator wegzulocken und alleine zu stellen, wohingegen Palpatine Vader einflüsterte, dass Padme Amidala was mit Obi-Wan Kenobi habe …

Rasend vor Zorn und Eifersucht folgte Anakin Obi-Wan nach Mustafar, tat beim Kampf gegen diesen einen Fehltritt, stürzte in eine Felsspalte und brach sich dabei Genick und Rückgrat,

verätzte sich durch giftige Gase die Lungen und verbrannte durch die nahe Lava, die seine Gewänder entflammte …

Anstatt Vader nun zu töten, ließ Obi-Wan seinen ehemaligen Schüler und Freund zum Sterben zurück. Dies wiederum führte dazu, dass Palpatine Vader retten und nach Coruscant bringen konnte, wo man ihn in einen Anzug steckte, der sein Überleben sicherte, eine mobile Überlebenseinheit, ein Artefakt der alten Sith, auf welches Palpatine im Zuge seiner Recherchen wohl irgendwann gestoßen war.

Die Frage, warum dieser Anzug bereitlag bzw. woher der Imperator wusste, dass er einen solchen Anzug brauchen würde, hatte sich Vader auch schon gestellt (aber keine befriedigende Antwort gefunden).

Der Anzug übernahm die Funktionen von Vaders irreparabel geschädigter Wirbelsäule, führte ihm Sauerstoff über ein Beatmungsgerät zu und schützte das empfindliche Narbengewebe vor allen äußeren Einflüssen.

Diesen Überlebensanzug konnte Vader jedoch weder alleine an- noch ablegen, die regelmäßig notwendigen Reinigungs-, Wartungs- und Reparaturarbeiten verursachten ihm Unbehagen und Schmerz, darüber hinaus war die Prozedur in ihrer Gesamtheit entwürdigend.

Vader war dem Imperator nicht wirklich dankbar für dieses Leben, dass er mit Reichtum und Titeln überhäuft wurde, bedeutete ihm nichts. Jeder, den er irgendwann einmal gekannt hatte, war entweder tot oder wusste nicht, wer sich hinter der Maske von „Lord Vader", dem so plötzlich aus dem Nichts erschienenen Vollstrecker des Imperators, verbarg.

Es war nicht so, dass Vader mit seinen Taten haderte, aber wieder einmal hatte er eine Sklaverei gegen eine andere getauscht, sein Leben als Vollstrecker des Imperators war nicht das, was er sich erhofft hatte.

Vader suchte und fand seine ehemalige Geliebte, Padme Amidala, und bat sie, zu ihm zu kommen.

Sie kam.

Er zeigte sich ihr ohne Maske.

Einem Nicht-Machtnutzer ist es nicht möglich, seine Emotionen vor einem Machtnutzer zu verbergen. Padme Amidala fand zwar schöne, tröstende Worte, erschauderte aber gleichzeitig vor Ekel und Abscheu bei seinem Anblick.

Und hier begann die Liebe zu sterben, die Anakin Skywalker einst für Padme Amidala empfunden haben mochte …

Irgendwann danach heiratete Vader auf den ausdrücklichen Wunsch des Imperators eine schöne junge Frau aus Coruscants Oberschicht.

Das war ein Event fürs HoloNet und eine Belohnung treuer Parteigänger Palpatines.

Sie nahm sein Geld und verachtete ihn.

Ihm war sie gleichgültig, darüber hinaus waren körperliche Intimitäten damals nur schwerlich möglich.

Bis zu dem Tag, an dem sie ihre Verachtung öffentlich machte. Vader tötete sie und brach kurz danach zu einer langen Reise auf, geleitet nur von der Macht, die ihn in ein abgelegenes Sternensystem führte, wo er hoffte, Heilung zu finden.

Dort entdeckten die Ärzte, dass seine angeblich zerschmetterte Wirbelsäule ein lösbares Problem und die Nervenstränge niemals vollständig durchtrennt waren, ihm aber jemand einen Chip eingesetzt hatte, der die Weiterleitung von Impulsen aus dem Gehirn zum Rest seines Körpers unterband.

Die Ärzte entfernten den Chip und Vaders Körper funktionierte mit einem Mal wieder von alleine, er konnte selbständig atmen und sich bewegen, den Überlebensanzug brauchte er eigentlich nicht mehr, lediglich seine verätzten Lungen benötigten noch die Zufuhr von Luft mit einem höheren Sauerstoffgehalt.

Und genau das wurde nun zum Problem:

aus dem gefürchteten Vollstrecker des Imperators wurde auf diese Weise und in Kombination mit den Brandnarben eine bemitleidenswerte Kreatur.

Darth Vader – ein kriegsversehrter Krüppel?

In diesen Augenblick begriff Vader, dass er den Anzug und die Maske den Rest seines Lebens tragen würde, auch wenn es kein Überlebensanzug mehr sein würde.

DAS erklärte natürlich, warum Vader in der Lage war, gleichzeitig zu atmen und zu sprechen, die Maske war schon längst kein Beatmungsgerät mehr, sondern erzeugte lediglich das gefürchtete Atemgeräusch, verbarg aber gleichzeitig die Brandnarben und die Nasensonde.

Auf Habassa hatte ich das Monster gesehen.

Hier sollte ich den Mann sehen.

Ich dachte lange darüber nach, was Vader mir erzählt hatte.

Sein Leben war eine einzige Tragödie, alles zerfiel unter seinen Händen zu Asche und Staub: seine Hoffnungen, seine Träume, seine Liebe.

An einem unserer letzten Tage auf Vjun sagte er mir, dass er nach Erlösung strebe, aber dass es für ihn keine Erlösung mehr geben werde. Und das ist die wohl größte aller Sünden …

Das Ritual

„Darth Vader?“, frage Mahdra Sati, „Darth Vader kommt hierher?“

Die Mahdri Akotwat schwenkte genießerisch den zierlichen Kelch mit dem Blütenwein und lächelte träge.

„Aber ja“, sagte sie, „ich habe es vom Leiter des imperialen Verbindungsbüros höchstpersönlich. Dieser Narr glaubt ja immer noch, mich eines Tages für sich gewinnen zu können.“

Versonnen spielte Sati mit ihrem langen, offenen Haar. Eine Mahdri und ein Außenweltler? Allein der Gedanke war absurd. Man konnte das Opfer, dass Akotwat für

ihre Sache brachte, gar nicht hoch genug schätzen. Eine wahre Gläubige in den Diensten der Göttin.

In Sati begann ein Plan Gestalt anzunehmen. Ein Plan, der das Imperium und Darth Vader an Ansehen verlieren lassen würde, da würden auch die Krankenhäuser und Schulen nicht mehr helfen, die das Imperium in allen größeren Städten Eloms für die geringeren Kasten hatte errichten lassen.

Ein Plan, der die Massen auf ihre Seite brachte.

Ein Plan, der die Herrschaft des Imperiums ein für alle Mal hinwegfegen würde.

Ein Plan, der den Mahdras und den Mahdris ihr angestammtes Geburtsrecht wieder zurückgab.

Ein Plan, die Göttin wieder erstarken und herrschen zu lassen …

Darth Vader sah finster auf das Datenpad.

Noch eine Absage.

Höflich und mit viel Bedauern formuliert, aber nichtsdestotrotz eine Absage.

Wie viele waren es jetzt? Sechs? Sieben?

Zugegeben, es gab nicht viele Frauen in der Flotte, aber dass keine einzige den Mut aufbrachte, ihren Oberkommandierenden zu unterstützen, das war bitter.

Nun gut, er könnte es befehlen.

Aber Vader konnte sich die Gerüchte, die danach kursieren würden, viel zu gut vorstellen.

Außerdem würde eine erzwungene Kooperation nur unglaubwürdig wirken.

Warum musste dieser Admiral, der so gut mit Frauen konnte, ausgerechnet jetzt in den Ruhestand gehen, wenn sein Nachfolger noch gar nicht feststand?

Verärgert warf Vader das Datenpad zu den anderen.

Seine Gedanken kehrten zurück zu … Ihr.

Konnte er sie für diese Angelegenheit gewinnen?

Wäre sie bereit, diese Farce mitzumachen?

Für … Ihn?

Vier Wochen nach meiner Rückkehr von Vjun tauchte

Vader erneut im Verteilerzentrum auf, und sobald meine Kollegen seinen schwarzen Umhang um die Ecke wallen sahen, suchten sie das Weite.

Ich blieb.

Ging aber trotzdem in Gedanken sämtliche Sünden und Vergehen durch, derer mich der dunkle Lord bezichtigen mochte.

Stattdessen wollte Vader, dass ich ihn bei einer diplomatischen Mission nach Elom begleitete.

Ich fühlte mich geschmeichelt.

Aber dann sträubte ich mich. Schon wieder würde ich über Wochen auf Arbeit fehlen, und das, nachdem ich mich erst für drei Monate zu einer archäologischen Exkursion hatte beurlauben lassen und danach lange krank gewesen war. Dann die vier Wochen, die ich auf Vaders Einladung hin auf Vjun verbracht hatte – noch so eine Nummer, und die schmeißen mich raus …

Vader verneinte das, glaubten inzwischen doch viele, dass ich für den Imperialen Geheimdienst arbeitete und der Job nur zur Tarnung diente, was lag also näher, als dass ich gelegentlich auch mal einen Auftrag bekam? Hatte ich nicht mehr von der Galaxis sehen wollen als nur Coruscant?

Das war ein stichhaltiges Argument und ich stimmte schließlich zu unter der Bedingung, auf Lord Vaders Sternenzerstörer eine persönliche, umfassende Führung durch das Schiff durch seine Lordschaft selbst zu bekommen.

Dr. Vapasi und Kommandant Jir schienen sich über ein Wiedersehen zu freuen und Vader zeigte mir tatsächlich die Devastator, einen Sternenzerstörer der Imperium-I-Klasse, eines der letzten Schiffe dieses Typs, bevor es vom Nachfolgemodell, der Imperium-II-Klasse, abgelöst werden sollte.

Dieses Schiff enthielt jedoch ein paar Modifikationen, aktuell hatte es einige Waffen-Refits erhalten, die unter anderem auf dieser Reise getestet werden sollten.

Ich nutzte die Gelegenheit, die Waffenfunktionstests auf der Brücke zu beobachten (ich war mit Vader gekommen und er schickte mich nicht weg, weshalb das aus Sicht der Brückenoffiziere in Ordnung ging), doch nur zu schnell stellte sich heraus, dass diese Tests für den Zuschauer nicht nur eine langwierige, sondern eine äußerst langweilige Angelegenheit waren.

Ziel suchen.

Schiff und Geschütze ausrichten.

Ziel erfassen.

Feuern.

Prüfen der Wirkung der Waffen.

Mehr Entfernung.

Weniger Entfernung.

Schilde hoch.

Schilde runter.

Auswirkungen auf das Ziel?

Überprüfen und Auswerten der Messergebnisse.

Und jetzt das Ganze nochmal …

Die einzigen, denen das Spaß machte, schienen die Offiziere der Sternenflotte, die Ingenieure von Kuat Drive Yards und die Waffentechniker von Taim & Bak zu sein …

Die heiklen Details der diplomatischen Mission erfuhr ich erst an Bord der Devastator:

Elom exportierte hauptsächlich Lommiterz, ein für die Produktion von Durastahl essentielles Mineral.

Durastahl ist leicht und hitzebeständig, darüber hinaus ist es eines der härtesten Materialen überhaupt und wird deshalb unter anderem zur Herstellung von Rüstungen, Sicherheitsschotts und für den Bau von Raumschiffen verwendet.

Letzteres wiederum machte sowohl das Lommiterz als auch Elom wichtig für die Imperiale Sternenflotte.

Was die persönliche Anwesenheit des Oberkommandierenden rechtfertigte, wenn schon kein hochrangiger Admiral zur Verfügung stand.

Die gesellschaftliche Struktur Eloms war komplex, das Zusammenleben schwierig und leicht zu sabotieren: als Ureinwohner galten die in

Höhlen lebenden Eloms sowie die menschenähnlichen Elomins, die sich schon vor langer Zeit auf Elom niedergelassen hatten und heimisch geworden waren.

Menschen gab es auf Elom nachweislich erst seit einigen tausend Jahren, trotzdem beherrschten sie den Handel mit Nahrungsmitteln und Waffen sowie Technik aller Art.

Das Lommiterz machte diesen Handel überhaupt erst möglich und in Folge lukrativ, denn Elom bestand hauptsächlich aus Bergen, Wüsten und Steppen, in denen kaum etwas wuchs, um die Bevölkerung von insgesamt ca. 150 Millionen zu erhalten.

Aus historischen Gründen, deren Details längst schon im Dunkel der Geschichte verschwunden waren, sahen es die Menschen auf Elom als notwendig an, den Erstkontakt (damals noch mit der Alten Republik) und die Vertragsunterzeichnung über den Handel mit dem Lommiterz als Erinnerungsritual zu praktizieren: es wurde gegessen und getrunken, gefeiert und getanzt, dann wurde die Frau des ranghöchsten imperialen Anwesenden entführt und nach vielen Blasterschüssen in die Luft wieder befreit, das Ganze war für alle Beteiligten eine Riesengaudi und im regionalen HoloNet wurde darüber an prominenter Stelle berichtet.

Vielleicht hätte ich doch lieber auf Coruscant bleiben sollen …

Wer glaubt, dass Vader unvorbereitet auf Missionen geht, liegt falsch:

Vader hatte einen Linguisten und einen Anthropologen mit an Bord genommen, die uns nun die Details des Rituals sowie ein paar Floskeln in der Sprache der Eingeborenen nahebrachten.

Zusätzlich las Vader praktisch alle verfügbaren Berichte über Elom, verfasst von den dort stationierten Offizieren, Geheimdienstlern sowie der Banken- und der Händlergilden, außerdem ließ er sich den in der Gegend verbreiteten Klatsch vortragen.

Ich bekam die gleichen Berichte zu lesen, tat mir

damit allerdings schwer: Diese Welt war in erster Linie visuell. Fast alle Informationen für den gewöhnlichen Bürger liefen über das Holo-Net, Geschriebenes gab es in der Welt dieser Leute meist nur in Form von Werbebannern oder Hinweisschildern, vielleicht noch in Formularen wie beispielsweise Frachtbriefen oder Lieferscheinen. Letztere konnte ich inzwischen einwandfrei lesen. Aber den Inhalt eines komplexen Textes musste ich mir erarbeiten und erst jetzt wurde mir bewusst, dass das Lesen, das Schreiben und vor allem das Verstehen von geschriebenem Text etwas war, das sich in dieser Welt auf die zivile und militärische Verwaltung, Geheimdienste sowie den Bereich der industriellen Forschung und Entwicklung konzentrierte.

Kaum war die Devastator in einen Orbit um Elom eingeschwenkt, nahmen wir ein Shuttle und flogen nach Elos zum Palast des planetaren Gouverneurs.

Vader hatte anlässlich der Show seine Rüstung mit Silberspangen an Unter- und Oberarmen geschmückt, außerdem trug er ein paar Trophäenketten um den Hals und anstatt Tunika und Umhang lag ihm ein Tierfell um die Schultern, dass wir zuvor mit Blut präpariert hatten (die Schmuckstücke und das Fell stammten alle aus einem Imperialen Museum und Dr. Vapasi war nicht erfreut, ein paar seiner Blutkonserven hergeben zu müssen).

Mir hingegen gaben sie ein luftiges Lederkleid, dessen bodenlanger Rock in schmale Fransen geschnitten war und das mehr enthüllte als es verbarg, das einzige Zugeständnis an die Schicklichkeit war der knappe Body, den ich darunter tragen durfte.

Im Palast wurden wir bereits erwartet, Vader ließ sich briefen, dann geleiteten uns der Gouverneur und der Leiter des Imperialen Verbindungsbüros zum Festplatz, wo bereits ausgelassene Volksfeststimmung herrschte.

Die planetare Regierung warf sich vor Vader in den Staub, dann begann ein

ausschweifendes Festmahl, Musiker und Tänzer sowie traditionelle Artisten wie Jongleure, Feuerspucker und Zauberer sorgen für Unterhaltung.

So im Nachhinein glaube ich ja schon, dass hier an irgend einem Punkt enthemmende Drogen im Spiel waren, jedenfalls fand ich mich im Laufe des Abends auf Vaders Schoß sitzend wieder, seine Hand um meine Taille und wildfremden Leuten zuprostend.

Natürlich konnte man sich fragen, warum Vader diese Farce mitmachte, andererseits war das ein geringer Preis für den reibungslosen Export des Lommiterzes.

Dann – es war bereits dunkel geworden – kamen wir zum eigentlichen Zweck der Veranstaltung: Wie das Ritual es verlangte, mischte ich mich unter die Tänzer und wurde ebenso vorhersehbar entführt.

Dass damit etwas nicht stimmte, kam mir erst in den Sinn, als man mich vom eigentlichen Festplatz wegbrachte und mich niederschlug, als ich mich dagegen zu sträuben begann.

Vader war plötzlich beunruhigt. Kilian … sie … war in Gefahr!

Er winkte nach einem Adjutanten, und Kommandant Jir beugte sich zu ihm hinab.

„Mein Lord?“ „Irgendetwas geht hier vor sich“, sagte Vader, „Ich kann es fühlen. Überzeugen Sie sich davon, dass es Kilian gut geht. Sollte daran nur der geringste Zweifel bestehen, bringen Sie sie sofort wieder hierher.“

Daine Jir nahm sich ein paar Sturmtruppler und umging die feiernden Massen, um schnell und unauffällig zu dem Platz hinüberzugelangen, wo ein paar Indigene in traditioneller Kleidung und ein paar Sturmtruppler die „Befreiung“ der „Entführten“ mit viel Geschrei nachstellen sollten.

Nur warteten sie immer noch darauf, dass diese gebracht wurde.

Daine Jir stutze. Sie hatten Kilian doch schon vor geraumer Zeit fortgebracht?

Jir griff nach seinem KomLink und informierte sofort den dunklen Lord, dann koordinierte er eine Suchaktion in der Umgebung, die jedoch erfolglos blieb.

Vader hingegen ließ sich in die Macht fallen und befragte danach den Regierungschef von Elom, einen älteren Herren, der nur zu gerne dem Auskunftsersuchen des dunklen Lords nachgekommen wäre, wenn er denn nur über das geeignete Wissen verfügt hätte.

Im Laufe des Verhörs kam heraus, dass sowohl der Mahdra Sati als auch die Mahdri Akotwat die Feier vorzeitig verlassen hatten, dann gestand ein anderes Regierungsmitglied, dass Sati und Akotwat Parteigänger einer fanatischen Sekte waren, die das Imperium von Elom vertreiben und durch die alten Götter wieder an die Macht gelangen wollten.

Vader fand diese Einlassungen zunehmend von Interesse, das vor allem deshalb, weil sich in all den Berichten über Elom so gar nichts darüber fand …

Ich erwachte mit rasenden Kopfschmerzen in einem Shuttle, welches mich von Elos, der Feier und von Vader wegbrachte.

Mir gegenüber saßen ein Mann und eine Frau, außerdem waren noch einige Bewaffnete anwesend.

Der Mann und die Frau stellten sich als Mahdra Sati und Mahdri Akotwat vor, anschließend sprachen sie davon, dass sie vollenden würden, was damals beim Erstkontakt mit der Alten Republik nicht getan werden konnte.

Ich verstand nicht.

Sie sahen sich an und lachten. Ja, wie sollte ich auch …

Schließlich landeten wir schätzungsweise eine viertel Planetendrehung entfernt (hier ging gerade die Sonne auf, während es in Elos noch mitten in der Nacht gewesen war).

Wir befanden uns in der Nähe einer burgartigen Tempelanlage, in einigen Klicks Entfernung lag eine mittelgroße, traditionelle Stadt ohne Hochhäuser und

erkennbare imperiale (= moderne) Technologie, das Gesamtensemble war eingebettet in eine fantastisch anmutende Hochgebirgslandschaft.

Die Soldaten brachten mich in den Tempel und sperrten mich in einen Raum, der für ein Gästequartier zu karg und für eine Zelle zu üppig eingerichtet war.

Die Mahdri Akotwat machte sich die Mühe und erklärte mir die Details und Hintergründe, die offenbar nicht nur vom Imperium, sondern bereits schon von der Alten Republik und nicht zuletzt der planetaren Regierung vergessen worden waren:

Beim Erstkontakt mit der Alten Republik war die Frau des republikanischen Botschafters entführt worden und sollte der Göttin als Opfer dargebracht werden. Das sollte die Göttin versöhnlich stimmen und den Außenweltlern klar machen, dass sie hier nicht erwünscht waren.

Leider gab es einen Verräter, so dass die Gattin des Botschafters gerettet werden konnte, zusätzlich verschaffte dieses Ereignis einer Fraktion Aufwind, die glaubte, ganz ohne die Göttin und die Menschenopfer auskommen zu können, die diese verlangte. Forciert wurde dieser Prozess durch das bisher als wertlos geltende Lommiterz, auch brachte der Handel mit der Alten Republik neuen Wohlstand nach Elom.

All das sorgte dafür, dass die alten Eliten ihre Macht verloren und es eine Reihe Aufsteiger gab, die nur zu gerne an den Errungenschaften der Alten Republik bzw. des Imperiums partizipierten, ihre Kinder und Enkel auf Internate und Universitäten nach Coruscant und andere Kernwelten schickten und die dafür sorgten, dass die Göttin auf den Status einer Touristenattaktion verkam oder die Menschen sie ganz vergaßen.

Aber das würde sich jetzt ändern.

Das Ritual würde vollendet werden.

Die Heerscharen der Göttin stünden bereit, die Ungläubigen und Außenweltler

hinwegzufegen und ihre treuesten Diener würden ihre rechtmäßigen Plätze einnehmen.

Ein paar Verhöre später wusste Vader, dass ein Aufstand im Gange war.

Elom wurde als wichtiger Rohstofflieferant von der imperialen Sternenflotte gut bewacht: zwei Siegesklasse- und ein Imperium-Klasse-Sternenzerstörer waren immer im System. Zusätzlich zog der dunkle Lord nun zwei weitere Sternenzerstörer aus benachbarten Sektoren ab und beorderte sie nach Elom, dann lief die Militärmaschinerie an:

In Elos wurde imperiales Personal und deren Familienangehörige evakuiert, während Sturmtruppen sowie Militärtechnik wie Juggernauts, Kampfangriffspanzer und AT-ATs schnellstmöglich und in aller Stille auf die Oberfläche des Planeten verlegt wurden. Warnungen gingen an imperiale Bürger, die über die übrigen Städte und Siedlungen verstreut lebten oder ihren Geschäften nachgingen, außerdem hörte man intensiv die gesamte Telekommunikation ab.

Vader meditierte und die Macht ließ ihn wissen, wo er Kilian finden konnte. Und auch, dass es solange ruhig bleiben würde, bis dieses barbarische Ritual vollzogen war, welches das Signal für den Beginn des Aufstandes sein sollte. Es gab noch Hoffnung, doch es würde ein Wettlauf gegen die Zeit werden …

Der Tag kam und ging, bis ich gegen Abend schließlich Schritte auf dem Flur hörte und ein paar Soldaten und Diener eintraten, um mich für das Ritual herzurichten.

Warum kam eigentlich niemand, um mich vor diesen Wahnsinnigen zu retten?

Das war genau der richtige Ausdruck: Wahnsinnige. Bei lebendigem Leib die Haut abgezogen zu bekommen war nichts, bei dem ich kooperieren würde …

Eine plötzliche Eingebung veranlasste mich zum Handeln, ich wich zurück, stieß die Fensterflügel auf und erklomm die Fensterbank.

„Wenn ihr herkommt, springe ich runter", drohte ich.

Der gepflasterte Innenhof der Tempelanlage befand sich mehr als fünf Meter unter mir und eine Leiche konnte man nicht mehr als Opfer darbringen, also musste ich am Leben bleiben. Also vorläufig, hieß das.

Diese Entscheidung kaufte mir zumindest Zeit, denn das Ritual wurde ausschließlich bei Sonnenuntergang, bei Mitternacht oder bei Blutmond vollzogen, und die aufziehende Dämmerung verriet mir, dass es für den Termin zum Sonnenuntergang langsam zu spät wurde.

Ob die Mahdri Akotwat noch einmal den Fehler begehen würde, einem ihrer Opfer alle Details des Rituals in den leuchtendsten Farben auszumalen? Manche Leute reden einfach zu viel …

Vader flog mit seinem TIE-Advanced voraus, die Devastator würde folgen, wenn die Lage es zuließ.

Vader landete seinen Jäger in einem unbewohnten Seitental und die Machttechniken der Sith erlaubten es ihm, kurz nach Einbruch der Nacht den Tempel der Göttin tief unter der Tempelburg zu betreten.

Immer noch sagte ihm die Macht, dass Kilian in Gefahr, aber am Leben war.

Im Tempel war es still, die Statue der Göttin unberührt, nichts deutete darauf hin, dass hier erst vor kurzem ein Ritual vollzogen worden war.

Aber die Schwingungen in der Macht verrieten ihm, dass hier schon viel Blut vergossen worden war …

Entweder hatten sie von vorneherein geplant, das Ritual erst um Mitternacht zu vollziehen (was aus taktischer Sicht unklug war, so blieb nur die zweite Hälfte der Nacht für den Aufstand) oder Kilian hatte es geschafft, sie irgendwie hinzuhalten.

Vader entschloss sich zu warten und verbarg sich mithilfe der Macht vor den Augen der Welt. Bald schon … sehr bald …

Schließlich war es ihnen doch gelungen, mich zu überwältigen und vorübergehend außer Gefecht zu setzen.

Anschließend entkleideten und badeten sie mich, benetzten meinen Körper mit wohlriechenden Essenzen und behängten mich mit schwerem Schmuck.

Ziemlich viel Aufwand, wenn sie lediglich meine Haut der Statue dieser Göttin umhängen wollten … Sie zerrten mich durch die Gänge der Tempelburg, Treppe um Treppe näherten wir uns dem eigentlichen Tempel tief unter dem Berg, auf dem die Anlage thronte.

Im Tempel selbst war es dunkel, nur wenige Lichter erhellten den Raum.

Die lebensgroße Statue der Göttin stand frei in der Mitte des Raumes, umgeben von Schalen, die auf Stelen ruhten und von denen betäubende Schwaden aufstiegen.

In ihrer Nähe hielten sich mehrere Priester und Akolythen auf, die sich mit der Rezitation von Gebeten beschäftigten, irgendwelche Riten vollzogen bzw. mehrere äußerst scharf aussehende Klingen bereitlegten.

Um diesen inneren Bezirk herum waren halbkreisförmig niedrige Sitzgelegenheiten gruppiert, auf denen sich inzwischen mehrere Personen niedergelassen hatten (wohl der Führungszirkel, so wenige, wie es waren), unter anderem der Mahdra Sati und die Mahdri Akotwat.

Ich erkannte mit absoluter Klarheit, dass sie mich hier und heute auf eine der grausamsten Weisen töten würden, die man sich denken kann und sann auf Abhilfe.

Doch die von den Schalen aufsteigenden Dämpfe lullten mich ein und betäubten meinen Geist, aber nicht genug, um mich vollständig gefügig zu machen.

Ich wich dem ersten Akolythen aus und trat dem zweiten, der von hinten nach mir griff, das Knie durch, was diesen aufheulend zu Boden gehen ließ, dann torkelte ich gegen eine der Schalen und stieß sie dabei um, so dass diese krachend zu Boden ging

und ihren glimmenden Inhalt über den Boden verstreute.

„Wenn Ihr die Göttin so liebt, dann lasst Euch doch selbst das Fell über die Ohren ziehen", brüllte ich völlig außer mir, und spätestens hier wäre es eigentlich zu Ende gewesen.

Eigentlich.

Doch dann brach unvermittelt die Hölle los und Darth Vader fuhr in einem Wirbel aus fließenden Gewändern und gezündeter Lichtschwertklinge unter die Priester und Akolythen wie ein dunkler Engel und tötete alle, die nicht klug genug gewesen waren, sofort zu fliehen.

Aus den Reihen der Gläubigen kam Blasterfeuer, welches Vader mit Leichtigkeit von sich ablenkte, ich versteckte mich hinter der Statue der Göttin, um nicht im Weg zu stehen oder eine schöne große Zielscheibe abzugeben.

Während Vader kämpfte, erhob sich der Akolyth, den ich getreten hatte, eines der Opfermesser in der Hand, und versuchte, in den Rücken des dunklen Lords zu gelangen. Ich verhinderte dies, indem ich ihm ein weiteres Mal gegen das Knie trat, diesmal von der Seite, so dass er erneut aufheulend zu Boden ging, und nahm ihm das Messer weg. Inzwischen hatte Vader alle Priester, Akolythen und Gläubige getötet, denen die Flucht nicht gelungen war, wandte sich mir zu, sah den sich vor Schmerzen am Boden windenden Akolythen, streckte die Hand aus, ballte sie zur Faust und brach ihm auf diese Weise und mit Hilfe der Macht das Genick.

Ich kann nicht behaupten, dass mich der Tod all dieser Menschen freute.

Aber ich war erleichtert.

Und froh, dass es vorbei war.

„Geht es Euch wohl?", fragte Vader, doch noch bevor ich antworten konnte, forderte der emotionale Ausnahmezustand, die doch recht lange Zeit ohne Nahrungsmittel und Schlaf sowie die drogengeschwängerten Rauchschwaden ihren Tribut, meine Beine

gaben unter mir nach und ich fiel in Vaders Arme.

Und alles war gut.

Vader trug mich aus der Tempelburg und ließ ein Shuttle kommen, an Bord kümmerte man sich um sich um mich und Vader machte sich auf zu seinem TIE-Jäger.

Kaum waren wir an Bord der Devastator, ließ Vader sich informieren: Die Aufständischen hatten noch das Angriffssignal geben können, in dutzenden Städten wurden Außenweltler und imperiale Einrichtungen angegriffen, brachen Aufstände und Unruhen los, die aber von den imperialen Truppen mit Effizienz und äußerster Brutalität niedergerungen wurden.

Dabei wurden aber nicht nur Aufständische getötet, sondern auch Leute, die ins Kreuzfeuer gerieten oder die einfach zur verkehrten Zeit am verkehrten Ort waren.

Vader setzte ein Zeichen und ließ die Tempelburg von der Devastator regelrecht aus dem Gestein brennen, es blieb nicht mehr als ein glimmender Krater.

Und das alles nur wegen einiger Fanatiker, die im Namen einer altertümlichen, blutrünstigen Religion herrschen wollten, die sich schon längst überlebt hatte.

Komm mit mir

Die Rückreise nach Coruscant gestaltete sich langwierig und damit ich mich nicht gar so sehr langweilte, gab Vader mir verschiedene Geheimdienstberichte zum Lesen und verlangte dedizierte Zusammenfassungen.

Das sorgte zum einen dafür, dass ich schnell lernte, komplexe Texte vollständig zu erfassen und sich meine Fähigkeiten im Schreiben erheblich verbesserten.

Zum anderen erregte dies den Widerspruch von Kommandant Praji, was ich an mir abprallen ließ – diskutieren Sie das mit Lord Vader …

Zurück auf Coruscant nahm ich mein normales Leben wieder auf, ging auf Arbeit und erzählte meinen Kollegen spannende und unterhaltsamte Kriegsgeschichten.

Das deshalb, weil ein Teil der Geheimhaltung unterlag. Anderes hingegen wollte ich nicht berichten. Entführt worden zu sein. Die Angst, einen entsetzlichen Tod zu sterben. Vader, der die Anhänger der Göttin schlachtete. All die Grausamkeiten, die während der Niederschlagung des Aufstandes begangen worden waren.

Trotzdem verwand ich die Ereignisse alles in allem besser als damals auf Habassa. Meine unmittelbare Beteiligung relativierte vieles. Was waren das eigentlich für Menschen, die ihren eigenen Kindern Sprengstoffgürtel umbanden und sie den Sturmtruppen entgegenschickten?

Vader hingegen bekam ich die nächsten Wochen nicht zu Gesicht und er begann mir zu fehlen.

Es war nicht nur so, dass Vader, ob nun mit oder ohne Rüstung, einen gewissen erotischen Reiz auf mich ausübte. Seine Gegenwart war tröstlich, außerdem wusste er eine Menge und war durchaus bereit, dieses Wissen zu teilen.

Darüber hinaus war er äußerst zuverlässig.

Und gefährlich.

Das war etwas, dass man im Umgang mit Vader nicht vergessen durfte.

Niemals.

Ein paar Wochen später schickte er eine Einladung, zusammen mit ihm in seiner Privatwohnung einen Sonnenuntergang zu betrachten.

Ich dachte darüber nach.

Die Bereitschaft, einen Mann in seinem Zuhause zu besuchen, sagte ja schon etwas aus …

Vaders persönlicher Diener holte mich ab und brachte mich zu einer der nobelsten und teuersten Adressen, die Coruscant zu bieten hatte: den Republica 500.

Hier lebten Spitzendiplomaten, hochrangige Militärs und Großindustrielle in absoluter Diskretion.

Vaders Wohnung befand sich im obersten Stockwerk des Gebäudes und bot einen grandiosen, ja phantastischen Ausblick auf Imperial City.

Vader führte mich durch die Räumlichkeiten, in denen er Umbauten hatte vornehmen lassen, die die Luft so mit Sauerstoff anreicherten, so dass er hier für seine verätzten Lungen keine Nasensonde benötigte.

Eine weitere Überraschung war die Musik: italienische Opern von Verdi und Pucchini! Vader hatte auf Habassa mein Smartphone also nicht nur konfisziert, sondern auch auslesen lassen. Zurückgeben wollte er es trotzdem nicht – nicht mit diesem Bild aus der Tempelruine, das unterliegt jetzt der militärischen Geheimhaltung …

Diese Einladungen wiederholten sich in unregelmäßigen Abständen.

Vader war ein vielbeschäftigter Mann, der sich die Zeit, die er hier mit mir verbrachte, fast schon stehlen musste.

Und doch wurde es uns zur lieben Gewohnheit, von hier oben die Stadt und ihre weithin berühmten Sonnenuntergänge zu beobachten.

Wurde es später, servierte Vaders Diener ein ausgefeiltes Menü.

Und sah uns an, als wäre es ein todeswürdiges Vergehen, wenn wir gelegentlich den Lieferservice eines Schnellrestaurants kommen ließen.

Hin und wieder sahen wir uns HoloNet-Shows an und nach einiger Zeit übernachtete ich der Einfachheit halber im Gästequartier.

Meist war er früh schon wieder weg, manchmal ging er Mitten in der Nacht und kam frühmorgens wieder, manchmal fragte ich mich, ob und wann der Mann überhaupt schlief.

Wir taten also ganz normale Dinge wie ganz normale Leute, die ganz normal verliebt waren.

In der Öffentlichkeit konnten wir uns nicht blicken lassen, weder so noch so: trat ich als seine Begleiterin auf, würde das Aufmerksamkeit auf mich ziehen, es würde immer die Gefahr bestehen, dass man mich entführte, um ihn zu Zugeständnissen zu bewegen.

In „zivil“ hingegen wollte er nicht ausgehen, dabei war er bei weitem nicht der einzige Kriegsveteran, der mit Beeinträchtigungen zu kämpfen hatte. Und wer sollte ihn schon als Anakin Skywalker erkennen, nach all den Jahren?

Diese Treffen waren unser kleines, ganz privates Geheimnis.

Und genau das sollten sie auch bleiben.

Der wichtigste Feiertag im Galaktischen Imperium war der so genannte „Tag des Imperiums“.

Dieser Tag markierte den Wandel von der Alten Republik hin zum Imperium und war von Palpatine an dem Tag eingeführt worden, an dem er sich selbst zum Imperator aufgeschwungen hatte.

Gefeiert wurde auf jeder bewohnten Welt des Imperiums, es gab öffentliche wie private Feiern und der Höhepunkt der Festivitäten war meist eine Militärparade durch die jeweilige Hauptstadt sowie ein abschließendes Feuerwerk.

Genau dieser Feiertag stand nun wieder einmal an und Vader lud mich ein, als Ehrengast an Bord der Devastator teilzunehmen.

Ich durfte jemanden mitbringen und ich dachte gleich an Jen, die dem begeistert zustimmte – eine persönliche Einladung an Bord eines Sternenzerstörers war nichts, was man einfach so ausschlug.

Jen wusste, dass Darth Vader mich bei ihrem Vater quasi abgegeben hatte und sie kannte die Gerüchte, dass ich für den Imperialen Geheimdienst arbeitete.

Von wem ich allerdings die Einladung hatte, wusste sie nicht und ich äußerte mich auch nicht. Jen nahm das hin, als Angehörige einer Militärfamilie hatte sie das „frag nichts, sag nichts“ Prinzip gut verinnerlicht und darüber hinaus war es in dieser Welt manchmal einfach besser, nicht zu viel zu wissen …

Als der Tag des Imperiums kam, wurden wir, Jen und ich, frühmorgens von einem Shuttle abgeholt, welches uns

sowie ein paar weitere handverlesene Ehrengäste an Bord der Devastator bringen sollte.

Adal Vosh war mächtig stolz auf seine Tochter, die ihre beste Festtagsrobe trug und die ihre Haare zu einer komplizierten, aufwändigen Frisur hatte hochstecken lassen.

Ich selbst kleidete mich in das Business-Kostüm, welches ich getragen hatte, als ich hierher versetzt wurde und beschränkte mich ansonsten auf locker hochgesteckte Haare und ein dezentes Make-up.

Die übrigen Ehrengäste entstammten der imperialen Oberschicht und sahen auf mich und Jen herunter – also ich bin davon überzeugt, wenn eines Tages der große Knall kommt und wir danach alle in Höhlen leben und uns von Ungeziefer ernähren, selbst dann wird es immer noch Menschen geben, die sich für was Besseres halten und andere dafür verachten, nicht zu wissen, wie man seine Ratten und Kakerlaken auf die richtige Art und Weise verzehrt …

An Bord der Devastator wurden wir von einer Ehrengarde sowie von für die Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Offizieren mit launigen Worten begrüßt, die gleichzeitig auch für die Führung durch den Sternenzerstörer verantwortlich zeichneten.

Vader war ein misstrauischer Mann, weshalb die Ehrengarde uns nicht verließ (= auf uns aufpasste, damit wir keinen Unsinn anstellten oder versehentlich über Bord gingen).

Ich stellte fest, dass Vader mir mehr von dem Schiff gezeigt hatte als diese arroganten Oberschichten-Schnösel jemals zu Gesicht bekommen würden – wie sie sich in ihren aufwändigen Roben und Gewändern wohl in den engen Wartungsschächten schlagen würden, die die Konstrukteure so gerne als „benutzerfreundlich“ bezeichneten?

„Aber wir können da doch nicht einfach so hingehen“, flüsterte Jen und konnte ihr

Interesse doch nicht verleugnen.

Unsere Führer erläuterten gerade die einzelnen Arbeitsstationen in der Brückengrube und beantworteten dabei ausführlich und geduldig jede noch so dumme Frage.

Währenddessen hatte ich Jen vorgeschwärmt, was für einen tollen Ausblick man von den Brückenfenstern aus auf Coruscant haben würde.

Ich sah mich um.

Ein Pärchen schwarz uniformierte Wachen am Eingangsschott sowie Captain Wermis und zwei weitere Offiziere, die an den Arbeitsstationen in der Nähe des Schotts standen und die so taten, als seien sie mit irgendwelchen wichtigen, absolut unabkömmlichen Arbeiten beschäftigt (das waren sie nicht, ich war lange genug an Bord gewesen, um das beurteilen zu können).

„Wir fragen Captain Wermis", schlug ich vor und wies auf den mittelgroßen, schlanken Mann, der sich inzwischen mit seinen Offizieren unterhielt.

Jen nickte zaghaft, wir setzten uns von unserer Gruppe ab und gingen zu den Männern hinüber.

„Captain Wermis", sagte ich und verbeugte mich, „ich freue mich, Sie wiederzusehen!"

„Kilian", sagte Wermis und erwiderte den Gruß, „ich habe gehört, dass Sie anlässlich des Imperiumstages an Bord sein werden."

Wir tauschten noch ein paar Höflichkeitsfloskeln, dann fragte ich, ob wir, Jen und ich, ein wenig zu den Brückenfenstern hinaussehen dürften. Wermis gestattete es, und wir gingen über den Laufsteg nach vorne zur Aussichtsplattform. Jen sah sich zweimal nach Captain Wermis um, dann fragte sie, ob er verheiratet sei …

Von der Hauptbrücke aus hatte man einen erstklassigen Ausblick auf die Tagseite von Coruscant, ich hätte hier stundenlang stehen und die Planetenoberfläche betrachten können.

Aber daraus wurde nichts, das zunehmend lauter

werdende, sich nähernde Atemgeräusch verriet Darth Vader, Jen wandte den Kopf, erkannte, wer da auf sie zukam und fiel auf die Knie.

Ich tat es ihr gleich, allerdings weniger hektisch.

„Lord Vader", grüßte ich.

„Kilian", erwiderte er.

Nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu:

„Jen Vosh."

Vader hatte ein vorzügliches Personengedächtnis, man konnte nicht darauf hoffen, dass er jemals jemanden vergaß.

„Erhebt Euch", sagte Vader und ich stand wieder auf.

Aus Vaders Sicht war das mit dem Niederknien nicht unbedingt notwendig (aber der Imperator bestand darauf, dass der gewöhnliche Mann nicht nur vor ihm, sondern auch vor seiner engeren Umgebung das Knie beugte), wenn wir unter uns waren, ich ihn in seiner Wohnung im Republica 500 besuchte, dann verlangte er es ausdrücklich nicht. Aber in der Öffentlichkeit musste die Form gewahrt werden. Was für eine überwältigende Wirkung Vader auf andere hatte, sah ich an Jen – sie sah panisch zu ihm auf und war gleichzeitig nicht in der Lage, wieder aufzustehen.

„Lord Vader", wandte ich mich an ihn, zog Jen dabei hoch und stützte sie unauffällig.

Ich sah Wermis herankommen, er verbeugte sich militärisch knapp und fragte nach den Wünschen des dunklen Lords.

Vader sah ihn lange an, sah dann zu Jen und wieder zurück zu Wermis.

Der Captain schien zunehmend nervös (weil er Jen und mir erlaubt hatte, uns von der Gruppe zu entfernen), doch dann sagte Vader zu Wermis, ob er der jungen Dame nicht sein Schiff zeigen wolle …

Vader und ich sahen Captain Wermis und Jen Vosh nach – hatte er jetzt tatsächlich seinen Captain ausdrücklich dazu ermutigt …?

„Ich musste die beiden ja irgendwie loswerden", verteidigte sich Vader.

Ich sagte nichts. Er konnte schließlich Gedanken lesen …

Vader wollte, dass ich während seiner Rede und des Überfluges an Bord der Devastator blieb und auf seine Rückkehr wartete (der Imperator verlangte wieder einmal seine Anwesenheit auf der Haupttribüne), dann verabschiedeten wir uns, ich schloss mich wieder der Gruppe an und ignorierte die neugierigen Blicke – das würdet ihr wohl gerne wissen …

Ich sah Jen erst bei einem späten Mittagessen wieder, welches wir mit den anderen Gästen in der Offiziersmesse einnahmen. Jen kannte nur noch ein Thema: Captain Wermis. Die Begeisterung hielt nicht nur das Mittagessen über, sondern auch während der gesamten Reden, die anlässlich des Feiertages vom Imperator und seinem Führungszirkel gehalten wurden und die live in die Offiziersmesse übertragen wurden. Erwiderte er das denn überhaupt? Oh ja, Wermis wollte, sobald sein Dienst es zuließ, bei Vater um Erlaubnis fragen, sie ausführen zu dürfen.

Den Überflug der Devastator und ihrer Schwesternschiffe über Coruscant durften wir von einer der Beobachtungsplattformen aus miterleben, anschließend begann die eigentliche Militärparade, eine perfekte Inszenierung, die dem staunenden Hauptstadtpublikum sämtliche Waffensysteme des Imperiums vorführte – unter anderem Panzer, Juggernauts, AT-ATs, dazwischen marschierten immer wieder Sturmtruppenkontingente oder überflogen TIE-Jäger die jubelnden Massen.

Das wiederum sahen wir uns in der Offiziersmesse als HoloNet-Übertragung an, und als die Parade vorüber war, wurden wir von Captain Wermis verabschiedet und ich glaube, die Brückenoffiziere waren im Grunde froh, ihre Gäste endlich wieder los zu sein …

Die für Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Offiziere spazierten mit uns langsam in

Richtung Hangar, wobei sie einen Weg wählten, der ihren Gästen noch einmal einen Blick auf das nächtliche Coruscant erlaubte.

Jen und ich gingen voraus, da ich mich an Bord gut auskannte und wir auf diese Weise vertraulich miteinander reden konnten.

Zu dieser Tageszeit war hier kaum noch jemand unterwegs, aber dann kam uns Darth Vader persönlich entgegen, es war ja schon ein wenig ungewöhnlich, dass er diesen Weg nahm, ansonsten ging er durch den Hangar, wenn er in das Innere des Schiffes gelangen wollte.

Jen war so in ihr Geplapper vertieft, dass sie nicht gleich merkte, dass ich und der Rest unserer Gruppe zurückblieben und zur Seite traten, im Nachhinein war ich mir nicht mehr sicher, was genau in welcher Reihenfolge passierte:

Jedenfalls gab es plötzlich einen lauten Knall und dann einen zweiten, ich sah, wie Vader den Arm ausstreckte und uns, die gesamte Gruppe, mit einem Machtstoß zurückwarf, so dass wir alle durcheinander fielen und uns beim Aufstehen erst einmal auseinandersortieren mussten.

Als ich wieder stand, stellte ich fest, dass wir zwischen zwei Feuerschotts eingeschlossen waren – was war hier gerade eben eigentlich passiert?

Alle redeten durcheinander, klagten über minimale Verletzungen und über die Explosionen.

Die Explosionen?!

Vader war noch da draußen! Und Jen, wo war Jen? War sie etwa auch noch auf der anderen Seite?

Wenn die Explosion ein Loch in die Außenhülle der Devastator gerissen hatte, waren beide, Vader und Jen, durch die Dekompression ins All geblasen worden …

Vader kam sich vor wie ein kompletter Idiot.

Sein so sorgfältig vorbereiteter Plan war gerade eben grandios gescheitert.

Dabei schien zunächst alles wie geplant zu funktionieren:

Er hatte persönlich einen kleinen Sprengsatz an der Außenhülle der Devastator angebracht und dann dafür gesorgt, dass Kilian eine Einladung zum Tag des Imperiums auf das Schiff erhielt.

Vader wusste, dass die für die Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Offiziere ihren Gästen die ansprechendsten Seiten des Sternenzerstörers zeigen würden und grundsätzlich diesen Weg zum Hangar wählten.

Risiko?

Was für ein Risiko?

Er brauchte nur rechtzeitig vor Ort zu sein, Kilian würde auf ihn zu und die anderen vor ihm wegstreben, er würde den Sprengsatz zünden, die anderen mit einem Machtstoß hinter eines der Feuerschotts befördern, Kilian packen und mit ihr in einer der Rettungskapseln ins All entschweben ...

Abgesehen davon, dass eine vor sich hinplappernde und gedanklich völlig abwesende Jen nicht rechtzeitig zum Halten kam und Kilian hinter ihr stand, fast im Pulk der Gäste.

An diesen Punkt erkannte der dunkle Lord, dass sein Plan gescheitert war und ließ ihn fallen.

Die Bombe musste er natürlich irgendwann ebenso heimlich wieder ausbauen, wie er sie eingebaut hatte …

Ein weiterer, größerer Sprengsatz hingegen machte alle Pläne zunichte: die Explosion riss die Fensterfront auf, brachte seinen eigenen Sprengsatz zum Explodieren und er schaffte es gerade eben noch, Kilian und die anderen mithilfe der Macht hinter das Feuerschott zu stoßen, bevor die autonomen Systeme des Schiffes reagierten und diese hinabfallen ließen.

Sich selbst und Jen zu retten, kostete wesentlich mehr Mühe:

Seine Rüstung erlaubte Vader den Aufenthalt im Vakuum, so dass er die Rettungskapsel von außen hatte öffnen, Jen und sich selbst hineinbugsieren und anschließend die Kapsel wieder versiegeln und die Kabine mit

Reservesauerstoff fluten lassen können.

Für ein paar Stunden würde das wohl reichen, berechnete Vader, der kurzfristige Aufenthalt im Vakuum würde Jen nicht schaden.

Vader hielt es für einen glücklichen Umstand, dass die junge Frau durch die Explosion ohnmächtig geworden war und sie so von ihrem Ausflug ins absolute Nichts nichts mitbekommen hatte, als sie jetzt aber wieder zu sich kam, wünschte er sich, dass sie noch ein wenig länger ohne Bewusstsein geblieben wäre – denn Jen ängstigte sich vor ihm fast zu Tode …

Die Schiffssysteme registrieren die Explosion und den Druckabfall sofort und leiteten Gegenmaßnahmen ein, Captain Wermis, der eigentlich nur noch einmal kurz auf der Brücke nach dem Rechten hatte sehen wollen, bevor die erste Nachtschicht ihren Dienst antrat, schickte sofort ein Rettungsteam.

Es war eine gute Nachricht, dass die Schäden am Schiff nur minimal waren, ebenso, dass fast alle Gäste und seine Offiziere wohlauf waren.

Dass Jen Vosh, die Tochter eines Kriegsveteranen, und Lord Vader vermisst wurden, war hingegen eine schlechte Nachricht.

Eine ganz schlechte Nachricht, und Captain Wermis freute sich nicht wirklich darauf, dem Imperator mitteilen zu müssen, dass soeben sein zweiter Mann über Bord gegangen war …

Die Bergungsmannschaft befreite uns zügig aus unserer Notlage, während gleichzeitig Technik- und Reparaturteams die durch die Explosion beschädigten Teile des Schiffes so schnell und kompetent ersetzten, dass man bis zum Ende der ersten Nachtschicht keinerlei Schäden am Schiff mehr feststellen konnte (böse Zungen behaupteten ja, dass jeder Imperiale Sternenzerstörer so viele Ersatzteile an Bord hatte, dass man damit das Schiff komplett neu bauen könnte).

Die Politiker, Wirtschaftsbosse und sonstigen

Angehörigen der Oberschicht schnatterten wild durcheinander, jammerten, nörgelten und verlangten lautstark, sofort nach Coruscant zurückkehren zu dürfen (= Leute, die es gewohnt waren, dass man ihren Wünschen entsprach), die inzwischen an Bord gekommenen Ermittlerteams der Orbital- sowie der Militärpolizei setzten dem radikal ein Ende – solange nicht klar war, was hier eigentlich geschehen war, würde niemand von Bord gehen.

Niemand.

Sie vermissten Lord Vader und einen Gast (= Jen), ich machte meine Aussage und gab mich ansonsten bedeckt.

Es würde nur Verdacht erregen, wenn ich übermäßige Besorgnis um Vader zeigte, vielleicht würden sie mir diese sogar negativ auslegen.

Wenn es jemanden gab, der diesen Anschlag (wenn es denn einer war) überleben konnte, dann Vader, außerdem fehlte eine Rettungskapsel.

Aber was war mit Jen?

Die Ermittler brachten meine Fragerei nur mit meiner Besorgnis um die Freundin in Verbindung – man suche nach der Kapsel (und nach Leichen, aber das sprachen sie nicht so offen aus), was aber nicht ganz einfach war, sollte der Peilsender beschädigt oder sabotiert worden sein.

Wäre ja nicht der erste Anschlag auf Lord Vader gewesen, der Mann – wenn es sich bei ihm um einen Mann handelte – hatte ganz offensichtlich mehr als ein Leben ...

Während dieser Stunden gingen die Feiern auf Coruscant weiter, mit viel Alkohol, Sprechchören und Gesang sowie spontanen Verbrüderungen auf den Straßen, erst nach dem abschließenden Feuerwerk gingen die ersten Meldungen eines „Unfalls“ auf dem Flaggschiff von Lord Vader über das HoloNet …

„Nicht einschlafen“, warnte Vader und Jen schreckte aus ihrer Benommenheit auf.

Es war kalt und dunkel in der Kapsel, kein Wunder: er selbst hatte dafür gesorgt, dass dem so war und auch, dass

der Peilsender nicht mehr funktionierte.

„Müde", flüsterte Jen und erneut fielen ihr die Augen zu.

„Sie dürfen nicht einschlafen", grollte Vader und rüttelte sie wieder wach.

„Mir ist kalt", hauchte sie schwach, „so kalt."

Kein Wunder: bei der Explosion hatte sie einen fast zehn Zentimeter langen Metallsplitter in die Seite bekommen.

Es hatte Vader viel Mühe gekostet, die junge Frau dazu zu bewegen, sich von ihm einen Druckverband anlegen zu lassen, aber letztendlich kaufte das nur Zeit, Jen war dabei, zu verbluten, das war auch der Grund, weshalb er den Metallsplitter nicht aus ihrem Leib entfernt hatte.

Kilian würde den Tod von Jen nicht gut aufnehmen, und auch Adal Vosh müsste davon unterrichtet werden, sollte es soweit kommen.

Er konnte nichts tun.

Wieder einmal …

Mitten in der Nacht – die Verhöre waren gerade beendet – meldete eines der Suchteams, dass sie die Rettungskapsel mit Lord Vader und Jen Vosh gefunden und geborgen hatten.

Lord Vader ging an Bord der Devastator und sprach mit den Männern der Ermittlungsbehörden, sah die Protokolle der Verhöre durch und schickte dann alle von Bord – der Tag des Imperiums ist vorüber, Zivilisten hatten zu diesem Zeitpunkt nichts mehr auf dem Schiff verloren, das galt auch für die Militär- und die Orbitalpolizei, um die Ursachen für diese Explosion würde er sich persönlich kümmern – Ende der Diskussion.

Jen hatte überlebt, befand sich allerdings in kritischem Zustand auf der Krankenstation und wurde gerade operiert, Captain Wermis und ich warteten, bis einer der Ärzte zu uns kam und berichtete, dass Jen außer Lebensgefahr sei, sie hatten einen zehn Zentimeter langen Metallsplitter aus ihrem Leib entfernt, eine Bluttransfusion durchgeführt und sie für

die nächsten zwei Stunden in einen Bactatank gesteckt.

Captain Wermis verabschiedete sich, um noch ein paar Stunden Schlaf zu bekommen, während ich blieb.

Schließlich sagten sie mir, dass sie Jen in ein Krankenzimmer verlegt hatten, es ging ihr gut, den Umständen entsprechend.

Zu diesem Zeitpunkt war es vier Uhr morgens, ich bat darum, mich noch ein wenig zu ihr setzen zu dürfen und wollte dann den ersten Shuttle nach Imperial City nehmen.

Sie erlaubten es.

Ich setzte mich auf einen Stuhl neben Jens Bett und betrachtete ihr blasses Gesicht – da hatte sie aber noch mal Glück gehabt.

Darth Vader lehnte an der Wand und beobachtete Jen und Kilian.

Ein friedliches Bild.

Die eine genas von ihren Verletzungen und die andere war geblieben, um über sie zu wachen, bevor sie den Kampf gegen den Schlaf verloren hatte.

Kilian … sie war ein guter Mensch. Half anderen unaufdringlich, wo sie konnte. Und akzeptierte, dass es Dinge gab, bei denen das nicht möglich war.

Nie durfte sie erfahren, dass er die Bombe gelegt hatte, die ihre Freundin fast getötet hatte.

Um sie zu beeindrucken.

Sie zu retten.

Wer die andere Bombe gelegt hatte?

Die Macht allein weiß es, er hatte so viele Feinde.

Ich träumte wirres Zeug und erwachte, weil ich zuerst glaubte, dass mit Jen etwas nicht stimmte.

Seit wann musste sie beatmet werden?

Ich schlug die Augen auf und sah nach ihr, dann erst bemerkte ich Vader, der an der Wand lehnte.

„Lord Vader", sagte ich.

„Kilian", erwiderte er und trat auf mich zu, „Ich bin gekommen, weil ich glaube, dass Ihr fähig seid, die Frau an meiner Seite zu sein."

Ich sah überrascht auf.

Seit Monaten schon trafen wir uns heimlich, aber die Natur unserer Beziehung war nie ein Thema gewesen, Vader war kein Mann vieler Worte. War das ein …Antrag?

„Kommt mit mir", sagte er und seine Stimme bekam diesen festen, beschwörerischen, fast schon hypnotischen Tonfall, wenn er etwas unbedingt wollte, „und ich werde Euch geleiten und beschützen auf all Euren Wegen."

Wie sehr hatte ich mir gewünscht, dass sich unsere Beziehung zu etwas anderem, festerem entwickelte, aber dass er jetzt so plötzlich Ernst machte?

Kurz schwankte ich – worauf ließ ich mich da ein?

Was für Konsequenzen hatte das für mein weiteres Leben?

Wollte ich das wirklich?

Dazu kam, dass mir damals nicht ansatzweise klar war, was er mir da eigentlich anbot, was diese altertümliche Formel über den offensichtlichen Wortlaut hinaus wirklich bedeutete.

Und doch streckte ich langsam meine Hand nach der seinen aus.

„In guten wie in schlechten Tagen", erwiderte ich und er ergriff meine Hand und hielt sie fest.

Wir sahen uns an.

Die Würfel waren gefallen.

Ich stand auf.

Ging mit ihm mit.

Und habe es nie bereut.

Fortsetzung folgt …

„Zeit genug – eine alternative Atlantiade | Kapitel 4 bis 6“ von Senex

Kapitel 4: Der kurze Weg zur langen Einsamkeit

Das größte Übel an der heutigen Jugend ist, dass man nicht mehr dazugehört. (Salvador Dali)

August 2084, Solares System, An Bord der VIRIBUS UNITIS

Marie Anne Collard trat unter ihrer Dusche hervor und ließ sich vom heißen Luftstrom trocknen. Wie es ihr zur Gewohnheit geworden war, knetete sie ihre Brust auf der Suche nach kleinen Knötchen, welche das erste Anzeichen eines Mamakarzinoms sein konnten. Sie atmete auf, nicht zu spüren. Sie war vorsichtig geworden, ihre Mutter hatte sich einer Chemotherapie unterziehen müssen, keine großartige Sache mehr im letzten Viertel des 21. Jahrhunderts, aber doch unangenehm. Außerdem bekam man die Therapie nur, wenn das Karzinom auch festgestellt wurde, also ging sie nicht nur regelmäßig zur Vorsorgeuntersuchung, sondern suchte auch aktiv. Nun, wieder eine Woche, in der sie nichts fand und sich beruhigt ihrer Arbeit widmen konnte. Sie lief zu Schrank und holte ihre Unterwäsche hervor, das zarte Höschen, den dünnen BH. Sie genoss das Gefühl von Seide auf der Haut, für sie ein sinnliches Vergnügen. Dann, rasch in die Uniform geschlüpft, einen Hauch von Make-up, Lippenstift, sie war fertig. Sie musste heute nicht erst auf ihren Kalender sehen, sie wusste, wer heute einen Termin hatte. Der Admiral! Der Alte! Atlan! Mit welcher Musik er sie heute wohl überraschen würde?

Es war Klaviermusik, eine Sonate von Händel, angenehm fließend und harmonisch, stimmig und ruhig. Wieder war Atlan ziemlich leger gekleidet und hatte ihr ein Glas Wein angeboten, das sie nicht ausschlug. Sie hatte den Eindruck, als wären ihre Gespräche auch für ihn angenehm, und so entspannte sie sich und lauschte seiner angenehmen Erzählstimme.

-⊙-

Wie ich ihnen bereits letztens erzählte, hatten wir Fahrten organisiert, um mit den Arkoniden auf Terra in Verbindung zu bleiben und, falls nötig, Hilfe zu bringen. Wir machten daraus ein regelmäßiges Routineprogramm, bei welchem wir auch nach dem Rechten sahen und manchmal auch so etwas wie Richter sein mussten, im großen und ganzen galt ja noch das Lex Arkonis, wenn auch ein wenig den Umständen angepasst. Bei einigen Personen verbrachten wir gerne auch etwas mehr Zeit, um noch zu plaudern und zu entspannen. Crest und Una waren so eine Stelle, und auch die Fram von Datham und Muyghe, bei Sôomaleë sahen wir Anfangs öfter vorbei, dort ging alles hervorragend, daher wurden die Besuche seltener, sie blieben aber natürlich weiterhin auf dem Programm. Aber bei Marba hielten wir uns mehr als gerne auf, Arkuusch war bei jedem Inspektionsflug als kleine Belohnung mit dabei, wenn die Pflicht getan war. Besonders Thalma freundete sich mit dieser ungewöhnlichen Frau an, Marba hatte aber auch etwas so sympathisches, warmes an sich, man fühlte sich einfach wohl bei ihr und erfreute sich einfach ihrer Gesellschaft. Ich persönlich genoss auch ihre eigenwilligen, aber durchaus logischen Theorien.

Dann begannen wir allmählich damit, einige Zeit außerhalb des Bunkers zu verbringen, Urlaub sozusagen, einfach ein paar Tage nicht die üblichen Gesichter um sich sehen. Einfach nur, damit wir keinen Kollaps bekamen. Allmählich begann auch der außerdienstliche Umgangston im Bunker lockerer und freundlicher, weniger verkrampft zu werden, die Standesunterschiede begannen zu verschwimmen. Also, ein wenig zumindest, denn wenn ich auch auf Gebieter und Erhabener sehr deutlich verzichtet hatte, vergessen konnte es eben niemand so schnell. Kleine, aber freundliche Sticheleien schlichen sich ein,

besonders Howan zog Sloma mit ihrer steifen Art ein wenig auf, allerdings ohne allzu Übergriffig zu werden. Meist quittierte sie es mit säuerlichem Lächeln, ignorierte es aber im Allgemeinen, bis sie ab und zu verbal gekonnt zurück schlug. Sonst flogen die Scherzworte hin und her, selbst Vallan wagte sich an einige zahme Konter. Jetzt war sogar Zeit für verschiedene Hobbys vorhanden. Oberleutnant Sloma dalWhit etwa begeisterte sich sehr für ausgedehnte Bergwanderungen, Vallan lernte zu tauchen und Inkahar malte, zuerst noch eher begeistert und unbeholfen, doch nach einiger Zeit brachte er ganz passable Gemälde zustande. Ich? Oh, ich hatte Dagor, und natürlich Thalma.

Wir lebten uns also langsam ein, es wurde eine eher gemütliche Routine, aber eben doch Gewohnheit. ‚So lebten sie denn fünfhundert Jahr'. Aus einer alten arkonidische Sage, und etwas übertrieben, denn wir lebten so natürlich keine fünfhundert, aber doch schon vier und etwa ein halbes Jahr. Langsam besserte sich das Wetter im äquatorialen Gürtel, besonders Afrika erlaubte schon ein recht gutes Leben, nur Europa – die Gletscher wuchsen immer noch, die Kälte wurde immer heftiger. Thalma brachte ihre Listen immer noch regelmäßig auf den neuesten Stand, wie es sich für einen gewissenhaften Administrator eben gehört. „Ist Dir eigentlich schon aufgefallen“, Thalma kuschelte sich an mich. „Wir haben sehr viel mehr Frauen, sowohl hier im Bunker als auch auf den Inseln.“ „Haben wir?“ Weniger an diesem Thema als an Thalmas makelloser Haut interessiert, streichelte ich ihre Schulter. „Haben wir.“ Sie holte die Nächste Seite auf ihr Pad. „Wir werden da noch ein Problem bekommen.“ „Tatsächlich“, knabberte ich an ihrem Ohr. „Ja, es immer schlecht, wenn ein Geschlecht überwiegt.“ erklärte sie nachdenklich. „So, so!“ wanderte ich weiter zu ihrem Hals. „JA, Atlan. Es sind schon Heiratsansuchen

eingegangen, wo zwei Frauen einen Mann heiraten wollen." gestikulierte sie. „Oh, habe ich jetzt Dein Interesse doch noch geweckt?" Verdammt, hatte sie! Fühlbar geweckt, nicht nur für mich, wie peinlich. „Und zu allem Überfluss haben auch zwei Männer einen Eheantrag gestellt!" fuhr sie fort. „Oh, jetzt ist Dein Interesse aber rapide erlahmt, Geliebter Gebieter! Fühlbar!" „Was sollen wir machen?" fragte ich und setzte mich aufrechter hin. „Nichts, mein Lieber! Es hat nur der oberste zivile Beamte dieser Kolonie – nämlich ich – dem obersten militärischen Befehlshaber und Kristallprinzen – das wärest dann Du – einen besorgniserregenden Umstand zur Kenntnis gebracht, nämlich einen ungesunden Überhang an Frauen!" sie legte ihr Pad beiseite. „Ich frage mich nur, soll ich die Heiratserlaubnis erteilen oder nicht. Wir wissen Beide, dass es nur eine Formalität ist, rechtliche Absicherung von Hinterbliebenen und so. Trotzdem ist es auch eine wichtige emotionelle und seelische Angelegenheit. Also, legalisieren wir Polygamie oder nicht?"

Wenn man schon über solche Probleme nachdenkt, ist das Leben leicht und angenehm geworden. ‚Wenn Du glaubst, dass alles perfekt läuft, hat der Untergang bereits begonnen'. ‚Buch Der Acht Zyklen'. „Willst Du heiraten, Thalma? Ich meine, MICH heiraten?" Ich unterbrach meine lüsternen Bemühungen, die ich zuvor wieder aufgenommen hatte, meine Frage erntete ein Lächeln. Ein warmes, glückliches Lächeln. „Nein, geliebter Gebieter, erst, wenn die Flotte ganz sicher ausbleibt. Wenn ich heirate, dann keinen Thronfolger von Arkon, sondern nur Atlan. Und jetzt halt den Mund und mach weiter!" Ich wackelte obszön mit den Augenbrauen. „Hören ist Gehorchen!" Es waren schöne viereinhalb Jahre, die uns das Schicksal schenkte.

*

„Der Erhabene Admiral und Kristallprinz wird zur MedoStation gebeten!“ Ach, Herrin der Unterwelt, diese Protokollprogrammierung war noch immer nicht umprogrammiert. Die MedoStation hatten wir tatsächlich noch kaum gebraucht, und ich konnte mir nicht denken, was geschehen war. Ich lief so schnell ich konnte durch die Gänge und stürmte durch die Tür: „Hier bin ich, was ist los!“ Durch eine Glasscheibe konnte ich Thalma sehen, die sich langsam auf einer Liege aufrichtete und sich langsam hinsetzte. Ich erschrak. Hatte sie immer schon diese dunklen Ringe unter den Augen gehabt? Die Hämatome an den Rippen? Die blauen Lippen? Natürlich nicht, war sie mit einem Roboter kollidiert, woher…? „Los schon, RoboDoc, Rapport!“ Thalma hob matt die Hand. „Ich sag es schon, Geduld.“ Ihr Atem pfiff. „Es ist Kaskarkh. Eine so verdammt seltene Erbkrankheit, dass sie noch nicht einmal bei einem von Millionen ausbricht.“ Thalma musste pausieren und hustete. „Es gibt derzeit genau 27.549 Erkrankte im gesamten arkonidischen Imperium“ rapportierte der RoboDoc. „Haben wir das Heilmittel, stellen wir eines her! Gib die Formel in den Synthetisierer“, rief ich, entsetzt Thalma ansehend. Langsam bildeten sich die Flecken zurück, der Atem ging weniger pfeifend. „Gibt es nicht“, ihre Gestalt straffte sich zusehend. „Zu wenig Forschungsobjekte, die zudem nicht lange genug überleben. Man kann nur die Symptome lindern, bis – man es irgendwann nicht mehr kann. Dann noch zwei, drei Tage – totaler körperlicher Verfall, Tod. Schmerzhafter Tod". Mein Herz drohte auszusetzen, raste dann, bis sich die Knochenplatten sichtbar bewegten, um dann wieder beinahe still zu stehen. „Wie…?“ „Wie lange? Noch etwa drei Monate. Vielleicht vier bis zur letzten Injektion. Es tut mir leid, mein geliebter Gebieter.“ Mir schwindelte. Drei, Vier Monate? Ich wollte Thalma und mich von der Dienstliste

nehmen, sie litt es nicht. Ich wollte bei ihr sein, ihre letzte Zeit so angenehm wie möglich zu machen, doch sie bestand darauf, dass ich zumindest vier Stunden am Tag Dienst machte. Nach einem Monat etwa wurde eine nächste Injektion fällig, sie verfiel von Minute zu Minute mehr. Ich brachte sie zur Krankenstation, der RoboDoc schickte mich hinaus. Ich wollte aufbegehren, bei ihr bleiben, umsonst, ich musste hinaus. In der Klinik hat eben noch nicht einmal ein Kristallprinz etwas zu sagen.

Nervös tigerte ich im Vorraum herum, wartete darauf, dass Thalma fertig wurde. Was dauerte denn solange? Endlich, nach unerträglichem Warten öffnete sich das Schott. „Erhabener, Administrator Thalma ist tot!“ „WAASSS!!!!“ Ich fürchte, dass mein Schrei im ganzen Bunker widerhallte. „Wo ist sie!“ Da war sie, auf einer Krankenliege, Aufgebart, ihre Schönheit künstlich erhalten, doch kalt, reglos, für immer erstarrt. „Erhabener“, die Stimme der nanotronischen MedoEinheit zerriss die Stille. „Es fehlen nach meiner Atomuhr neunzehn Komma einunddreißig Minuten in meinem Speicher, ich wurde deaktiviert. In dieser Zeit wurde der Medikamentenschrank geöffnet und eine Dosis hochgiftiger Substanz entnommen. Den medizinischen Scans zufolge ist dieses Gift im Körper des Administrators!“ ‚Gift war sein, also ihr Ende vor der Zeit‘. Shakespeare, Romeo und Julia. „Es wurde auch eine Tonaufzeichnung gemacht!“ Ich musste schlucken, der Hals war mir zugeschnürt. „Abspielen!“ befahl ich.

„Mein geliebter Gebieter. Es tut mir leid, dass ich diesen Weg für meine letzten Worte wählen muss. Ich bin tot, Atlan, und Du musst leben, auch für mich mit. Du hast eine Verantwortung, versuche ja nicht, ihr zu entfliehen. Für mich ist es aber sinnlos geworden, noch eine und noch eine Injektion zu erhalten und dann doch auf ein schmerzhaftes Ende zu warten.

Lieber gehe ich zu meinen Bedingungen, und ich bitte Dich, lass mich gehen. Atlan, ich habe Marba eine Botschaft geschickt, lass sie bitte holen. Und höre auf sie, verstehst Du? Schließ sie nicht aus, lass Dir von ihr helfen. Such Dir eine neue Frau, Atlan, es wird Dir gut tun. Mein liebster Atlan, mein Geliebter Gebieter, wir hatten eine sehr schöne Zeit. Ich habe Dich geliebt, und ich glaube, Du mich auch. Jetzt, ich fühle es schon, kommt das Ende, ich werde schmerzlos und ohne Angst schlafen. Lebe wohl, werde wieder glücklich. Und sei bitte nicht böse auf Deine Thal…!"

Nun fehlen mir einige Minuten in der Erinnerung, ich brach zusammen, versteinerte. Ich meldete Thalmas Tod an den Kontrollraum, befahl einen Gleiter zu Marba, dann schloss ich mich mit der Toten im Krankenzimmer ein. Einige Stunden später, ich kann trotz meines fotographischen Gedächtnisses nicht sagen, wie viele, lud ich die restlichen Bewohner des Bunkers und Marba zum letzten Salut, begleitete die Bahre zur Atomisierung. Dann brachte ich die üblichen Zeremonien wie die Anbringung des Namens an der Tafel, Getränkerunde, Toasts und Beileidsbekundungen hinter mich, ich weiß nicht mehr wie, alles um mich war wie durch eine Wand aus Eis, undeutlich, schemenhaft, schloss mich dann in meiner Kabine ein. Ich wollte allein sein, fühlte mich erstarrt wie Eis. Waren es Stunden, Tage, ich starrte auf immer den gleichen Fleck an der Wand, der Geruch Thalmas lag noch in der Luft. Irgendwann schleppte ich mich zum Interface der Nanotronik, um die Informationen der letzten Tage nachzulesen, mit halbem Interesse. Ich erinnere mich an Tabletts mit Nahrung, habe ich etwas gegessen? Getrunken musste ich etwas haben, schließlich dehydrierte ich nicht. Warum ich den Zellktivator nicht abnahm, darauf verzichtet, mir den Kopf wegzuschießen – ich kann es nicht sagen. Den Zellaktivator hatte ich

damals wahrscheinlich vergessen. Ja, das kommt vor, auch bei eidetischem Gedächtnis. In Extremsituationen, und das war ganz sicher so eine. Ich dämmerte dahin, sowohl in meiner Suite als auch in mir selber eingeschlossen. Müde, Antriebslos, mit der Welt fertig!

*

Als ich noch saß zur späten Stund, – Sucht‘ zu heilen meine Wund – In der Menge Daten Lehr – Als ich plötzlich hört ein Pochen – Wie nicht mehr seit langen Wochen – Wochen, die mir menschenleer. Sehr frei nach Edgar Allen Poe, Marie Anne. Aber es war natürlich kein Rabe, der an meine Tür kam, es war Marba dalArkuush. „Darf ich hineinkommen? Thalma hat mich verständigt, dass Du mich brauchen wirst, und sie hatte verdammt recht! Sie kannte Dich gut, Deine Thalma, sehr gut. Und ich weiß nur zu gut, wie Du Dich jetzt fühlst, Atlan. Komm zu mir, lass es raus.“ Dann lag ich in ihren weichen und doch so starken Armen – in mir brachen Dämme, von denen ich nicht wusste, dass es sie gab. Sturzbäche von Tränen kamen aus meinen Augen, nässten ihre Kleidung, nässten meine. Es war mir ebenso unmöglich, etwas zu sagen wie ich es nicht schaffte, meiner Emotionen Herr zu werden. Ich kann nicht sagen, wie lange es dauerte und die Tränen endlich versiegten. „Marba…“ „Schhh!“ sie legte ihren Zeigefinger an meine Lippen. Eine Frau, die einem Kristallprinz, einem Angehörigen des imperialen Hauses den Mund verbietet? Ich ließ es geschehen, ebenso verzichtete ich auf Gegenwehr, als sie mich in die Nasszelle führte, entkleidete und unter die Dusche stellte, warmes Wasser floss über meinen Körper. Warme, weiche Berührung, sie war da, seifte mich ein, wusch meine Haare. Ich konnte nicht umhin, ihre Nacktheit zu bemerken – und sie konnte mein erwachendes Interesse nicht übersehen. Ein flüchtiges Lächeln flog über ihr Gesicht, sie nickte nur… ich kann nur

sagen, es war für mich eine völlig neue Erfahrung, passiv zu bleiben und es einfach geschehen zu lassen, dann – Supernovae, Galaxien, Sternnebel!

Und so schaffte es Marba, dass ich wieder leben wollte. Nein Marie Anne, es war nicht der Sex, der mich aus meinem Zustand gebracht hat, nicht nur. Es war ihre Wärme, ihre Ausstrahlung, die meine Panzer um das Herz, die Emotionen überhaupt zum Schmelzen brachten. Der Sex war dann einfach wie das Besiegeln eines Vertrages. Ein Zeichen, wieder unter den Lebenden zu sein, der Abschluss der Katharsis. Sie zog auch nicht auf Dauer bei mir ein, nur solange, bis ich mich gefangen hatte. Sie stellte nie einen Monopolanspruch, und sie erlaubte auch keinen. Ich besuchte sie aber immer wieder – oder manchmal auch sie mich. Dazu schenkte ihr einen schnellen Convertible-Schweber. Mit Autopilot.

Ob ich Thalma geliebt habe? Ja, wahrscheinlich schon. Zumindest habe ich es im Laufe der Zeit gelernt. Ich meine, anfangs war es für mich eine rein körperliche Anziehung, gepaart mit Respekt. Dann wurden wir gute Kameraden mit starkem sexuellem Verlangen und endlich, ja ich glaube, es wurde wirklich Liebe. Aber als es dem Ende zu ging, war Sex noch nicht einmal ansatzweise in meinen Gedanken. Ich wollte nur bei ihr bleiben! Marba ist ein anderes Kapitel! Gibt es verschiedene Arten von Liebe zwischen Mann und Frau? Marba war sexuell anziehend auf eine ganz andere Weise, ihre Gegenwart verbreitete auf völlig andere Weise ein warmes und – ja, ich glaube das trifft es gut – ein heimeliges Gefühl der Geborgenheit. Es war leicht, sie zu lieben.

Natürlich konnte – und wollte ich auch nicht mehr ewig in meiner Suite bleiben, irgendwann war ich endlich so weit, mich wieder unter den Lebenden blicken zu lassen. Glücklicherweise hielten sich alle mit großartigen Mitleidsbekundungen und langem Geplapper zurück, obwohl zu

spüren war, dass auch sie um Thalma ehrlich getrauert hatten. Di gute Thalma hatte es geschafft, bei allen überaus beliebt gewesen zu sein, sie hatte eine Gabe besessen, eine Gabe, auf den Menschen zuzugehen, wie man sie sich nur Wünschen konnte.

Inkahar übergab mir einfach wieder das Kommando, als wäre ich nur kurz abwesend gewesen und erstattete ausführlich Rapport. Dies war geschehen, jene Anweisungen, diese Neuerungen. Unterstützungsflüge, Kontrollen, Rechtssprechung. Hochzeiten, Geburten, er hatte sogar Thalmas bürokratische Listen weiter führen lassen, sie trugen die Zeichnung von Leutnant Sankha dalOlyr. Ich nickte durchaus zufrieden und bat alle in die Messe, um mich für ihre Geduld zu bedanken, die Übernahme meiner Funktionen sozusagen offiziell zu bestätigen und im Kreise meiner Kammeraden einige Gläser zu trinken, um das neuentdeckte Leben zu feiern. Am nächsten Morgen verabschiedete sich Marba, um mit ihrem neuen Gleiter auf ihre eigene Besitzung zurück zu kehren. Und noch immer warteten wir auf die Flotte, die uns holen sollte, auch wenn die Hoffnung allmählich schrumpfte.

Taiilm hatte im Depot einige Gravoracer gefunden. Das sind – stellen Sie sich Motorräder ohne Räder, aber mit einem Flugaggregat vor, und natürlich gibt es dort, wo die Räder wären, eine Art stromlinienförmige Verkleidung. Man flog sie auch ähnlich dem Fahren eines Motorrades, auf Arkon wurden regelmäßig Rennen damit abgehalten, bei denen viele Maschinen zu Bruch gingen. Und viele Fahrer, denn die Renner hatten keine kompletten Schilde und sonstige Sicherheitsvorkehrungen. Trotzdem, es war ein tolles Gefühl, auf so einem Ding zu sitzen, den Feldantrieb richtig hochzudrehen und die Piste entlang zu rasen. Er baute fünf von ihnen um, die Lenkstangen nach hinten gezogen, die Fußrasten nach vorn, sodass ein aufrechtes Sitzen möglich wurde. Aus den Racern wurden

so Chopper, und ich gestehe, dass es mir großes Vergnügen bereitete, selbst lange Touren damit zu unternehmen. Im Schutz eines neu eingebauten Kraftfeldes, darauf hatte ich bestanden, durch das Meer aufsteigen, den Beschleunigungsgriff bis zu Anschlag auf größte Energie und den Windschild etwas durchlässig, damit der Flugwind durch das Haar blies. Über den Atlantik, die afrikanische Savanne bis nach Arkuush, zwei, drei Tage später wieder nach Hause. Selbstverständlich stets über MobCom in Verbindung mit dem Bunker, und einer dieser Ausflüge wäre mir beinahe zu Verhängnis geworden.

Ich fegte mit einigen hundert Stundenkilometern über die grüne Savanne der jetzigen Sahara, das Wasser der Seen spritzte in beachtlichen Fontänen hinter mir zur Seite, von Druck und Sog bewegt. Von Marba kommend jauchzte ich in den Flugwind, sang mir die Seele aus dem Leib, ich genoss das Leben wieder in vollen Zügen. Meinen Raumoverall trug ich bis zu Nabel offen, die verspiegelte Sonnenbrille war zwar noch nicht nötig, aber ich sah hervorragend und umwerfend damit aus. Zumindest glaubte ich es, und Marba hatte dem nicht widersprochen. Aber – wann tat sie so etwas denn schon. Das tiefe Brummen des Gravaggregates begleitete mich, untermalte rhythmisch meinen Gesang. Ich stutzte. Wieso rhythmisch? Beides Kriegsgottes eisernem Gemächt! Die Maschine sollte gleichmäßig brummen, schnurren wie ein zufriedener LoKhaour. Ich verlagerte das Gewicht, drückte den Bug nach unten. Rasend schnell verlor ich an Höhe, gleichzeitig gab ich vorsichtig Energie auf das Verzögerungsfeld, die Maschine verlor ihr Tempo. Die rasante Geschwindigkeit verringerte sich immer mehr, ich kam tiefer, noch etwas langsamer – die Furche, an deren Ende mein Chopper und ich zum Liegen kamen, war nur noch etwa vier, vielleicht fünf Meter lang.

Sind Sie schon einmal mit Kopfschmerzen bis zu den

Zehen aufgewacht, Marie Anne? Wünschen Sie sich diese Erfahrung bloß nicht. Nach einiger Zeit versuchte ich aufzustehen und konnte mich nicht bewegen. „Nich bwegn!" Ein zimtfarbenes Gesicht, von wirren, schwarzen Locken umrahmt, schob sich in mein Blickfeld vor die Sonne. „Wartn, bis heil." Eine geschnitzte Holzmaske schob sich über ihr Gesicht, ihre Hand, die Hirnschale einer Antilope haltend, kam in mein Blickfeld. Auf der Glut darin glosten unbekannte Kräuter, sie wedelte den Rauch, beim Kopf beginnend, mit einem Flügel in der anderen Hand über meinen Körper. Tief drang der Geruch in meine Nase, in meine Lunge. Langsam verringerte sich der Schmerz, nur ab und zu durchfuhr mich noch ein stechender oder ziehender Schock, fuhr es wie ein energetischer Blitz durch meine Glieder. Rund um uns sah ich hell- und dunkelbraune Frauen und Männer rhythmisch tanzen, immer im Kreis, ich lernte langsam einzelne Personen, einzelne weiß bemalte, schwarze Gesichter zu unterscheiden. Gutturales Singen ohne Worte zu rhythmischem Trommeln – BAMM-bamm-bamm-bamm-BAMM-bamm-bamm-bamm – begleitete die Bewegungen, und die Schamanin wedelte weiter den Rauch über meinen Körper. Schweiß tropfte von ihrem Gesicht, auf ihre Brüste, auf ihre Schenkel. Sie tippte mit dem rechten Mittelfinger an meine Stirn, die Lichter gingen mir aus…

Als ich wieder wach wurde, war es Nacht, der Mond erhellte den Platz, das Feuer war heruntergebrannt. Dann – SIE war da, sie roch nach Schweiß, Kräutern, etwas Unbekanntem, das mich erregte. Stark, sehr stark erregte. Ich fühlte ihre warmen, weichen Glieder, dann war sie über mir, zog meine Hände an ihre vollen Brüste, es war nicht zu beschreiben, total und absolut überwältigend. BAMM-bamm-bamm-bamm… Irgendwo klang wieder die Trommel, synchron zu ihren Bewegungen, oder war es etwa umgekehrt? BAMM-bamm-bamm-bamm-BAMM-BAAMMM — eine fulminante

biologische Explosion tief in mir ---bam-----bam--------ba…

„Schneehaar von den Sternen sag danke heil Knochen. Obowagasha sag danke Kind. Groß, stark, klug wie Schneehaar!“ Sie stand auf und griff nach ihrem Lendenschurz, als sie sich entfernte, erhaschte ich noch einen Blick auf ihr Gesäß. Genau darüber, direkt am Steißbein, war ein Muttermal zu sehen, eine runde Sonne mit vielen Zacken. Ehe ich wieder einschlief, glaubte ich ein entferntes, belustigtes Lachen zu hören. ‚Der Kristallprinz von Arkon zeugt eine barbarische Dynastie auf einem primitiven Planeten. Und das Zeichen der Legitimation des Anspruchs auf die Krone leitet sich von einem Muttermal über dem Arsch ab. Lach doch, Arkonide, lach doch mit mir…‘ ES? Extrasinn? Dunkelheit….

Eine kühle Morgenbrise weckte mich. Rasch ein Griff zum Zellaktivator, tief durchatmen, der war vorhanden. Sonst… nichts! Ich war splitterfasernackt und mutterseelenallein in weiter Flur. Keine Spur von Obowagasha und ihrem Stamm, kein Lebewesen weit und breit – zumindest auch kein Beutegreifer. Rasch sprang ich auf die Füße, ich fühlte keine Schmerzen mehr, konnte mich frei bewegen, ich sah mich um. Dort, da lag das Wrack meines Choppers, daneben, sauber zusammengelegt, am Ufer eines Sees meine Kleidung, meine komplette restliche Habe. Ich suchte eiligst mein MobCom heraus und rief die Basis. „Admiral?“ in Howans Gesicht begann es zu arbeiten, im Hintergrund sah ich Suuna und Sankha sich umdrehen, ihre Pupillen weiteten sich. Die Lippen Suunas formten ein lautlose ‚wow‘. „Haben Herr Admiral seine Schwimmpause genossen?“ Howans Stimme klang bemüht harmlos. Meine Schwimmpause? „Wieso… oh!“ Ich kniff die Augen zusammen. „Weitwinkel?“ „Eher komplette Totale, Admiral.“ Sah ich so etwas wie ein Grinsen um seine Mundwinkel zucken? „Bildschirm?“ flüsterte ich, „Hauptbildschirm, Admiral!“

ein Frosch wuchs in meinem Hals. „Sind alle Admiräle so schwer bewaffnet oder ist das eine spezielle Gonozaleigenschaft?“ die dunkle, rauchige Stimme Suunas klang auf, der Sopran Sankhas antwortete „Muss am Gonozal liegen. Admiral… sollte ich jetzt vielleicht doch nicht sagen, vielleicht kommt ja doch noch ein Arkonschiff!“ Ich resignierte. Immerhin hatte ich selbst schuld, niemand anderer als ich selbst hatte die Lockerung der Umgangsformen gefördert. Vorübergehend natürlich, im normalen Flottendienst wäre selbstverständlich wieder die strenge Disziplin verlangt. „Nachdem jetzt alle wissen, wie Admiral Atlan ohne Hose aussieht, könnte mich vielleicht jemand mit einem Gleiter abholen. Signal anpeilen und los! Taiilm können Sie sagen, dass die Gravos ein Problem hatten. Der Chopper ist nur noch Schrott!“

Der See funkelte einladend im Morgenlicht, und obwohl es für arkonidische Verhältnisse unterweltlich kühl war, beschloss ich, meinen Körper den Fluten anzuvertrauen. Ein wenig schwimmen im kalten Wasser würde meine Synapsen hoffentlich wieder klären, also lief ich los und hechtete ins Wasser, kraulte und durchquerte den See hin und zurück. Dann trank ich vom Zufluss und fühlte mich erfrischt und wach, leider war aber mit mir nun auch mein Hunger munter geworden, mein Magen meldete sich mit unangenehmen Gefühlen. ‚Zu viel Energie verbraucht letzte Nacht!‘ analysierte der Extrasinn hämisch. Leider war ich weder für die Jagd noch für den Fischfang ausgerüstet, ich hatte für den Flug nur meine Gürtelwaffe mit, kein Salz, keine Gewürze – nun ja, wenn Inkahar den schnellen Zweisitzer nahm, konnte ich bequem in der Messe frühstücken.

*

Dieser Unfall ist tatsächlich geschehen, vom Rest habe ich bisher noch niemanden erzählt, Marie Anne. Aber ich

bin sicher, nicht nur geträumt zu haben, das Leben geht manchmal ganz seltsame Wege. In einer ganz anderen Zeit, an einem anderen Ort sollte ich ein solches Muttermal wiedersehen, vielleicht erzähle ich noch einmal davon…

Oh, im Bunker wurde ich natürlich untersucht. CT – bleiben wir bei diesem Wort – Blutbild, Drogenscreening, das ganze Programm. Marie Anne, das Ergebnis war: multiple Risse in den fünf Brustplatten, verheilt, ebenso verheilte Trümmerbrüche der linken Hüftknochen. Arme und Beine mehrmals gebrochen. Nur der Schädelknochen und die Wirbelsäule waren unbeschädigt geblieben, ein Lob an die Götter! Alle Brüche waren wieder zusammengewachsen, keine Nachbehandlung nötig. Keine giftigen Substanzen, keine Halluzinogene, nur ein paar harmlose Rauchpartikel in der Lunge. Nun, Marie Anne, erklären Sie das. Ich kann es nicht. Ein nicht unbekannter Quantenphysiker hat einmal gesagt: ‚mit Quantenphysik ist buchstäblich ALLES möglich. Die Frage ist, WANN wir die Grenzenlosigkeit begreifen und unsere selbstgemachten Fesseln abstreifen'. Das menschliche Gehirn ist manchmal zu Dingen fähig… Vielleicht sollte Mr. Rhodan einen Heiler in seine Mutantentruppe aufnehmen.

Ach, liebste Marie Anne. Ich kann nur hoffen, Sie nicht zu sehr geschockt zu haben. Ich glaube nicht, dass ich mein Leben erzählen kann, ohne den Sex weg zu lassen. Er ist ein wichtiger, ein großer und ein prägender Bestandteil meines Lebens, seit das Kindermädchen meinen kleinen Prinzen verwöhnen sollte und wollte. Liebe! Ja, auch das ein wesentlicher Teil eines langen Lebens. Ohne sie hätte ich Jahrhunderte zwar über-, aber nicht gelebt. Marie Anne, ich beschwöre Sie, suchen Sie sich einen Schatz zum Liebhaben. Ein Haustier ist kein Ersatz, glauben Sie mir. Aber ich habe auch gelernt, dass man die größte Liebe irgendwann gehen lassen muss, und dass nicht

nur der Tod eine Liebe beendet. Aufstehen und weiter. Man findet immer wieder ein Stück vom Glück.

*

„Guten Morgen!“ Oberleutnant Sloma dalWhit betrat gut gelaunt die Messe, eine Woche Urlaub mit Bergwandern in Afrika lag hinter ihr. Irgendwann muss jeder einmal den Bunker verlassen, um nicht völlig den Verstand zu verlieren, der Lagerkoller, Sie verstehen? Sloma hatte die Auszeit scheinbar gutgetan, wir alle staunten nur, WIE gut. Sloma? Gute Laune und Lächeln? ‚Wer sind Sie und was haben Sie mit meinem Offizier gemacht‘, ach, keine Ahnung, wer es erfunden hat. Vielleicht die Schweizer?

„Äh", Vallan starrte mit großen Augen. „Oberleutnant, Sie sind so ganz anders!?“ „Oh, Korporal, Sie haben es bemerkt? Ja, danke der Nachfrage, ich fühle mich tatsächlich wohl!“ Howan drückte sich wie immer direkt aus. „Mädel, wer hat Dir denn den Stecken aus dem Ahhhh! Es geht wohl nicht primär ums Herausziehen, und Hintern ist auch falsch. Komm schon, Sloma, sag uns, wer war's! Wir waren ja schließlich hier, oder war es gar…?“ „Wenn Du schon alles genau wissen musst, es war Häuptling ‚Den der Elefantenbulle um seinen Rüssel beneidet!“ konterte dalWhit. Vhinja dalMrango lächelte versonnen. „Bei den afrikanischen Stämmen gibt es schon ein paar ganz gut gebaute Jungs, ein bisschen Rasiercreme, eine Menge Wasser und ein bis zwei Spritzer Herrenparfum…!“ „Parfum, wozu Parfum? Gerade dieser wilde, herbe, männliche Duft, dieses animalische, zielorientierte, nur auf den augenblicklichen Sex konzentrierte, dieser absolut emotionale, harte, fast brutal ehrliche Ritt, diese rohe, ungebändigte Kraft erregt mich so ungemein.“ Sloma Stimme war dunkel, rauchig und aufreizend geworden, ihre Augen funkelten, ihr Atem ging schwer, ihr Haar hatte sich gelöst und hing in die Stirn. „Nicht dieses

verschnörkelte, verspielte, manirierte der meisten modernen arkonidischen Männer." Inkahar und Howan schluckten hörbar, während Vallans Ohren blutrot wurden.

„Man muss sich vorstellen", Inkahar sprach in den Raum, ohne jemand anzusehen. „Seit ich hier aus meinem Schiff gestiegen bin, bewundere ich diesen prächtigen Hintern des Oberleutnants, seine sinnlichen Bewegungen, diese perfekten Rundungen. Bis heute habe ich nicht gewagt, mich dazu zu äußern, des Belästigungsparagraphen wegen." „Ich habe es durchaus bemerkt, Major. Ich gestehe, dass ich vorhatte, es nach meinem Urlaub, meiner eigenen Finger Spiel müde, auch zur Kenntnis zu nehmen. Vielleicht wäre es sogar ganz gut gegangen, auch ohne große Liebe?" Inkahar prallte zurück. „Eigentlich wollte ich jetzt keinen Heiratsantrag stellen!" „Dann einfach so, Major Inkahar..?" gurrte Sloma, drehte Inkahar den Rücken zu und bückte sich etwas. Ihre Daumen fuhren unter den elastischen Bund ihrer Uniformhose, schienen nach unten ziehen zu wollen. Nie gesehene Röte überzog Inkahars Gesicht. „Machen Sie ein Ende, Oberleutnant!" mischte ich mich ein. Ich zeigte mit dem Kinn auf Vallan, der kurz vor dem Herzinfarkt zu stehen schien und hyperventilierte. „So sehr ich die neue Sloma und ihre Scherze zu schätzen weiß, bitte ich Sie in dieser Situation um Zurückhaltung." Es entrang sich mir ein Seufzen. „Ich fürchte, wir werde den Knaben aufklären müssen." Suuna hob die Hand. „Darf ich das machen, Admiral?" Stöhnend verbarg ich mein Gesicht in den Händen.

Später bat die jetzt gar nicht mehr steife Sloma um eine Unterredung unter vier Augen. Wir wählten einen Tisch im Aufenthaltsraum, der 3D – Bildschirm im Hintergrund erweckte den Anschein, eine Aussichtsterrasse auf Arkon I zu sein. ‚Heimat, süße Heimat', ein Anflug von Heimweh überkam mich. Dort, knapp hinter dem Hügel, die Winterresidenz der Gonozal, nur

Augenblicke entfernt, ich könnte zu Fuß durch den Park… ach, Träumerei, Illusion. Ich war gefangen auf dem primitivsten aller Barbarenplaneten. Hoffentlich nicht mehr für lange, wer würde es schon wagen, den Kristallprinz und Thronfolger von Arkon schmählich im Stich zu lassen.

„Admiral?" dalWhits Stimme riss mich brutal in die Realität zurück, ich seufzte tief, rief mich zur Ordnung. „Entschuldigen Sie, Oberleutnant. Ein Moment der Träumerei. Sie kennen die Gegend?" Sloma nickte. „Ich war früher, in meiner Kindheit oft hier, mit einem Erzieher. Er wählte diesen Platz wegen der Nähe zum Palast." Ein schelmisches Grinsen flog über ihr etwas zu langes, aber nicht hässliches Gesicht. „Wenn er wüsste, dass ich bei einem Gläschen mit dem Thronfolger sitze, er versänke vor Ehrfurcht im Boden. Hätte wohl nicht gedacht, dass ich es so weit bringe." Nun war es an ihr, tief zu seufzen. „Es hat mich auch eine Menge gekostet, Oberleutnant zu werden. Meine Eltern waren verarmter Adel, also kein Geld fürs Patent, ich habe es mit eiserner Disziplin geschafft." Wieder legte sie eine Pause ein, ich wartete schweigend. Sloma würde schon zum Punkt kommen, und aus eigener Erfahrung wusste ich, dass manchmal etwas ausgesprochen werden musste, etwas, das tief sitzt. Ein neuerlicher tiefer Atemzug. „Sie wissen, es gibt drei Möglichkeiten des Aufstieges. Ein Offizierspatent kaufen, einem hohen Vorgesetzten den Hintern hinhalten und, na ja, sie wissen schon. Ich entschloss mich für den dritten Weg. Für eiserne Disziplin. Dauert länger, ist aber im Endeffekt befriedigender. Nur bin ich jetzt über siebzig, die Hälfte meines Lebens ist vorbei." Das hätte ich nicht gedacht, Sloma sah keinen Tag über fünfzig aus. Wieder entstand eine Pause. „Oberleutnant ist auch auf einem solchen Provinzplaneten keine schlechte Karriere, ich hätte sicher den Major noch geschafft. Viel fehlt nicht mehr." Eingehend musterte sie

das Panorama, ehe sie wieder zu mir sah. „Ich kann nicht behaupten, nie einen Mann in meinem Bett gehabt zu haben. Obwohl mein Gesicht nicht wirklich schön ist, meine Schultern zu breit und meine Titten zwei Nummern zu groß und schwer sind. Meistens war es in ganz in Ordnung, aber so der tolle, der totale Orgasmus war nicht darunter. Ich dachte immer, vielleicht liegt's an mir."

„Ich war in Afrika wandern, und da, na ja, ein Stamm schlug am Fuß des Berges sein Lager auf." Nervöses Kratzen am Hinterkopf. „Einer machte sich auf, um ebenfalls den Berg zu besteigen." Sloma leckte sich die Lippen, kaute an ihrer Unterlippe. „Später habe ich erfahren, es war, nein, ist der Sohn des Schamanen!" Oha! ‚The only one who ever reach me – was the son of a preacher man – the only boy who ever teach me – was the son of a preacher man'. Dusty Springfield. 1969. Eine Zeit, in der ich…. später. Viel später.

„Ich nehme an, das war der ganz große, tolle Häuptling ‚Elefantenrüssel'?" Sloma dalWhit lachte ihr ungewohntes Lachen. „Sein Name ist N'Gobonawallelle. Und ja, es war – einfach nur überwältigend. Ich habe nie zuvor so etwas erlebt!" Ich nickte. „Hoffen wir, dass N'Gobonawallelle nicht ‚der mit den vielen Weibern heißt," ein kurzer Einwurf eines nicht ganz alten, aber misstrauischen Mannes. Nein, nicht eifersüchtig, dalWhit war als Frau zumindest bis dahin nicht auf meinem Radar gewesen. Vielleicht wäre sie irgendwann einmal, viel später darauf gekommen, aber zuerst hatte Thalma mich blind für weibliche Schönheit gemacht, und dann – na, vielleicht nicht blind, aber ich war ihr ein treuer Partner gewesen. Irgendwie hatte ich zwar Schönheit gesehen, aber sie hatte mich nicht wirklich interessiert. Aber es geht jetzt um Sloma. „Nein", antwortete sie auf meine misstrauische Bemerkung. „Der Name bedeutet ‚Der mit der

weißhaarigen Göttin `rummacht! Den hat er bekommen, als wir in seinem Lager aufgetaucht sind!" „Sie haben sich als Göttin ausgegeben?" Sloma schüttelte den Kopf. „Natürlich nicht! Ich habe ihnen klar gemacht, dass ich auch sterblich bin. Diese Verehrerei und Opferei wäre mir auf die Nerven gegangen. Ich fürchte, sie halten mich jetzt für so eine Art Götterboten!"

Marie Anne, schon die Brüder Strugatzki haben festgestellt: ‚es ist nicht leicht, ein Gott zu sein!' und Bharakam sagte: ‚zu viel Verehrung schadet der Verdauung. Götter und Hohepriester benötigen einen eisernen Magen!'

„Viele Männer halten ihre Frauen für Götterboten. Auch wenn sie manchmal im Dienste der Herrin mit dem Tiefgekühlten sind." Wieder entlockte ich ihr ein schallendes Gelächter. „Nun gut, Oberleutnant. Was wollen Sie von mir? Eine Eheerlaubnis?" DalWhit kratzte sich an der Kehle. „Das ist die Frage, Admiral. Ich weiß es nicht. Überhaupt nicht! Ich habe es mir schon überlegt. Was macht das aus mir, wenn ich mit einem irdischen Primitiven, also, wenn ein solcher…." Jetzt war es an mir zu lachen, auch wenn Sloma es wahrscheinlich nicht goutierte. „Eine glückliche Frau, wie ich hoffe! Eine sehr glückliche Frau!" „Aber ein, ein…" „Denken Sie an Bär, dalWhit. Denken Sie immer an Bär!" Sloma nickte, trank den Rest aus ihrem Glas und erhob sich. „Ich werde an Bär denken. Aber ich werde noch viel nachdenken müssen, nicht nur über Bär. Vielen Dank, Admiral!" „Fällt Atlan zu schwer, Sloma?" „Schon noch, Erha.. Adm… Atlan, immerhin sind Sie, bist Du, ach, keine Ahnung!" „Guter Anfang", lachte ich. Nachdem Sloma gegangen war, orderte ich ein weiteres Getränk und versenkte mich wieder in den Anblick des Panoramas. Unbeabsichtigt hörte ich mit, wie Taiilm Suuna sein Leid klagte.

„Ich hatte schon gehofft, eines nicht allzu fernen Tages nach Arkon zu

fliegen und mir dann alles anzusehen. Ich fürchte, jetzt werde ich nie dorthin kommen." Suuna nahm einen tiefen Schluck von ihrem Bier. „Ist auch nicht anders als hier. Hat Dich Dein Vater nicht an die Konzerne verkauft? Passiert Dir hier nicht!" „Ja, schon, aber – die Farbe des Himmels, diese riesige, weißglühende Sonne Arkons. Und hier? Alles trüb, mit viel Glück sieht man alle drei Wochen zwei Sonnenstrahlen! Ich hatte es mir so schön vorgestellt. Arkon, kleines Appartement von meiner Rente gekauft, eine Frau mit großen – na Du weißt schon.." „Brotlaiben?" Vallans Ausspruch hatte die Runde gemacht. Beide lachten. „Brotlaiben." Suunas Stimme klang plötzlich tiefer, rauer. „Im Vergleich zu Hemutag habe ich nur kleine Laibchen, aber…" Taiilms Antwort kam mit belegter Stimme. „Aber groß genug, Suuna. Gehen wir." Das Scharren von zurückgeschobenen Stühlen, das Geräusch sich entfernender Schritte, Stille. Ich lächelte still vor mich hin.

Sloma verließ uns drei Wochen später mit einem kleinen Schweber. Lange suchten wir danach, aber der Transponder gab kein Signal, und ohne Ortungsdaten war auch der damals bewohnbare Teil Afrikas ein ziemlich großes Stück Land. Auch wenn wir unsere Suche in der Nähe von Bergen konzentrierten, blieb noch ein riesiges Areal. Einige Zeit später kamen wieder Signale, wir fanden den Gleiter und eine Abschiedsbotschaft. Natürlich eine Zeitschaltuhr. Der Brief lag unter ihrer Uniform, die sie zurückgelassen hatte, nur ihre Wanderstiefel fehlten, sonst war sie scheinbar mit der geltenden Mode des Lendenschurzes gegangen. Die Suche wurde eingestellt, ich fand in letzter Zeit zu viele Abschiedsbriefe, aber zumindest lebte Sloma noch.

‚Atlan, ich habe viel, lange und intensiv nachgedacht. Die Tage und Nächte mit N'Gobonawallelle waren das Schönste, das mir passiert ist. Meine Bitte an Euch alle, lasst mich gehen. Ich werde

oft und gerne an meine Kameradschaft mit Euch allen denken, sogar mit Howan, aber nicht zurückkommen. Oberleutnant dalWhit aus!‘ Ich hoffte, und hoffe heute noch, dass sie so glücklich geworden ist, wie sie es sich erhoffte.

*

Ja, meine Liebe, warum sollte ich ihr denn nicht alles Glück der Welt wünschen. Als ich das erste Mal auf Larsaf landete, hätte ich sie entweder in die Arrest- oder die Gummizelle gesteckt, auf jeden Fall wäre die Causa vor einem Disziplinarausschuss gelandet. Nicht, weil sie Sex mit einem Einheimischen hatte, das wäre immer und überall völlig egal gewesen. Der Skandal wäre gewesen, dass sie Gefühle für diesen Mann entwickelte, und natürlich, dass sie so einfach verschwand. Denn genau genommen desertierte Sloma. Aber ‚bei meiner Sohle, das schert mich nicht‘, Shakespeare, Romeo und Julia! ‚Bei meiner Seele, da kommen die Capulets! Bei meiner Sohle.‘ Was sollte ich auch noch machen? Den ganzen Kontinent absuchen? Nach einer Frau, die ganz genau weiß, wie wir vorgehen? Lächerlich. Also stellte ich alle Maßnahmen ein, da konnte ich ihr innerlich genauso gut viel Glück wünschen. Außerdem, ich konnte sie ja verstehen. Ich war wohl nicht mehr ganz der Atlan, der nach Jahren die Erde betrat.

*

In diesen Zeiten machte ich lange Ausflüge, oft flog ich mit einem neuen Chopper – der alte Bastler Taiilm hatte redundante Systeme eingebaut und das Fliegen dieser Maschinen viel sicherer gemacht – nach Arkuush. Dort stiegen Marba und ich in ihren Flitzer und machten uns aus dem Staub. Flogen einfach irgendwo hin. Auf den großen Doppelkontinent etwa, suchten nach Spuren der Eingeborenenakademie. Spuren fanden wir, Menschen nicht mehr. Wir besuchten im Norden das Canyonland, wo es

überraschend warm war, die großen Mesas, die Natural Bridges. Wir sahen das Monument Valley und rasteten auf dem Gipfel des Devil Tower, an einer Stelle, an der ich auch schon Thalma geliebt hatte. Wir lagen auf dem Plateau und blickten in den Sternenhimmel und küssten uns, während Sternschnuppen über uns ihre Spuren zogen. Marba lag weich und warm in meinen Armen, ich knabberte an ihrem Ohr und ging dann tiefer. Später lagen wir schläfrig nebeneinander. Ja, ich lächle. Ich lächle, weil mir einfällt, dass Jahrtausende später ein bestimmter Steven Spielberg genau auf diesem Berg eine Begegnung mit Außerirdischen geschehen ließ. Wenn damals dieses Schiff auf diesem Berg gelandet wäre, ich hätte sonst etwas gegeben. Aber, dem Himmel, dem kamen wir auch ohne Raumschiff ganz schön nahe.

*

„Admiral!?" Ich legte das Compad beiseite und blickte auf. „Ja, Leutnant dalOlyr?" Die Unsicherheit in der Stimme Sankhas war – nun ja, befremdlich. „Chef, Technik-Maat Taiilm ist überfällig. Er sollte auf Erkundungsflug sein und hat sich nicht zurückgemeldet." Ich war erstaunt, so jung, um mit einer solchen Situation überfordert zu sein, war die Leutnant denn doch nicht. „Dann rufen Sie ihn doch über Com." „Verzeihung, Atlan, das habe ich auf allen Frequenzen versucht, der Maat antwortet nicht!" Nun war mein Interesse geweckt. „Geben Sie die Transponderkennung in die Ortung!" „Bereits geschehen, Chef. Kein Signal." Mein Interesse wuchs, der Extrasinn meldete sich mit einem von Herzen kommenden ‚jetzt trifft gleich irgendeine Fäkalie auf einen Luftumwälzungsrotor' – also kurz und salopp gesagt, Scheiße auf einen Ventilator. „Energieortung! Sein Schwebechopper muss doch leicht zu findende Strahlung emittieren." „Ich habe schwache Emissionen eines Antigravitationsmotors gefunden!"

…Get you'r Motor running…Head out on the Highway…

…I like smoke and lightning……Heavy metal thunder…

(Steppenwolf)

„Wo?"

„Nördlicher Teil des Doppelkontinents!"

„Kamerasonde ausrichten!"

Eine eiskalte Hochebene, rostroten Sand, aufgewirbelt von einem Schwebechopper in schneller Fahrt…

…Taiilm ohne Helm, alle Schirme deaktiviert, das lange, weisse Haar wie eine Fahne hinter ihm …

… der Kurs auf die große Schlucht, die man später Grand Canyon nennen sollte …

… der Beschleunigungsgriff bis zum Anschlag gedreht …

… das Fahrzeug über den Rand der Schlucht, ein Griff ans Instrumentenbord, der Antigrav wurde abgestellt…

… Taiilm legte den Kopf in den Nacken, schloß die Augen und breitete seine Arme aus. Unerbittlich griff die Schwerkraft nach Mann und Maschine.

… We were born, born to be wild … (ebenfalls Steppenwolf)

Noch ein letzter Appell, ohne Leichnam. Ein weiterer Name auf der Tafel. Und immer noch kein Schiff von Arkon.

„Wir müssen es Suuna sagen." Sankhas Stimme schnitt durch meine Gedanken. „Ja, das müssen wir wohl." Als ich mich erheben wollte, fühlten sich meine Glieder schwer wie Blei an. Inkahar stand auf „Soll ich …?" Ich winkte ab. „Danke, Inkahar, aber – ich bin der leitende Offizier, es ist meine Verantwortung." „Atlan, Suuna braucht jetzt einen Freund, keinen obersten Anführer." Ich glaube, nein ich befürchte, dass ich ihn nicht sehr freundlich angesehen habe. „Atlan, Du bist mein Freund, aber wann hast Du mit Suuna jemals mehr als fünf Worte außerdienstlich gesprochen?" Oh – das hatte ich tatsächlich nicht. Trotzdem! „Wollen wir gemeinsam …" „Wir alle wollen gehen. Vielleicht braucht sie Beistand!" auch Sankha stand auf, ich nickte.

Suuna öffnete die Tür zu ihrer Suite. Ja, wir bewohnten alle die gleiche Art von Offizierswohnungen. Warum nicht? Wenn wir etwas im Übermaß hatten, dann Platz! Weiter also. Suuna öffnete, sah uns und begann lautlos zu weinen. „Taiilm?“ Wir nickten. Sie ging in ihre Räume und winkte uns hereinkommen. „Er war schon so seltsam, in der letzten Zeit. Ich habe aber geglaubt, es ist nur eine Frage der Zeit, bis er seine depressive Phase wieder überwunden hat, er hat ja auch die Medikamente genommen. Was ist geschehen? Wie ist es geschehen?“ Sankha nahm Suuna in den Arm, und mit vorsichtigen Worten schilderte ich, was sich zugetragen hatte. Dicke Tränen der Trauer liefen über Suunas Gesicht. Ich hoffte, dass es auch für sie Heilung von der Trauer gab.

*

Nun, meine liebe Marie Anne, es waren insgesamt etwa sieben Jahre seit dem Untergang von Atlantis vergangen. Vier der Arkoniden, die mit mir der Zerstörung im Bunker entgangen, waren tot, eine gegangen. Ich sah eine düstere Zukunft für uns, wenn nicht bald Rettung käme. Und genau das war der ganz große Teil des Problems. Selbst ich hatte die Hoffnung auf eine Arkonflotte bereits aufgegeben. Sieben Jahre! Arkon musste selbst mit der neuen Konverterkanone in ziemlichen Schwierigkeiten stecken. Darum stand wahrscheinlich nicht einmal ein Schiff zur Verfügung, den Kristallprinzen zu retten. Mir stand ewiges Leben bevor, aber ewiges Leben auf dem primitivsten Barbarenplaneten des bekannten Universums. Aber dank Marba DalArkuush hatte ich gelernt, Schönheiten zu erkennen, wo vorher nur Ekel war. Auch die Eingeborenen waren nicht mehr hässlich für mich. Zumindest nicht alle. Obowagasha war es definitiv nicht gewesen, hässlich meine ich. ‚Eine Frau, die einen Mann wieder aufzurichten vermag, ist per Definition schön. Vielleicht hat er es

nur nicht gleich bemerkt'. Robert A. Heinlein, Tagebücher des Lazarus Long.

*

Es hat einige Zeit gedauert, bis Suuna wieder halbwegs auf den Beinen war, und Ich kann es ihr nicht einmal verdenken. Es war mit Taiilm zwar nicht die große Liebe, sagte sie, aber die Schuldgefühle. Mir brauchen Sie nicht zu sagen, dass es Unsinn war. Aber Suuna machte sich Vorwürfe, irgendwie an seinem Zustand Schuld getragen zu haben. Wie auch immer. Vhinja hatte einmal vorgeschlagen, Vallan zu einem ‚Offizier auf Zeit' zu ernennen, es sollte den sozialen Alltag erleichtern. Immerhin war der Arme nun der einzige Charge, also ernannte ich ihn zum Fähnrich. Wir waren schon ein toller Haufen. Ein Admiral, sechs Offiziere und keine Subalternen. Zum Glück gab es Roboter, ähnlich den Gefechtsdrohnen, nur ohne Waffenarme, sonst hätte ich mein Bett selbst machen müssen. Soweit ich gehört habe, wurde Vallan doch nicht von Suuna in die Welt des Liebesspiels eingeführt, sondern Vhinja übernahm diese Aufgabe. Marie Anne, Honi soit qui mal y pense. Vhinja dalMrango war Offizier und Edelfrau, sie hätte nie deswegen eine Beförderung vorgeschlagen. Wo denken Sie hin. Wäre auch nicht notwendig gewesen.

*

Was soll ich über die nächsten Jahre großartig Berichten. Es stellte sich immer mehr Routine ein, eigentlich blieben wir nur noch der Kommunikation wegen im Bunker. Und weil wir eine Verantwortung den Siedlern gegenüber hatten, die aber benötigten unsere Hilfe immer seltener. Einerseits bekamen sie natürlich Übung in Anbau, Pflege und Ernte, andererseits spielte das Wetter im Süden nicht mehr derart verrückt. Es ließ sich ganz gut an. Auch Tiere wurden, wenn auch nicht gezähmt, so doch gezüchtet, geschlachtet und gegessen. Einen Teil der frischen Nahrungsmittel

wurde an den Bunker abgegeben, wir hatten das Steuersystem wieder eingeführt. Es war das dreiundzwanzigste Jahr nach der Zerstörung von Atlantis, die Flotte wurde immer mehr zur entfernten Träumerei.

Vallan wurde zwar von der leisen, aber leidenschaftlichen Vhinja zum Mann gemacht, aber rasch war aus Suuna und Vallan ein Liebespaar geworden, trotz eines erheblichen Altersunterschiedes. Nun, wenn ein alter Tattergreis ein blutjunges Mädchen heiratet, gibt es auch keinen Aufschrei, alte Fürze und junge Schürzen werden als normal betrachtet. Ach, ich hatte zwei Mal eine Frau, die älter als ich war. Ein Kindermädchen und Marba. Danach war es mir unmöglich, eine Frau zu finden, die mehr Jahre als ich vorweisen konnte. Zumindest hat es keine zugegeben. Nun wollten sie eine Eheerlaubnis, was immer die noch Wert sein sollte.

„Suuna, Vallan, wenn ihr heiraten wollt, meine Erlaubnis habt ihr. Ich trage euch als neues Ehepaar ein, der Standesbeamte darf die Braut küssen!" „Zu spät, Atlan", antwortete die schlagfertige kleine Schraubzange. „Vor zwanzig Jahren wäre ich für Dich aus der Uniform gesprungen, ehe Du ausgesprochen hättest. Jetzt bin ich eine ehrbare Frau geworden!" „Ganz neue Töne", frotzelte Inkahar, und Howan meinte „Ink, wenn sie einen echten Mann gewollt hätte, wäre sie beim Chef oder mir gelandet. Aber sie wollte ja einen jungen Knaben. Wie viele Nächte schafft er denn so?" Vhinja stieß ihm den Ellenbogen in die Seite. „Mehr als Du sicher, alter Mann!" Ach, es war schön, Scherzworte zu hören.

Sie sehen, Marie Anne, Sexualität war etwas ganz natürliches für uns Arkoniden, und wir sprachen auch ganz locker darüber. Es wurde allerdings nach einer Eheschließung eine gewisse Treue erwartet. Oder doch eine vorherige Absprache mit dem Partner. Zumindest ein Mindestmaß an Diskretion. Eigentlich – wenn ich an die ‚göttliche

Thora' denke, schon lange nichts davon wirklich. Ein veraltetes Ideal. Vor der Ehe? Niemand dachte daran, ohne Erfahrungen gemacht zu haben, in die Ehe zu gehen, im Gegenteil, es wurde belächelt, für absonderlich gehalten. Ein höchstmögliches Maß an Experimenten wurde vorausgesetzt. Ich bin sicher, Vallan hatte auch schon bei Sankha... obwohl – eher hatte da Sankha Vallan vernascht. Wie der Junge wohl zum Volksvertreter damals auf Atlantis wurde? Nein, ich wollte ihn nicht fragen. ‚Wer zu viel fragt, kriegt dumme Antwort' ist ein Sprichwort, das beinahe alle Kulturen, Arkonabkömmlinge als auch Menschen aller Völker kennen. Zwei Jahre später stellte Vallan uns Taiilm vor, seinen neugeborenen Sohn, Sankha überraschte uns mit der Mitteilung, von Inkahar ein Kind zu erwarten. Eine Tochter, den Untersuchungen nach. Als sie uns den geplanten Namen verriet, musste ich mit den Tränen kämpfen. Das Mädchen sollte Thalma heißen.

*

Ich stützte mich auf den linken Ellenbogen und betrachtete Vhinja. Das Gesicht war noch gerötet und leicht verschwitzt, die Haare zerzaust. Ihr Brustkorb hob und senkte sich noch im schnellen Atem, brachte die kleinen, aber wohlgeformten Brüstchen in anregende Bewegungen. Der flache Bauch, die gerundeten Hüften. Eine Augenweide. Sie öffnete die Augen. „Gefällt Dir, was Du siehst?" Ich nickte nur. „Sehr!" Sie schwang ihre langen Beine aus dem Bett und ging zur Nasszelle, präsentierte dabei ebenfalls wohlgerundete, wenn auch größere Formen. In, oder besser an mir regte sich wieder etwas. Dann war sie zurück, setzte sich auf die Bettkante. „Kann ich mit Dir reden, Atlan?" „Selbstverständlich!" Da fällt mir Penelope ein, wie sie mir einmal ins Ohr flüsterte: „Weißt Du, warum ich keinen der Freier möchte und auf Odysseus warte? Er ist der Einzige

außer Dir, mit dem man danach sprechen kann. Alle anderen sind zweibeinige Tiere, die grunzend und stöhnend ein Ende finden, aufstehen und gehen, die Frau im kalten Bett allein lassend!" Ach, Penelope …

Aber wir waren bei Vhinja. Was ist so seltsam, dass wir miteinander…? Es war hemmungslose, befriedigende Erotik ohne große Erwartungen. Wir waren mit Begeisterung, aber ohne Bindungsgedanken an die Sache herangegangen, nicht zum ersten Mal. „Atlan?" „Oh, ja natürlich. Ich war nur gerade abgelenkt von…" „Nachdem ich Dich kenne, weiß ich, wovon. Könntest Du Deine Aufmerksamkeit von meinem Hintern auf meine Worte verlegen?" „Höchst ungern!" meine Hand streichelte ihre weichen, runden Bäckchen. „ATLAN! BITTE!" Ich zog meine Hand zurück und setzte mich auf. „Danke!" Sie seufzte tief, mein Blick wurde tiefer gezogen, schnellte gleich wieder zu ihrem Gesicht. „Entschuldige bitte. Du wolltest mit mir sprechen, ich höre jetzt zu!" Ich schwang meine Beine aus dem Bett, warf einen Bademantel über und goss zwei Gläser Sekt ein. Tief durchatmend unterdrückte ich meine Erregung. Ich persönlich mochte Sekt nicht besonders, aber… nun ja.

„Atlan, Du kennst mich jetzt einige Zeit, und ich brauche Deinen Rat. Ich meine, ich bin knappe fünfzig Jahre!" mir fiel Marba ein, die eben ihren Fünfundsiebziger gefeiert hatte. Halbzeit hatte sie es genannt. „Ich habe zwar noch einige Zeit, aber – ach, irgendwie hätte ich gerne Kinder. Keine Sorge, ich will Dich nicht zum Vater machen, aber.." „Aber warum nicht?" Ich überraschte mich soeben selbst. Ohne nachzudenken war es aus mir geplatzt. Ich hatte nie an Vaterfreuden gedacht, es schien mir immer zu früh. Außerdem, irgendwo hatte mein imperialer Onkel sicher schon eine dynastische Verlobte ausgesucht, irgendwann hätte ich halt meine Pflicht getan. Mein halber Antrag an Thalma

war spontan, unüberlegt, aber ehrlich gewesen. Und jetzt? Spontan? Ja! Ehrlich? Auch. Vater? Das Weltall war groß und Arkon war weit. Der Gedanke gefiel mir ausnehmend gut. Vhinja war überrascht, fast so sehr wie ich selbst. „Das – das ist nicht Dein Ernst, Atlan. Ich meine, ich komme aus einer ganz guten, aber nicht wirklich hochrang…." Ich benutzte eine obszöne Geste, die ich eigentlich gar nicht kennen dürfte – einige Zeit hatte ich mich in den tiefsten Slums einer Bergwerkskolonie versteckt – und eine ebenso vulgäre Floskel. In diesem Moment ‚die Pest auf beide eurer Häuser!' Shakespeare. „Hier zählt kein großer Name, Vhinja. Wir sind auf uns gestellt, und sollte ein Wunder geschehen, wird Arkon eine Imperatrice aus kleinem Haus überleben." Es kam die bereits halb befürchtete Frage. „Liebst Du mich, Atlan?" Ich beschloss ehrlich zu sein. „Nein, Vhinja. Ich mag Dich, ich respektiere Dich und ich bin gerne in Deiner Nähe. Aber die große Liebe, wie ich sie bei Thalma verspürt habe, ist es nicht und wird es nicht. Tut mir leid." Vhinja lächelte. „Das ist gut, Atlan. Das ist sehr gut. Liebe kommt, Liebe geht. Respekt und Verantwortung bleiben." Sie schwang ihre endlosen Beine wieder ins Bett. „Bereit für einen Versuch?" Ich ließ den Bademantel zu Boden gleiten. „Oh ja, ganz Offensichtlich, Admiral!"

‚Well my temperature's rising, and my feet left the floor' Gimme some lovin' von Spencer Davis.

*

Etwa zwei Jahre später hielt ich es für angemessen, Una und Crest wieder einmal einen Besuch abzustatten. Kaffee einkaufen. Also schwang ich mich fröhlich auf meinen Chopper und flog los. Wie immer war der frontale Energieschild auf leicht durchlässig geschalten, es war ein erregendes Gefühl. Ach, einige Hundert Stundenkilometer ohne Schild? Sie sind schneller

tot als sie glauben. Besonders ohne Helm. Wozu sollte ich einen aufsetzen, ich hatte den Energieschirm. Nein, ich war nicht klüger geworden.

Crest und Una waren auch allmählich gealtert. Sie mit ihren neunzig war noch ziemlich elastisch, aber Crest hatte die hundert schon überschritten, man sah ihm an, dass er nicht mehr so gelenkig war. Eine Menge Kinder wuselten durch die Räume, ich gestehe, ich verlor mich in Träumereien, bis die älteste Tochter, sie war schon beinahe erwachsen, herein kam, nur mit einem Lendenschurz wie eine Einheimische gekleidet. Noch ein wenig linkisch, das Kind, aber man sah schon die kommende Schönheit durch. Mich durchfuhr es wie ein elektrischer Schlag!

„Una! Ist das Thora?" Sie lächelte voll Mutterstolz. „Natürlich. Meine älteste Tochter. Sie wird fünfzehn, ich habe länger gebraucht mit dem ersten Kind." „Sie ist fast erwachsen! Una, hast Du Dir schon überlegt… – ich meine, die Auswahl an jungen Arkoniden hier ist begrenzt. Genau gesagt, es gibt keinen Einzigen!"

Nein, Marie Anne, ich habe mich, seit ich fünfzehn Jahre alt war, immer für voll entwickelte Frauen mit reifen Formen interessiert. Nie für junge Mädchen. Aber, ich musste an meinen ungeborenen Sohn denken. Der würde einmal vor dem gleichen Problem stehen. Woher eine junge Frau nehmen? Ich begann mir Gedanken zu machen, ob es richtig gewesen war, an Kinder zu denken. Wie? Ach so, ja, Vhinja hatte mir schon stolz das Ergebnis Ihrer medizinischen Untersuchung mitgeteilt. So wie es aussah, würde ich in wenigen Monaten Vater eines Sohnes sein! Wahrscheinlich war ich deshalb ein wenig ‚neben der Spur'. Übrigens hatte Una anfangs den gleichen Verdacht wie Sie, Marie Anne, aber ich konnte sie vom Gegenteil überzeugen. „Unsere Kinder sind oft im Helferdorf, und ich glaube, Thora hat sich schon in so einen Bengel verknallt. Mgakano

heißt er. Eigentlich ein netter Junge, ich fürchte, zu nett! Auch wenn sie sagt, da war noch nichts, das habe ich meiner Mutter auch immer gesagt. Sie hat es wahrscheinlich genau so wenig geglaubt, wie ich es glaube. Sie hatte recht, ich bin sicher, dass ich genauso recht habe. Aber – was soll ich machen? Alle meine Kinder werden irgendwann in den Stamm heiraten müssen!" „Und die Arkoniden auf den Inseln? Ich könnte einige Kandidaten hierher bringen lassen." Una legte schmale Hand auf meine Pranke. „Atlan, das verschiebt das Problem nur um eine oder zwei Generationen. Es ist egal, ob jetzt oder später, und hier kennen sie schon das Umfeld. Lassen wir der Natur ihren Lauf!" Mein Extrasinn meldete sich zu Wort: ‚höre auf die Worte der Frauen. Alle, die Du kennenlernen durftest, waren viel weiser als Du es je werden wirst!' So war es auch.

Als ich mit Crest wenig später das Eingeborenendorf besuchte – sie wollten nur bei Sturm das feste Haus aufsuchen, auch wenn die d'Tsils ihnen Wohnungen angeboten hatten – war ich überrascht. Die Hygiene war vorbildlich, die Töpfe mit den Ausscheidungen der Menschen wurden auf die Felder getragen und dort verteilt. Jeder sprang mehrmals täglich in den nahen See und säuberte sich, zerkaute Pflanzenstängel dienten als Zahnbürste. Marie Anne, so sauber waren die Menschen in den wenigsten Zeiten, die ich erlebt habe. Selbst nach meinen pingeligen arkonidischen Vorstellungen.

Mgakano entpuppte sich tatsächlich als recht netter Knabe. Etwas frühreif vielleicht, aber das war bei diesen Menschen normal, ich hoffte, Una würde ihre Kinder auf frühe Verluste der geliebten Partner vorbereiten. Auch mit den hier herrschenden hygienischen Bedingungen, mit der Möglichkeit, gut und gesund zu essen, war die Lebenserwartung der Erdenmenschen nicht einmal die Hälfte der arkonidischen. Nach

einigen Tagen flog ich weiter, nach Arkuush.

Marbas erste Frage, nachdem ich gelandet war? Raten Sie, Marie Anne. Genau, hundert Punkte. Wörtlich: „Wie geht es Vhinja?" Ich nahm sie erst einmal in die Arme, ehe ich das ganze Repertoire abspulte, von den morgendlichen Befindlichkeiten, den absonderlich Geschmacksverirrungen, den medizinischen Untersuchungen und deren Ergebnissen berichtete. All das, was seit Anbeginn der Zeiten werdende Väter den Freundinnen ihrer Frauen erzählen. Eigentlich erzählen es die Frauen ihren Freundinnen, die Männer stehen daneben und grinsen verlegen, stolz oder nur dümmlich. Nun, Marba hatte keinen Mann, also, keinen, dem sie exklusiv ihre Gunst schenkte, und Vhinja hatte mich allein auf die Piste geschickt, damit ‚sie die hässliche Visage, die zudringlichen Pranken und das lästige Umsorgen' eine Weile los sein könnte.

Marie Anne, ich hielt mich strikt an die Etikette. Als Vhinja mich mehr oder weniger aus meinem Bunker warf, teilte ich ihr mit, dass Arkuush in meiner Absicht läge. Ihre Antwort? „Vielleicht bist Du dann weniger nervös. Mir dem Kind und mir ist alles in Ordnung. Ich bin nicht krank, ich bin schwanger!" Jetzt, meine Liebe, dürfen Sie über den alten, immer spitzen Atlan lachen. Bis zur Landung am Nil hatte ich mich auf Marba gefreut, mir ausgemalt, wie weich und warm sie in meinem Arm wäre, wie ich eine Schicht nach der anderen von ihrem sinnlichen Körper schälen würde. Ich nahm sie, weich und warm in den Arm – und hatte kein Interesse an etwas anderem, als von Vhinja und meinem Sohn, der noch nicht einmal geboren war, zu erzählen. Da stand ein erwachsenes Mannsbild vor einer schönen, erotischen Frau und redet Banalitäten, ohne enge Hosen zu bekommen. Der Extrasinn sagte lapidar: ‚jetzt wirst Du alt, Arkonide!'

„Atlan?" Marbas Stimme holte mich aus meiner

Versunkenheit. „Ist jemand zu Hause?“ Sie wedelte mit ihrer Hand vor meinem Gesicht. Ich hoffe, mein breites Grinsen hat damals nicht allzu dumm gewirkt. „Ja! Ja, bitte, Marba!“ „Hast Du Dir schon einmal überlegt, dass das Leben im Tiefseesilo nicht wirklich das Wahre ist. Sollten Kinder nicht mehr als drei, vier Wochen im Jahr frische Luft schnuppern können?“ „Aber…“ „Die Kommunikationseinrichtungen lassen sich doch auch hier unterbringen, Platz für so etwas wie einen Kommandoraum habe ich genug, meine Helfer werden sicher bereit sein, wenn es sein muss, anzubauen!“ „Aber…“ „Mit einem Hochleistungs-Gleiter bist Du doch in wenigen Minuten im Silo, falls irgendetwas passiert!“ „Aber…“ „Knapp vor der Geburt kannst Du mit Vhinja ja wieder Deine alten Gemächer beziehen, damit sie gleich bei der MedoStation ist. Verdammt, Atlan sag doch was!“ Frauen! ‚Wenn Frauen sprechen, schweige still, fallendes Wasser hemmst Du eher als der Frauen Will'.‘ Tukhur, der Navigator. „Marba, ich wollte Dir doch sagen, dass ich die Idee sehr gut finde, ABER, ich muss erst mit den Anderen sprechen. Ich bin ein Admiral ohne Flotte! Ein Anführer ohne Heer! Ich bin doch schon lange nur ‚Primus Inter Pares‘, wenn ich überhaupt noch Primus bin. Allmählich scheint ja Vhinja das Zepter übernommen zu haben!“ also, natürlich habe ich den Ausspruch nicht in Latein, sondern in Altarkonidisch benutzt.

Ich will es kurz machen. Der Vorschlag fiel auf fruchtbaren Boden, wir packten unsere Siebensachen, einiges an Technikzeug – Suuna war da sehr geschickt – und richteten uns in Arkuush gemütlich ein. Ich beauftragte den Zentralcomputer mit der Fertigung eines Arkoniformen Roboters, der nach Möglichkeit stetig verbessert werden sollte. Die Nanotronik bekam sozusagen einen Forschungsauftrag. Wir packten alles in sieben Lastenschweber, holten dann noch den Highspeed-

Flitzer nach. Eigentlich war ich gar nicht unzufrieden. Ich war zwar noch jung, aber ich fühlte mich gut, ich hatte eine Familie, wartete auf mein erstes Kind… eine Idylle. Wenn tatsächlich ein Schiff in den Ortungsbereich kam, oder gar Sprechverbindung aufnahm, könnten wir das überall in Arkuush hören. Howan, der scharfzüngige Zyniker traf sich öfter mit einer Frau. Sie erinnern sich an die Zalitischen Frauen? Eine hat sich für ihn entschieden. Mushjaa. ‚Die Zarthäutige'. Zumindest war das ihr ‚Künstlername'. An ihren richtigen konnte sie sich nicht mehr erinnern, verloren im Drogenrausch. Im aufgezwungenen, wohlgemerkt.

Ab und zu machte ich mir den Spaß, ging in die sogenannte Zentrale und spielte mit den Aufklärungsdrohnen. Ich wollte gar nichts bestimmtes finden, nur so ein wenig in Übung bleiben. Einmal sah ich einen Stamm Eingeborener in einem Lager. Ohne allzu großes Interesse zoomte ich näher, da fiel mir eine weißhaarige Frau auf. Nicht alt und gebrechlich, wie weißes Haar zu dieser Zeit bei Erdenmenschen suggerierte, sondern jung und vital, ich schätzte das Alter auf Mitte zwanzig. Sie lief zu einem nahen Fluss, blieb an seinem Ufer stehen und entledigte sich ihres Lendenschurzes. Langsam watete sie ins Wasser, ich zoomt noch näher heran, auf einen dunklen Fleck über ihrem Po. Ich erblickte ein Muttermal, eine Sonne, wie sie schon gesehen hatte. Die junge Frau wirbelte jählings herum, starrte genau durch die Linse in meine Augen, irgendwie standen wir nun in einer Art telepathischer Verbindung. Es war eine Begrüßung und ein Abschied gleichzeitig, dazu ein Dank für gutes ‚Mojo'. Die Drohne gab überraschend ihren Geist auf, ich habe die junge Frau nie wieder gefunden. Aber ich wusste jetzt, irgendwo da draußen hatte ich – eine menschliche Tochter, die erfolgreich in den Fußstapfen ihrer Mutter zu gehen schien.

‚I've got a black magic woman…. Carlos Santana

Pünktlich wie die Uhr gebar Vhinja nach zehneinhalb Monaten Schwangerschaft den erwarteten Sohn. Wir nannten ihn Tarts. Ach, da fällt mir ein – ich habe aus dem Silo ein 3D von Vhinja und dem kleinen Tarts. Wollen Sie es sehen? Entschuldigen Sie bitte, ein uralter Mann und ein solches Benehmen, zeigt auch noch Babyfotos herum. Was müssen Sie nur von mir denken, muss ich mich dessen schämen? Ich frage Sie, Marie Anne, von Psychologe zu Psychologin.

Dabei fällt mir ein, dass gegen eine Beziehung zwischen uns Beiden auch spricht, dass Sie allmählich zu viel von mir wissen. Was wäre eine Beziehung ohne Geheimnisse zu Beginn.

*

‚Die Zeit ist langsam für jene, die auf etwas warten, sehr schnell für diese, die ängstlich sind. Lange für den, der jammert, für den Feiernden zu kurz. Für den, der liebt, ist Zeit Ewigkeit.' Shakespeare. Ich mag Shakespeare, auch wenn einige seiner Verse von Marlowe stammen. William hat sie jedenfalls genial zusammengestellt. Für mich war die Zeit eine Ewigkeit, obwohl so gar nichts grandioses passierte.

Natürlich konnten wir nicht ständig in einer Hippie-Kommune existieren, das Leben außerhalb gab es ja auch noch, und es brachte Probleme in unsere kleine Heimat. Die Menschen wanderten zumeist, für Jäger und Sammler gab es keine Sesshaftigkeit, sie mussten ihrer Beute hinterher wandern. Ausschließlich in den winzigen Dörfern, die sich um arkonidische Häuser gebildet hatten, blieben die Afrikaner dieser Zeit standorttreu. Als aber zuerst Moklar und danach Owaas d'Wramu starben, zogen langsam die dort ansässigen Menschen weg, die Kinder der d'Wramu wanderten mit. Dass Jäger nicht immer nette Zeitgenossen sind, dürfte auf der Hand liegen…

Es war Frühling, die Sonne wärmte nicht nur unsere Glieder, sondern auch unser Gemüt. Sankhas Thalma und Suunas Taiilm waren etwa zwanzig. Lange sah es so aus, als wären sie sehr aneinander interessiert, doch dann überraschte Thalma ihre Mutter, sich einer nomadischen Sippe anschließen zu wollen. „Zumindest für eine große Runde, Mama!" Reisende, die es wirklich ernst meinen, kann man nicht halten, sie werden einen Weg finden. Also gaben wir der jungen Frau die nötigste Überlebensausrüstung und einige gute Ratschläge sowie wohlgemeinte Gebete mit auf den Weg. Suuna war eine erfahrene Frau, sie hatte sicher keine Idiotin großgezogen. Hofften wir, hoffen darf man immer. Taiilm stürzte sich in einige Abenteuer – zu seinem großen Glück hatten die Menschen damals noch eine große sexuelle Freizügigkeit. „Nur gut für das Mojo". Mojo? Ach, eine magische Energie, die Glück und Pech… haben Sie in Ihrer Jugend Karl May gelesen? Die Medizin seiner Indianer, nur ohne Beutel. In diesem Fall, ohne dass sie eine wirkliche Vorstellung von den genauen Zusammenhängen hatten, gut für den Genpool.

Tarts war achtzehn, ein schlaksiger Junge, der allmählich begann, sich für Mädchen zu interessieren. Sloma Rosheen – nun ja, Vhinjas Mutter trug diesen Namen, also habe ich mich mit ihm, also dem Namen, ausgesöhnt – war sechzehn, und in nicht ferner Zukunft… ach, was soll's, irgendwann würde sie mich zum Großvater machen. Einerseits war die Vorstellung beglückend, andererseits hatte ich beschlossen, jedem zudringlichen Mann Arme und Beine zu brechen, ehe ich in zwingen wollte, sein eigenes – na, sie wissen schon – zu verzehren. Wie immer – der Mensch macht Pläne, die Götter werfen sie um, es kam nie dazu, dass ich einem Jungen irgendetwas abschnitt. Thora Una war 13, ein süßes Mädchen, dass ihren stolzen Papa, also mir, noch keine Probleme breitete. Nur Freude. Große Freude. Und im

Moment genoss ich einfach die warmen Sonnenstrahlen.

„Atlan!“ irgendwoher klang Inkahars Stimme. „Grmmmpfffff!“ „Atlan! Komm schon!“ „Nurnmomentchennoch…“ „ADMIRAL! DEFCON 5!“ Meine Geschwindigkeit, mit er ich ihn erreichte, dürfte nahe einem Teleportsprung gewesen sein. „Rapport!“ Alte Gewohnheiten, lange trainiert, brechen eben immer wieder durch. Inkahar wies auf einen Bildschirm, der die Bilder einer Aufklärungsdrohne zeigte. „Ich wollte eben zu Marba. Du weißt, wie ordentlich es in Ihrer Wohnung ist?“ Ich nickte. Besser als Inkahar. Nun, zumindest länger. „Alles war durchwühlt, Marba nicht da, ich habe die Drohnen gestartet. Sankha habe ich losgeschickt, um im Ort suchen. Mit einer Drohne habe ich Marba gefunden.“ Er wies auf den Schirm. Zwei, drei Männer, ich konnte es nicht genau erkennen, schleppten Marba mit sich, sie waren schon verdammt weit gekommen. Irgendwie hatten sich diese Männer mit den fremden Stammesnarben eingeschlichen und Marba entführt. Warum Marba? Warum keine anderen Frauen? Vielleicht… „Die Sirene, Inkahar. Eindringlingsalarm! Wer weiß, wer noch fehlt!“ meine Stimme muss annähernd die Lautstärke der Sirene erreicht haben. Sloma Rosheen! Vhinja! Thora Una! Panik!

Ich unterdrückte meine aufsteigenden Gefühle, hier war kaltes Handeln gefragt, beinahe automatisch begann ich mit einer Dagorübung. Vhinja kam gelaufen, unsere Töchter folgten ihr. In den Händen trug die göttliche Vhinja ihren schweren Kombistrahler, der meine baumelte am Riemen über ihrer Schulter. Brave Mädchen, Sloma hatte einen mittelschweren Desintegrator in Ihrer zarten Hand. Ich selber hatte sie im Gebrauch unterwiesen, mein kleiner Schatz sollte nicht wehrlos sein. Ich WUSSTE, dass außerhalb unserer Gesellschaft eine brutale, harte Welt war, nun war sie auch zu uns hereingekommen. Die nächsten Ankommenden waren Suuna und

Sankha, voll ausgerüstet mit Kampfanzug und schwerer Bewaffnung. „Sichern!“ rief ich ihnen zu, Inkahar und ich liefen zu mir nach Hause, wo einige Reserveanzüge und Waffen lagerten. Ebenso bei ihm, übrigens. „Pickup?“ „Pickup!“ wir sprangen in die Fahrerkabine. „Atlan?“ Vhinja sprach über Gefechtsfunk. „Sechs Frauen sind wie Marba offenbar entführt, eine weitere wurde schwer verwundet gefunden, eine andere liegt mit eingeschlagenem Kopf in Ihrer Wohnung. Tot, jede Hilfe zu spät.“

Marie Anne, ich muss hier gestehen, dass ich selten derart wütend war. Auch auf mich, auf uns alle! Wir hatten zu lange Glück gehabt, unsere Wachsamkeit war eingeschlafen. Von einer Gefahr zu wissen, oder sie zu fühlen, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Nun hatten wir – oder besser gesagt neun unserer Frauen – die Rechnung zu bezahlen. Wenn es nach mir ging, sollte es allerdings anders ausgehen, als dieser Stamm dachte. Um das Leben der Entführten machte ich mir wenig Sorgen, wahrscheinlich war es ein Stamm mit zu wenig Frauen, der sich einige rauben wollte. Das, Marie Anne, war in dieser Zeit überhaupt nichts Ungewöhnliches. Manchmal wurde irgendeine Art von Tauschhandel abgeschlossen, um neue Frauen zu erhalten, aber Gewalt war häufiger. Trotzdem war es, auch wenn es nicht um Leben und Tod ging – noch nicht – sicher nicht lustig für die Betroffenen. Ein gutes Leben sollte ihnen, wenn es nach ihren Entführern ging, wohl nicht beschert sein. Sklavin und Gebärmaschine ist KEIN gutes Leben, auch wenn die Frauen vieler Sippen nie etwas anderes gewöhnt sind.

„Koordinaten“ forderte ich, und Vhinja, die über die Drohne den Pulk beobachtete, nannte mir den Ort. „Mittlerweile sind noch drei, nein, jetzt vier Gruppen mit unseren Frauen eingetroffen. Es scheint, als gäbe es einen Treffpunkt.“ Ich konnte mir vorstellen, was dort geschehen sollte, drückte den

Beschleunigungshebel bis zum Anschlag. Inkahar entsicherte sein Energiegewehr. „Einwände?“ ich schüttelte den Kopf. „Überlebende?“ ich zuckte mit den Schultern. „Wo Cha!“ also so viel OK.

Wir rasten über eine Savanne mit kleinen Wäldchen, und ohne eine funktionierende Zentrale und die Aufklärungsdrohne hätte wir den richtigen Punkt viel zu spät gefunden. Wenn überhaupt. Unsere neun Frauen lagen bereits gefesselt im Gras, von einigen Stammesfrauen bewacht, es schien Streit um die Besitzverhältnisse oder auch nur die Reihenfolge ausgebrochen zu sein. Wir beendeten diesen Streit. Final. Die Frauen des Stammes brachten wir mit, wir konnten sie schlecht einfach in der Wildnis zurücklassen, denn ohne Schutz wäre ihr baldiges Ableben absehbar gewesen. Ich sage ja, die Erde war kein Paradies, aber die Hölle auch nicht. Wir sahen uns allerdings gezwungen, ein nanotronisches Wachsystem zu bauen, das – Suuna sei Dank – einige Zeit hervorragend funktionierte. Wir bekamen Warnungen, noch ehe Eindringlinge näher als eine Tagesreise kamen.

*

Zwei Jahre später, an ihrem achtzehnten Geburtstag, bekam Sloma Rosheen ihre Initiationsfeier, was bedeutete, dass sie zur Frau erklärt wurde. Dazu gemacht hat sie sicher schon vorher einer dieser Jünglinge. ‚Lehre mir einer die Jugend kennen, sie wissen nicht, was Recht und Sitte‘. Ein arkonidischer Philosoph, den alle nur ‚Den Weisen‘ nannten. Ein paar hundert Jahre vor meiner Geburt, er musste also wissen, wovon er sprach. Nein, ich wusste nicht, wer der Kerl war. Ich glaube, dass Vhinja und Sloma sich zusammengetan hatten, mir diesen Knaben verheimlichten, um ihn zu schützen. Ich habe meine Pläne doch schon erwähnt, bis zu diesem Tag hatte sich an ihnen nichts geändert. Jetzt war es offiziell, ich hatte nichts mehr zu sagen, was das

Privatleben meiner Tochter anging. Zum Glück blieb mir noch Thora Una, noch für ganze WAS? Nur noch drei Jahre? Ach, ihr Götter! ‚Wenn die endlos scheinenden Minuten sich zu rasend entschwindenden Jahren sammeln'. Ein deutscher Philosoph, ich weiß aber nicht, welcher.

Ich nahm mein müßiges Spiel mit den Drohnen wieder auf, lenkte sie dahin, flog dorthin. Im Norden und Süden waren die Gletscher immer noch auf dem Vormarsch, die Menschen zogen sich in wärmere Breitengrade zurück. Man kann sagen, dass jenseits der Alpen für Menschen ohne Schutzausrüstung der sichere Tod lauerte. In Amerika war abzusehen, dass eines Tages riesige Seen entstehen würden, ein Katarakt unvorstellbaren Ausmaßes gischtete trotz eisiger Kälte. Entlang der Südküste Asiens war der Mensch schon weit vorgedrungen, es war nur noch eine Frage der Zeit, bis auch der kleine Südkontinent besiedelt wurde. Afrika, Australien und Südamerika hatten mehr Glück, waren nicht so kalt wie Eurasien und Nordamerika. Das lag an fehlenden Landmassen rund um die antarktische Landmasse. Hier bildete sich eine Strömung rund um den Kontinent, welche die Kälte in der Polarregion einschloss.

Mit den Inselarkoniden hielten wir losen Kontakt, das Leben dort war nicht leicht, aber große Probleme traten nie auf. Wir mussten keine Hilfe mehr senden, dafür wurden auch keine Steuern mehr erhoben. Ab und zu flog ich auch noch in die Atlantikfestung, wie Sloma Rosheen einmal den Silo genannt hatte. Na ja, sie hat damals ‚Lantifet' gesagt. Mir war aber klar, was sie gemeint hat. Vhinja war der Meinung, mit eineinhalb Jahren hätte sie sicher kein vernünftiges Wort sagen wollen, aber ich wusste über meine Tochter besser Bescheid.

Marie Anne, sie ahnen nicht, was ich da alles auf dem Bildschirm von den Drohnen zu sehen bekam. Einmal war ich bereits knapp davor, eine Rettungsmission zusammen zu

stellen. Aber, der Reihe nach. Eines Tages hatte ich wieder eine Drohne gestartet und flog den Äquator ab. Etwas erregte meine Aufmerksamkeit, ich zoomte heran. Ein Haufen nackter Frauen und Männer standen sich gegenüber, alle mit langen, dünnen Stäben bewaffnet. Diese Reihe endete an einem Thron, auf dem – eine Arkonidin saß. Wenn Sie nur ebenso nackt wie die anderen gewesen wäre, es hätte mich nicht geschockt! So aber war ihre Scham und die Spitzen ihrer Brüste überaus auffallend und herausfordernd mit Zinnober gefärbt und hervorgehoben.

Auf der anderen Seite endete die Menschengasse in einer Strecke Dornenverhau, an diesen schloss sich eine Glutstrecke an. Ich musste schlucken, die Anordnung war mehr als eindeutig. Am Ende der Strecke standen vierundzwanzig Frauen, alle um die achtzehn. Kurz geschorenen Haare. Auf ein Zeichen liefen zwei von ihnen los, durch die Glut, krochen durch die Dornen und anschließend durch die Menschengasse, wo sie brutal geprügelt wurden. Der schnelleren wurde eine schwere Keule und ein Speer mit Feuersteinspitze überreicht, sie gesellte sich anderen, ähnlich bewaffneter Frauen hinzu. Die andere wurde in eine unbewaffnete Gruppe von Frauen abgeführt. Das nächste Paar lief los… ‚Hier wird eine Elitetruppe geformt' meldete sich mein Extrasinn. ‚Brutal und mitleidlos gegen den Feind, brutal und mitleidlos gegen sich selbst!'

Natürlich, zu jeder Zeit wurden Elitesoldaten unter Schmerzen geschmiedet. SAS, Navy Seal, Special Forces, die arkonidische Eliteinfanterie. Ob Dornen oder ein Schmerzanzug mit schmerzerregenden Sensoren ist eine Frage der Technik, nicht des Ergebnisses. Qual bleibt Qual.

Hier überlegte ich die Rettungsmission, merkte dann aber, dass diese Arkonidin – wie alt mochte sie sein, Fünfzig, Sechzig? – die Schmerzen der Frauen genoss, sich

erregen ließ. Marie Anne, sie wollen den Rest wohl nicht hören, ich will ihn nicht erzählen müssen. Ich kenne wenige sexuelle Tabus, wenn ich also Schweigen möchte – glauben Sie einem alten Mann. Ich finde, das bisherige ist schon genug. Dieser Stamm hat, ganz in der Nähe, bis ins 19. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung überlebt. Die letzte Anführerin dieser Amazonengarde, den Agooji im Königreich Dahomey, deren Auswahlverfahren sich seit damals nicht geändert hatte, bekam von einem Amerikaner ein Winchester Repetiergewehr geschenkt. Das ist tatsächlich verbürgt. ‚Was Menschen Gutes tun, wird mit ihnen oft begraben, was Übles sie getan, überlebt noch viele Jahre'. Julius Cäsar, die Rede des Brutus. Gewaltig! Shakespeare selbstverständlich. Unsere, meine Denkanstöße für ein besseres Leben wurden immer wieder vergessen. Diese Foltermethoden überlebten Jahrhunderte.

Der größte Teil der Menschheit lebte im Gegensatz zu diesem Stamm – den Urdahomey, wenn Sie so wollen – immer noch nomadisch, immer den Herden nach. Was soll ich Ihnen noch berichten? Die Sturmflut von 51? Wir hatten alle Hände voll zu tun. Vorbei. Der Ausbruch des großen weißen Berges, des Kilimanjaro und die darauf zurück zu führende Missernte 55? Wir mussten wieder auf Nährbrei und eiserne Rationen zurückgreifen. Der Orkan 57? Für uns aufregend und gefährlich, langweilig zu schildern, noch langweiliger, es zu hören.

Endlich gelang es 58 der Nanotronik, einen menschenähnlichen Robot zu konstruieren. Es lag an der falschen Haut, die schwierig zu mischen war, und den Pseudomuskeln für die Mimik. Kein Arkonide war vorher auf die Idee gekommen, eine solche Maschine konstruieren zu wollen, rational und rationell hatten Robots zu sein, auf Aussehen wurde kein großer Wert gelegt. Warum ich dann einen in Auftrag gab? Vielleicht, weil ich gelernt hatte, dass ein Gegenüber

angenehmer ist als eine körperlose Maschinenstimme. Und weil mich der Anblick des RoboDoc gestört hatte, wenn er Schwangerschaftsuntersuchungen durchführte. Besonders die metallenen Hände müssen für die zarte Haut unten herum mehr als unangenehm gewesen sein. Leider hatte kein Mediziner überlebt. Wir waren auf die Maschinen angewiesen.

Als Vhinja etwa achtundsiebzig war, eröffnete ihr Sloma Rosheen, dass unser erster Enkel unterwegs war. Ach, Tarts hatte sich mit einigen Gleichaltrigen, Frauen wie Männern, aus dem Staub gemacht, er wollte nordwärts wandern, eine neue Siedlung Gründen. Die mit dem tiefgekühlten Arsch möchte wissen, warum. Ich glaube, dass noch nie ein Baby derart verwöhnt wurde, bis knapp vor ihrem Hunderter Vhinja Urgroßmutter wurde. Ich natürlich Urgroßvater. Wie das klingt! Ich war doch noch ein junger – Moment. Verdammt, ich fühlte mich nicht älter als damals, als ich die Erde zum ersten Mal sah.

Marba müsste demnach hundert und etwa fünfundzwanzig(?) sein. Man sah es ihr an, sie war eine alte Frau geworden. Und Vhinja? Waren ihre Hüften immer so breit gewesen? Ihre kleinen, bezaubernden Brüstchen so schlaff? Waren da immer Falten und Fältchen gewesen? Ich verglich sie mit meinen untrüglichen Erinnerungen. Ich erschrak. Im Spiegel sah ich, dass ich mich nicht verändert hatte, sie jedoch schon. Unbemerkt, jeden Tag ein klein wenig, unauffällig. Langsam, unmerklich hatte die Zeit uns eingeholt. Mit einer Ausnahme. Mir! Das Ding auf meiner Brust funktionierte doch tatsächlich!

Marba wurde 136, ehe ihr großes Herz, das uns alle als Familie geliebt hatte, stehen blieb. Inkahar, ebenfalls bereits ein älterer Mann, kam eines Tages nicht mehr von der Jagd zurück, auf die er unbedingt noch gehen wollte. Er hätte sich nicht mit einer Büffelherde anlegen sollen, solche Fehler unterlaufen jedem nur einmal, als junger

Mann hätte er es gewusst. Aber der Altersstarrsinn.

Suuna blieb rüstig und vital. Sie nahm sich an ihrem 149. Geburtstag einen Gleiter und verunglückte im Grand Canyon. Unfall? Absicht? Fragen Sie einen Gott ihrer Wahl! Ich weiß, dass sie Vallan eine gute Frau war, mehr nicht. Vhinja wurde etwa 140 Jahre, wir waren also fast 90 Jahre ein Paar. 90 gute Jahre! Ich packte meine Sachen, brachte Vhinjas Leichnam in den Silo. Sie sollte im Reaktor bestattet werden, wie es sich gehörte, ihr Name sollte auf die Tafel. Vallan half mir, dann verabschiedete er sich und kehrte nach Arkuush zurück, um sich um Sankha zu kümmern, lange würde wohl auch sie nicht mehr leben. Sie hatte beschlossen, in Arkuush beerdigt zu werden, Vallan wollte ihr den Wunsch erfüllen. Er reichte mir noch einmal die Hand. „Ich hatte mir das Leben als Kolonist anders vorgestellt. Aber – es war ein gutes Leben, oder?“ „Ein sehr gutes!“ nickte ich. „Alle Gleiter bis auf den, mit dem ich zurückfliege, sind im Dock, Atlan. Leb' Wohl!“

Ich wanderte durch den leeren Silo. „Ihre Befehle, Erhabener?“ Lange Zeit hatte ich diese Anrede nicht mehr gehört. Ich wandte mich um. „Ich hoffe, bis ich wieder aufwache, hat die Nanotronik einige Verbesserungen an Dir vorgenommen. Gehört, Nanotronik? Und jetzt, bereite eine Cryoeinheit vor. Weck mich auf, wenn ein Raumschiff geortet wird, ansonsten 5000 Jahre, oder bei Bedarf einer Entscheidung!“ Ich musste nicht lange warten, ein leises Zischen erklang, doch ehe es dunkel um mich würde, vernahm ich noch ein brüllendes Gelächter. „Schlaf gut, Arkonide, bis später! Wenn Du erwachst, wird der Schmerz vergangen sein.“ Dunkelheit!

*

Nun, Marie Anne, das ist die Geschichte meines ersten Aufenthaltes auf dem Planeten Erde. Meine Liebe, ich werde Ihnen gerne noch Erlebnisse

aus anderer Zeit erzählen. Aber bitte nicht heute.

Ganz zum Schluss, als ich bei Vhinja saß, klagte ich an ihrem Lager „Warum habe ich Die nie gesagt, wie sehr ich Dich Liebe?“ Wollen Sie die Antwort wissen, Marie Anne? Sie hat ganz zart ihre Hand auf meine Lippen gelegt und gesagt: „Aber Du hast es jeden Tag gezeigt und bewiesen, Atlan!“

There's no time for us

There's no place for us

What is this thing that builds our dreams

Yet slips away from us?

Who want's to live forever?

Who want's to live forever?

Brian May, Queen, ‚who want's to live forever‘ aus dem Album ‚a kind of miracle‘

Kapitel 5: Pferdejäger

September 2084, An Bord der VIRIBUS UNITIS

Weiches Licht einiger Kerzen tauchte die Kabine des Admiral Atlan in gemütliche Dämmerung, als er die elektrische Beleuchtung ausschaltete. Die leeren Teller hatte der Stewart bereits abgetragen, und die halbvolle Flasche Rotwein aus einem der besten französischen Anbaugebiete zeugte von der fortgeschrittenen Stunde. Atlan hatte es sich auf dem Sofa bequem gemacht und Marie Anne Collard in einen Ohrensessel gekuschelt. Auf ihrem Pad machte sie sich einige Notizen, während die Tonaufnahme jedes Geräusch mitschnitt. „Dann wollen wir einmal sehen, ob der alte Mann eine junge Frau überzeugen kann, dass er mit seinem Helm noch das Deck trifft.“ er nahm noch einen tiefen Schluck von seinem rubinroten Wein. „Es war so etwa 8000 bis 7000 vor der christlichen Zeitrechnung, als mich die Automatik zum ersten Mal weckte.“ begann der Unsterbliche zu erzählen…

o●o

„… aber jeden Tag gezeigt und bewiesen, Atlan. Jeden Tag gezeigt und bewiesen, Atlan. Gezeigt und bewiesen, Atlan. Bewiesen, Atlan! ATLAN!“

Vhinjas Stimme verklang, ihr geliebtes Gesicht verblasste. Im Hintergrund spielte Musik, Hannios fünfte Symphonie, die mit dem Gewitterdonnern. Ich wusste es noch nicht, aber es war mehr als passend. Zufall? Wirklich? Andererseits, was sollte es sonst sein? Ein Gesicht schob sich in mein Gesichtsfeld, und ich krächzte: „Die Verbesserung an dem Robot sind nicht zufriedenstellend, Nanotronik! Wie wird dieses Ding eigentlich identifiziert?“ Verständlich moduliert, allerdings mit den Mundbewegungen dissynchronisiert, klangen die Worte: „Mein Identifikationscode lautet ‚Robotisches Individuell Computergesteuertes Objekt‘, Erhabener Gebieter.“ „Genug! Genug! Dein Codename ist ab sofort ‚Rico‘! Abspeichern!“ „Gespeichert, Gebieter.“ „Gut! Warum bin ich wach?“ „Ein Raumschiff wurde angemessen, Gebieter.“ Ich versuchte mich aufzurichten, doch es misslang kläglich. Selbst wenn winzige elektrische Impulse meine Muskeln während des Schlafes bewegt hatten, war von einer regulären Kontrolle meines Körpers noch lange keine Rede. Diese Phase sollte ich noch oft erleben, all zu oft. Ich hörte die Antwort nicht mehr, vorher schlief wieder ein.

Auch als ich wieder aufwachte, war ich noch nicht ganz frei von Verwirrung. Hatte ich nur geträumt, wer weiß wie lange im Cryoschlaf gelegen zu haben. Käme nicht Vhinja gleich aus der Tür zur Nasszelle, wollten wir nicht nach Arkuush aufbrechen? ‚Bin ich ein Mensch, der träumt, ein Schmetterling zu sein, oder ein Schmetterling, der träumt, ein Mensch zu sein?‘ Zen! Nein, natürlich kam Vhinja nicht, sie war tot, schon sehr, sehr lange Zeit, das einzige, das es von ihr noch gibt, ist ein Name an der Gedenktafel und meine Erinnerung. Ich griff auf alte Dagorübungen zurück, um die Erinnerungen an ihren Platz zu legen, zwischen gestern und heute Ordnung zu schaffen.

Rico erschien, sobald die Nanotronik mein Erwachen

registrierte. „Erhabener! Ich erwarte Eure Befehle!“ Es dauerte einige Zeit, bis meine Stimmbänder wieder so halbwegs funktionierten. „Wie lange geschlafen? Informationen einspielen.“ „Etwas über 3000 Jahre, Erhabener. Hören ist Gehorchen, Gebieter!“

Zuerst wollte ich natürlich Arkuush sehen, was war wohl daraus geworden? Leider war an den alten Koordinaten nicht mehr das geringste zu finden, Arkuush war irgendwann während meines Schlafes untergegangen. Ein wenig stromaufwärts war jedoch eine neue Stadt entstanden, eine Kultur, für die herrschenden Verhältnisse ziemlich, na gut, zumindest halbwegs hochstehend, Hygiene wurde hochgehalten, den Bewohnern ging es durch reiche Jagdgründe und regelmäßige Getreideernten relativ gut. Die Idee einer Bilderschrift hatte sich entlang des Nils ausgebreitet, bis in das Land weiter im Norden, nach Mesopotamien. Im Zwischenstromland hatten sich erste Stadtstaaten gebildet, regiert – wenn man es so nennen will – von den reichsten Bauern der jeweiligen Umgebung. Aus Asien waren Menschen auf den großen Doppelkontinent gewandert, hatten Land urbar gemacht und sich verbreitet. Ab und zu waren am Nil und im fruchtbaren Halbmond sogar schon Anfänge von Kupferverarbeitung zu sehen. Nur über Rosheen tobten noch Eisstürme, die Sommer waren kühl und nur von kurzer Dauer.

„Wo ist das Schiff?“ artikulierte ich, immer noch krächzend, mit großer Mühe. Das Abbild auf dem Schirm änderte sich, Larsaf III erschien scheinbar aus dem Mondorbit gefilmt. Als Symbol wurde der Schiffsorbit und der Standort markiert. „Was für ein Schiff?“ „Unbekannt, Gebieter.“ „Zoom!“ befahl ich. Eine zylindrische Konstruktion, Länge etwa 60 Meter, Durchmesser etwa 16. Eine ziemlich dicke Zigarre! Beide Enden abgerundet, man konnte die Öffnungen der Triebwerke an Bug und Heck erkennen. Stückpforten, aus denen wohl im Gefecht

Geschützkuppeln ausgefahren wurden, waren auf 4 Achsen, 3 hintereinander angebracht. Es wirkte wie die Weiterentwicklung eines alten arkonidischen Kanonenbootes. Nun, ich konnte mir keinen Grund vorstellen, aber vielleicht war Arkon in den letzten Jahrtausenden zur alten Walzenform zurückgekehrt? Kleine Einheiten waren ohnehin nicht in der üblichen Kugelform geplant gewesen. Noch nicht. Vielleicht, wenn ich…? „Können wir Sprechverkehr hören?"

Wir konnten. Meine Erhabenheit lag, eine Dauernadel in der Armvene, auf einer Liege, langsam tröpfelte mein Mittagessen in die Adern, ich lauschte. Was ich hörte, war ein entfernter arkonidischer Dialekt, verschliffen, verzerrt, zerstört, aber immer noch halbwegs verständlich. Trotzdem, keine Arkoniden, sondern eine sich selbst als ‚galaktische Händler' bezeichnende Spezies. Der Bildverkehr zwischen einem gelandeten Beiboot und dem Schiff im Orbit zeigte eine arkonoide Art. Groß, muskulös, dass die Sprache primitiv war, habe ich schon erwähnt. Sie war aber auch, ähnlich wie ihre Gestik, vulgär. Vulgärer noch, als ich Howan in Erinnerung hatte. Nun, vielleicht empfanden sie es nicht als schmutzig. 3000 Jahre, ich musste mich erinnern, verändern viel.

Alle diese ‚Springer' trugen einen langen, roten Bart und ebenso rote Haare, diese allerdings kurz. Einer trug den Bart zum Zopf geflochten, ein anderer lauter dünne Zöpfchen. Nun, jeder wie er will und kann. Ein Name ließ mich aufhorchen. Cokatze! Bär fiel mir ein, der Kampgefährte aus der Zeit – lange vorbei. Aber dessen Onkel hatte doch Handel betrieben und war nicht mehr aus den Schiffen seiner Familie gekommen. Er wurde Cokatze genannt!

Meine Hand knetete einen elastischen Kunststoffball, um meine Muskeln in Schwung zu bringen, während ich überlegte. Die Gespräche, welche ich belauschte, formten ein Bild. Diese ‚Springer'

stammten zwar von den Arkoniden ab, waren aber nicht eben gut auf sie zu sprechen, höflich ausgedrückt. Eine Fahrkarte nach Arkon? Wenn ich bezahlen konnte, ja, gut möglich. Es waren immerhin Händler. Aber womit bezahlen? Ich besaß kaum materielle Werte.

Die nächste Frage, die sich stellte, was wollten die Springer? Hier, in diesem System? Es gab, wie ich hören konnte, drei ‚Waren' auf der Erde. Edelsteine, Edelmetalle und – Sklaven. Raumfahrerbordelle brauchten Nachschub, und die Menschenfrauen waren ganz hübsch geworden. Ein wenig Körperpflege, richtige ‚Appetithäppchen', wie die Rotbärte sagten. Die Labore der, wie sie von den Springern genannt wurden, ‚Ara' benötigten ‚Versuchsmaterial', sie zahlten Höchstpreise. Es klang hässlich, und genau so war wohl auch das Leben als Versuchstier. Und trotz aller Automatisierung, es gab immer schmutzige Arbeit für angelernte Lebewesen. Dieses Schiff über meinem Planeten. JA, Marie Anne, meinem Planeten. Nicht von Arkons Gnaden, hier lebten meine Enkel und Urenkel. Ich musste meine Nachkommenschaft doch beschützen, oder?

Also, das Schiff war natürlich nur ein kleiner Aufklärer, der nach lohnenswerten Welten suchen sollte. Und selbstverständlich gab es nicht den geringsten Zweifel, dass die Erde ein sehr lohnendes Ziel war. Noch hatten sie allerdings ihrem ‚Patriarchen' nicht Bescheid gesagt, die sechs Besatzungsmitglieder wollten erst noch ein wenig ‚Sondervergütung' einstreichen. Ich glaube, sie wollten ihren Chef einfach betrügen, ihn ein wenig, wie man so sagt, übers Ohr hauen. Das schien eine Spezialität der Springer zu sein, mir kam es nicht unrecht. ‚Divide et impera'. Ein Springer blieb stets als Bordwache zurück, während fünf ihr Werk auf dem Planeten verrichteten. Sechs Mann. Nun, das war keine absolut unbesiegbare Macht, aber auch nicht zu unterschätzen.

Sie hatten eben begonnen, sich im fruchtbaren Land zwischen Mittelmeer und persischem Golf, zwischen Euphrat und Tigris als Götter zu etablieren. ‚Und der Gott des Chaos zeugte mit der Göttin des Nachthimmels gar viel Götter, die auf die Welt kamen und lagen bei den Weibern der Menschen.' Nicht meine Diktion, Marie Anne. In Mironikilur ‚waren sie gestiegen vom Himmel mit Feuer, das nicht brannte. Ihre Stimmen brachten den Donner und ihre Hände straften den Unbotmäßigen, den sie zu Asche verbrannten! Gepriesen seien die Herren des Donners'. Mir persönlich wäre die alte Muttergöttin mit ihren Priesterinnen, wie sie andere Stadtstaaten noch verehrten, sympathischer gewesen, besonders das ‚Bodenpersonal', aber wer fragt schon einen 3000jährigen Arkoniden?

Bisher brachten sie Arbeitssklaven nach Kappadokien, wo damals immense Goldvorkommen existierten. Selbst heute findet man in dieser Gegend noch sehr viel Gold, wenn auch nicht in derart großen Lagerstätten. Damit teilten sich fünf Männer im planetaren Einsatz noch mehr auf, denn zumindest einer musste in den Bergen immer vor Ort sein. In der Hoffnung auf ein besseres Schicksal würden sich unter den Verschleppten ganz bestimmt Vorarbeiter und Sklaventreiber finden, das war schon immer so.

In Mironikilur wurden Tempeldiener und -dienerinnen nach Schönheit, ‚nach Ebenmaß von Gesicht und Gliedern' ausgewählt und einer Schulung unterzogen, um die ‚Sprache des Himmels' zu lernen. Man kann sich vorstellen, was zumindest mit den Mädchen sonst noch geschah, immerhin waren die Springer Männer. Männer, die sich einfach nahmen, was ihnen gefiel. Wohl einer der Gründe, warum hier in Mironikilur fast immer vier von ihnen zu finden waren. Das, und das milde Klima natürlich.

‚A blede G'schicht' insgesamt, wie ein Rabbi einige tausend Jahre später sagen würde. Wenn ich einfach in

einen Gleiter stieg und als Arkonide anflog, konnten mir einige Energiestrahlen entgegenkommen. Weder eine angenehme noch eine zielführende Strategie. Also Tarnung, Tarnung und nochmal Tarnung, aber wie sollte ich getarnt in die Nähe Mesopotamiens kommen? Natürlich war zu hoffen, dass ihre Ortungsgeräte stärker ins Weltall horchten und den Planeten vernachlässigten, da die Springer auf der Erde wohl keine Energieemissionen erwarteten. Trotzdem war verdeckter Anmarsch geraten, ich war die Katze auf dem Hundetreffen, durfte nicht im Geringsten auffallen. Also plante ich in langen Konferenzen mit Rico, die Nanotronik erhielt ihre Aufträge zu Herstellung von Kleidung, Ausrüstung, getarnten Waffen. Zwischendurch brachte ich meine erschlafften Muskeln wieder in Form.

*

Eine gewisse Erregung hatte von mir Besitz ergriffen. Nach mehr als 3.000 Jahren würde ich wieder den Silo verlassen, die Erde betreten, frische Luft schnuppern können. ‚Im Atem holen sind zweierlei Gnaden, die Luft einholen, sich ihrer entladen. Dieses bedrängt, jenes erfrischt, so wundervoll ist das Leben gemischt.‘ Ja, genau! Goethe, richtig. Mein Haar war schwarz gefärbt, ebenso der spärliche Bart. Nun, im Vergleich zu den Springern war jeder Bart schütter, und einige wenige Menschen hatten auch nicht mehr Bartwuchs als ich. Das erste Mal in meinem Leben, das ich mich über dieses lästige Relikt aus den Anfängen unserer Art freute. Ich holte tief Luft. „Expedition klar bei …“ Ich unterbrach mich. Dieses alte Ritual von Klarmeldungen, Befehlen und Bestätigungen konnte ich mir sparen. Wem wollte ich die Bereitschaft melden? Mir selber? Das Gefühl von Einsamkeit überfiel mich jählings, Tränen schossen mir aus den Augen, die Brust wurde mir eng.

Wissen Sie, was das Beste an einer nanotronischen

Person ist? Sie hat kein Zeitgefühl. Oh, sie zählt die Monate, Tage, Stunden, Minuten, Sekunden und selbst winzigste Bruchteile von Sekunden, wenn es nötig ist, ebenso wie Jahrhunderte und Jahrtausende. Aber ob nun 2 Sekunden oder 2 Tage zwischen dem ersten Teil eines Befehles und dem Ausführungskommando liegen, bemerkt sie nicht. Wenn man fragt, erfährt man, dass es fünf Minuten, zwanzig Sekunden und 574 tausendstel waren, aber das Gefühl für verstreichende Zeit fehlt. So war auch Rico nicht weiter erstaunt, dass ich erst nach geraumer Zeit den Befehl zum Fluten der Schleusenkammer gab. Ach, wenn Sie es wissen wollen, fragen Sie ihn, Marie Anne. Ich war damit beschäftigt, meine Fassung wieder zu erlangen, ich habe nicht auf meine Uhr gesehen. Apropos Uhr! Ich hatte schon früher, in glücklichen Zeiten, angewiesen, Uhren und Kalender diesem Planeten anzupassen. Howan hatte mich darauf gebracht. Was er gesagt hat? Sie werden erröten. „Ich scheiße auf den Frühling auf Arkon, wenn hier der Winter beginnt und es arschkalt ist.“ Er hatte schon immer eine etwas vulgäre Ausdrucksweise.

Also steuerte ich den Gleiter aus der Schleuse. Wie oft hatte ich mir schon vorgenommen, einfach eine Fernsteuerung in unsere, nein, jetzt meine alleinigen Gleiter einbauen zu lassen. Vhinja hatte immer gesagt… ‚Genug! Vhinja ist 3000 Jahre TOT! Du musst nicht immer alten Geschichten hinterherlaufen!‘ der Extrasinn rügte mich streng, zurecht wohl. ‚Du musst nach vorne blicken, und Du brauchst Deine Aufmerksamkeit. Sonst kannst Du ganz schnell herausfinden, ob es ein Wiedersehen in einer anderen Welt gibt!‘. Mit neu erwachter Entschlossenheit drückte ich die Taste für die Nahbereichskommunikation.

„Rico, Einbau einer Ein-Knopf-Fernbedienung für die Schleuse in allen Fahrzeugen.“ Da, ich hatte endlich den Befehl gegeben. Es wurde Zeit, sich wieder voll und

ganz auf die Gegenwart und die Springer zu konzentrieren.

Ähnlich unserer ersten Expedition blieb ich unter Wasser, fuhr aber statt nach West nach Ost. Lange hatte ich überlegt. Der Kurs um das afrikanische Kap und den Euphrat hinauf hätte mich direkt ans Ziel geführt, ohne das Risiko einer Ortung einzugehen. Er hätte aber selbst mit höchster Geschwindigkeit einige Wochen gedauert, auch arkonidische Technik hat ihre Grenzen. Besonders, wenn es um Fortbewegung unter der Wasseroberfläche ging. Mangelnde Erfahrung, nehme ich an, vielleicht sollte die Nanotronik ja einmal ein Unterwasserschiff konstruieren? Jedenfalls, Wochen wollte ich nicht warten, jeden Tag könnten die Springer ihr Extrageschäft abschließen und ihren Patriarchen Covashon benachrichtigen. Sicher hatte die COV XXXII keinen engen Zeitplan, die Erforschung neuer Planeten konnte schon eine Zeit dauern. Trotzdem sollte man auf Nachfrage belegen können, wie man die Zeit verbrachte, welche Arbeit durchgeführt wurde. Mit kleineren Reparaturen am Schiff konnte man die Zeit strecken, aber nicht ewig. So hatte ich beschlossen, die Route über das Mittelmeer und danach über Land zu nehmen. Ein primitiver Wagen mit noch primitiveren Scheibenrädern lag zerlegt auf der Ladefläche, ebenso eine als Vogel getarnte Aufklärungsdrohne, und sogar einen Betäubungsstrahler hatte Rico in der Verkleidung untergebracht. Für mich Lendenschurz, hohe Ledersandalen – gab es ganz vereinzelt schon, Schmuck.

Durch die Wanderung einiger meiner Nachkommen hatten Nilaufwärts und im ‚fruchtbaren Halbmond' einige Kulturleistungen aus Arkuush Fuß gefasst. Nicht nur tägliche Waschungen, ja, ich bin fixiert auf Sauberkeit. Hat mir im Laufe der Zeit einige Krankheiten sehr peinlicher Art erspart. Schlagen sie einmal unter ‚venerische Leiden', venerisch von Venus…. Ach, Marie Anne, sie kennen… natürlich, den Begriff, aus

der Theorie. Ich wollte nichts anderes Andeuten! Ja, ich erlaube mir ein bisschen Grinsen. Ich darf auch mal.

Zu der mustergültigen Hygiene kamen auch Weizenanbau und Bier, die den Weg von Arkuush hierher gefunden hatten. Die Voraussetzung eines sesshaften Lebens und einer beginnenden Zivilisation. Ja, auch das Bier. Bier wird gekocht und sorgfältig aufbewahrt, damit es schmeckt, so trinkt man gesünder, als es bei ungekochtem Wasser der Fall wäre. Damals gab es noch keine Möglichkeit, das Wasser ohne erhitzen Keimfrei zu machen, man hatte auch keine Ahnung von der Notwendigkeit. In Europa sollte Bier einmal die Menschen eines ganzen Kontinents vor dem Aussterben bewahren. Preisen Sie das Bier, vielleicht, nein sicher sogar, hat es Ihre Vorfahren vor dem schwarzen Tod bewahrt!

Genug der Ablenkung. Ich ging in der Gegend des heutigen Haifa an Land. Kein besonderer Grund, er bot sich einfach zufällig eine Bucht an. Sofort machte ich mich auf die Suche nach Zugtieren. Eigentlich boten sich in dieser Gegend zu dieser Zeit nur Wildrinder an, also nahm ich meinen Schockstrahler und ging auf die Jagd, betäubte zwei Büffel, band ihre Läufe zusammen und injizierte ein starkes Beruhigungsmittel. Mit Hilfe von Strafen und Belohnung gelang es mir, innerhalb kurzer Zeit ein Zuggespann auszubilden, eine große Hilfe war dabei natürlich das injizierte Depot, das die Tiere ruhig und halbwegs gehorsam hielt. ‚Atlan, der Kristallprinz als Bändiger der wilden Tiere! Eine arkonidischen Freakshow hätte ein Vermögen für die Nummer bezahlt', wieder einmal der Extrasinn. In der Nähe fand ich ein kleines Dörfchen, somit konnte ich Brot bekommen, Getreidesuppe und ein halbwegs gemütliches Lager. Es sollte mich nur eines meiner Messer kosten.

Der Zusammenbau des Wagens kostete mich ein weiteres Messer, dann war der wandernde Krämer bereit. Im

Zwischenstromland gab es schon so eine Art Warenverkehr, vor allem auf Flüssen oder dem Rücken von Sklaven. Ich mit meinem Wagen war auffallend reich, so ein hypermodernes Vehikel konnten sich nur wenige leisten, und wenn, so zogen entweder die Besitzer selbst oder – Sklaven. Es wurde wirklich allmählich Zeit, die Menschen Viehzucht zu lehren. Das Risiko, mit meinem Wagen aufzufallen musste ich leider eingehen, irgendwo musste ich meine Ausrüstung ja verstecken. Nun, warum sollte nicht ein wandernder Krämer kommen, der von den Göttern des Donners vernommen hatte und eine Art Pilgerreise unternahm. Das mit den Zugtieren – irgendjemand konnte doch auf die Idee kommen, warum nicht ich, also, mein Alter Ego.

‚Frühling lässt sein blaues Band – wieder wehen durch die Lüfte – süße wohlbekannte Düfte – Streifen ahnungsvoll das Land' Eduard Mörike. Ich verstand ihn, ich fühlte jetzt, Jahrtausende vor ihm, dasselbe. Nein, das ‚blaue Band' hätte ich wohl weg gelassen. Aber die Düfte! Es roch frisch nach erwachendem Leben, nach fetter, fruchtbarer Erde. Wenn Sie die Gegend heute betrachten, es kann keinen größeren Gegensatz geben. Jetzt trockene Wüste, Sand, Steine, ab und zu ein Kibbuz. Aber damals, da war frisches Grün auf den Feldern, Sträucher mit gelben, roten und weißen Blüten und Knospen. Howan hätte ‚endlich keine Fürze mehr aus dem tiefgekühlten Arsch' gesagt, die kalten Winde waren hier für dieses Jahr vorbei. Eis und Schnee nur eine Erinnerung ganz Alter, deren Eltern davon zu erzählen wussten. Kurz fragte ich mich, warum es gerade in Europa so kalt blieb, dann blickte ich wieder nach vorne. Ich habe es übrigens nie herausbekommen.

Mironikilur kam nach einigen Tagen in Sicht, ich holte den künstlichen Greifvogel hervor und aktivierte ihn. Natürlich wieder ein Risiko, das ich eingehen musste, sowohl die Energieerzeugung als auch die

Datenübertragung konnten angemessen und verfolgt werden. Darum war auch meine restliche Ausrüstung, so sie auf Energie basierte, deaktiviert. Vorläufig, so ganz wollte ich auf meine Energiewaffen doch nicht verzichten.

Für die damaligen Verhältnisse war Mironikilur eine ansehnliche Stadt direkt am Fluss gelegen, sogar etwas ähnliches wie eine Stadtmauer war vorhanden. Na, sagen wir mal, ein paar Wälle. Die meisten Häuser waren aus getrockneten Lehmziegeln, mit Stroh gedeckt waren alle, sogar die wenigen, deren Ziegel gebrannt waren. Die Straße war einfach der Platz zwischen den Häusern, doch vor diesen waren oft Lederstücke, mehr oder weniger grob zusammengenäht, gespannt, die wohl im Sommer vor der zu erwartenden brütenden Hitze schützen sollte. Überall standen die Leute herum und plauderten, der Sprache war die Verwandtschaft mit der arkonidischen kaum mehr anzumerken, verschliffen, vereinfacht und falsch betont. Nun, nach 3000 Jahren war auch nichts anderes zu erwarten gewesen. Drohnenübertragungen hatten jedoch Wortschatz und Grammatik an die Nanotronik übermittelt, die dann einen Hypnoselehrgang zusammengestellt hatte. Ohne diese Schulungsmethode hätte ich sofort aufgeben müssen.

„Dein neues Bier ist ganz hervorragend geraten…" „…sollten noch eine paar Steinsplitter für eine Sichel…" „… Stück Brot haben …" „… die Sonne ist noch gar nicht über diesem Berg aufgegangen" ich ging langsamer. „Und trotzdem wird's schon warm. Das warme Jahr kommt früh heuer!" Anfänge astronomischer, zumindest solarer Beobachtung? Der Versuch, einen primitiven Kalender zu erstellen? Wahrscheinlich nur ein Vorreiter, in den nächsten 40, 50 Jahren vergessen. Ich schlenderte weiter. Um mein Gespann machte ich mir momentan keine großen Sorgen, ich hatte einem Mann den Auftrag gegeben, es zu bewachen. Und, mein Adler hatte meine Habe durchaus im Blickfeld.

„… schau Dir diese Sandalen an. Angeber…“ „…schön. Möchtest Du mich heute noch…“ oh, eine steinzeitliche ‚göttliche Thora‘? „… Gemacht! Meine Tochter und Dein Sohn …“ wie alt die Kinder wohl sein möchten, wenn die Väter noch jung waren. Ging mich aber letztlich nichts an. Dort! Ich blieb stehen, ein Töpfer, der mit Hilfe einer rotierenden Scheibe seine Waren herstellte. Eine einfache, mit dem Fuß betriebene Töpferscheibe!

Manchmal musste ich Schmunzeln, manche Gesprächsthemen waren schon älter als die gesamte Menschheit. Wahrscheinlich haben Urarkoniden schon die gleichen Reden geschwungen, die gleichen Dinge thematisiert. „Die Trommeln haben verkündet, heute soll ein Opfer stattfinden!“ „Das Haus der Donnergötter wird riesig!“ Das hatten die Tempel aller Zeiten gemeinsam. Die einzige Ausnahme – das Pantheon in Rom – lag noch in weiter Zukunft. Mit exquisiten Proportionen, nicht zu groß und für alle Götter. Wenn man an solche glaubt. Wo war es denn eigentlich, dieses neue Haus für die Götter? Nun, die Baustelle war nicht zu übersehen, wobei der Platz davor bei weitem größer war. Aber die Proportionen brachten mich auf eine Idee. Ob wohl hinter dieser Fassade das Beiboot lag? Wahrscheinlich! Irgendwo musste es doch stecken, und auch göttliches Gebot war nicht Schutz genug, es einfach so hinzustellen. Unbeaufsichtigt, für jeden zugänglich. Ich lehnte mich an eine Mauer, holte ein Stück Brot aus der Umhängetasche und begann zu essen, ließ den Bau nicht aus den Augen.

„Händler, hast Du vielleicht meine Schwester gesehen?“ ein vierschrötiger, muskulöser Mann stand neben mir. Ich war so auf den Tempel konzentriert gewesen, ich hatte ihn übersehen. „Es tut mir leid, ich habe die ganze Stadt abgesucht. Aber…“ „Ist sie schön?“ unterbrach ich ihn. Er nickte, seine Augen verengten sich misstrauisch. „Sehr schön! Warum?“ „Weil“, ich wies mit den Augen auf den

Tempelbau, „man mir sagte, dass die schönsten Frauen für die Götter sind!“

„Das ist richtig." der Mann schüttelte traurig den Kopf. „Sie bringen so viele in diesen Bau, und viele werden nie wieder gesehen. Meine Schwester wird wohl ewig verschollen bleiben.“ Ich legte meine Hand auf seine Schulter. „Noch solltest Du die Hoffnung nicht aufgeben, ich habe gehört, heute soll es ein Opfer geben? Vielleicht kannst Du sie sehen.“ „Ja, und vielleicht soll sie auch selbst geopfert werden. Weiß man nie.“ Ich erschrak. Menschenopfer? Das wäre doch ein finanzieller Verlust, wenn man Ware… aber natürlich. Es war in die Zukunft gedacht, wenn der Patriarch käme, konnte man eine eingeschüchterte Stadt vorweisen, die Eroberung der Umgebung als göttlicher Befehl, andere, die man als Opfer anbieten konnte! Perfide, und – das heutige Opfer wohl nicht mehr zu vermeiden. Ich bin kein Gott, und ich war nie einer, trotzdem hasste ich meine Machtlosigkeit. „Vielleicht sollten wir vorher einen Becher Bier besorgen.“ Der Mann nickte. „Besser mehrere. Ich bin Hattaschubarawatta. Sag einfach Watta.“ „Dann ‚Mann mit dem Schädelbrecher', sag einfach Atlan zu mir.“

Ein Glück, dass Watta tatsächlich wusste, wo wir Bier herbekamen. Er war der Häuptling einer wandernden Sippe Pferdejäger, im Vergleich zu ihren Zeitgenossen, groß gewachsen, muskulös. Heute würde man sie als ‚mediterrane Typen' bezeichnen, olivfarbene Haut, dunkle Haare. Wir tauschten einen großen Krug Bier gegen einige Nadeln aus Bein, von den Maschinen des Bunkers geschliffen. Eine Kleinigkeit für mich, aber – nun, der Brauer versicherte, dass bis zu meiner Abreise jeden Tag ein solcher Krug für mich bereitstände. Es waren lange, bedrückende Gespräche, die ich mit Watta führte, brachte aber Informationen über die „Götter"!

Am Abend drängte Watta zum Aufbruch, er wollte

unbedingt in den Tempel, war davon nicht abzubringen. Ich bat ihn inständig, davon Abstand zu nehmen, aber „Atlan, mein neuer Freund! Ich muss wissen, ob Thuba geopfert wird. Ich muss es einfach wissen.“ Marie Anne, für mich ist ein Menschenopfer das abscheulichste Verbrechen überhaupt, und ich war nicht begeistert, eines mit ansehen zu müssen. Doch, wie gesagt, ich war machtlos. Und vielleicht gelang es mir, zumindest Watta zu retten, ehe er eine große Dummheit machte.

Das Opfer sollte vor dem ‚großen Haus der Götter stattfinden. Eine große Anzahl Stadtbewohner und Fremde hatten sich versammelt, schätzten und plauderten. Dann erklang Donner, die Menge wurde still. Paarweise verließen etwa 16 junge Frauen, bis auf ein Lendentuch unbekleidet, den Tempel, stellten sich in zwischen Reihen auf. Alle hübsch, gut gewachsen, aber mit traurigen Augen. ‚Kein Wunder‘ kommentierte der Extrasinn. „Dort!“ Watta deutete auf eine der Frauen. „Das ist Thuba!“ Ich prägte mir die markanten, unverwechselbaren Züge ein. Vier kräftige Männer führten ein Mädchen, kaum 17, nackt, Hände auf dem Rücken gefesselt, auf den Platz, vier Riesen mit roten Bärten folgten. Das Mädchen wurde in die Knie gezwungen, die Tempeldiener entfernten sich, einer der Hünen hob eine Hand mit einem Impulsstrahler. Der Schuss röhrte, atomisierte das Opfer in Bruchteilen von Sekunden. Ich merkte mir auch seine Züge. Vielleicht war er nicht schlimmer als seine Kameraden, aber irgendwie wurde es soeben zu etwas persönlichem.

Wir nahmen unseren Krug, gingen die Familie Wattas holen und dann zu meinem Wagen, der gebührend bestaunt wurde. Der Abend dauerte noch lange, Watta und die anderen Mitglieder seiner Sippe überraschten mich mit ihrer Intelligenz, und mit der Mitteilung, dass sie zwar an den Tagvater glaubten, und auch an einen Donnergott, aber vier Donnergötter waren drei zu viel. Es musste sich

einfach um Schwindler handeln. Dämonen vielleicht? Aber keine Götter. „Und gegen Dämonen kann man doch kämpfen, oder Atlan?“ Ich nickte. Ein Vorteil war auf unserer Seite, wir wussten, wer unsere Feinde waren, und wo sie zu finden waren. An diesem Abend, meine liebe Marie Anne, an diesem Abend entwickelte ich mit Watta und seiner Familie einen Plan, die falschen Götter zu stürzen. Natürlich war ich zuerst ein wenig misstrauisch gewesen, aber seine Gefühle schienen durchaus echt zu wirken. Wir hatten ein paar Zelte aufgeschlagen, ein kleines Feuer entzündet und redeten.

*

„Ich muss die Umgebung von Mironikilur kennenlernen. Wir müssen uns irgendwo verstecken können, wenn wir es schaffen, Thuba tatsächlich zu retten. Ich hoffe, sie will gerettet werden.“ „Warum sollte sie nicht?“ Eine hochgewachsene, schlanke Frau strahlte große Autorität aus und funkelte mich jetzt böse an. „Jede Frau unseres Stammes wird lieber sterben, als unfrei zu bleiben!“ „Bisher hat sie unfrei überlebt“, wandte ich ein. „Ich habe schon oft gesehen, wie Menschen nach anfänglichem Sträuben sich derart unterworfen haben, dass sie sich in diesem Elend sicherer als in Freiheit gefühlt haben!“ „Ich kann's nicht glauben, Atlan!“ Watta trank einen tiefen Schluck aus seinem Becher. „Soweit kann es nicht kommen! Ich kenne meine Schwester. Sie hat noch Hoffnung, dass ich komme, sie zu retten.“ „Ich hoffe es! Ich hoffe es sehr, Watta! Was mich wieder darauf zurückbringt, wir müssen die Gegend erkunden!“ Die große Frau erhob sich. Hemutag, diese Frau war um etwa einen Kopf größer als die Männer ihres Stammes, ich schätzte sie auf beinahe 175 Zentimeter. Die schwarzen Haare waren sauber, wirkten wie eine Wolke um ihr schlankes Gesicht mit der geraden Nase und den vollen Lippen, die zartbraune Haut wirkte

ungemein samtig und weich. „Mein Name ist Vetha, ich bin die Schamanin der Sippe. Ich kenne einige Höhlen, drüben in den Hügeln. Ich zeige sie Dir, morgen. Du hilfst meinem Stamm, ich helfe Dir. Frühmorgens, bei Sonnenaufgang gehen wir los!“ „Ich danke Dir, Vetha. Aber, bitte zeige es mir einen Tag später. Morgen", ich grinste schief. „Morgen muss ich den Händler spielen. Sonst falle ich noch unangenehm auf und die Leute des Dorfes stellen noch die falschen Fragen,“ Sie nickte, hob beide Hände in Schulterhöhe, drehte sich, dass jeder ihre Handflächen sehen konnte. „So sei es. Die Nachtmutter behüte Euren Schlaf, bis uns der Tagvater weckt.“ Mit diesen Worten ging sie.

Watta hieb seine Rechte auf meine Schulter, ich stöhnte laut. „Du hast Glück, Atlan! Vetha ist ein Liebling des Tagvaters, wenn sie auf Deiner Seite ist, haben wir schon halb gewonnen.“ Nun, zumindest musste ich nicht gegen eine sippeninterne Opposition kämpfen, das allein schon steigerte meine Chancen, besonders, da ich die hohe Geistlichkeit auf meiner Seite wusste. Wenn man gegen Priester, egal ob Frau oder Mann, argumentieren muss, hat man schon zur Hälfte verloren. Ich wandte mich an meinen neuen Freund. „Watta, Du musst morgen unauffällig um den Tempel streichen. Schau Dir alles genau an, wer, wann, wo geht. Jede Kleinigkeit kann wichtig sein. Und rufe die besten Bogenschützen zusammen, über die Deine Sippe verfügt. Vielleicht brauchen wir sie. Morgen mehr, wenn ich ein wenig besser Bescheid weiß.“

Die Sonne war halb aufgegangen, als ich die Schamanin aus ihrem Zelt kommen sah. Das lange, mit allerlei Knochenteilen und Federn verzierte Lederkleid ohne Ärmel zeugte von hervorragender Handwerkskunst, die Nähte waren mit Farbe verziert und wurden sicher immer wieder mit gebranntem und Bier angerührtem Ocker nachgefärbt. Sie hob eine Tonschale mit etwas Glut in die Höhe,

verteilte eine Prise getrocknete Kräuter darauf und stimmte einen seltsamen, unter die Haut gehenden Gesang an, der nur aus Vokalen zu bestehen schien. Sie besaß eine tiefe, volle Singstimme, die sich unversehens in die höchsten Lagen erhob und dann wieder auf beinahe Männerstimme senkte, während sie zur Stimmlage passend die Schale hob und senkte. Aus allen Zelten kamen nun die Stammesangehörigen und hielten sowohl ihre Gesichter als auch die Handflächen der Sonne entgegen. „Unser Gruß dem Tagvater! Er soll über unseren Schritten leuchten und uns nicht der Dunkelheit überlassen!“ Sie kam zu mir geschritten, nahm meine Hände und drehte die Handflächen zu sich. Dann legte sie ihre Hände gegen meine, Finger an Finger, verharrte kurz, schritt zum Nächsten, wiederholte die Geste, bis jede Frau und jeder Mann den Morgengruß empfangen hatte.

Gemeinsam mit der Sippe gingen wir nach dem Gebet – ja, ich nenne es so, und selten habe ich ein ehrlicher gemeintes erlebt – zum Fluss, wo wir die Kleider abwarfen und in einer Reihe ins Wasser wateten, um uns, wieder einem Zeremoniell folgend, zu waschen. Eine Zeremonie, gegen die nicht das Geringste einzuwenden war, denn immerhin hielt es Schmutz und Parasiten in Grenzen. Den Gestank nicht ganz so gut, aber ohne parfümierte Seife war eben nicht mehr zu machen.

Nach dem Bad, das ich sehr genoss, rollte ich ein paar Lederdecken aus und legte meine ‚Waren‘ darauf. Knochennadeln, wie schon erwähnt, echtes Bein. Ebenso echt aus Flint und teilweise aus Obsidian waren die Äxte, die ich zu Tausch anbot. Lanzen- und Pfeilspitzen, sogar das eine oder andere Schmuckstück aus Bein, Krallen, Raubtierzähnen und hübschen, rund geschliffenen Bachkieseln bot ich an, alles von den Maschinen meiner Zuflucht hergestellt, falsche Bearbeitungsspuren inklusive. Ich wusste, ‚der Teufel steckt im Detail!‘ oder auf arkonidisch

‚auch ein winziger Schritt kann Dich in eine eiskalte Umarmung führen'. Sie wissen schon, Herrin, eiskalt, Unterwelt? Trotzdem hatte ich eine Kleinigkeit übersehen, aber davon erzähle ich später. Für meine Waren nahm ich Töpfereierzeugnisse, Leder und Krüge voller Bier in Zahlung. So mancher wird wohl der Überzeugung gewesen sein, er hätte mich kräftig übervorteilt, mag sein, ich war nicht auf einen Gewinn aus diesem Handel angewiesen, die Gespräche waren mir wichtiger und durchaus aufschlussreich. So erfuhr ich, dass etwa alle 10 Tage ein Opfer gebracht wurde. Abwechselnd ein Jüngling und ein Mädchen. Dieses war das dritte gewesen, also hatten die Springer sofort bei ihrer Ankunft angefangen. Etwa 20 Tage, aufwecken, trainieren, planen, Anreise! Ging sich aus! Einer sagte beiläufig, dass die Götter grausam wären, es liebten, wenn Menschen Schmerzen erleiden mussten. Grund konnte er mir keinen sagen, aber – nette Leute waren die Springer sicher nicht. Sadisten? Keine Ahnung. Die ‚Große Mutter', offenbar eine Fruchtbarkeitsgöttin, mit noch größeren Brüsten als Hemutag, galt im Dorf nichts mehr, der Oberbauer, der sich gerne König nennen ließ, hatte die Donnergötter als oberste Herren deklariert und die Tonstatuetten der Mutter zertreten und zertrümmern lassen. Also, nichts Neues in diesem Punkt. Alle paar Nächte schoss eine Feuersäule in den Himmel, um wenig später wieder in das ‚Haus der Götter' zurückkehren. Hm, der Posten im Schiff wurde natürlich regelmäßig abgelöst, aber wie lange die Abstände waren, und wann es das letzte Mal geschehen war, darüber gab es unterschiedliche Angaben. Nun, man kann leider nicht alles haben. Einmal schritten in einiger Entfernung sogar zwei der Springer über den Platz vor der Stadt und betrachteten das Treiben, doch Hemutag sei Dank, ich war wohl nicht zu auffällig. Trotz des Ochsenkarrens,

scheinbar war er primitiv genug ausgeführt.

Auch am nächsten Tag folgte nach dem morgendlichen Gesang der Schamanin das rituelle morgendliche Bad, eine Wohltat, sich den Schweiß fortspülen zu können. „Atlan, Du solltest Dir Schilfbündel besorgen und ein Floss binden.“ Vetha kam mit einer Handvoll Stängel auf mich zu gewatet. „Wenn Du nicht nasse Sandalen und auch kein nasses Lendentuch haben möchtest. Aber passe auf, das Schilf macht die Finger wund.“ Selbstverständlich folgte ich ihrem Rat, schnitt mir ein paar Binsen und machte mich an die Arbeit. Bald schon nahm mir allerdings ein kleines Mädchen kopfschüttelnd die Binsen aus den Händen und flocht daraus ein kleines Boot, während die Familien der Sippe mehr oder weniger laut und offen lachten. Wieder ein schmerzhafter Hieb Wattas auf meine Schulter. „Wo Du herkommst, gibt’s nicht viel Wasser, oder? Flechten jedenfalls ist nicht Deine Stärke!“ Eine donnernde Flatulenz unterstrich sein grölendes Lachen.

„Schwimme vor, ich werde auf Dich achtgeben!“ Vetha winkte mich mit belustigtem Gesicht vor. Ich hatte mich ja fein eingeführt. Da hatte ich dieses und jenes Schlaue von mir gegeben, und bei einer einfachen handwerklichen Aufgabe versagte ich völlig. Aber – ‚Kein Handwerk ohne Lehrzeit'. Jean de Bruyére. Ich war eben Admiral, verdammt, kein Korbflechter! Ich lächelte säuerlich, folgte aber ohne Widerspruch der Anweisung, und will auch überhaupt nicht verschweigen, dass Vethas hübsche Oberweite einiges zu meiner Verwirrung beigetragen hatte.

Nebeneinander gingen wir auf der anderen Flussseite in die Grasebene, die hin und wieder von Strauch- und Bauminseln unterbrochen wurde, auf die nicht weit entfernten Hügel zu. Vetha fragte mir über verschiedene Dinge wahre Löcher in den Bauch, ich versuchte meine Antworten so verständlich wie möglich zu halten. Nein,

Marie Anne, sie war hochintelligent, aber es fehlte an Kontexten. Erklären Sie jemandem, der keine Ahnung hat, wie ein Diskus zu bauen und zu werfen ist. Äh, rund, so viel Durchmesser… was ist Durchmesser? Wir haben alle einen gemeinsamen Wortschatz, eine gemeinsame Vorstellung, einen Kontext, das alles haben wir in der Schule erworben. Ohne dieses müssen Erklärungen notgedrungen sehr einfach ausfallen.

Das Gras, etwa hüfthoch, behinderte das Vorwärtskommen und wir kamen nur langsam vorwärts, während dessen erfuhr ich auch einiges vom Leben der Pferdejäger. So ähnlich muss sich Kevin Costner gefühlt haben, als er ‚der mit dem Wolf tanzt' gedreht hat, als ich den Film sah, wurde ich fast von der Erinnerung überwältigt. „Ihr badet wirklich jeden Tag?" Sie wissen, Marie Anne, ich bin Sauberkeitsfanatiker, mich beeindruckte das Ritual. Ja, die haben mich während des Bades und knapp danach durchaus auch beeindruckt, im Moment war mein Interesse jedoch stark zurückgegangen. „Jeden Tag. Manchmal, wenn wir von einer Jagd blutig und schmutzig sind, auch öfter." Ich muss gestehen, den Bräuchen dieser Gemeinschaft durchaus einige Sympathie entgegen gebracht zu haben. Zumindest dieser Gesellschaft. „Wie ist denn dieser Brauch entstanden? Kannst Du mir darüber erzählen?" „Überlieferungen vom Mund der Schamanin zum Ohr der Schamanin. Früher, Atlan, vor so vielen Wintern, dass niemand so weit zählen kann, lebten die Leute hier noch in runden Hütten, die aussahen wie Zelte. Da kamen von Mittag her Leute, die erklärten, wie die Menschen bessere Häuser bauen konnten. Seither sind die Häuser eckig. Die Sage erzählt auch, dass einer der Männer, die von Mittag kamen, ein Mädchen der Ortsleute heiraten wollte. Zuerst aber warf er sie ins Wasser und wusch ihr Dreck und Ungeziefer aus den Haaren." Ich nickte, mit dieser Maßnahme voll und ganz einverstanden.

Ungefragt erzählte sie weiter.

„Atlan, Du musst wissen, wir waren nicht immer hier zu Hause. Vor vielen, vielen Großmüttern von Großmüttern, wanderten wir viel weiter in der Richtung von Mittag. Es war ein gutes Land, mit vielen Tieren. Wir zogen immer mit unserer Jagdbeute, immer weiter gegen Mitternacht. Da kamen wir an einen großen Fluss, wo es Menschen gab, die schon lange dort wohnten. Sie beteten zu Hemu, die das Leben gibt, und Asch, welche die Toten zu sich nimmt. Die ein gutes Leben führten, tröstete Asch, auf die Bösen setzte sie sich! Ata, der Gott der Sonne, beschützte die Menschen am Tag, Ba, die Mondgöttin des Nachts! So ging es ihnen gut für lange Zeit. Doch dann wurden ihrer zu Viele. Die Herrin von Ousch und die Schamanin fanden, dass einige den Ort verlassen müssten, um anderswo zu leben. Zu dieser Zeit hatte die Schamanin zwei Töchter, eine, die gehen und, eine, die bleiben sollte. So wanderte die Sippe lange, immer entlang des großen Stromes und dann gegen Morgen, bis hierher!“ In mir arbeitete es! Arkuush hat in diesen Menschen zum Teil überlebt, einige der Dinge, welche wir die dort lebenden Menschen gelehrt hatten, waren auf fruchtbaren Boden gefallen, hatten die Zeiten überstanden. ‚Mit Atlan als Tagvater und Marba als Nachtgöttin. Gratulation, weiter kann man nicht befördert werden‘, mein Extrasinn war wieder einmal ironisch. Aber, ach, nicht weiter wichtig.

Noch immer wusste ich nicht, welches der vielen Tiere ein Pferd war. Wie gesagt, schlechter, eigentlich gar kein Kontext. Und dann sah ich Pferde, Vetha zeigte sie mir. In Afrika gab es eine verwandte Form, mit schwarzen Streifen, aber diese hier waren braun mit einem dunklen Mähnenstrich über den Rücken. Mich durchzuckte ein Gedanke. Zähmung! Domestizierung! Diese Tiere mussten hervorragende Reit- und Zugtiere abgeben. Ich hatte ein Luftdruckgewehr und

Betäubungspfeile im Gepäck, eine geräuschlose und nicht zu ortende Waffe, ein Versuch konnte jedenfalls nichts schaden. Zuerst aber – die Höhlen, die wirklich weitläufig und labyrinthisch waren. Und ein wenig Jagdbeute konnte auch nicht schaden, ich wollte den Bogen mit den Pfeilen nicht umsonst mitgebracht haben. An einer Stelle lagen eine Menge Steine umher, eine kleine, natürliche Festung bildend, ich leuchtete mit meiner LED-Lampe in alle Winkel, doch, ja, mehr als brauchbar. „Die Höhlen sind gut als Versteck und können recht gut erreicht werden. Gibt es viele, die diese Höhlen kennen?“ Vetha lächelte. „Vier, nein, fünf Männer, mit denen ich hier war. Sollten ein Kind zeugen, bisher nur einmal Glück gehabt. Aber ich denke,“ sie lächelte versonnen, „nein, ich weiß, dass sie nicht mehr herfinden können.“ Sie riss die Augen weit auf, spreizte ihre Finger zu beiden Seiten ihres Gerichtes. „Großes Geheimnis der Schamanin.“ Sie lachte laut und anhaltend. Oh! Drogen? Hypnose? Wollte ich es wirklich so genau wissen? „Keine Angst, Atlan.“ Sie streichelte meine Wange. „Du kennst den Ort, Du findest den Ort. Ich erlaube es Dir, Du bist beinahe so etwas wie ein Schamane.“ Vielleicht sollte ich mir eine Trommel zulegen, oder zumindest eine kleine Rassel.

Auf dem Rückweg… nein, Marie Anne, ich gehe nicht über etwas hinweg, grinsen nicht so belustigt. Es hat sich in der Höhle zwischen Vetha und mir nichts weiter als das Erzählte ereignet. Noch nicht einmal ein Kuss. Sie müssen nicht ungläubig schauen, es stimmt. Während des Badens war ich noch interessiert gewesen, aber dann – in ihrer Nähe war es erloschen, warum auch immer. Und auf dem Rückweg war ich in tiefen Gedanken, mein Logiksektor arbeitete auf Hochtouren. Vetha musste mich anstoßen, damit ich das Wildschaf sah, unser Abendessen. Als Bogenschütze bin ich allemal besser denn als

Floßflechter, in Arkuush hatte ich mit den Jungen und Mädchen trainiert!

*

„Also, ein paar Tage werden wir in die Vorbereitung inves… stecken müssen." Wir saßen am abendlichen Feuer, nach einer kurzen Waschung im Fluss, ich entwickelte so etwas wie einen Plan. „Wir wissen nicht, wie die Stadtbewohner reagieren, wenn wir den Tempel ihrer Götter angreifen. Wahrscheinlich werden sie böse." Watta kratzte sich den Schädel, eine arkonidisch anmutende Geste. „Warum?" er rülpste ungehemmt und lange, schlug mit der Faust auf seinen Bauch. „Wir befreien sie von den Dämonen. Sie sollten dankbar sein!" Ich seufzte. „Es sind ihre Götter, Watta. Menschen mögen es nicht, wenn man ihnen ihre Götter nimmt. Auch wenn sie grausam und böse so wie diese sind. FALLS ich sagen würde, der Tagvater…" „KEIN WORT GEGEN …Oh!" Wattas Frau Buan hatte ihm die Hand auf den Schenkel gelegt, Vetha sich erhoben und ihre Hand, mit dem Rücken nach oben, ausgestreckt. „Bleib' sitzen!" gebieterisch, machtvoll trotz des Flüsterns. „In Ordnung, ich hab's ja verstanden. Trotzdem, ich möchte kein Wort gegen Ata hören, besonders nicht von einem Mann, der ‚Diener des Ata' genannt wird." Ich krümmte mich innerlich, halb aus Verzweiflung, halb vor Lachen. Jetzt war ich also, dem Namen nach, mein eigener Diener.

„Wir müssen", nahm ich den Faden wieder auf, „unsere Habseligkeiten in Sicherheit bringen. Am besten, wir laden alles auf meinen Wagen, nachdem ich meine Sachen, die ich brauche, an mich genommen habe, und dann bringen Ushak und Moturuk den Wagen und die Frauen dorthin!" Ich wies mit dem Stöckchen in meiner Hand auf die Skizze im Lehm. „Dort ist ein Haufen großer Steine, ein Ort, der leicht zu verteidigen sein sollte." Kurze, ganz kurze Zeit sollte der Stein sogar Energiewaffen standhalten.

Selbstverständlich hoffte ich, die Wahrheit dieser Überlegung nie in der Praxis bestätigt zu sehen. „Vetha kann Euch führen!"

Zweifel schlug mir entgegen. ‚Mann mit dem Schädelbrecher' kratzte sich hier, kratzte sich da, hustete, spuckte und fragte endlich „Dein Ernst, Atlan?" Ich tröstete Ushak und Moturuk, weil sie nicht mitkämpfen sollten, dann setzte ich an, Watta den Vorteil einer Rückzugsmöglichkeit zu erklären. In unerwarteter Weise bekam ich Unterstützung. „Macht, was das Weißhaar sagt!" Meine Hand fuhr zum Kopf, und Vetha lachte herzhaft. „Nicht dort! Wenn Du wieder als Schwarzhaar gehen möchtest, solltest Du alle Deine Haare färben!" So heiß, wie sich meine Ohren anfühlten, muss ich verdammt rot geworden sein, ein winziges Detail vergessen, hier ist es, Marie Anne. Von einer primitiven Barbarin in Sekunden durchschaut. „Wir haben alle das weiße Haar gesehen!" donnerte Watta lachend. „Und ich habe Dein Interesse durchaus wahrgenommen", schmunzelte Vetha. „Und alle haben gefeh'n, wie Du hin und wieder weg und wieder hin gefaut haft!" „Ja, kleiner Knabe mit großer Zahnlücke, auch das haben alle gesehen!" Vetha wuschelte das Haar des Kindes. „Auch wenn niemand versteht, warum er weggeschaut hat! Wo ihm doch offensichtlich gefallen hat." „Ihr wisst vom Haarefärben?" Ablenken, um jeden Preis ablenken. „Wir wissen, dass es Steine gibt, mit denen man zeichnen kann und andere, mit denen man färben kann. Aber warum färbst Du Dein weißes Haar? Hat Dich der Tagvater gesandt, um seine Feinde zu töten? Sind es die Dämonen, die Du zuerst täuschen musst?" „Ich hoffe, es gelingt mir bei ihnen besser als bei Euch!" knurrte ich, was wieder Lachsalven hervorrief. „Aber ja, mein weißes Haar könnte die Dämonen warnen, sie könnten erkennen, woher ich komme!"

*

Watta hatte die Tage davor die Behausung der Springer beobachtet, er hatte sich sogar in die erste Vorhalle gewagt, sich dort zu Boden geworfen und scheinbar in stiller Andacht verharrt, während seine scharfen Augen und seine Sinne alles aufnahmen. Dank seines guten Gedächtnisses konnte er mir ganz gute Bilder in den Boden ritzen und mir einen ausreichenden Überblick geben. Ich holte meine verpackte Ausrüstung aus dem Versteck, dann begann rings um uns das Verladen. Nur die Lederzelte sollten zurückbleiben, von einem schnellen Läufer sollte das Feuer am Brennen gehalten werden, bis es für ihn Zeit war, ebenfalls zu verschwinden.

Bedächtig zog ich den Raumanzug über und steckte meine Ausrüstung in die vorgesehenen Taschen, Scheiden und Futterale. Ich hatte mich entschlossen, den Kampfanzug anzulegen, wenn ich gesehen wurde, war es egal, ob ich mit Lendenschurz oder vollem Anzug den Thermoimpulsstrahler hielt, als Feind mit hochtechnisierten Waffen erkannt war ich jedenfalls. Warum also auf den Schutz verzichten. Sie hatten ja auch Schutzanzüge. Vor einem Angriff wollte ich noch ein wenig selbst spionieren, Kundschaften, Informationen besorgen. Watta hatte viel gesehen, einiges aber nicht interpretieren können, ein letzter Blick konnte also nicht schaden.

Vor dem Aufbruch kam Vetha noch einmal zu mir, trat hinter mich und legte ihre Arme um meine Brust. „Du kämpfst auch für meine Sippe, für die Freiheit Thubas.“ sagte sie knapp an meinem Rücken. „Wenn Du in Not bist, werde ich für Dich trommeln. Besiege und töte die bösen Dämonen und komm gesund zurück. Viel Glück!“ dann war auch sie unterwegs zu der ‚Steinfestung'. ‚Immer noch besser als ein Tritt zwischen die Beine‘ kommentierte der Extrasinn, und ich ergänzte ‚Beides probiert, kein Vergleich‘. Wir brachen auf, schlichen möglichst lautlos durch die Straßen und näherten uns

langsam bei fast totaler Dunkelheit dem ‚Haus der Götter'. Dort postierte ich die Bogenschützen und schwebte mit tiefschwarz gefärbtem Anzug in den Tempel. Ich hatte nur wenig Hoffnung, die Tür unauffällig öffnen zu können, aber sie sollten für den Fall der Fälle bereitstehen. Die minimale Ausstrahlung des Antigrav würde hoffentlich nicht auffallen, umso mehr, als hier noch andere moderne Energie verwendet wurde.

Über den Hof, links die Quartiere der Sklaven und Sklavinnen, rechts die weit geräumigeren Behausungen der Springer. Dort standen auch vor jeder der sechs Türen ein Tempelsklave, eine Kette um den Hals, einen Metallspeer in der Hand, es gäbe unbedingt ein lautes Klappern, wenn man sie betäubte. Links begnügten sich die Springer mit zwei Posten, die lange Stäbe mit gemeinen Stacheln und lange Lederpeitschen trugen. Damit, und mit starken Riegeln vor den Türen. Als reine Raumfahrer hatten die Springer auf Fenster verzichtet, die Luftzufuhr erfolgte durch Spalten über den Türen, mit Holz vergittert. Immerhin konnte man sehen, in welchem Raum sich ein Springer aufhielt – zumindest, bis er das Licht löschte. Die Wand mit den Türen zu den Sklavenquartieren war zwar nicht sehr, aber hell genug erleuchtet, um den Wachen ihre Arbeit zu ermöglichen. Sie, also die Mehandor, die Springer, hatten bereits Erfahrung in diesem Geschäft und wenige Fehler gemacht. Trotzdem, zumindest einen von diesen wenigen Fehlern musste ich unbedingt finden! Also schwebte ich lautlos über den Hof, von rechts klang leises Stöhnen und Wimmern, mein Zorn wurde geweckt, doch ich bezwang mich. Noch! Einatmen-ausatmen-einatmen… Dagor! Im Moment konnte ich noch nichts unternehmen, jetzt hieß es, eiskalt zu überlegen und zu handeln, nur keinen Fehler, es gab nur eine Chance. Alles musste sofort richtig gemacht werden.

Habe ich schon erwähnt, dass kein Schlachtplan den

ersten Feindkontakt übersteht? Ich erhielt den Beweis, als ich eben hinter dem Beiboot stand, zwei der Springer gingen von der anderen Seite genau darauf zu. Ich überlegte noch, sollte ich gleich angreifen, sofort das Feuer eröffnen? War ich bei einem Angriff, der von den anderen zwei Springern kam, in einer vorteilhaften Lage? Eigentlich aber hatte ich keine Auswahl, wollte ich das Glück nutzen und das Raumschiff entern. Hier bot sich – vielleicht – eine Gelegenheit, an Bord des Aufklärers zu kommen. Der Reflex zwang mich, noch ehe meine Überlegungen abgeschlossen waren, in ein offenes Mannluk und hinter die zweite Sitzreihe, in einen Ausrüstungsschrank. „Jetzt rege Dich nicht auf!“ erklang eine Stimme. „Du löst gefälligst Arfahr in der COV XXXII ab, der soll auch einmal auf seine Kosten kommen. Es werden schon genug Weiber übrigbleiben.“ „Warum kann ich nicht einfach zwei, drei mitnehmen ins Schiff?“ nörgelte eine andere Stimme. „Nein, bei der mit dem Tiefgekühlten! Dann wird wieder etwas übersehen, und der Patriarch … nein! Jetzt setz‘ Deinen faulen Arsch in Bewegung, Arfahr wartet.“ An den Geräuschen konnte ich hören, wie das Luk zu schwang, sich luftdicht versiegelte, das Summen des Gravitationsantriebes wurde lauter, dann setzte mit lautem Dröhnen das Triebwerk ein. Ich war unterwegs ins All, anders zwar, als ich es mir immer vorgestellt hatte, aber doch unterwegs! Nach 3000 Jahren. Mein Herz jubilierte, nur mit einer weiteren Dagorübung konnte ich mich bezähmen.

Ich wartete, bis die Geräuschkulisse mir einen linearen Anflug verriet. Jetzt war wohl die Zeit des Handelns gekommen, war das Boot einmal eingeschleust, kam es nur zu einem Pilotenwechsel. Natürlich hätte ich auf den ursprünglichen Plan zurückgreifen können, aber – so weit verstreut waren die Springer nie wieder, und da hätte ich auch sofort das Feuer eröffnen können, als ich die Beiden

das erste Mal gesehen hatte. Durch die rasch geöffnete Tür löste ich den scharf gebündelten Betäubungsstrahler – der sich damals noch nicht so breit fächern ließ wie jene, die Rhodan von Crest erhielt, ohne an Wirkung zu verlieren – aus, verließ mein Versteck und… nun, dieser Springer tötete unter Garantie keine jungen Mädchen mehr. Eigentlich würde er überhaupt niemanden mehr töten. Marie Anne, ich halte überhaupt nichts von der Todesstrafe, sie ist barbarisch und hat keinerlei nachgewiesene Wirkung. Aber ich habe keine Probleme, mir die Hände schmutzig zu machen, wenn es sein muss, direkt und sozusagen in flagranti, sozusagen eine erweiterte Verteidigung. Dieser Verbrecher und seine Kumpane hatten nichts besseres verdient, und ich sagte ja bereits, es wurde dort auf dem Vorplatz des Tempels zu etwas Persönlichem.

Das Boot näherte sich der offenen Schleuse, das Außenschott schloss sich, der Druckausgleich wurde vorgenommen, das Innenschott öffnete sich und der Springer Arfahr blickte in die Kammer. Er muss wohl Verdacht geschöpft haben, eventuell, nein sicher, mein Anzug war ja schwarz, die Springer trugen mattes grau. Er fuhr zusammen und sprang dann beiseite, ich schlug auf den Öffner für das Luk, hechtete aus dem Boot, rollte mich ab und in Deckung. Ein Thermostrahl donnerte in den Schleusenraum, ich erwiderte das Feuer, zwang den Springer in seine Deckung zurück. Stiefel knallten, eilige Schritte entfernten sich, ich sprang auf und lief hinterher. Energieschüsse blitzten, als ich auf Arfahr schoss, kamen aus seiner Richtung zurück. Der Adrenalinspiegel stieg immer höher. Das Gefecht verlagerte sich in Richtung des Kontollraumes, jetzt, jetzt musste der Springer ihn erreicht haben.

Da! Eine Roboterstimme begann rückwärts zu zählen. Ich sprang in Deckung. Rückwärts zählen? ‚Selbstzerstörungsanlage! Bombe! Gefahr!‘ brüllte der Extrasinn. Ich

fuhr herum und sprintete zurück in Richtung der Schleuse, hinter mir schlugen die Schotts in die Dichtungen. ‚Bei Deiner Fitness hast Du Glück, dass es nur ein kleines Boot ist!‘ tröstete der Extrasinn. Meine Lungen rasselten, mein Herz raste, die innersekretorischen Drüsen schütteten Endorphin, Adrenalin und was weiß ich noch aus, um mich am Laufen zu halten. Endlich! Ich erreichte die Schleuse, sprang in das Beiboot, schlug auf die Verschlusstaste, hieb den Button für die Startautomatik in den Sockel! ‚Die haben schon, was Du immer einbauen wolltest!‘ der Extrasinn erinnerte mich an Banalitäten. ‚Halt's Maul‘, knurrte ich mir zurück. Die Automatik pumpte die Luft ab, das Außenschott öffnete sich langsam. Viel zu langsam. Ich beschleunigte, das Boot schoss aus der Schleuse, um Haaresbreite entging ich einer Kollision mit dem Außenschott, dann beschleunigte ich stärker. Hinter mir erglühte das Schiff in atomarem Feuer, verging in einer lautlosen Detonation. Meine Fäuste trommelten auf das Armaturenbrett. Verdammt, verdammt, verdammt! So knapp und doch, vorbei, keine Chance mehr, kein Hyperantrieb. Warum hatte der Narr die Selbstvernichtung aktiviert? So aussichtslos war seine Lage noch lange nicht gewesen. ‚Totmannschalter' warf der Extrasinn in die Gedanken. Eine Möglichkeit, wenn ich ihn zufälligerweise final, also letal getroffen hatte! Wie auch immer, das Schiff war zerstört, ich blieb gestrandet.

Ich steuerte das Beiboot wieder Richtung Erde, bewunderte den Ausblick auf diesen blau schimmernden Ball. ‚Was treibt Dich nach 3000 Jahren so sehr nach Arkon?‘ fragte der Extrasinn. Ich zuckte gedanklich die Achseln. Ja, was? Eigentlich – nichts. Hatte ich hier nicht alles? War es nicht ein wunderschöner Planet? Weg mit dieser Spinnerei! Später hatte ich noch genug Zeit, jetzt einmal zurück! Vier Springer waren immerhin noch übrig. Dann,

überraschend, flogen Funken aus dem Armaturenbrett, Rauch kam aus den Lüftungsschlitzen. Ich drückte den Bug weiter nach unten und drehte den Prallschirm auf volle Leistung. Ich stürzte im freien Fall zu Erde, turnte zum Ausrüstungsschrank und hoffte, mich richtig zu erinnern. Mein vordringliches Problem war Sauerstoff, der allmählich knapp wurde. Ja, Raumanzug, sicher war mein Anzug als Raumanzug verwendbar, aber ohne Helm, in dieser Situation? Genau so viel wert, wie… gar nichts, Marie Anne, gar nichts.

Ja, im Spind war ein Springeranzug! Schnell schlüpfte ich hinein, gleich, so wie ich war, in voller Montur, zog den Magnetverschluss zu und knallte den Helm in die Dichtung und klappte die Sichtscheibe herunter. Die Luftversorgung sprang an, und endlich füllten sich meine Lungen wieder mit klarem, reinem Atemgas. Dass der Anzug im Inneren nicht nur müffelte, sondern ganz erbärmlich stank, konnte meine Dankbarkeit und mein Glücksgefühl nicht wirklich schmälern. Ein Dankgebet zu Hemutag entrang sich meinen Lippen, leises Trommeln erklang in meinen Ohren. Allmählich bremste der Luftwiderstand meinen rasenden Flug, ich hieb auf den Notöffner des Luks. Der Überdruck riss mich in die Atmosphäre, ich aktivierte das Flugaggregat des Anzuges. Dann schlug die Dunkelheit zu.

Wie lange ich schwerelos zwischen Himmel und Erde geschwebt hatte, kann ich nicht sagen, es war mir nie wichtig. Langsam, unendlich langsam krochen wieder Gedanken durch mein Hirn. Der Extrasinn tobte und brüllte ein ums andere mal: ‚wach auf, Atlan! Wach auf, ATLAN!‘ Über(?), unter(?) neben(?) allen anderen Geräuschen hörte ich das dumpfe Wummern von Trommeln, nein, nur von einer Trommel… BAMM bamm bamm bamm BAMM bamm bamm bamm… Ich versuchte mich zu orientieren, langsam fanden erste Lichtstrahlen ihren Weg bis in mein Gehirn, mit dem Erkennen des

Gesehenen haperte es allerdings noch sehr. BAMM bamm bamm bamm…. Wo war ich? Wo musste ich hin? Was war mit mir LOS? ‚Sauerstoffmangel, zu rascher Abfall von Adrenalin und anderen Stoffen, Zuckermangel… wo soll ich anfangen? Wo aufhören?' mein Extrasinn hielt eine lange Rede. Ich versuchte mich zu konzentrieren, es fiel mir schwer. BAMM bamm bamm bamm…. Funken stoben um mich herum, funkelten, tanzten, glitzerten. Funken oberhalb der Wolkendecke? Egal! Es war so schön. So wunderschön. Ich musste diesen Funken folgen, einfach immer der Funkenwolke nach… BAMM bamm bamm bamm … BAMM bamm bamm bamm …

„ATLAN! Dem Tagvater sei Dank, Du lebst noch!" Watta saß neben mir, ich lag in dicke Pelze gehüllt am Feuer bei den Steinen. „Was? Wo?" krächzte ich. Watta hob meinen Kopf, damit Vetha mir dicke Suppe einflossen konnte. Dankbar schluckte ich, während Watta erzählte.

„Du warst noch nicht lange in dem Haus, da erklang ein furchtbares Geräusch, ein Blitzen und Donnern hob an, ein Feuerschwanz raste in den Himmel. Aber, meine Männer und hielten aus, wir hatten von Dir noch kein Zeichen erhalten. Dann kam ein Bote von Vetha, uns zu holen. Als wir hierherkamen, saß sie am Feuer, trommelte und ‚Kleiner Knabe mit großer Zahnlücke' schlug ein ums andere Mal ins Feuer, dass die Funken stoben. Dann bist Du vom Himmel geschwebt, hast diese seltsame, sprechende Kugel vom Kopf gerissen und hast, Ata allein weiß wie, dieses seltsame graue und schwarze Leder vom Körper gezogen. Und dann bist Du auf die Nase gefallen, stocksteif einfach vorne über gekippt. Wir haben Dich ans Feuer auf unsere dicksten Felle gelegt, noch mehr Pelze darüber und gewartet. Ich habe schon gedacht, es wäre Dein Ende, aber Vetha hat immer gesagt ‚wartet'. Sie ist nicht von Deinem Lager gewichen, genau wie ich. Schau, der Tagvater erscheint!" Vetha entfaltete ihre Glieder. „Watta! Ushak! Helft

Atlan auf die Beine! Er braucht jetzt ein Bad im kalten Wasser.“ Sie schleppten mich ins Freie, die Zeremonie des Sonnenaufganges zu begehen, dann halfen sie mir in den Fluss. Ich tauchte unter, die Spinnweben, die mein Denken überlagert hatten, lösten sich auf. Ich hob den Kopf über Wasser, holte tief Luft und begann zu Schwimmen. Wir hatten noch eine schwere Aufgabe vor uns, Thuba war immer noch gefangen, aber ich war zuversichtlich. Und auch glücklich, einfach am Leben zu sein!

Ja, Marie Anne, das war mein erstes Scheitern auf dem Wege zurück zu den Sternen. Per aspera ad Astra würden die Römer einmal sagen, und sie wussten nicht, wie richtig dieser Spruch ist. Ja, ich habe viele und schwere taktische Fehler begangen. Ich war, bin Spacer, kein Marineinfanterist, ich war nicht ausgebildet in der Taktik der Kommandounternehmen. Die Nahkampfausbildung umfasste eben das nötigste, als Raumschiffoffizier ist man selten in persönliche Feuergefechte verwickelt. Mir fehlte sogar die ständige Berieselung durch Action-Filme, die Anfang des 21. Jahrhunderts schon Teenies in der Taktik der Elitetruppen schulte. Aber, ich würde es lernen müssen, Thuba wartete noch auf ihre Befreiung! Ach, die Funken? Keine Ahnung, aber John Glenn hat damals in seiner Mercury-Kapsel, der Friendship 7, etwas ähnliches beobachtet. Oder es war wirklich Sauerstoffmangel, Insulinmangel, zu schneller Abfall des Adrenalins. Was soll es sonst gewesen sein? Vethas Trommeln vielleicht? Nach dem Bad nahm ich mir die ‚sprechende Kugel‘ vor, den Helm. Und ich gab meine Tarnung auf, ich musste mich mit mehr als nur Wasser waschen, aber ich wollte als Arkonide in den Kampf gehen. Warum? Stolz! Eitelkeit! Ich wollte mich einfach nicht mehr verstecken!

*

„Arfahr! Urthor! Was ist los? Verdammt, kann denn keiner mehr ordentlich Meldung machen? Arfahr müsste doch schon längst zurück auf dem Planeten sein, was treiben die da oben?“ Dröhnendes Gelächter einer anderen Stimme. „Vielleicht wollten die Bubis einmal miteinander ein bisschen Spaß haben und sind danach eingeschlafen?“ „So wie Urthor hier unter den Weibern gehaust hat? Ich glaub’s nicht. Den hat man schon zur Arbeit von einer runterprügeln müssen! Da ist was im Busch, ich spür’s in den Knochen. Und dann ist gestern der Feuerschwanz durch die Atmosphäre gezogen. Was ist, wenn ein Meteoritenschwarm die CAV XXXII und das Beiboot getroffen hat?“ „Mal jetzt nicht den Tiefgekühlten Arsch an das Schott! Die CAV hat doch Ortungsgeräte, eine Meteorabwehr, sogar eine automatische, wenn die Wache verpennt! Oder mit etwas anderem beschäftigt ist.“ Bösartiges Lachen erklang. „Oder mit jemand anderem!“ „Verdammte Fäkalie! Was soll's denn sonst gewesen sein? Eine arkonidische Patrouillenflotte vielleicht?“ Beide brachen in schallendes Gelächter aus, das mich schmerzte. War es denn so unmöglich geworden, dass Arkon für Ruhe und Ordnung sorgte, war die stolze Flotte Arkons nur noch ein Witz für die anderen raumfahrenden Rassen? Die Händler hatten einen Überfall auf die zentrale Registratur erwähnt, hatte dieser die Arkoniden derart schwer getroffen, dass sie sich nicht mehr aus einem selbstgewählten Schneckenhaus wagten?

„Es muss einfach eine technische Panne sein! Aber welche? Hat Urthor vielleicht das Schiff während des Einschleusens gerammt! Dann müsste der Funk immer noch funktionieren!“ „Heilige Scheiße! Wenn wir nur nachsehen könnten!“ „Hat denn keiner an ein mobiles Hypercom gedacht?“ Meine Ohren wuchsen. Ein mobiles Hypercom?“ „Arfahr sollte die letzte Komponente mitbringen, dann hätten wir es aufbauen können!“ Kein mobiles Hypercom,

meine Ohren schrumpften wieder auf normale Größe. Aufschlussreiche Gespräche, die, nach einigem Warten und mit Pausen aus dem Helmlautsprecher tönten. Ich dolmetschte die Worte, damit auch Watta und Vetha ein Bild von der Lage bekamen. Vetha faszinierte mich immer mehr. Für die Verhältnisse ihrer Zeit hatte sie viel gelernt, aber der mangelnde Wissenstand der Menschheit bedingte doch ein gewisses Bildungsmanko. Trotzdem hatte sie überraschend schnell erkannt, dass etwas, das für den einen Menschen alltägliche Technik war, für den anderen wie Magie wirken kann, und über Magie wusste sie Bescheid. Zumindest nannte sie es Magie, ich dachte an eine vererbbare Mutation, die Hypnose und vielleicht auch Telepathie, unter Umständen leichte Psychokinese ins Spiel brachte. Aber sie hatte im Prinzip das dritte Clarkesche Gesetz bereits damals erkannt.

Hm? Die drei Clarkeschen Gesetze? Nach Arthur C. Clarke? Also, ‚1. Wenn ein alter Wissenschaftler sagt, etwas ist möglich, hat er wahrscheinlich recht, wenn er sagt, etwas sei unmöglich, sehr wahrscheinlich unrecht! 2. Der einzige Weg, die Grenzen des Möglichen zu finden, ist, ein klein wenig über diese hinaus ins Unmögliche vorzustoßen. 3. Fortgeschrittene Technik ist von Magie nicht zu unterscheiden.‘

Zurück zu Vetha. Ich hatte tatsächlich auch einige saublöde, völlig vertrottelte Telepathen und Psychokinetiker gesehen, selbst einige Mollusken auf Garbatha VI sind schwach hypnotisch begabt – und sind dümmer als ein Wartungsschott. Diese Schneckenartigen wurden von alternativen arkonidischen Ärzten gerne in der Medizin eingesetzt, um die Selbstheilungskräfte des Körpers zu stimulieren. Vetha aber war zu ihren Gaben auch noch mit einem wachen Geist, unbändiger Neugier und einem Körper, der eine Göttin neidisch machen könnte, gesegnet. Manchmal konnte ich meinen Blick kaum

von ihr wenden, was hielt mich ab, einfach… „Was machen wir jetzt, Atlan?“ Watta stieß auf, unterbrach meine wollüstigen Phantasien. „Wir können doch nicht ewig hier sitzen und warten.“

„Wir dringen, wenn die Lichter ziemlich ausgelöscht wurden, hier in den Innenhof, linker Hand – das ist die, in der Du den Bogen hältst – sind die Quartiere der Sklavinnen und Sklaven. Hier, zu der Hand, die die Sehne auszieht, ja, Watta, genau die!“ Schon wieder malträtierte der Mann meine arme Schulter und lachte donnernd. „Also, hier stehen sechs Wachen. Sie sehen einander, sie machen Lärm, wenn sie fallen. Zwei Gefahrenpunkte. Hier, rechts, stehen noch einmal zwei Posten. Die konzentrieren sich zwar auf die Sklavenquartiere, werden aber auch Alarm schlagen, wenn sie uns sehen! Wie kommen wir nahe genug, damit wie sie aus dem Wege räumen können?“ „Von oben, Atlan. Schau doch, sie stehen etwas vor dem Rand des Dachs. Und das Dach ist Holz, nicht Reet, wie Du es nennst. Also kein Schilf. Holz kann man doch begehen.“ Die Beobachtungsgabe eines primitiven Barbaren, gepaart mit Denkfähigkeit. Ich war immer wieder überrascht, obschon ich es eigentlich langsam besser wissen müsste! ‚Dumm ist, wer alles glaubt, dümmer noch, wer alles glaubt zu wissen!‘ Lergh, der Denker!

„Hm“, ich überlegte. „Ich könnte natürlich 16 von Euch einzeln auf das Dach tragen und über den Sklaven absetzen. Dann springt ihr gleichzeitig auf ein Zeichen. Einer hält den Speer aufrecht, der andere schlägt zu. Könnte funktionieren. KÖNNTE!“ dämpfte ich den Jubel. „Wenn ihr es schafft, halbwegs gleichzeitig zu springen!“ Hemutag, was gäbe ich für einen Zug Marines! Ausgebildet und bewaffnet, bitte! Sie wissen schon, ‚semper fi', ‚facit omnia volutas' ‚numquam retro' und all das Zeug, das aus normalen Männern furchtlose Idio.. Helden machen soll. „Wo wirst Du stehen, Diener des

Tagvaters?“ Auch Vetha beugte sich über die Skizze, die wir rasch in den Lehm des Bodens geritzt hatten. „Hier, wo ich die Türen der Spr..., der Dämonen im Auge behalten kann. Ich habe hier eine Waffe wie die der Dämonen.“ Ich hielt den beidhändigen Impulsstrahler hoch.“ Guhmur legte seine rechte Hand auf seine linke Schulter, dann streckte er sie aus. „Darf ich den Strahl des Ata einmal berühren?“ Warum eigentlich…, warum eigentlich nicht? „Vetha, Watta, Guhmur, kommt einmal mit.“

Mit dem Flugaggregat des meines Anzuges konnte ich ohne Problem eine zweite Person bewegen, also brachte ich die drei Menschen etwa eine Flugstunde nach Norden, wo wir von der Stadt nicht mehr gesehen werden konnten, nahm meine Gürtelwaffe und die es Springers. Erstere drückte ich Guhmur in die Hand, die andere Watta, selbst der kräftige Mann staunte über das Gewicht der Waffe. Die Anordnung der Bedienelemente unterschied sich, wie auch bei dem Beiboot, in keiner Weise von alten arkonidischen. Warum auch? Sowohl die Elemente der Waffen als auch des Bootes waren logisch aufgebaut, also, wenn der Besitzer so ähnlich ist gebaut wie der Erfinder, warum sollte der Aufbau stark geändert werden. Die Springer zogen wuchtige Schalter und Tasten vor, arkonidische waren graziler, aber der grundlegende Aufbau? Kein auffallender Unterschied, mit einer Ausnahme. Springerwaffen waren einiges schwerer. Hoffentlich nicht um genau so viel stärker.

Sie bemerken, worauf ich hinauswill, Marie Anne? Vetha musste zwar einiges an Überzeugungsarbeit leisten, letztendlich verstanden sie aber die Bedienung der Waffen und probierten sie mit Vergnügen aus. „Warum, Atlan, fliegen wir nicht einfach hin und verbrennen die Wachen und die Dämonen?“ Guhmur hatte eine Idee, die ich auch schon hatte – und verwarf. Ich erklärte es ihm. „Es wäre eine gute Idee, wenn die Dämonen in

der Nacht allein wären! Aber sie haben immer, oder fast immer, einige Sklavinnen bei sich. Du verstehst? Sie könnten die Frauen töten!“ „Und? Irgendwann müssen wir alle sterben!“ „Und wenn es Thuba ist!“ brüllte Watta aufgebracht. Guhmur schrak zurück, legte seine Rechte auf die Schulter. „Verzeih, Watta, ich wollte nicht… ich wollte nur…“ der Sippenälteste donnerte seine Hand auf Guhmurs Schulter. Er liebte es, das zu tun, egal, bei welchem Mann! „Schon gut! Aber sag so etwas nie wieder! Nicht, wenn's um Thuba geht!“

„Also, kleine Änderung des Planes. Guhmur und Watta postieren sich hier und hier. Wenn die Wachen fallen – wenn möglich, tötet sie nicht, aber sie müssen schweigen – springen wir hinunter und stürmen die Zimmer, aus denen Licht scheint. Oder aus denen wir etwas hören. Ihr wisst, wie man zielt und schießt – versucht, den Rotbart in dem Zimmer zu treffen!“ Watta schlug mit der Faust auf den Boden. „Ich will hoffen, Guhmur kann ein Weib von einem Mann unterscheiden! Schießen hat er gelernt, hoffentlich trifft er!“ Diesmal schlug einmal ich ihm die Rechte auf die Schulter. „Ich hoffe, Du beherzigst Deinen eigenen Rat, Watta. Kannst Du Mann und Frau unterscheiden?“ Er lachte donnernd, ebenso donnernd verließ eine Flatulenz seinen Darm. Diese Leute taten sich in dieser Hinsicht keinerlei Zwang an, Männer und Frauen. Auch Vetha donnerte einfach drauf los, wenn ihr danach war. Nun, ländlich – sittlich, also entspannte ich mich. „Gehen wir!“ ich erhob mich, die anderen Männer taten es mir gleich. „Ich werde meine Trommeln bereithalten!“ versprach Vetha.

Einzeln trug ich mit dem Transportanzug die Männer auf ihre Posten, wir beobachteten noch eine Zeitlang das Geschehen im Hof. Ich konnte mein Glück kaum glauben, zwei der Springer schickten ihre Mädchen wieder in die Sklavenquartiere, sie wollten scheinbar allein schlafen. Was war mit dem Dritten? Aus

dem drangen die Stimmen zweier Männer. Relativ ebenbürtiger Männer! War der vierte Springer vielleicht mit einem Fluganzug von den Mienen Anatoliens gekommen? Konnte ein einzelner Arkonide so viel Glück haben? Ich verrate Ihnen etwas, Marie Anne. Die ersten Wachphasen überlebte ich ausschließlich durch eine Riesenportion Glück. Wenn ich früher mit einer solchen Situation konfrontiert wurde, rief ich über Sprechverbindung den zuständigen Infanterieoffizier und sagte: ‚Major, stellen Sie ein Team zusammen, ich möchte die verdammten Geiseln so unbeschadet wie möglich befreit sehen. Leisten Sie gute Arbeit im Namen des Imperators!' Dann lehnte ich mich einfach zurück und wartete auf die Vollzugsmeldung. Dieses Mal würde ich keine Ausführung gemeldet bekommen, außer ich rapportierte mir selber. Ich tauschte mit Watta den Platz, wollte das Zimmer mit den zwei Springern selbst übernehmen.

Der Teil mit dem Springen und Ausschalten der Wachposten gelang überraschend gut. Ich hatte mit einem kleinen Lämpchen drei mal geblinkt, die sechzehn Mann waren ziemlich gleichzeitig gesprungen. Jeder hatte gewusst, was er zu tun hatte, außer einigen leisen Seufzern war nichts zu hören. Wir mit den Energiewaffen warteten noch kurz, die Türen der bewohnten Quartiere im Visier. Nichts, Ruhe, keine Bewegung. Das Murmeln des Gesprächs im Zimmer ganz rechts, lautes Schnarchen aus dem linken, Stille in der Mitte. Dann sprangen Watta und Guhmur, ich schwebte hinunter und wir huschten vor unsere Ziele. Ich hob die Linke, die rechte Hand umklammerte den Griff mit dem Abzug. Ich zeigte fünf, vier, drei, zwei, einen Finger, die Hand fuhr herab, wir stürmten in die Zimmer. Links von mir röhrten zwei Energiewaffen auf, vor mir flog ein Springer herum und griff zum Gürtel. Doch nur ein Mann, mein Laservisier zeichnete einen roten Punkt auf die

Stirn des Springers, während in seinem Bett eine Frau laut schrie. Ich erschoss den Piraten, denn etwas anderes war er ja doch nicht, und suchte den Raum nach weiteren Feinden ab. Doch außer einer Sklavin, die man auf eine Weise gefesselt hatte, dass es extrem schmerzhaft sein musste, war niemand im Raum. ‚Sie mögen es, wenn jemand leidet.' erinnerte mich mein Extrasinn. Nun, auf diesen hatte es zugetroffen, Hämatome können Romane erzählen. Romane, die ich eigentlich nicht lesen wollte, die aber leider nicht zu übersehen waren. Immer noch klang die Stimme des letzten der galaktischen Händler aus – dem Funkgerät. „Gatschar! Was ist los bei Euch? Was waren das für Schüsse?"

Es war unnötig, noch harmlose Erklärungen geben zu wollen, oder ganz zu schweigen. Die Händler waren skrupellose Verbrecher und gemeine Sadisten, aber sie waren nicht dumm, er würde schnell einige richtige Schlüsse ziehen können, oder doch zumindest nicht weit von der Wahrheit entfernt. Also ging ich zum Gerät. „Ich habe Dich und Deine Kumpane wegen Eurer Morde und Grausamkeiten zum Tod verurteilt", sagte ich in das Mikrophon. „Du bist der Letzte, und ich werde Dich bekommen, sadistischer Mörder!" Es entstand eine kurze Pause, dann fragte die Stimme. „Wer zur Herrin mit dem Tiefgekühlten spricht da?" „Die Stimme Arkons!" sagte ich ruhig. Zorniges Gelächter war die Antwort. „Ich komm und hol mir Deinen Arsch, Milchbübchen! Warte, wenn Du Mut hast." „Ich warte!" sagte ich nur, mit eiskalter Stimme, mein Schuss zerstörte das Gerät. „WATTA!" brüllte ich. „Nimm alle und bringe sie zur Steinfestung. Vetha wird wissen, wie sie mit wem zu verfahren hat, ich vertraue ihr. Der letzte Dämon kommt, und er ist gewarnt. Wenn ihr nicht schnell geht, seid ihr tot." Watta kam gelaufen und zog seine Schwester am Arm mit sich. „Atlan! Schau! Ich habe Thuba gefunden!" „Wie schön," ich brüllte aufgeregt. „und

jetzt setzt gefälligst Eure lahmem Hintern in Bewegung. Schnell!"

Ich sah mich rasch um, wo sollte ich meine Vorbereitungen treffen? Mein Extrasinn begann sofort mit der Planung, der Händler schien einen großen Auftritt zu lieben, wie eigentlich alle Springer, die hier gelandet waren. Endlich entschied ich mich für den Hof, wo gestern noch – unendlich lange, und doch nur 24 Stunden – das Landungsboot gestanden hatte. Dann tippte ich auf der Steuerungsmanschette des Anzuges einige Befehle für die als Vogel getarnte Drohne, vor allem sollte sie mich warnen, wenn Nummer Sechs – ich kannte seinen Namen nicht, er war mir auch ziemlich egal – in die Nähe kam. Ein Fluganzug sollte doch zu orten sein, wenn weit und breit keine andere Energiequelle in Aktion war. Weitere Befehle, ein ganzer Katalog. Dann wartete ich. Die Entfernung war nicht sonderlich groß, zwei, drei Stunden, vielleicht vier. Ja, ich habe übertrieben, als ich Watta und seine Sippe wegschickte. Ich wollte sie aus dem Weg haben, sie hatten Gefangene und – sicher etwas geschwächte – befreite Mädchen bei sich. Langsames Fortkommen, sie sollten aber schon bei Vetha sein, wenn der Showdown begann!

Als ich mit allem fertig war, wartete ich unter dem Dachvorsprung vor den Herrschaftsquartieren. Trank eine Menge Wasser, zwang ein Fladenbrot hinunter, um nicht unterzuckert zu sein. Ein leiser Impuls der Drohne. Geortet, er kam, ich hörte ein leises Rauschen, als der Vogel in Position ging. Grelles Licht erhellte den Tempel. „Komm raus zum spielen, kleines Mädchen! Jetzt sollst Du die Macht der Springer kennen lernen. Bereite Dich schon mal auf extreme Schmerzen vor!" Wieder dieses zornige Lachen. „Ich steh' ja eigentlich auf Weiber, aber bei Dir mach ich mal eine Ausnahme! Arkoniden sind sowieso alles halbe Mädels!"

Eine riesige hellgraue Gestalt landete im Bootshof,

warf den Helm beiseite und schüttelte das lange, rote Haar. „Wo bist Du, Angst vor einem Mann?“ Langsam trat ich aus dem Schatten. „Einem ganz starken Mann, der sich an wehrlosen kleinen Mädchen vergeht? Kaum!“ stichelte ich. „Einem Feigling, der sich nicht an Männer wagt? Bestimmt nicht!“ Wieder donnerte sein zorniges Lachen über den Hof. „Hier sind wir Götter, Du kleiner Arsch! Hörst Du, Götter!“ er ging auf mich zu. Ein Schritt, zwei Schritte, drei Schritte, jetzt, jetzt war er richtig. Ich hob den Arm, die Drohne simulierte einen Angriffsflug. Er blieb stehen, lachte grollend, hob die Waffe, um die Drohne zu vernichten. „Keine Götter!“ rief ich. „Ihr habt Dämonen gespielt!“ Ich drückte auf den Knopf der Fernbedienung in meiner Hand. Genau unter Nummer Sechs detonierten drei Schockgranaten, rissen den Schutzschirm auf und schleuderten den Springer beiseite. Die Mündung meiner Waffe folgte ihm, röhrte kurz auf, zerstörte das Schirmaggregat völlig. Pech gehabt, ich hatte ein wenig höher gezielt, um ihn sofort zu töten, aber er lebte noch. Die Vernichtung des Generators hatte ihn tödlich und überaus schmerzhaft verwundet, aber er konnte noch reden. „Götter waren wir, sind wir!“ Ich ging zu ihm hin und hielt meine Gürtelwaffe auf seinen Kopf gerichtet. „Nichts seid Ihr! Nicht einmal Barbaren. Ihr seid weniger als nichts!“ Der Schuss brach, ich hatte ihn von seinen Schmerzen erlöst. Bleierne Müdigkeit schlug zu wie ein Schädelbrecher, wie es natürlich ist, wenn die Hochspannung verfliegt, das System des Körpers die Produktion von Hormonen und anderen körpereigenen Aufputschern plötzlich einstellt. Ich riss mich zusammen, es gab noch zu tun. Technik einsammeln, vernichten. Keine Hochenergiewaffen und -geräte sollten in die Hände unwissender Barbaren fallen. Dann flog ich zum Lager, beruhigte die Freunde über meinen Zustand und kroch erst einmal auf mein Lager,

ich musste ein klein wenig schlafen.

Die Morgenzeremonie weckte einen halbwegs zufriedenen Arkoniden. Ich hatte zwar keinen Flug nach Hause bekommen, dafür aber Zweifel an meinem Wunsch danach. Ganz toll! Dafür hatte ich eine Bedrohung für meine Nachkommenschaft abgewandt – wie gering die Verwandtschaft mittlerweile auch sein mochte. Vetha könnte von mir abstammen, Watta, alle hier, aber was spielte das nach 5000 Jahren noch für eine Rolle? Einerseits, genetisch, keine besondere, andererseits waren alle Menschen meine Kinder, die ich beschützen musste. War es dann nicht Inzest, wenn ich mit einer der ihren schlafen wollte? Ach was, das morgendliche Bad wartete, danach musste über die Tempeldiener ein Beschluss gefasst werden. Und die Dienerinnen. Es gab und wird immer Opportunisten geben, die mit ihren Sklavenhaltern kollabieren, Frauen ebenso wie Männer. Im 20. Jahrhundert sollte man das Stockholm – Syndrom nennen, ein prominentes Opfer war Patty Hearst, die gemeinsam mit ihren Entführern eine Bank überfiel. Mit einer geladenen Waffe in der Hand. Also wurden die Befreiten befragt, die Kollaborateure ausgemustert. Watta und die anderen Mitglieder seines Stammes waren für eine endgültige Lösung, ich wollte sie vom Gegenteil überzeugen. Während wir noch diskutierten, schlug Guhmur auf Befehl Vethas den ausgewählten Gefangenen die Schädel ein. „Die haben auch Spaß am Quälen gehabt.“ rechtfertigte Vetha ihren Auftrag. „Sie haben Thuba zumindest geschlagen, wenn nicht schlimmeres. Und die hätten den Tempel übernommen und einfach weiter gemacht. Vielleicht hätten sie die Opfer erwürgt oder erschlagen, aber DIE hätten sich weiter als Priester und Herren aufgespielt!“ Habe ich schon erwähnt, dass mich Vethas Verstand faszinierte?

Natürlich hatte sie recht, Marie Anne, aber soll ich ihnen etwas sagen? Der ‚König‘ dieses Haufens von

Hütten beschloss, die Muttergöttin endgültig abzuschaffen und stattdessen vier große Götter zu verehren. Eine Göttin wurde weit unten in der göttlichen Hierarchie eingebaut. Und es sollte natürlich weiter geopfert werden. Vier mal im Jahr! Und keine Männer mehr, davor hatte das verdammte Schwein – ich bitte die allesfressenden Paarhufer um Entschuldigung – wahrscheinlich zu große Angst. Diese ‚präventive Hinrichtung' hielt also Menschen nicht von dem grausamen Ritual ab. Ich persönlich glaube, es sind alle Götter gute Götter, die als einziges Opfer gute und liebevolle Gedanken verlangen. Und die allerbesten sind jene, für die die schönsten Opfer aus nachdenken und überlegen mit den liebevollen Gedanken vereint bestehen. Solchen Göttern gerecht zu werden ist keine Schande! Wenn man denn Götter haben will.

Ich gestehe, die Hinrichtungen hatten mich etwas erschreckt, mehr noch als die Furzerei und die Rülpserei, aber ich durfte wohl bei allem nicht vergessen, diese Menschen kamen aus einer brutalen und harten Welt, sie waren brutal und hart. Gegen sich, gegen andere. Sie konnten wie große Kinder sein, aber wenn es gegen einen – oder eine – der ihren ging, auch kompromiss- und gnadenlos. Kinder ihrer Zeit eben. Wir standen noch zusammen und besprachen die letzten Ereignisse, Thuba gesellte sich zu uns, Watta stellte mich mit überschwänglichen Worten vor: „Das ist das Weißhaar, dem Du Deine Freiheit verdankst, Thuba! Ohne ihn wärst Du gefangen geblieben, und vielleicht die Sippe schon ausgelöscht. Sogar Vetha hat ihm vertraut! Er ist ein verdammt guter Mann." Thuba stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste meine Wange, eine durchaus angenehme Erfahrung. Wenn ich von einem jungen, aber voll erblühten Mädchen mit durchaus beachtlichen, trotz des Lederhemds bemerkbaren Brüsten geküsst werde, ist mir das jedenfalls lieber als vieles andere. Ich horchte in mich

hinein. Nichts regte sich. Was zum Tiefgekühlten war mit mir los? Eine schöne Frau, nichts regte sich? Hallo! ‚Du wirst doch nicht alt werden, Arkonide?' der Extrasinn zeigte sich ebenso besorgt. ‚Oder hat der Sauerstoffmangel doch schlimmere Nachwirkungen?' Watta hieb mir wieder einmal die Rechte auf die Schulter, rülpste anhaltend, ehe er zu mir sagte: „Mach Thuba doch schon glücklich, Dummkopf. Sie strahlt Dich schon genug an, bist Du blind?" Danach ging er lachend zu seinem Zelt, Thuba schritt auf das meine zu. Vetha stieß mir ihren Ellenbogen in die Seite. „Dein Freund hat recht, worauf wartest Du noch. Du darfst, es ist erlaubt!" Damit ging auch sie davon, leise eine einfache Melodie summend. Irgendwo hin, ich sah zu meinem Zelt. Thuba kroch auf allen Vieren durch die niedrige Öffnung, die als Einstieg diente, ihr Lendentuch verrutschte dabei ein wenig. Plötzlich hatte ich es mehr als eilig, ihr zu folgen. Sie wissen ja, Marie Anne, ein alter Pennälerspruch sagt: ‚inter pedes virginis beatitudo viri autem esse.. Also, auf ‚virgo' bestand und bestehe ich nicht, es darf auch gerne ‚mulier' sein. Sie haben doch Latein gelernt.

Ein neuer Morgen dämmerte herauf und fand einen etwas erschöpften, aber rundum zufriedenen Atlan, mit einem dunklen Wuschelkopf auf seiner Schulter, sanfte und doch feste Rundungen, die sich an ihn schmiegten – das Leben war doch verdammt schön. Draußen erklang Vethas Stimme, zu bald, viel zu bald. Thuba erwachte und zog mich mit sich ins Freie, wo wir den Tagvater und die Sippe begrüßten, um danach zum Fluss zu gehen. Jeder lächelte mich freundlich an, legte mir die Hand auf die Schulter, viele Frauen küssten mich auf die Wange. Ich hatte die Schwester des obersten Chefs befreit, man zeigte seine Dankbarkeit, ich war einer von ihnen.

Nach dem Bad besuchte ich Vetha und bat auch Watta

dazu. Wir hatten noch einiges zu besprechen, meine Idee, die armen befreiten Sklavinnen mit dem Stamm leben zu lassen, ihnen vielleicht auch Männer zu geben, fand guten Anklang. Es gab ohnehin immer zu wenige fruchtbare Frauen, in einigen Monaten könnte es einige rothaarige Kinder geben, nun, es würde niemand stören. Die noch lebenden Tempelsklaven sollten frei gelassen werden, womit der Stamm durchaus einverstanden war. Weniger Anklang fand meine Idee, auch die anatolischen Bergwerksklaven zu befreien. Sie waren kein Teil von Wattas Sippe, sogar Vetha zeigte sich nicht begeistert. Nun, mit ein paar Barbaren würde ich schon allein fertig werden, für mich stand fest, dass ich nicht auf halbem Weg stehen bleiben durfte. Die Idee, Pferde nicht nur zu jagen, wurde mit einem gewissen Widerstreben aufgenommen, die Idee schien zu fremdartig, zu revolutionär, aber hier war es wieder Vetha, die mir half, ihrem Stamm eine neue Idee schmackhaft zu machen. Besonders als sie sagte: „Stellt Euch vor, nie wieder Stunden mit den schweren Lasten auf den Schultern. Und wir könnten viel weiterwandern!“ war ein wenig das Eis gebrochen.

Am nächsten Morgen holte ich also mit der Fernsteuerung den Gleiter zu mir und legte meine Ausrüstung an. Anzug, Waffen, das ganze Equipment eben. Thuba stand, etwas schmollend neben mir. „Ich verstehe nicht, warum Dir die Leute wichtiger sind als ich!“ Ich zog sie an mich. „Es könnte dort noch Waffen und Geräte der Dämonen geben, die nicht für Menschenhand gedacht sind!“ ich machte es mir einfach. „Ata hat mir befohlen, sie zu holen!“ Na ja, ganz gelogen war das ja nicht einmal. Thuba nickte, machte sich frei. „Jetzt verstehe ich!“ damit kroch sie aus dem Zelt. Beherrschung, Atlan, Beherrschung. Nicht jetzt, statt sie wieder zurückzuziehen, folgte ich ihr. Der Gleiter war in der Nähe gelandet, ich arbeitete kurz die Checklisten ab, Watta kam mit

Guhmur. „Ist das da Atas Himmelswagen?“ Ich nickte. „Du fliegst dorthin, wo noch Gefangene der Dämonen sind?“ Wieder ein Nicken. „Wenn es für Dich so wichtig ist, wir kommen mit, wenn Du uns brauchen kannst!“ Ich hielt ihm die Hände entgegen. „Danke!“ sagte ich nur, und Watta nickte. „Thuba hat gesagt, Du musst die Donneräxte der Dämonen zerstören, damit sie kein Unheil anrichten können. Du bist unser Freund, wir helfen Dir.“ Er und Guhmur grinsten plötzlich. „Außerdem kann es nicht schaden, beim Tagvater etwas Tauschware für später zu sammeln! Lass‘ uns gehen.“ Innerlich lächelnd öffnete ich die Tür. „Setzt Euch, und habt keine Angst!“ „Wir haben keine Angst!“ beinahe im Chor gesprochen.

Langsam ließ ich den Gleiter steigen, Watta und sein Freund wurden etwas bleich, blieben aber durchaus beherrscht. „Ist das Mironikilur?“ Watta deutete schräg nach unten. „Und dort, das ist die ‚Festung der Felsen!‘ Und dort – oh! So viel Wasser! Atlan! Schau nur, man sieht gar kein Land mehr! Atlan! Das ist groß, das ist riesig! Ist das… sehe ich die Welt, wie sie ein Vogel sieht?“ Der Mann war völlig aus dem Häuschen. Hm, ich glaubte, nein, ich war sicher. Ich musste die Lüftung höherstellen und die Luft gut filtern. Und bei Gelegenheit gründlich durchlüften!

„Dort!“ Watta hatte eine Spur entdeckt, ich landete und betrachtete sie näher. Tief war hier der Boden eingedrückt, als hätte man noch vor kurzem schwere Lasten auf Rollen bewegt. Ich brachte den Gleiter auf Höhe, entfernte mich, der Spur folgend, wieder etwas von den Bergen. Ja, wie soll ich beschreiben, was wir zu sehen bekamen. Lange Stangenhölzer, verbunden mit grob zugehackten Brettern, darauf verteilt die Ladung. Sklaven trugen Walzen von hinten nach vorne, legten sie vor das ‚Floss‘, andere Männer zogen es wieder ein Stück weiter, die nächste Walze und so weiter ad infinitum. Nun – nicht ganz

infinitum, wir machten ein Ende. Als der Gleiter erschien, legten die Treiber die Peitschen und Knüppel auf den Boden und knieten hin, während sich alle anderen auf den Bauch legten, wir konnten die Striemen der Schläge, neue und zum Teil verheilte, nur zu deutlich sehen. Ich war wütend. Wütend auf die Springer, aber auch auf die Menschen, die dort standen und den Fremden halfen, ihre eigenen Brüder zu versklaven, zu unterdrücken, auszubeuten und zu quälen!

Ein weiter Weg vom stolzen, arkonidischen Adeligen zum Verteidiger von Menschenrechten, dazu noch von Barbaren? Vielleicht. Ein Widerspruch? Wahrscheinlich. ‚Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust' lässt Goethe im ersten Teil den Doktor Faust klagen. Nur? Glücklicher Heinrich Faust! Aber keiner meiner vielen Seelen kann Grausamkeit goutieren. Vielleicht muss man Wenige im Kampf für das Überleben Vieler opfern, aber die Lust am Leid meiner Mitgeschöpfe ist eine psychische Krankheit. Den Springer im Beiboot? Marie Anne, George Bernard Shaw lässt in seinem ‚Cäsar und Cleopatra' den Rufio fragen: ‚Cäsar, wenn Du einem Löwen gegenüberstehst, der Dich fressen will, hasst Du ihn? Möchtest Du ihn bestrafen, quälen, nur weil er Dich fressen will, wie seine Natur es ihm befiehlt? Nein? Was willst Du tun?' Und Cäsar antwortet. ‚Ihn töten, so schnell es mir möglich ist, kalten Herzens, ohne Hass und ohne Rache. Aber töten muss ich ihn, auf dass er nicht mich und andere töte'. Das war's, warum ich den Springer tötete. ‚Kalten Herzens, ohne Hass und Rache!' Na ja, ein wenig vielleicht doch. Gut, eine Menge Wut! Aber schnell und schmerzlos, wie alle anderen.

Ich landete und wir schritten auf das Floss zu. Rico hatte mir auf meinen Befehl – ‚eitel, allzu eitel' (Shakespeare) – die mattschwarze Galauniform eines Admirals mit der Gonozal-Sonne auf der Brust per Drohne

gesandt, die ich nun trug, auf die Barbaren musste ich mit dem ganzen Goldgewürm auf der Schulter und dem restlichen glänzenden Schnickschnack wie ein Gott gewirkt haben. Watta hatte große Augen gemacht, und mir dann – ja, schon wieder, schon mehrfach erwähnt, seine Pranke auf die Schulter gehauen. „Atlan, wenn ich Dich jetzt erst kennen lernen würde, ich würde selbst an Deine Göttlichkeit glauben! Aber ein Gott isst nicht, geht nicht hinter einen Busch einen Haufen machen und Thuba spricht von guter, aber nicht göttlicher Bestückung!“ Oh, Hemutag! Offene Worte, war mein Sexualleben schon Ortsgespräch? „Na, ja, das mit den Mädchen und der Bestückung, vielleicht verkleidet sich ein Gott! Aber so schön, wie Du auf die Nase gefallen bist…“ „Schon gut, schon gut, machen wir weiter!“

Also, wir gingen auf die Menschen zu, die Treiber nahmen ihre Waffen und Geräte wieder auf, warteten demütig, aber doch misstrauisch. „Herr, Du bist so anders als unsere Götter! Und doch kommst auch Du vom Himmel, so musst Du einer der Ihren sein!“ Watta pflanzte sich vor dem Sprecher auf. „Elender! In den Staub mit Euch allen vor dem Tagvater! Seht ihr nicht sein Zeichen auf der Brust? Er ist gekommen, um zu strafen die Bösen und lohnen die Gerechten! Gepriesen sei Ata!“ tatsächlich lagen auch schon die Kollaborateure mit dem Gesicht im Staub, Watta blinzelte mir zu und begann, mit Guhmur die Waffen und Peitschen einzusammeln. Ich aktivierte mein Kehlkopfmikrophon und die Mikro-Sen-surround-Anlage in meinem Anzug. Meine Stimme wurde verzerrungsfrei um ein Vielfaches verstärkt, Infraschalltöne machten meine Worte umso eindringlicher. „Ich bin Ata, der Tagvater! Ich habe getötet die bösen Dämonen und gebrochen ihre Herrschaft! Ich habe zerstampft die falschen Götzen und verstreut ihr Gebein! Wen sie versklavten, ist frei, wen sie erhöhten, ist es nicht mehr! Ihr alle sollt gleich an Rechten und

Freiheit sein! Erhebt Euch aus dem Staub und handelt nach Gutdünken!“ Wir vom Fluss stiegen wieder in meinen Gleiter, das Letzte, das wir sahen, war ein sich zusammenziehender Ring von Menschen, die Treiber im Zentrum. Ja, Marie Anne, ich kann auch fies sein. Ich glaube nicht, dass von den Dienern der Springer einer am Leben blieb. Sonderlich gestört hat es mich nicht. Sie wurden von denen gerichtet, denen sie Schmerz und Qual bereiteten. Warum sollte ich etwas dagegen haben? Es war ihre Entscheidung, hart zu den Arbeitern zu sein, nun, alles bekommt man irgendwann zurück. Auch ich …

Wir folgten der Spur rückwärts bis zur leeren Miene. Alles war verlassen, der letzte Springer hatte alle hochtechnisierten Geräte mit sich genommen, nur noch zerbrochene Steine und viele, viel zu viele flache Gräber zeugten noch von der Gier der Menschen, außerirdischer und erdgeborener, nach Gold und Macht. Wir drehten ab und flogen nach Hause. Zu Thuba.

*

Ich verbrachte einige Tage in den Umarmungen Thubas, so wie auch Watta wieder vermehrt die Nähe Buans suchte und Guhmur sich mit einer der befreiten Sklavinnen zusammen raufte. Marie Anne, glücklicherweise hatten diese Menschen in vielerlei Hinsicht ein entspanntes Naturell. Thuba und die anderen befreiten Tempelmädchen hatten die Demütigungen, die Vergewaltigungen als das genommen, was es war! Nämlich als Gewalt, nicht als Sexualität. Zum Glück, denn so konnten sie danach ein normales Familienleben führen. Sicher schraken alle immer wieder einmal aus Alpträumen auf, aber es war die Angst vor Gewalt, die sie bekämpfen mussten, nicht die Angst vor der intimen Berührung eines Mannes an sich. Nun, irgendwie hat sicher auch Vetha mitgeholfen. Ganz sicher sogar!

Guhmur wurde immer wieder von seinen Freunden (tolle Freunde, aber manche

Männer waren immer, sind heute noch so, und ich fürchte, sie werden immer so bleiben) aufgezogen, einen rothaarigen Erstgeborenen großziehen zu müssen, ein Schicksal, das er mit einigen anderen teilen würde. Zum Glück war Guhmur ein starker Charakter, der, wenn auch nicht physisch, so doch im Gedanken, diesen Männern den ‚digitus impuducus' zeigte. „Was schert es mich, welche Haarfarbe das Kind bekommt. Ich werde mit Hilfe von Ata, Ba und Vetha schon den Dämonen aus dem Kind treiben, falls er zum Vorschein kommt und böse Dinge tut. Wenn nicht – der Stamm kann starke Männer brauchen! Lasten trägt man jedenfalls nicht mit dem Haar!" ‚Ein weiser Mann, klüger als das Maß seiner Jahre vermuteten lässt!' Shakespeare.

‚Doch auch der schönste Müßiggang muss sein Ende finden', eine arkonidische Weisheit, heute vergessen. Ewig konnte der Stamm nicht von seinen Vorräten leben, außerdem war da auch noch die Sache mit der Domestizierung der Pferde und, so welche zu finden waren, von Wölfen, hier war noch etwas mehr Geduld und Überredungskunst nötig. Auf Arkon hatten wir allerdings mit gezähmten Kleinraubtieren für die Jagd ganz gute Erfahrungen gemacht, und Wölfe boten sich von der Größe an, also gab ich mein Bestes, die Sippe von den Vorteilen einer solchen Partnerschaft zu überzeugen. Die soziale Interaktion eines Rudeltiers sollte bei dieser Spezies überdies helfen, sie zu zähmen. Wenn ein Wolf den Mensch als Rudelführer anerkannte, müsste er auch gehorchen. Eine einfache Theorie, in der Galaxis oft genug bewährt. Also suchte und fand ich einen Wurf junger Wölfe, brachte ein Weibchen und ein Männchen tatsächlich groß. Sie wurden gute Jäger und bescherten dem Stamm eine nächste Generation, die bereits leichter abzurichten war, vielleicht ist an der Theorie mit der Psychogenetik ja irgend etwas dran. Der erste Schritt war getan, der Wolf bei den

Stämmen als Jagdpartner etabliert. Natürlich musste ich auch Halsbänder und Leinen nähen, obwohl – ich schnitt zu und zeigte Thuba, was ich mir vorstellte, sie arbeitete mit Nadel und Faden.

Während sich Thuba um meine Wolfswelpen kümmerte, ging ich mit Vetha, Watta und Guhmur auf Pferdejagd, aber anders, als die Drei es gewohnt waren, ich nahm das Luftdruckgewehr mit den Betäubungspfeilen mit. Nein, meine Liebe, mit der Schockwaffe ein Pferd im vollen Galopp zu treffen, bedeutet beinahe zwangsläufig gebrochene Beine. Der plötzliche Sturz ist bei dieser Geschwindigkeit, die diese Tiere entwickeln können, dem Wohl des Pferdes ganz und gar abträglich, wir wollten, also vor allem ich wollte, gesunde Tiere. Es war gar nicht so schwer, ich traf ein Pferd, zuerst lief es unbeeindruckt weiter. Langsam tat das Mittel seine Arbeit, das Tier wurde müde, strauchelte, blieb liegen, es wurde gefesselt, ein Zaum angelegt und eine Laufschlinge um den Hals gelegt. Diese Laufschlinge sollten die Nachfahren dieser Jäger bis zur Perfektion entwickeln und auch den Umgang mit ihr, ich sollte es noch schmerzlich zu spüren bekommen, später. Viel später. Dann injizierte ich noch ein mildes Beruhigungsmittel, das Pferd wurde, wie Karl May es nannte, angehobbelt und per Injektor aufgeweckt. Auf ging es, das nächste zu jagen, des Abends hatten wir zehn ganz prachtvolle Pferde, die allmählich an den Zaum gewöhnt werden sollten.

Ich stand jetzt vor einer schwierigen Frage, der Frage nach dem Sattel. Marie Anne, ein guter Sattel ist ein Kunstwerk, auf den Rücken des Pferdes angepasst, damit er nicht scheuert und drückt. Er erleichtert das Reiten ungemein für den, der oben sitzt und schont das Pferd. Leider hatte ich keine Ahnung von der Sattlerei, und aus naheliegenden Gründen hatte man auch in den Nanotroniken der Flotte keine Daten darüber gespeichert. Was hätte ein

Spacer damit schon angefangen? Vielleicht hatte das eine oder andere Besatzungsmitglied private Aufzeichnungen gehabt, von diesen trennten mich aber einige tausend Jahre, ich war aber auch so ein toller Gott! Ich hielt es für besser, einmal ohne Sattel zu beginnen, wenn die Nanotronik einen Sattel und die Herstellungsschritte berechnet hatte, konnte ich immer noch das Ding einführen. Also, für den Anfang ein weiches Fell und einen breiten Ledergurt.

Es wurde jetzt auch so eine Art Hose nötig, für den Anfang eine Art Leggins, also Beinlinge aus Leder, die an einen Gürtel gebunden wurden, die Scham und das Gesäß bedeckte weiterhin das Lendentuch. Wichtig war der Schnitt der Beinlinge, an der Innenseite der Schenkel durfte weder eine Naht sitzen noch eine Falte entstehen, das Reiten würde sonst zu einer mehr schmerzhaften als lebenserleichternden Neuerung werden. Das nächste Problem, das zu lösen war. Gürtel- und Riemenschließen aus Eisen waren ein ferner Traum. Raseneisenerz war kein Problem, aber ich konnte den Leuten doch keinen Atomschmelzofen schenken. Holzkohle? Kein Stahl, aber zumindest Eisen? Hier, wo Holz ziemlich selten war? Im Norden waren große Wälder, ich hatte sie gesehen, aber hier wollte ich die wenigen Bauminseln nicht vollends zerstören, das Holz konnte besser verwendet werden. Kupfer? Nun, in der Nähe hatten arkonidische Vorkommandos einige, wenn auch nicht sehr große, doch für unsere Zwecke ausreichende Vorkommen gefunden. Ich schaltete das Navi des Gleiters ein und ließ mich von der Bunkernanotronik führen. Lud ein paar Brocken auf und flog wieder zurück, zeigte den Menschen des Stammes Aussehen und Verarbeitung. Es musste für den Anfang reichen, die Dorne mussten eben öfter ersetzt und ausgebessert werden. Nun, sie formten aus dem Kupfer Messer und Äxte, die Schließen schnitzten sie aus Bein, einfache Knebel-und-

Schlinge-Verschlüsse. Einfach, billig, wirksam. ‚Da stand ich nun, ich alter Tor, hab' mich blamiert wie nie zuvor!' ich erlaube mir, den Faust etwas umzudichten, Marie Anne! Ich wusste eben selber nicht viel, musste doch selber erst alles lernen. Die Formeln, die die Nanotronik ausspuckte, sagten mir oft ebenso wenig wie den Barbaren.

Langsam, aber sicher machte die Zähmung der Pferde ebenso Fortschritte wie die Reitkünste meiner Freunde. Und die meinen. Oh, meine Liebe, ich war selber zuvor noch nie geritten! Also, Pferde, oder andere vierbeinige Reittiere. Ja, ich erlaube mir eine leicht vulgäre Anzüglichkeit, warum auch nicht! Die Pferde wurden nicht brutal eingebrochen, von wem denn? Wir hatten keine ‚Rodeoreiter' mit jahrelangem Training, wenn das Pferd nicht lammfromm stand oder langsam ging, lag der Reiter sehr oft auf der Erde. Es MUSSTE einfach anders gehen! Zu unserem großen Glück gewann Vetha ebenso leicht Einfluss über die Pferde, wie es ihr bei Menschen gelang, so konnte ich die Beruhigungsmittel der neun Stuten und des Hengstes langsam ausschleichen, während wir begannen, die Herde zu vergrößern. Und dabei selber lernten, nicht vom Pferderücken zu fallen.

Buan gedachte die Erfahrungen mit Pferden und Hunden bei anderen Tieren anzuwenden und fing einige Entenküken, fütterte sie groß. Ich erkundigte mich bei der Nanotronik über den Lebenszyklus der Enten, Guhmur hämmerte und schliff eine ganz gute Schere aus Kupfer und Buan beschnitt auf meinen Rat – also eigentlich auf den der Nanotronik – regelmäßig die Flügel der Enten. Die Familie musste ihre Eier nicht mehr mühselig suchen, das Beispiel machte bald Schule. Watta war nicht wenig stolz auf seine Frau, und das durfte er wohl, es war ihre eigene Idee, an Geflügel hatte ich nicht gedacht. Ich hatte für die Zukunft eher an Schafe gedacht. Milch, Wolle und Fleisch – Zukunftsmusik,

ein Plan für lange, lange Jahrzehnte. Ich entwarf geflochtene Käfige aus dünnen Zweigen für den Transport, die bei weitem geschickteren Frauen machten erste Versuche, gemeinsam verbesserten wir den Prototyp.

Marie Anne, die folgende Zeit gehört zu meinen schöneren Erinnerungen. Ein Bild wird ewig in meinem Herzen bleiben, um mich daran zu erinnern. Die Sonne ging riesengroß und blutrot unter, Thuba hatte sich nur ein Stück Leder mit einem Schlitz für den Kopf ponchoartig übergeworfen und mit einem Lederriemen gegürtet, das Haar fiel ihr in weichen Wellen bis zur Hüfte. Sie stand zwischen der Sonne und mir, fast ein Schattenriss, eines unserer Pferde stand nicht weit, schaute zu Thuba, die Ohren spielten, die Frau summte eine einfache Melodie. Langsam trottete die Stute näher, senkte den Kopf und ließ sich sanft an der Stirn kraulen. Später standen Pferd und Frau Stirn an Stirn und sie kraulte das Kinn der Stute. Barrada wurde das erste Pferd Thubas, und bis zum Tod der Stute ihr Liebling.

Gefühlsduselei? Vielleicht. Aber darf ein stahlharter Krieger für Recht und Gerechtigkeit, seine Gebieterische Erhabenheit, das Auge und die Hand des Imperators, der Kristallprinz von ‚Der Unsterblichen Götter Gnaden', Defensor Patriae und so weiter und so weiter, bla bla bla, nicht auch einmal eine enge Brust bekommen, gerührt sein von der Schönheit des Moments einfacher Zuneigung und beginnender Freundschaft? Leben wir denn nicht dann am intensivsten, ‚Wenn Du zu Augenblicke sagst, verweile doch, du bist so schön'? Ist eine eng werdende Hose männlich und eine eng werdende Kehle unmännlich? Unsinn, ‚ein Jegliches hat seine Zeit, und jedes Vorhaben unter der Sonne seine Stunde' empfiehlt sogar der Gott, den die meisten irdischen Menschen mehr oder weniger auf die eine oder andere Art als den ihren bezeichnen. Mit anderen Worten sagen das fast

alle anderen Gottheiten auch, Hemutag übrigens fast wörtlich genau so, dem ‚Buch der acht Zyklen' nach. Wenn man schon an Gott glaubt, sollte man zumindest eines seiner Gebote achten und befolgen. ‚Liebe Deinen Nächsten, so wie Dich selbst' wäre einmal ein ganz guter Anfang. Was nützt ein Gott, wenn nicht einmal sein Bodenpersonal seine Gebote achtet. ‚Ein schlechter Chef, der zu selten nach dem Rechten sieht!' Buch der acht Zyklen!

Aber – ich sollte mich nicht umsonst so ereifern, ich sollte endlich weitererzählen. Wo war ich? Ja, Thubas erstes Pferd. Es dauerte kein Monat, und wir beide, also Thuba und ich, galoppierten auf dem Rücken unserer Pferde durch das hohe Gras, jauchzend, lachend, uns gegenseitig zu größerem Tempo anspornend, wie junge Menschen. Natürlich nicht spornend, diese scheußlichen Pferdequälgeräte besaßen wir nicht, auffordernd wäre wohl richtiger. Jahrzehnte fielen von mir ab, ich fühlte mich jung, jünger als – ich weiß nicht wann! Nie, eigentlich! Frei, unbeschwert, als Kind musste ich reifer sein, als ich mich jetzt fühlte! Thuba versuchte sogar schon einige Kunststücke, hing an der Seite des Pferdes und saß gleich wieder auf dem Rücken. Es war eine Lust, so über das Land zu jagen, direkt dem Gegenwind ausgesetzt! Die Schenkel mussten den warmen, atmenden Pferdekörper fest umschließen, um Halt zu besitzen, man wurde beinahe eins mit dem Tier. Schneller, mein Pferd, so lauf doch schneller! Hinter mir – ein Schrei! ‚Es stimmt etwas nicht', kreischte der Extrasinn, wie immer völlig Neues feststellend. Barrada jagte ohne Reiterin an mir vorüber, ich hatte schon längst gewendet und raste auf unserer Spur zurück. Ein Tier, ein Bär, fast zweieinhalb Meter groß, stand auf seinen Hinterbeinen über Thuba. Mein Herz zitterte, meine Hand, die den Impulsstrahler aus dem Gürtelholster riss, dagegen nicht.

„THUBA!“ Ich sprang vom Pferd, lief zu ihr. Sie atmete, ich nahm sie in meine Arme, drückte ihren Kopf an meine Schulter. Irgendwann, nach gefühlten Ewigkeiten, drückte sie mich weg. „Atlan! Ich kriege keine Luft! Lass mir Platz zum atmen!“ ihr Blick fiel auf den Bärenkadaver, die Erinnerung kam zurück. Entsetzen malte sich auf ihre Züge, die Augen weiteten sich, der Körper verspannte sich sprung- und laufbereit. Ich hielt sie weiter fest. „Es ist gut. Der Bär tut Dir nichts mehr. Dieser Bär tut niemanden mehr etwas. Alles ist gut.“ Soll ich mich meiner Tränen schämen, soll ich verschweigen, dass der Schreck und das Glück, eine lebende Thuba vorzufinden, mich ebenso wie meine Gefährtin zum Weinen brachten?

*

Laute Hilferufe weckten mich aus dem Schlaf, von einer Minute zur anderen war ich hellwach, griff mir meinen Gurt, den ich hastig umschnallte und einen Schädelbrecher. Ein Stück Holz, auf einer Seite ein bequemer Griff, das andere Ende zu einer schweren Kugel geschnitzt. Oder einer scharfen Kante, wie der meine, hinter dessen Holzverkleidung eine Stahlklinge steckte. Vor dem Zelt erwartete mich eine helle Vollmondnacht, ich orientierte mich kurz. Lärm, Kampfgeräusche von der Pferdeherde her, ich lief los, andere folgten mir bereits. Fünf, sechs Gestalten schlugen auf einen am Boden liegenden ein, der sich kaum mehr bewegte. Ushak! Ich brüllte auf, wollte die Angreifer ablenken. Feiglinge, sie machten sich aus dem Staub, ich schleuderte ihnen den Schädelbrecher nach und verfehlte mein Ziel um einiges! Nun, traf der Wurf nicht, traf der Blaster. Ein, zwei, drei mal, dann fand ich kein Ziel mehr. Selbst in der hellsten Nacht kann im hohen Gras ein Mensch leicht verschwinden.

Ushak war tot, der Schädel eingeschlagen, unweit von ihm fanden wir zwei

Pferdekadaver, Diebe und Mörder waren zu unserem Lager gekommen. Wir suchten und fanden ihre Leichen, ein ehemaliger Tempelsklave und zwei Dorfbewohner. Wir setzten uns zusammen.

„Dann wird das wohl der Abschied?“ Wattas Sippe hatte beschlossen, mit den Pferden und ihrer Habe weiter zu ziehen, verständlicher Weise. Die Stadtbewohner mochten uns nicht, die befreiten Tempelsklaven hatten wohl erzählt, wer sie befreit und die Götzen vertrieben hatte, das Zusammenleben wurde immer unersprießlicher. Der Überfall würde wohl nicht der letzte bleiben, auch wenn mein Strahler im Moment wahrscheinlich großen Eindruck gemacht haben dürfte. In der allgemeinen Aufbruchsstimmung hatte ich beschlossen, hier ebenfalls meine Zelte abzubrechen, um in mein unterseeisches Heim zurück zu kehren. Pferde, Wölfe, Enten domestiziert, Anfänge der Kupferbearbeitung. Sechs Springer an ihren Verbrechen gehindert, alles in allem keine schlechte Bilanz für einen Dreitausendjährigen.

Thuba küsste mich noch einmal, ehe sie auf Barrada stieg und langsam davonritt, Watta konnte es nicht unterlassen, noch einmal auch meine Schultern zu schlagen, mich rau zu umarmen und an seine breite Brust zu drücken. „Atlan! Freund, Kampfgenosse…“ er wandte sich ab, es fehlten ihm die Worte. Er sprang auf seinen starkknochigen Hengst und entfernte sich ebenfalls, hier und dort Gepäck auf den Stangenschleifen kontrollierend und mit Nachlässigen zu schimpfen, vielleicht mehr, als sie verdienten. Vetha war die letzte, sie umarmte mich herzlich und – zum ersten Mal küsste sie mich. „Du gehst, wie Du gekommen bist, Diener des Tagvaters. Vetha und der ganze Stamm danken Dir für Deine Gaben. Und mache Dir keine Sorgen, Watta wird auch Deinen Sohn behandeln wie seinen eigenen. Er ist ein guter Mann, ein guter Vater.“ Sie stieg auf ihr Pferd, nahm

ihr Saumpferd am Zügel und ritt davon – dem Norden zu.

Ich stand erstarrt, blickte schweigend hinterher, blitzartig schoss es durch meine Gedanken. Was erwartete mich auf dem Grund des Meeres? Rico mit seinem asynchronen Plastikgesicht? Ein dunkles, kaltes Bett ohne Träume? Was hatte ich hier? Thuba! Vetha, Watta und – verdammt! Ein Sohn! „WARTET!" brüllte ich los! „WARTET! Was meinst Du…" Vetha zog ihr Saumpferd zu sich, zeigte auf mich und schlug dem Tier auf die Schulter. Die Stute trabte auf mich zu, ich lief ihr entgegen, schwang mich auf den Rücken und galoppierte los, den Zug entlang. Freundliche und freudige Rufe schallten zu mir, ich aber hatte nur ein Ziel im Auge. „Thuba, warte!" sie zügelte ihr Pferd, wartete auf mich. „Vetha hat es verraten, stimmt's? Ich will Dich nicht mit einem Sohn fesseln, Du solltest frei bleiben!"

Nun, ich will hier nicht unsere temperamentvolle Unterhaltung lange und breit auswälzen, aber – nun, falls Thuba am Abend des Abschieds noch nicht schwanger war, gab ich mir bis zum Morgen alle Mühe, diesen Umstand zu ändern. Nein, sie war es sicher schon vorher, denn nur acht Monate später kam mein Sohn zur Welt. Atwafar, der Sohn des Tagvaters. Meinen Gleiter sandte ich wieder zur Küste, wo ich ihn unter Wasser vor den Augen der Menschen verborgen parkte.

*

Eines Tages, Atwafar war etwa anderthalb Jahre alt, kehrte Vetha mit einem sehr zufriedenen, strahlenden Gesicht von einem ihrer Ausritte zurück. Darauf angesprochen, lächelte sie nur und streichelte den Hals ihres Pferdes, neun Monate später, auf den Tag, gebar sie Zwillinge. Zwei Mädchen. Drei Wochen später saß sie in meinem Zelt, das ich mit Thuba teilte.

„Du hast gesehen, Atlan? Zwei Mädchen?" Ich nickte, natürlich war das im Lager niemandem entgangen. Die

Feiern zu Ehren von Mutter und Töchter waren lang, laut und mit Strömen von vorsorglich gekochtem Bier verbunden gewesen. In sein Zelt hatte an diesem Abend wohl keiner gefunden. „Eine, die bleibt, eine die geht. Ein Zeichen des Tagvaters." Vetha lächelte, sprach weiter. „Beide sind vom Tagvater geküsst, sie haben die Gabe. In drei mal sechs Jahren wird eine den Stamm verlassen müssen."

Thuba legte den Mittelfinger ihrer rechten Hand auf die Stirn. „So ist es gesagt seit Anbeginn!" Ich schaute von einer zur anderen „Was ist gesagt von Anbeginn? Welchem Anbeginn?" Vetha sah mir in die Augen. „Ich habe Dir gesagt, wenn der Stamm zu groß wird, schickt Ata uns ein Zeichen. Ein Teil des Stammes geht dahin, ein Teil geht dorthin. Jeder hat eine Tochter der Schamanin mit, damit der Stamm nie ohne ist." „Und wenn es drei Töchter sind? Oder ein Sohn?" Neugier erwachte in mir. Ändern könnte ich die Sitten der Gemeinschaft nur langsam, und mit Hintergrundwissen. Vetha lachte laut. „Nicht jede Tochter der Schamanin wird vom Tagvater geküsst, Atlan. Söhne niemals!" erklärte mir Thuba. „Ich habe schon einen Sohn, Atlan. ‚Kleiner Knabe mit großer Zahnlücke', er ist aber die meiste Zeit bei Watta, den er glühend verehrt!" „Ist Watta der Vater des Jungen? Und von wem sind die Zwillinge?" Wie schon in der Höhle riss Vetha die Augen weit auf, die gespreizten Finger links und rechts ihres Gesichts. „Großes Geheimnis der Schamanin! Für ein Kind braucht man keinen Mann! Nur ein Stückchen, nur kurze Zeit!" sie schüttete sich aus vor Lachen. Eine für den Mann vielleicht deprimierende, aber richtige Ansicht. „Aber wie wählst …"

„Bist Du eifersüchtig auf diesen Mann, Atlan?" unterbrach mich Thuba, lüpfte ein wenig ihr kurzes Lederkleidchen. „Bin ich nicht mehr genug für Dich?" und Vetha streute noch etwas Salz nach. „Ich kann auch später ich einmal kommen, vielleicht

solltest Du sie ganz schnell vom Gegenteil überzeugen. Streng Dich ein wenig an…" Beide Frauen brachen wieder in schallendes Gelächter aus, wahrscheinlich wegen meines Gesichts, das wohl nicht sehr geistreich war. Verdammt! Sitten wie im alten Arkon! So war sie, meine liebe und schöne Thuba, hochschwanger und keck.

„Also gut, keine Frage mehr! Darüber zumindest. Aber vielleicht noch – wie erkennst Du den Kuss des Tagvaters?" sie zeigte mit der Hand auf ihr Rückenende. „Hier sieht man den Kuss ganz deutlich. Ein Zeichen in Form…" ich schlug mit der Hand gegen meine Stirn. „Das Muttermal! Natürlich!" ich verschwieg ihr, wo und wann ich das Zeichen schon gesehen hatte. „Ich danke Dir für Deine Erklärung. Aber ich verstehe nicht, was ich bei der Sache des Weggehens Deiner Tochter zu tun habe!" „DU hast schon getan, Thuba bekommt noch einen Sohn. Du bist ein kluger und starker Mann, Atlan, Thuba eine geschickte und kluge Frau. Euer Sohn ist der Erwählte, er soll den neuen Stamm in eine bessere Gegend führen!" Ich schien schon wieder eine Dynastie zu gründen. „Mein Sohn und Deine Tochter?" Thuba stieß mich in die Seite. „Nicht so, wie Du wieder glaubst. Der Stammesälteste wird die Schamanin nie berühren. Zumindest nicht so! Ata, Du denkst auch nur an das Eine!" Kein Zweifel, die wohltätige Macht der Sandale, unter der ich stand.

Nun ja, 18 Jahre später, im Frühjahr, die Pflanzen trieben aus, alles war voll erblüht, wurde mein Sohn vom ‚künftigen Mann mit dem Schädelbrecher' zum ‚Mann mit dem Schädelbrecher' des neuen Stammes. Das ganze Lager war in heller Aufregung, alle im Alter von 17 bis 19 Jahre fielen unter das Opfer, das der ‚heilige Frühling' genannt wurde. Herden wurden zusammengetrieben, und jeder gab etwas, den neuen Stamm so gut wie möglich auszurüsten. Mein Sohn bekam von mir unter anderem eine Kampfaxt aus Arkonstahl, sie sollte ihm

nicht nur Glück bringen, eine Säge, Werkzeug für den Alltag! ‚Weizenhalm vom Tagvater geküsst' war die ‚Tochter, die gehen muss', sie und mein Sohn verstanden sich prächtig, auch wenn sie nie ein Paar werden sollten. Vielleicht gerade deshalb. ‚Ruht in der Liebe des Tagvaters', Vagupargata, war die zweite Tochter Vethas, jeder rief sie Parga, war die ‚Tochter, die bleiben soll'. Die Kinder der Springer, drei männliche und zwei weibliche, waren mittlerweile zu jungen Frauen und Männern herangewachsen. Rothaarig, selbstverständlich. Sie waren mit viel Liebe, aber auch Konsequenz aufgezogen worden, bisher war bei nur einem das unselige Naturell des Vaters ausgebrochen. Nun, entweder lernte er, sich zu beherrschen, oder – man lebt und man lernt. Anderenfalls lebt man nicht lange. Bob Heinlein. Und recht hat er. Einer der Männer und die zwei Mädchen schlossen sich dem ‚heiligen Frühling' an, auch wenn sie dafür schon zu alt waren.

Es waren schöne Jahre, die wir, immer den Pferden folgend, nach Norden zogen, aber mit Schaudern dachte ich an das unausweichliche Ende. Es sollte früher als erwartet kommen, nach 34 wunderbaren Jahren war es ein Bär, der mir Thuba nehmen sollte. Sie wurde etwas über 50, immer noch eine schöne Frau, die sich kerzengerade hielt, auch wenn das lange Haar längst ergraut war. Dieses Mal war ich nicht dabei, als sie während des Sammelns von Beeren ihrem Schicksal begegnete, ich konnte ihr nicht helfen. Ich bemerkte es erst, als die anderen Frauen, mit denen sie unterwegs war, laut schreiend ins Lager gerannt kamen, sie hatten Thuba nicht retten können, wie hätten sie auch sollen? Ich machte ihnen keinen Vorwurf, das Leben Neolithikum war eben auch ohne Menschen und Springer stets gefährdet, eine der Frauen wäre gestorben. Thuba hatte sich dem Bären in den Weg gestellt, um die anderen zu retten, in diesem Stamm das Recht und die Pflicht der ältesten Frau in

einer Gruppe. Ich trauerte um Thuba, begrub das, was noch zu finden war, der Sitte ihres Volkes gemäß in der Erde, auf der Seite liegend, das Gesicht nach Sonnenaufgang, häufte einen Grabhügel an. Danach machte ich mich gemeinsam mit Watta auf die Suche nach einem großen Krug Bier.

Am nächsten Morgen besuchte mich Parga. Nachdem Vetha eines Nachts vom gesamten Stamm betrauert starb – es blieb ihr Herz einfach stehen – war sie die Schamanin geworden. „Atlan, ich muss mit Dir ganz ernsthaft sprechen." Das fing nicht gut an, aber – nun, Parga war intelligent und begabt wie ihre Mutter, und auf eine gewisse Art war sie auch hübsch. Aber sie war kalt, fast so kalt wie der von der Herrin der Unterwelt. Humorlos. Vielleicht auch nur unsicher und musste das verstecken, sie hatte ziemlich jung Schamanin werden müssen.

„Schau Dich um, Atlan", bat sie mich. Alle, die mit Dir gegen die Dämonen kämpften, sind alte Männer und Frauen geworden. Nur Du bist jung geblieben. Wieso?" „Es ist der Fluch eines mächtigen Wesens, er hat mir ewige Jugend geschenkt, aber ich bin sicher, er wird seinen Preis fordern!" ich sagte es bitter, trauerte noch. Parga nickte verstehend. „Dann bist Du kein Gott? Mutter hat das immer betont!" „Ich bin kein Gott!" bestätigte ich. „Dann bitte ich Dich, dass Du Dich entscheidest! Watta ist ein alter Mann geworden, er ist kein starker Anführer mehr. Entweder forderst Du den Schädelbrecher, oder ich bitte Dich, zu gehen. Es wird dann Dein Sohn sein, der Watta zum Kampf fordert! Er hat alle anderen, die in Frage kommen und sich der Herausforderung stellen wollten, besiegt. Er ist jung, stark und klug! Entscheide! Du oder er, einer wird der neue ‚Mann mit dem Schädelbrecher!" Ich nickte. Verständlich, etwas ähnliches war schon lange fällig. Und ich hatte meinen Sohn gut im Kampf ausgebildet, einige Dagortechniken zum Beispiel. „Ich gehe! Noch heute. Sag

meinem Sohn, er hat meine Erlaubnis.“ Sie legte die rechte Hand auf die linke Schulter, ein Ehrenzeichen. „Das ist zwar nicht nötig, aber es wird ihn freuen. Er wird sich von Dir verabschieden wollen.“ „Und er wird mir willkommen sein.“

Nach dem Abschied von meinem Sohn holte ich meinen alten Anzug hervor und gab dem Gleiter das ‚Peil-Mich-An-Und-Komm-Mich-Holen'-Signal. Ein letzter Blick in die Runde, etwa dreißig Familienzelte standen im Kreis um das Große von ‚Mann mit dem Schädelbrecher‘ und dem etwas kleineren der Schamanin. Zwischen diesen Zelten lag das große Feuer, außerhalb der Zelte waren Häute aufgespannt. Weiter draußen die Pferdeherden. Kleine Wäldchen in der endlosen Wiesenlandschaft. Ich seufzte tief, schwang mich in den Gleiter und flog los! Wenige Stunden später starrte ich in Ricos Gesicht, als er mit robotischem Geschick den Injektor bediente. Dann – Dunkelheit umfing mich wieder.

Nun, Marie Anne, so endete mein erster Ausflug, mein erster Kampf um Terra. Der heilige Frühling wurde von den Indoeuropäischen Völkern noch lange gepflegt, die kleinen Grabhügel zu riesigen Kurganen. All das sollte allerdings noch Jahrhunderte zur Entwicklung brauchen, aber bis zu Eisenzeit und auch ein wenig später lassen sich ähnliche Bräuche nachweisen.

Es war schrecklich, es war schön. Und endlich hatte ich eines verstanden. Sam Butler der Jüngere hat es so ausgedrückt: ‚Es ist besser, geliebt und den Geliebten verloren, als nie geliebt zu haben!‘ Ich wusste jetzt, für jede schöne Zeit muss man mit Trauer und Schmerz zahlen, aber die schönen Zeiten sind es wert. Ich würde es wieder zulassen, dass eine Frau mein Herz berührt. Ich würde es genießen in dem Bewusstsein, dass es nicht ewig dauern wird.

Kapitel 6: Isis und Osiris

Atlan hielt ein Schriftstück in die Höhe. „Sie

bescheinigen mir volle Dienstfähigkeit, Frau Doktor? Sind die deswegen heute nicht in Uniform gekommen?" „Auch, Admiral." Marie Anne Collard nippte an ihrem Weinglas. „Vor allem aber, weil ich von Ihnen gerne noch mehr hören möchte." Der alte Arkonide nahm die Weinflasche und füllte die Gläser nochmals nach. „Nicht, dass ich Ihre Gesellschaft nicht genösse, aber warum?" Anne Marie erhob sich, drehte sich um und öffnete ihren Rocksaum, zog ihn ein wenig nach unten und die Bluse nach oben. Genau auf ihrem Steißbein zeigte sich dem Blick des Admirals ein Muttermal – eine Sonne mit vielen Strahlen. Auch er erhob sich und berührte das Mal mit zartem Finger. „Ich bin nicht wirklich erstaunt, Marie Anne. Scheinbar geht ihre Blutlinie weit zurück – bis in die Steppe Afrikas und Mesopotamien, mit den Ur-Indoeuropäern zuerst nach Norden, später nach Westen und etwas nach Süden, nach Frankreich." Collard ordnete wieder ihre Kleider. „Und nach Arkon, wie mir scheint!" Atlan lachte. „Und nach Arkon! Wie bei vielen anderen Menschen, wie ich gestehen muss!" „Nun, Admiral, das ist der Grund, warum ich noch mehr hören möchte." Anne Marie setzte sich wieder. „Erfüllen Sie mir meinen Wunsch?" „Natürlich!" Atlan setzte sich auf seine Couch, streckte seine langen Beine von sich und begann zu erzählen. „Es war etwa 5.000 der christlichen Zeitrechnung, als mich ein Auftrag des rätselhaften Wesens ES in die Sahara führen sollte, auf die Hochebene, die man heute Gilf el-Kebir nennt.

*

Erste Gedanken schlichen durch mein vernebeltes Gehirn – Wattas dröhnendes Gelächter, Vethas aufgerissene Augen zwischen den Händen, die Finger gespreizt, wenn sie sagte: „Geheimnis der Schamanin!" Und Thuba! Wie sie durch das hohe Gras galoppierte, jubelnd, jauchzend, lachend, voll jugendlichem Übermut. Jahre später, ihr ergrautes

Haar, das in weichen Wellen bis zu Gesäß reichte, ihre stolze Haltung. Filmaufnahmen, vorsorglich von Drohnen aufgenommen. Ich erinnerte mich, wurde mir meiner Person bewusst, erkannte, wer ich war, wo ich war. Etwas an meinem EEG musste der Nanotronik verraten haben, dass ich weit genug erwacht war, die Bilder verblassten, eine Uhr erschien. „Wie lange?" krächzte ich. „Ungefähr 2500 Jahre, Gebieter!" Ein menschliches Gesicht erschien in meinem Gesichtsfeld, dunkle Haut, schwarzes Haar, der Körper nicht allzu muskulös, aber doch kräftig wirkend, mit Leggins und Schamtuch bekleidet. „Wer bist Du?" ein raues Flüstern, mehr brachte ich nicht zustande. „Rico, Erhabener! Vor etwa 1000 Jahren erhielt die Nanotronik der Zuflucht einen Input unbekannter Herkunft, der es ihr erlaubte, sowohl meine Rechen- als auch meine Korrelationsfähigkeiten um mehrere Potenzen zu steigern. Auch mein Körper wurde verbessert, Stahlknochen, die der arkonidischen Anatomie nachempfunden sind, die Gelenke werden durch miniaturisierte Servomotoren bewegt. Darüber befindet sich eine gelartige Substanz, die mit der Konsistenz von Muskelgewebe übereinstimmt, umhüllt von einer Art Kunststoff, in der Beschaffenheit und Struktur mit arkonidischer Haut beinahe vollständig übereinstimmend. „Warum" ich musste pausieren. „Warum wurde ich geweckt?" „Unbekannt, Erhabener!" Mir gingen, wie man so schön sagt, wieder die Lichter aus.

„Atlan? Ich weiß, Du kannst mich hören!" Ich konnte die Stimme hören, aber ich wollte viel lieber noch weiterschlafen. ‚Schlafen, schlafen, vielleicht auch träumen'. Hamlet, den ich damals natürlich noch nicht kannte, aber das Gefühl sehr wohl. Träumen von Thalma, Vhinja und Thuba. „Atlan! Komm schon, wach auf, Du hast lange genug geschlafen. Zweieinhalbtausend Jahre sollten doch reichen!" ‚Ja doch' räsonierte ich innerlich. ‚Geschlafen schon, aber ohne

Träume!‘ „ATLAN!“ Ich öffnete die Augen, nur um sie sofort wieder zu schließen. Dann riss ich sie schnell wieder weit auf. Ich stand auf einer Plattform hoch über einer Stadt, über mir ein überwältigender Sternenhimmel, vor mir Schwärze, tiefer, das absolute Fehlen von Sichtbarem. Nicht einmal ein fensterloser Raum konnte eine derartige Dunkelheit erzeugen, eine komplette quälende Abwesenheit von Licht. Umgeben von einem blendend hellen Halo, saugte der riesige schwarze Fleck Planeten, Sonnen in sich auf, wuchs weiter, schneidend kalter Wind umtoste plötzlich meinen Körper, ließ mich frösteln.

„Was Du beobachtest, Arkonide, ist der Untergang einer Galaxis. Einst hatten die Bewohner dieses Sternennebels große Hoffnungen, Träume von ‚ewigen‘ und großen Reichen, strebten nach großem Erfolg und Reichtum, der sie glücklich machen sollte. Vorbei, Atlan. Das hier ist das Ende jeder lebenden Existenz in einer Galaxis, das Ende der Galaxie selber.“ „Was ist hier denn geschehen?“ fragte ich ziemlich entsetzt. „Was auch in Deiner Galaxie schon seit langem passiert, seit dem Beginn ihrer Existenz. Das schwarze Loch in der Mitte beginnt Materie zu absorbieren, wächst, absorbiert mehr Materie, wächst schneller. Dieser Planet hier lag vom schwarzen Zentrumsloch etwa so weit entfernt wie Larsafs Stern von seinem. Die Bewohner hatten ein Reich erschaffen, das beinahe die gesamte Sterneninsel beherrschte. Lange schon vorbei. Sieh her, dieses Mosaik. Gut erhalten, oder?“ „Das sind Arkonoiden! Sie sehen aus wie wir, oder wie Terraner!“ „Gut erkannt, junger Freund. Sehr gut erkannt! Sie waren durch und durch menschliche Wesen. Einige kleinere Abweichungen nicht gerechnet. Dein Brustkorb besteht aus einem zentralen Brustbein, wovon links und rechts zwei gewölbte Knochenplatten abgehen, die wiederum mit weitern zwei gebogenen Platten mit der Wirbelsäule verbunden sind.

Dazwischen Knorpel und dehnbares Gewebe, damit Deine Brust beim Atmen beweglich bleibt. Richtig? Gut, Deine Lebenserwartung beträgt etwa 150 Jahre!“ donnerndes Lachen fiel wie eine Zentnerlast auf meine Schultern. Verdammt, lachte eigentlich jeder? War alles derart lustig? „Ich lache, damit ich nicht weinen muss, Atlan! In einigen Äonen wirst Du mich verstehen.“ Wieder dröhnte das Lachen auf. „Wenn Du lange genug durchhältst! Also, 150 Jahre, falls man das kleine Geschenk nicht rechnet, das ich Dir einmal machte! Die Terraner haben einzelne Rippenbögen, sieben echte, mit dem Sternum verbunden, vier nur zur Hälfte vorhandene. Ohne Unfall und Ähnliches werden sie so um die 55, 60 Jahre, die Spanne wird sicher länger. Diese Menschen erreichten zum Ende hin etwa 700 bis 800 Jahre, trotzdem noch Eintagsfliegen gegen mich, aber", mädchenhaftes Kichern, das einen Teenager suggerierte, die Haare zurecht zupfend, „wer ist das nicht? Allerding hatten einige schon eine noch längere Lebensspanne in Aussicht.“

Allmählich konnte ich wieder halbwegs klar denken. „Du hast mich geweckt, aber sicher nicht nur, um mir das zu zeigen. Da ist mehr!“ Ich schlug die Arme übereinander, um das letzte Quäntchen Wärme zu speichern. Die Belustigung von ES war beinahe körperlich, na ja, also mit meinem derzeitigen frierenden Pseudokörper, greifbar. Der Wind verschwand, wohlige Wärme kribbelte in meinen Zehen, meinen Fingern, meinem – hmm, meinen Ohren. „Du kannst ja schon denken, Arkonide! Natürlich nicht. Aber warte noch etwas, ich bin noch nicht fertig, ein wenig Hintergrundwissen muss ich Dir noch vermitteln!“

„Als ich sagte, dieser Planet wäre Terra ähnlich, habe ich untertrieben. Dieser Planet ist die Erde! In einem – nennen wir es Paralleluniversum. Die Philosophen Arkons haben bereits an dem Konzept des Multiversums gearbeitet, einige haben durchaus

schon Versetzungen in diese Welten angedacht, sie hatten vom Prinzip her durchaus Recht. Es gibt unendlich viele Universen nebeneinander, manche einander bis auf Winzigkeiten gleich, andere mit riesigen Unterschieden. Denk an die Wesen, die Larsaf überfallen haben, ein abweichendes Universum mit anderem Zeitablauf. Es gibt Universen, die immer noch im Zustand vor dem ‚Big Bang' verharren…", ich unterbrach „Kann es nicht geben! Da Raum und Zeit erst durch den Urknall entstanden sind, kann es kein vorher geben! Gegeben haben!" „Atlan!" ich konnte direkt sehen, wie ES den Kopf schüttelte – falls ES einen Kopf gehabt hätte, natürlich. „Diese Aussage ist Religion, keine Wissenschaft! Immer wenn Jemand sagt, dass sich eine Frage nicht stellt oder diese Unsinn oder unnötig ist, muss man genau diese Frage stellen und nach einer Antwort graben! Zurück zu meinem Problem, das, wie ich fürchte, auch das Deine wird."

„Die Bewohner dieser Erde haben das Wandern von einer Parallelwelt zur anderen erforscht, als sie die rasante Ausdehnung des ‚black hole' im Zentrum der Milchstraße erkannten, und das nicht ohne Erfolg. Sie sind durchaus in der Lage, von einer Welt zur anderen durch die Dimensionen zu wechseln, aber nicht ohne beinahe unberechenbare örtliche und temporäre Versetzung. Nun, ein Durchgang mehrerer Personen bleibt etwa zusammen, auch zeitlich gesehen. Einige dieser Personen sind auf dieser Erde gelandet, andere werden im Laufe der Jahrtausende noch kommen. Andere landeten auf anderen Erden, oder werden noch landen!" Wieder hallte dieses Lachen durch mein Gehirn. „Das Problem eines anderen Atlan! Oder einer Thalma?" Feminines Kichern löste das grollende Lachen ab. „Allerdings müssen sie ohne jedes Gepäck reisen, ihre Geräte transportieren ausschließlich organische Materie, und eine Rückkehr ist ausgeschlossen. Atlan, es

wäre nicht weiter schlimm, einige fortschrittliche und langlebige Menschen auf der Erde zu haben, sie könnten die Entwicklung um einiges Beschleunigen. Andererseits sind ein paar wirklich unangenehme Zeitgenossen dabei. Dass sie hochmütig und präpotent sind, sollte Dir bekannt vorkommen. ‚Anmaßend wie ein Arkonide' war im Imperium eine durchaus gängige Floskel, und das nicht zu Unrecht. Damit kann, muss die Menschheit aber zurechtkommen. Aber es gibt Grenzen dessen, was einer noch jungen Menschheit zuzumuten ist. Ich bitte Dich, beobachte die Fremden, entscheide Du! Immerhin", meine Energietrommelfelle wollten bei diesem Gelächter platzen, „Immerhin sind es Deine Kinder! Nein, keine Sorge, nach so langer Zeit kann von Inzest keine Rede sein!" Lachen und Stimme wurden weiblich, der Tonfall sinnlich. „Ich kenne Dich, Arkonide, und diese Art der Belohnung darfst Du ohne Bedenken genießen. Du wirst zu enge Verwandtschaft erkennen, ich verspreche es Dir!" Es begann wieder mit der gewohnten Stimme zu sprechen. „Du findest Informationen über die Gestrandeten in Deiner Nanotronik. Rico wird sie Dir zeigen." „Warum muss ich entscheiden und gegebenenfalls töten?" brüllte ich, die Antwort kam ausnahmsweise ohne Gelächter. „Es gibt auch für mich Regeln, an die ich mich halten muss. Du bist mein Arm auf Larsaf! Mach Deine Arbeit gut, mein treuer Paladin!" „Wann wird das ‚Black Hole' der Milchstraße so weit sein? ES!" Ich bekam keine Antwort mehr.

*

Westlich des Nils erhebt sich ein fast 16.000 Quadratkilometer großes Hochplateau etwa 300 Meter über die Umgebung. Viele Täler führten das Wasser in das Niltal oder zum Mittelmeer. Wenn Sie auf der Karte suchen, müssen Sie ‚Gilf el-Kebir' eintippen, Marie Anne. Heute menschenleer, karg, lebensfeindlich, war es, als die

Dimensionswanderer eintrafen, noch ein blühendes und bewaldetes Paradies. Mindestens vier Frauen und fünf Männer waren, angeblich hochintelligent, gebildet, aber arrogant eingetroffen und hatten schnell die hier lebenden Stämme unterworfen, ihnen ihre Sitten und die Sprache aufgezwungenen. Ich beobachtete durch meine Drohnen aus der Entfernung, lernte die Sprache, von der Nanotronik aus wenigen Sprachfetzen rekonstruiert, sah einiges, das mir gefiel und vieles, sehr vieles, das mir missfiel. Leider konnte ich aber nicht einmal alle Neuankömmlinge finden, die drei alten Drohnen, die ich noch hatte, fielen gerade im dümmsten Moment aus. Ein unhaltbarer Zustand, die Nanotronik sollte so schnell wie möglich bessere entwerfen. Getarnt natürlich, mit großer Reichweite, neu gebaut, damit die Technik nicht mehr so schnell den Geist aufgab. Ich lernte, plante, und stellte eine Ausrüstung zusammen. Alle Fernbeobachtung war natürlich kein Ersatz für direktes Erleben, hautnahe Beobachtung. Die Nanotronik konstruierte eine künstliche Löwin nach dem Muster Ricos, doch mit einfacherem Gehirn, ohne die neuerdings beachtliche Rechenleistung des – ich musste in ab jetzt wohl einen Androiden statt eines Roboters nennen. Ich nannte die Löwin Sahmmet, nach einer Arkonidin, die ich vor – egal, das Robotertier erinnerte mich eben an sie, auch die junge Dame war damals, zumindest manchmal, durchaus bissig. Hilfreich, aber sehr bissig. Und die Nanotronik konstruierte Horhus, den künstlichen Falken, benannt nach einem arkonidischen Raubvogel. Als einzige Energiewaffen wollte ich vorläufig einen Impulsstrahler, versteckt im Griff einer langen Streitaxt, gefertigt aus, als Bronze getarntem, Stahl und einen Schockstrahler im kurzen Wurfbeil mitnehmen. Äxte waren nichts Besonderes an einem Reisenden, und ich wollte auf keinen Fall zu früh auffallen. Die restliche

Ausrüstung lag bald in einem Gleiter bereit, gut vor allzu neugierigen Blicken verborgen. Was man halt so braucht, wenn man in einen Kampf zieht. Transportanzug, Waffengürtel, Energiegewehr. Nichts extremes wie Mini-Atomgranaten oder ähnliches. Nach etwa drei Wochen war ich fit genug und bereit für den Aufbruch, ich gedachte unterwegs noch meine Kondition und Kraft zu trainieren, bis ich bereit für einen etwaigen Kampf war. Während des Trainings konnte ich aber schon ein wenig Hintergrundwissen erleben. Ein wenig Euphorie nahm von mir Besitz, ich beschloss in meinem Überschwang, kürzere Phasen des Cryoschlafes einzulegen und zwischendurch öfter einmal auf die Oberfläche zu gehen.

*

Ich jagte den als Boot getarnten Gleiter mit offenem Verdeck in geringster Höhe über die Wellen, das Wasser des Mittelmeeres gischtete in V-förmigen Wellen hinter mir her. Der Fahrtwind blies mir feinsten Nebel aus Salzwasser ins Gesicht, mein Haar wehte hinter mir her – es war reine und pure Lebensfreude, Glück für einen kurzen und doch ewigen Augenblick. Es gibt sie, diese perfekten Momente, sie sind vergänglich und darum so kostbar, viel zu rasch holt uns der Alltag wieder ein. Umso mehr müssen wir auf unsere kurzen Glücksmomente achten und sie genießen, also kein Gedanke an Tod und Schmerz, Elend und Qual. Später würde ich mich darum kümmern, jetzt war ich allein mit mir und dem Meer! ‚Wer kann, soll heute glücklich sein, denn morgen ist uns nichts gewiss!'. Lorenzo di Medici! Ich hatte mich in die neueste mediterrane Mode, knielanger naturfarbener Kilt aus Rindsleder und hochgeschnürte Sandalen, gekleidet. Mein Aktivator war vergoldet und bildete den Körper zwischen zwei kupfernen, stilisierten Flügeln, die an einem Lederband vor meiner Brust hingen.

Das Land betrat ich im heutigen Libyen, damals

mündete ein veritabler Fluss aus grob nordöstlicher Richtung genau dort in den Golf, das Wadi im Steilhang des Gilf ist noch heute zu erkennen, verschwindet aber auf dem Weg zum Meer in der Wüste. Egal, Wasser führt das Wadi nur noch ganz, ganz selten, alle paar Jahre kann es einmal vorkommen, dann aber kommt das Wasser binnen Sekunden wie eine Sturzflut. Ach Marie Anne, es war damals ein so schönes, ein fruchtbares Land. Elefanten, Giraffen, Rinder, alles Mögliche Getier tummelte sich dort. Ich stellte den Vortrieb ab und den Antigrav so ein, dass der Gleiter ein zu seinem Aussehen passendes Gewicht bekam, griff zum Paddel und begann mit einem anstrengenden Teil der Reise, ruderte, bald in Schweiß ausbrechend, einem kleinen Fischerdorf an der Flussmündung zu. Die Leute dort waren ein mittelgroßer, stämmiger Menschenschlag, im Allgemeinen durchaus attraktiv zu nennen, aber sichtlich geboren für harte Arbeit. Entlang des Flusses hatten sie Weizen und Gemüse angepflanzt, auch hier war also das arkonidische Getreide gut gediehen. Ein Dorf bietet immer eine gute Möglichkeit, Informationen zu sammeln und ich wusste, wie ich bereits erwähnte, schon immer gerne im Vorfeld Bescheid. Der Fluss kam vom Hochplateau herunter, daher fand ich den Ort gut gewählt für eine erste Kontaktaufnahme. Und ein guter Ort, noch ein wenig zu trainieren, meine Muskeln waren noch ein wenig schlaff, Bewegung würde hier Abhilfe schaffen.

Als die Dorfbewohner mich sahen, ging ein lautes Rufen durch das Dorf, die Frauen verschwanden in der größten Hütte, die Männer ergriffen ihre Fischspeere und versammelten sich davor, erwarteten mich offensichtlich kampfbereit. Die knöchernen Speerspitzen sahen schon auf die Entfernung fein geschnitzt und verziert, aber auch scharf und spitz aus, mit gemeinen Widerhaken versehen. Ich hob lieber, ehe mir diese Harpunen um die Ohren flogen und mich verletzen konnten,

meine Hände in einer beinahe universellen Geste des Friedens. Sie schienen die Geste zu verstehen, senkten ein kleines wenig die Speere und winkten mir zu, bei ihren Booten, recht kunstvoll geschnitzten Einbäumen, anzulanden. Auch mein Boot glich im Aussehen einem solchen Einbaum, nur hatte ich das meine mit einem Ausleger versehen, um beim Paddeln nicht umzukippen. Mir fehlte eben das Training von Kindesbeinen an, mit einem Einbaum umzugehen, und so lange wollte ich auch nicht mehr warten.

Also, ich folgte der Einladung, zog mein Boot auf den Strand und ging, immer noch mit offenen Händen, auf die Männer zu. „Wo sind Deine Waffen?" fragte ein Mann, offenbar der Häuptling. Ich deutete auf mein Beil im Gürtel, dann auf mein Boot. „Werde ich sie brauchen, Mann, der im Dorf das Sagen hat?" Beinahe so etwas wie ein Lächeln huschte über das harte Gesicht. „Mein Name ist Narbengesicht! Wie ist Deiner?" ein passender Name, quer über das Gesicht hatte er wohl einmal eine beachtliche Wunde gehabt. „Atlan. Ich bin auf einer langen Reise, kann ich rasten bei Euren Dächern?" Narbengesicht zuckte mit den Schultern, wedelte unbestimmt mit der Hand. „Seltsamer Name! Ich nenne Dich Aha". Er nannte mich ‚Speer', was wohl eine Anspielung auf meine Größe und schlanke Gestalt sein sollte. Es gibt schlimmere Spitznamen, Marie Anne, ich wurde einmal sogar… nein, später! „Deine Löwin? Sie gehorcht Dir?" „Auf Wort und Hand! SAHMMET!" die Löwin machte einen Satz an Land, raste auf mich zu und stand still mit dem Haupt neben meinem Knie. Das nanotronische Gehirn berechnete die Notwendigkeit, Anzeichen geringer Erregung zu zeigen und ließ den Schwanz der falschen Großkatze schlagen und ihre Ohren spielen. „HORHOS!" ich hob den lederumhüllten linken Unterarm, der Falke kam geflogen und setzte sich, schlug seine Fänge in das dicke und feste Leder. „Aufpassen!" befahl

ich ihm, dann warf ich ihn wieder, er stieg höher und begann seine Kreise zu ziehen.

„Falke und Löwin! Du bist ein mächtiger Mann! Bist Du friedlich, sei Willkommen, bist Du feindlich, lass uns gleich kämpfen!“ Narbengesicht fasste seinen Speer wieder fester. Nochmals zeigte ich ihm die leeren Hände. „Frieden, Narbengesicht, Frieden. Ich möchte ein Stück Fisch, Brot und einen Schluck Bier. Und Gespräche! Viele Gespräche! Dafür habe ich einige schöne Dinge mit.“ Ich zog einen Dolch aus echter Bronze aus dem Gürtel. Ja, damals gab es hier und da, zumeist zufällig entstanden, Bronze. Ab und zu gelang einem Handwerker dann sogar die Herstellung eines gebrauchsfähigen Gegenstands. Ihr Wert? Wollen Sie eine Yacht, wie sie gekrönte Häupter für Seereisen zur Erholung benützen? Ähnlich teuer wir damals ein Bronzemesser! Als ich Narbengesicht den Dolch mit dem Griff nach vorne hinhielt, wäre er beinahe in die Knie gesunken. „Du bist ein wahrhaft großer und reicher Herr! Befiehl, das Dorf ist Dein.“ Ich legte meine Hände auf seine Schultern. „Eure Freundschaft soll mir reichen!“ Er erwiderte mit strahlendem Gesicht meine Geste. „Freundschaft! Du bist Willkommen! Komm, ich zeige Dir das Dorf!“

Die Häuser des Dorfes, aus Holz gebaut und gedeckt, auf Stelzen stehend, waren entlang des Flussufers gebaut, mit einem kleinen Vorbau bis über das Wasser. Narbengesicht erklärte. „Wenn das Wetter sehr schlecht ist, können wir uns mit Wasser versorgen, ohne in den Sturm zu gehen. Unsere Hütten sind sehr gut gebaut, halten einen Sturm aus!“ Ich bemerkte es, die Pfähle waren dick, tief in den Sand gerammt, die tragende Konstruktion massiv und stabil. „Vielleicht holt der Sturm unsere Boote, aber nicht uns!“ Weiter den Fluss hinauf, ich erwähnte es schon, Weizen- und Gemüsefelder. Eine Art Rettich, Kohl, Melonen. Erstaunlich! „Das Gemüse essen wir zum Fisch,

auch einige Beeren, Pilze und diesen Seetang, der dort am Meeresstrand angeschwemmt wird. Das Getreide brauchen wir zum Bier brauen!“ Mit Brot war es hier also nur in flüssigem Zustand zu rechnen, nun, wenn sie die Kunst des Brauens wirklich beherrschten, mir sollte es recht sein. „Dort drüben haben wir ein Wäldchen, aus dem wir unser Bauholz und die Stämme für unsere Boote holen. Manchmal rudern wir auch auf die andere Seite des Flusses, wenn hier die Bäume zu klein sind. Wir müssen sparsam damit umgehen, sie wachsen so langsam!“ Vernünftig, mir gefiel, was ich hörte. „Dort hinten", er wies ins Landesinnere, „weiden unsere Rinder. Von ihnen bekommen wir Milch und Käse!“

„Und jetzt komm in mein Haus! Es ist das große dort in der Mitte! Eigentlich ist es das ‚Haus der Versammlung‘, aber die Seherin und ich als Häuptling wohnen mit unseren Familien darin.“ Es war tatsächlich ein großes Haus, mit einem Saal in der Mitte, links und rechts wohnten die Seherin und der Häuptling. Der Boden bestand aus Lehm, der auf dem Holz aufgetragen und festgestampft wurde, die Wände aus ebenfalls mit Lehm verputztem Geflecht. Natürlich waren diese Wände ziemlich hellhörig, und so hörte ich aus den Räumen der Seherin lautes Stöhnen. „Die Seherin ist auch unsere Heilerin, Aha! Soeben hat sie eine Frau bei sich, die vor wenigen Tagen den Fluss herunterkam, verletzt und an einen Baumstamm geklammert.“ Ich wurde hellhörig, vielleicht wusste die Frau über die Zustände auf dem Plateau aus erster Hand. Von den alten Drohnen hatte ich kaum Informationen erhalten, nicht genug jedenfalls für eine Planung.

Im Moment war nicht viel zu tun, die Heilerin hatte für Jeden den Eintritt streng verboten, außerdem holte Narbengesicht einen Krug Bier hervor. „Trink!“ forderte er mich auf. Nun, Marie Anne, wenn sie jetzt an Pilsner oder Budweiser Bier denken, dann sind sie völlig falsch. Sogar

das amerikanische ‚Bud light' schmeckte eher nach Bier als dieses Gebräu. Es war vergorener Weizensaft, der gleichzeitig süß und bitter schmeckte, lauwarm, keine nennenswerte Kohlensäure. Aber stark! Hemutag, das sogenannte Bier fuhr ins Gehirn! Ich beschloss, dem Dorf das Bierbrauen nach Art des Zweistromlandes zu lehren, wie ich sie vor über zweitausend Jahren kennen gelernt hatte. Der Fisch, der über dem Feuer gegart und mit allerlei Grünzeug gereicht wurde, kam mir da gerade recht. Sogar, oder eigentlich besonders der leicht säuerlich und nach Salz schmeckende Seetang.

„Am Anfang gab es Geb, den Gott der Erde, auf dem wir stehen, und über ihm schwebte Nut, die Göttin des Himmels. Und Geb schleuderte seinen Samen himmelwärts und befleckte den Leib Nuts, die darauf sichtbar wurde. Nach langer Zeit zerbarst der Leib Nuts unter Blitz und Donner und Sturm, und sie gebar dem Geb At und Tha, die herrschen sollten über die hundert und noch mehr Kinder des göttlichen Paares Geb und Nut, die vom Himmel auf die Welt kamen. Zuerst lebten sie weit gegen Sonnenuntergang, noch weiter, als das ganz große Wasser ist, noch jenseits davon. Sie waren ein großes und mächtiges Geschlecht! Sie wanderten umher auf der Erde und ihre Söhne legten sich zu den Töchtern der Menschen. So sind wir alle Nachkommen von Geb und Nut! Doch Geb flüsterte seinen Kindern ein, sie wären den Göttern gleich, so hielten sich für größer, als sie waren, für mächtiger, als ihnen die Götter zugestanden hatten. So spaltete sich Nut erneut, und die ‚Strafenden Mächtigen' kamen über das Geschlecht Gebs. At und Tha retteten auf Geheiß von Nut jene Kinder, die aus dem Leib der Menschen gekommen waren und gaben ihnen den Weizen, um Bier zu brauen!“ Narbengesicht und ich lauschten dem Singsang, mit dem ‚Frau mit den sanften Händen', die Seherin des Dorfes, die Geschichte der Menschen und ihres Stammes vortrug. ‚Von

Sehermund zu Seherohr', diese Floskel kannte ich ganz ähnlich. Doch die Geschichte war spannend, wenn man davon absah, dass ich schon wieder eine Legendengestalt wurde. Glücklicherweise brachte man mich nicht mit diesem Überwesen aus der Sage in Verbindung.

Noch lange saß ich mit Narbengesicht am Feuer bei Bier und Fisch, bis er dann sagte: „Atlan, Du bist mein Gast. Mein Haus, mein Feuer, mein Lager und meine Frau sind Dein ebenso wie mein! Komm her, ‚Frau mit der Stimme einer Schwalbe', nimm unseren Gast mit aufs Lager." Er stieß mir in die Seite. „Sie mag es, wenn man sie zart berührt! Enttäusche sie nicht!" Nun, ‚Stimme wie Schwalbe' war nicht hässlich, ich musste nicht einmal die Augen schließen und an die Größe Arkons denken, als ich mich bemühte, ihr die Freude zu bereiten, die sie auch verdiente.

Morgens warf ich mich in die Fluten des Flusses, erinnerte mich etwas wehmütig an einen anderen Fluss, an Thuba und Vetha, das fröhliche Lachen. ‚Vorbei, man muss nach vorne blicken!' mahnte wiederholt der Extrasinn. Geistig und körperlich erfrischt begann ich mit Dagorübungen, trainierte meinen Körper mit einer Art Schattenboxen. Denken Sie an Thai'Chi, Marie Anne. Bald hatte ich Gesellschaft, auch die Männer des Dorfes machten Übungskämpfe, trainierten bewaffneten und unbewaffneten Kampf. „Aha! Wo ist Dein Speer?" Narbengesicht blickte erstaunt, als könne er nicht glauben, dass ein Mann keine Wurflanze mit sich führte. Ich hatte tatsächlich keine, nicht einmal an eine solche Waffe gedacht. Es gibt Übungen bei Dagor, bei denen Nahkampfwaffen wie etwa Messer oder auch Keulen benutzt werden, und eine Axt ist in der Handhabung von einer Keule nicht allzu weit entfernt. Aber es gibt keine Übungen mit Stöcken, Speeren und ähnlichem, irgendwie sind diese Waffen auf Arkon in Vergessenheit geraten. Nun ja, ein Schaft war schnell

gefunden, und ich benutze eine aus dem Griff gelöste Dolchklinge als Speerspitze, mit Baumharz, Erdpech und Draht fixiert, es verwunderte mich, wie gut diese einfache Befestigung hielt.

Am nächsten Tag war ich bereit, von den Männern des Dorfes den Kampf mit der Lanze zu lernen. Marie Anne, eine Lanze ist nicht nur zum Stechen und Stoßen zu gebrauchen, die ganze Länge des Schaftes kann zum Schlagen und zum Aushebeln des Gegners genutzt werden. Schnelle Griffveränderungen, mal die Waffe mittig, bald nahe des stumpfen Endes fassend, es faszinierte mich, wieviel Möglichkeiten eine solch primitiv anmutende Waffe bot. Und man konnte sie schleudern, meine ersten Wurfübungen fielen aber noch schlimmer aus, als es die Nahkampfübungen vermuten ließen. Die Männer des Dorfes am Strand hatten ihren Spaß, so gelacht hatten sie wahrscheinlich schon lange nicht mehr. Nun, man lebt und man lernt, andernfalls lebt man nicht lange! Also lernte ich, Nah- und Fernkampf mit der Lanze, lehrte den Nahkampf mit der Keule, während ich darauf wartete, mit Selketh, der Frau vom Oberlauf des Flusses zu sprechen.

Natürlich juckte es mich in den Fingern, selbst mit Antibiotika arkonidischer Produktion in die Heilung einzugreifen, doch ‚sanfte Hände' hatte ausdrücklich darauf hingewiesen, dass kein Mann sich Selketh nähern durfte, ein Verbot, dass bereits auf eine ganz eindeutige Geschichte zu verweisen schien. Also, kein Mann, kein Atlan, aber arkonidische Schmerzmittel und aseptische Bandagen, scharfe Nadeln und ein kleines Messerchen, Desinfektionsmittel, das alles konnte ich zu Verfügung stellen. Dazu einige Unterweisungen in Sauberkeit, bei denen ‚sanfte Hände' allerdings abwinkte, die kannte sie schon, meine Rezeptur einer einfachen Fett-Asche-Seife nahm sie allerdings sehr gerne an. Mit Begeisterung kochte sie schon bald mit Kräutern versetzte

aromatische Seifen, brachte mit leisen und sanften, aber bestimmten Worten den Rest der Dorfbewohner dazu, sich endlich ordentlich damit zu waschen. Das erste Mal seit Menschengedenken, dass zumindest dieses Dorf nicht mehr zum Himmel stank!

Endlich kam der Tag, an dem Selketh an der Hand von ‚sanfte Hände' die Räumlichkeiten der Heilerin verlassen und sich zu uns ans Feuer setzen konnte. Narbengesicht reichte ihr einen Becher Bier und erklärte: „Es ist eine große Freude unter den Dächern der Fischer, dass unser Gast nun endlich halbwegs gesund genug sein soll, um am Leben im Dorf Anteil zu nehmen und hoffentlich bald auch eine Familie findet!" Selketh lächelte verhalten, der Schmerz in ihren Augen war unverkennbar. Dann fiel ihr Blick auf mich, sie verharrte. Lange musterte sie mich, ich glaubte zu fühlen, wie ihr Blick tief in meine Seele blickte.

„Du bist anders als der Rest der Dorfbewohner?" begann die groß gewachsene, schlanke Frau, die Haut wie dunkler Milchkaffe, die Haare eine krause Mähne. Mächtige, schneeweiße Zähne blitzten auf, wenn sie sprach, wie konnten diese Zähne nur ohne moderne Zahnhygiene derart weiß und gepflegt sein? „Ich habe noch nie einen Mann mit weißem Haar gesehen. Aber es geht die Sage, dass früher Männer mit solchen Haaren unter uns gelebt haben sollen!" Ich nickte. „Das stimmt, früher gab es mehr Männer wie ich!" Wo, wann hatte die Sage ihren Ursprung genommen? Vor mehr als 7000 Jahren? Oder waren von Wattas Sippe einige wieder nach Süden bis hierhergezogen? „Männer die fliegen konnten? Kannst Du fliegen, Aha?" fragte sie ernst, dann lächelte sie plötzlich kurz. „So wie ein Vogel, wie Dein Falke? Oder sitzt Du in einem fliegenden Ding, wie es die Sage beschreibt. ‚Der Himmel schien in Flammen zu stehen, als eine glühende Kugel erschien. Als sie verschwand, lag ein Gott im Gras, der sehr krank war. Er brachte

dem Stamm gutes und mächtiges Mojo'. Bist Du ein solcher Gott? Bringst Du uns gutes oder schlechtes Mojo?" „Ich bin kein Gott!" betonte ich, „aber ich werde versuchen, gutes Mojo zu bringen!" Wieder musterte mich dieser alles durchdringende Blick lange, bis sie wieder kurz lächelte und nickte. „Kein Gott, dafür aber gutes Mojo? Guter Tausch. Es sind Götter gekommen, die viel schlechtes Mojo verbreiten. Diese Götter sind selber böse, sie tun böse Dinge! Man muss sie vernichten, aber wir sind zu schwach. Kommst Du, um uns beizustehen? Meine Großmutter sagte immer ‚Kind! Wenn der Schmerz und das Leid am größten sind, wenn Du es nicht mehr auszuhalten vermagst, wird ein Retter erscheinen'. Bist Du ein solcher Retter?" Was sagt man in einer solchen Situation? „Ich werde versuchen, ein solcher Retter zu sein!" mehr konnte ich auch nicht versprechen. Wieder dieser endlose Blick in das Innerste meiner selbst. „Findest Du mich schön, Aha?" das Gespräch schien eine seltsame Wendung zu nehmen. Trotzdem, es war nicht schwer, ehrlich zu sein. „Sehr schön", stimmte ich zu. „Ich werde Dich begleiten, Aha, und wenn es uns gelungen ist, mein Volk zu retten und zu befreien, wirst Du mir gutes Mojo schenken – und ich Dir!" Nun, Marie Anne, war ich wohl wieder auf dem Weg des Kriegers unterwegs. Auf Befehl des Überwesens ES, dem ich meine Unsterblichkeit verdankte, sollte ich Menschen aus einem Paralelluniversum suchen und von Bösartigkeiten abhalten. Keine Geräte, die mich aufspüren konnten, die moderne Technik war auf meiner Seite. Trotzdem entschied ich mich, meine Tarnung noch aufrecht zu halten, ich wusste noch lange nicht genug. Allerdings hatte ich eine Verbündete gefunden, die mir das Wichtigste zeigen konnte.

Ich wusste zwar, wo wer wohnte, aber das war natürlich nicht genug, leider war die Fernbeobachtung nicht befriedigend gewesen. Aber jetzt konnten wir an unserem

Aufbruch arbeiten, vorher wollte, musste ich mit Selketh noch etwas trainieren und sie ausrüsten. ‚Nur ein gut gerüsteter Verbündeter ist ein guter Verbündeter!' Ein Atlanismus!

Ich zögerte unseren Aufbruch noch etwas hinaus, da Selketh noch lange nicht fit genug war. Die letzten Heilungsprozesse mussten noch abgeschlossen sein, und dann die in kürzester Zeit erschlafften Muskeln wieder auf Vordermann gebracht werden. Ein wenig Ausbildung an verschiedenen Waffen war auch nicht verkehrt, Dolch, Axt und, hier trainierten wir Beide etwas Neues, der Speer. Im Werfen der leichten Waffen übertraf sie mich bald, mit dem Bogen brachte sie es beachtliche Leistungen. Wir übten und trainierten zwei Monate, die uns später noch viel helfen sollten. Bei aller Ungeduld, die sowohl Selketh als auch ich empfanden, wir mussten vernünftig bleiben, niemand war geholfen, wenn die Kavallerie stirbt, ehe sie eingreifen kann. Allein wäre ich früher vielleicht trotzdem sofort aufgebrochen, aber die Verantwortung für die Frau, die mich um jeden Preis begleiten wollte, zwang mich zu dieser Pause. Leider konnte sie mir über die Zustände auf dem Plateau nichts sagen, sie erinnerte sich nur noch an Schmerz und Angst. Große Angst, aber wovor genau, das blieb noch im Dunkel. Endlich war aber dann der Tag der Abfahrt doch gekommen.

*

Es war ein recht emotionaler Abschied von dem Dorf an der Mündung. ‚Schwalbenstimme' hatte mir im Vertrauen mitgeteilt, dass ‚Sanfte Hände' ihr die Geburt eines großen Helden vorausgesagt hatte, der aber nicht von mir sein konnte. Ihr Bauch hatte sich gerundet und sagte vierter Monat, nicht zweiter. Nun, Narbengesicht war sicher genauso glücklich mit einem eigenen Sohn wie mit einem von mir. ‚Schwalbenstimme' war es auf jeden Fall, obwohl es mir schien, als hätte sie in der

Zeit meines ‚Gastrechts' durchaus nicht gelitten. Ich hatte mir auch redlich Mühe gegeben, den Pflichten, die man als Gast hat, wirklich gerecht zu werden. Dieses Teilen von Bett und Frau, meine liebe Marie Anne, hat nicht nur Sonnenseiten, manchmal muss man sich auch auf eine peinliche Verletzung herausreden, manchmal war die Sitte aber auch, wie dieses Mal, durchaus ersprießlich. ‚Sanfte Hände' hatte Selketh noch ein letztes Mal untersucht und zeigte sich durchaus zufrieden mit dem Heilerfolg, ein nach Kräutern duftender langer Abschiedskuss war ihr Dank für mein Seifenrezept und einiges an medizinischer Ausrüstung. Die Überraschung, wie lange die Instrumente aus falschem Bein scharf blieben, sollte später noch kommen. Ich meinerseits war gespannt, wie lange dieser Fortschritt bei der Hygiene wohl anhalten würde, waschen war ja nicht wirklich selten zu dieser Zeit, aber Seife wäre eine schöne nächste Stufe der Sauberkeit. Nun, hoffen darf man ja immer!

Selketh und ich schoben mein Boot ins Wasser, sprangen hinein und ruderten flussaufwärts, bis wir außer Sicht waren. Dort legten wir die Paddel beiseite und ich startete den Gleiterantrieb mit geringer Geschwindigkeit, ich hatte versucht, Selketh auf dieses Abenteuer vorzubereiten. Sie hatte nur gelächelt und gesagt „ich hoffe, das ist keine feurige Kugel, die krank macht!“, jetzt allerdings konnte ich sehen, wie sie sich versteifte und leise zitterte. Langsam verging aber auch dieser Anflug von Angst, da nichts Gefährliches geschah, und bald konnten wir beide die Fahrt durchaus genießen. Mit dem Antrieb kamen wir natürlich bei weitem schneller vorwärts, dabei achteten wir selbstverständlich stets auf die Umgebung. Nahe an der Mündung war die Strömung nicht sehr ausgeprägt gewesen, die Ufer waren flach, sodass wir trotz des niedrigen Bootes eine gute Rundumsicht hatten.

Später rückten die Ufer ein wenig zusammen und wurden zeitweise höher, man musste dann schon stehen, um darüber hinaus zu sehen, dank des Auslegers keine wirklich schwierige Sache, wenn man auch nur über ein durchschnittliches Gleichgewicht verfügte. Die Savanne zeigte sich von ihrer freundlichsten Seite, alles war grün und saftig, einsam stehende Schirmakazien spendeten Schatten, Elefanten und Giraffen teilten sich die Weide mit Wildrindern und Zebras. Ab und zu hörte man das Grollen eines Löwen auf Brautschau, oder das seltsame Geräusch, das aus der Kehle der Geparden kam. Einmal konnten wir auch eine dieser gefleckten Katzen im rasenden Lauf beobachten, es war beinahe ein Wunder, mit welcher Geschwindigkeit das Tier seiner Beute nachlief. Dann wieder klang es wie ein Gewitter, ein Rudel Löwen hatte eine Herde Wildrinder in die Flucht gejagt, die Hufe klangen wie anhaltendes Donnern. Und der Geruch, nach Freiheit, nach Wildnis!

Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir eine Sandinsel, auf der wir unser Lager aufschlagen wollten. Zuerst errichtete ich einen Prallschirm, der groß genug war, um geschützt flussabwärts unsere Notdurft verrichten zu können und danach flussaufwärts das Sonnenöl aus meinen Beständen und den Schweiß von unseren Körpern zu waschen, der sich tagsüber, obwohl wir nicht rudern mussten, angesammelt hatte. Ich gestehe, nach einem Tag in der Sonne war unser Geruch ziemlich streng, hier half nur Wasser und Seife, wir alberten ein wenig herum, bewarfen uns mit Wasser und genossen die kühle Erfrischung nach einem heißen Tag. Die Sonne ging als großer, roter Ball unter, doch bald stand der noch beinahe volle Mond groß und gelb am Himmel, verbreitete zarte Beleuchtung. Einige Zikaden zirpten, und aus größerer Entfernung konnten wir das Gebell einer Hyäne hören, ein Klang, ähnlich dem Lachen eines Menschen.

Unser Abendessen bereiteten wir auf einer kleinen arkonidischen Heizplatte zu, frischer Fisch mit duftenden Kräutern und einer Menge Butter in der Pfanne gebraten, wohlschmeckend, ja, aber ich begann mich nach einem einfachen Stück Brot zu sehnen, Weizen vermahlen, gesäuert und gebacken, nicht zu Bier vergoren. Da hatte ich aus dem Flottensilo großzügig Getreide an die überlebenden arkonidischen Farmarbeiter ausgegeben, damit sie zu Essen hatten, und was machten ihre Nachkommen? Kein Brot, sondern Bier! Und wenn es wenigsten gutes Bier gewesen wäre! Nun, ich hatte einige Ratschläge geben können, in ein paar hundert Jahren hatten sie wahrscheinlich ‚den Bogen raus', um trinkbares Bräu herzustellen. Hoffentlich!

Nach zwei Monaten hatte ich Fisch schon etwas über, ich sehnte mich auch nach einem guten Stück Fleisch, dem Gesichtsausdruck von Selketh nachzuschließen, schien es ihr ähnlich zu gehen. „Morgen besorgen wir uns Holz und braten ein Stück Fleisch." sagte ich. „Es muss doch auch kleinere Tiere hier geben, ein Wildrind wäre zu viel für uns zwei!" Selketh seufzte, ihre wirklich schönen Brüste zeigten ansprechende Bewegungen, selbst wenn ich sie jeden Tag vor den Augen hatte, ich konnte mich daran nicht satt sehen. „Die gibt es, Aha, im hohen Gras sind sie aber nicht leicht zu finden." Ein flüchtiges, schelmisches Lächeln blitzte auf. „Ich habe zwar gesagt, wenn die bösen Götter besiegt sind, aber um einen anderen Geschmack zu spüren…" Sie beugte sich vor, legte ihre Hand in meinen Nacken und küsste mich lange.

Eine blutrote Sonne stieg riesig über den Horizont, als wir erwachten, beleuchtete mit weichem Licht die morgendliche Szenerie. Ein Leopard hatte seine abendliche Beute in die Krone einer Schirmakazie getragen und bewachte sie nun, ab und zu einen Brocken Fleisch aus dem Kadaver reißend. Nicht weit von uns führte eine alte

Elefantenkuh ihre Familie zum Flussufer. Misstrauisch betrachtete die Matriarchin der Herde die beiden seltsamen Zweibeiner, die auf der Insel übernachtet hatten und sich nun aus ihrem Zelt hervorarbeiteten. Laut trompetend stürmten die übrigen Tiere übermütig in den Fluss, zogen Wasser in ihren Rüssel und bespritzten sich selber oder gegenseitig, tranken eine Unmenge. Am anderen Ufer schlich eine Löwin zum Strand und trank, ein prächtiges Tier. Wildbüffel zogen es vor, wieder an einer anderen Stelle die Tränke aufzusuchen. Antilopen erheiterten uns in einiger Entfernung mit ihren ausgelassenen Sprüngen, ein einzelner Elefantenbulle näherte sich der Herde, wurde aber von der Leitkuh mit wilden Attacken und lautem Trompeten vertrieben.

Wir verspeisten unseren letzten gebratenen Fisch, während die Sonne höher kletterte und die Temperatur stieg, bald mussten wir unseren Kopf wieder mit einer Art Hut aus geflochtenem Stroh vor den sengenden Strahlen der Sonne schützen. Vorsorglich verteilten wir auch aus meinem Vorrat an Salben und Cremen einen starken Sonnenschutz auf unseren Körpern, und Selketh betrachtete verwundert ihre Hände. „Meine Haut an den Händen ist so weich geworden, Aha! So zart hat sie sich nicht mehr angefühlt, seit ich ein Kind war!“ Ich verrieb vorsichtig die Creme auf ihrem Rücken, die heilende Nebenwirkung des Sonnenschutzes hatte auch positive Auswirkungen auf das vorhandene Narbengewebe, die Haut wurde langsam wieder glatt und ebenmäßig. Bald würde kein Mal mehr von den Verwundungen zeugen, die von dünnen Stöcken zu stammen schienen. Auch zuckte Selketh nicht mehr zusammen, wenn ihr Rücken berührt wurde, allmählich schien sie ihrer inneren Dämonen Herrin zu werden.

Hinter einer Flussbiegung hörte ich Geräusche von Hufen, das Geschrei von Kühen und das Blöcken von Schafen, dazu menschliches Rufen, also nahm ich das Paddel auf, ehe

wir in Sicht kamen, steuerte den Antrieb mit den Füßen. Tatsächlich, eine Herde Rinder und Schafe wurde von einigen Menschen, Frauen, Männern und Kindern, flussabwärts getrieben und durfte eben zum Saufen an das Ufer. Die Männer packten, als sie mich sahen, ihre Speere kampfbereit fester, doch offenbar waren sie vom gleichen Volk wie Selketh, denn ein paar gerufene Worte beruhigten die Viehtreiber, die uns an ihr Ufer ließen.

„Böse Gegend, es ist besser, dort nicht hinzufahren!“ Wir saßen an einem lustig prasselnden Feuer, einige Wildrinder, die ich mit dem Bogen erlegen konnte, verbreiteten bereits verlockenden Bratenduft. Häuptling ‚Jagender Löwe' zeigte in die Richtung, aus der er gekommen war. „Zuerst haben die, die sich Götter nennen lassen, nur direkt am Fuße der Berge gejagt. Aber Ahmhun ist unersättlich, er ist bereits in unser Gebiet eingedrungen. Wir haben unsere Herden genommen und sind fortgezogen, andere Stämme unseres Volkes ziehen anderen Flüssen nach.“ „Was ich nicht verstehe", wunderte ich mich. „Warum kämpft ihr nicht?“ Entsetzen zeigte sich auf den Gesichtern des ganzen Stammes, die Kinder begannen zu weinen. „Wir haben es versucht, Fremder. Aber wir können nicht gegen Elefanten kämpfen, und Ahmhun reitet mit vielen Männern auf solchen Tieren gegen uns.“ Selketh legte mir die Hand zart auf den Unterarm. „Atlan! Ich erinnere mich an etwas! Da war Feuer! Feuer und Lärm! Männer, die auf mich einschlagen! Ich erreiche das Wasser, springe hinein! Dann wache ich bei ‚Sanfte Hände' auf!“ „Ja!“ ‚Jagender Löwe' nickte. „Sie zünden vor einem Überfall die Savanne an und kommen aus dem Rauch, auch das ist eine ihrer Methoden. Auch haben sie solche Waffen wie die, mit der Du die Wildrinder erlegt hast. Sie holen sich Sklaven und töten andere, sie sind grausame Wesen!“ „Alle?“ fragte ich genauer nach. ‚Springende Wiesenantilope' mischte sich in das Gespräch.

„Wir haben nur Ahmhun und Seth gesehen, aber müssen die anderen nicht ebenso böse und grausame Wesen sein, wenn sie uns nicht beschützen?“ Genau diese Frage hatte ich mir auch schon gestellt. Wir sind ebenso für unsere Handlungen wie für unsere Unterlassungen verantwortlich, aber wenn uns etwas unmöglich ist, tragen wir dann Schuld? Eine schwer zu entscheidende Frage, die weisere und klügere Menschen als mich schon lange beschäftigte. Warum hatte mich ES bloß nicht früher geweckt, wieviel Leid hätte vermieden werden können? Trug er Verantwortung oder Schuld? Ich schüttelte meinen Kopf frei, derzeit waren solche Grübeleien nicht wirklich zielführend.

*

Zwei Tage später näherten wir uns, immer noch mit langsamer Fahrt, dem Jagdgebiet der Götter, wie ‚Jagender Löwe‘ es nannte. Ganz in der Nähe hatte das Dorf gelegen, aus dem er stammte, weiter oben und auf der anderen Seite des Flusses Selkeths Dorf. Der Fremde mit dem Namen Ahmhun schien große Begeisterung an der Treibjagd zu empfinden, auf Menschen besonders. Er sandte eine Horde Treiber aus und wartete, auf dem Rücken eines Elefanten sitzend, auf seine Beute, die er mit einem langen Bogen erlegte. Dann lief er, nur mit Schuhen und einem Helm mit Widderhörnern bekleidet, den aufgeschreckten Menschen nach, griff sich eine junge Frau, vergewaltigte und tötete sie, schwang sich wieder auf den Elefanten und machte weiter. Als ‚Jagender Löwe‘ zum ersten Mal darüber sprach, hatte ich es nicht glauben wollen, jetzt sah ich es selber. Ich gestehe, dass es mir heute noch Unbehagen bereitet, auch nur darüber zu sprechen. Als Horhus diese ‚Jagd‘ erkannte und meldete, die Bilder als Hologramm in das Zelt übertrug, fällte ich zumindest über Ahmhun mein Urteil! Glücklicherweise blieb Selketh dieser Anblick erspart, sie nahm eben mit Begeisterung einen

erlegten Vogel aus und zerteilte ihn, wir wollten ihn später braten und essen, obwohl mein Appetit soeben ganz gewaltig nachgelassen hatte.

Mittlerweile war das Hochplateau bereits in Sicht, die Ufer des Flusses wurden höher, die Strömung stärker, das alte physikalische Gesetz mit Neigungswinkel des Grundes. Der Weg über den Fluss war mir jetzt nicht mehr sicher genug, ein Boot gegen die Stromschnellen musste einem eventuellen Wachposten doch auffallen. Ich zauderte etwas unentschlossen, sollte ich des Nachts die Steilwand hochschweben, die sich beiderseits des Wadi bis in große Entfernung zog, in der Hoffnung, irgendwo ein Versteck für meinen Gleiter zu finden? Oder sollte ich einen Aufstieg suchen, mich zu Fuß anpirschen? Schließlich zogen wir den Flug mit dem Gleiter vor, nach einer Landung am Rande des Plateaus wollten wir dann ins Innere zu Fuß vordringen. Trotz ihrer Gewöhnung an das ‚Zauberboot' während der Fahrt den Fluss hinauf hörte ich Selketh schlucken, als der Gleiter an der steilen Wand emporstieg, sie klammerte sich mit weißen Knöcheln an die Bordwand. Als dann der Mond über dem Horizont erschien, wagte sie einen vorsichtigen Blick nach unten. „Oh! Ist das schön!" entfuhr es ihr, fortgeweht war ihre Angst, und ich konnte nicht widersprechen. Es war schön, wie das fahle Mondlicht vom Fluss reflektiert wurde und ein schimmerndes Band in der Dunkelheit zeigte. In der Ferne war das Lagerfeuer Ahmhuns zu sehen, auf der anderen Seite – ebenfalls ein Feuer. Menschen? War noch ein ‚Gott' auf der Jagd? Darum musste ich mich später kümmern, jetzt musste ich zuerst ein Versteck für meinen Gleiter finden. „Aha, schau, dort!" Selketh wies auf ein Loch in der Felswand, nicht weit vom Rand des Plateaus entfernt. Ich nickte und steuerte das falsche Boot darauf zu und zog hydraulisch den Ausleger ein. Starke Scheinwerfer flammten auf und zeigten das Innere der Höhle,

welche Gewalten hatten vor endlosen Zeiten diesen riesigen Hohlraum wohl geschaffen? Groß genug war sie ja, günstig gelegen auch, also steuerte ich zufrieden wieder hinaus. ‚Ein gutes Versteck!' bestätigte mein Extrasinn. ‚Hier kommt keiner ohne Fluggerät hin, um Dein Geheimnis zu finden'. Wir legten den restlichen Weg zur Hochebene zurück, luden die Ausrüstung für die nächsten Tage aus und ich befahl der Nanotronik, das Boot in der Höhle zu verstecken. Dann kuschelten wir uns in unsere Pelze und schliefen noch ein wenig.

Morgens beobachtete ich mit Horhus die Umgebung, ließ ihn über die Waldstreifen zwischen angelegten Feldern und Weiden fliegen. Hier befanden wir uns im Gebiet der Neith, die ihren Palast nur wenig nördlich von unserem Landungspunkt direkt an den Abhang bauen ließ, mit einer großen Terrasse über dem Abgrund, inmitten eines ziemlich großen Zedernwaldes. Wir schlichen uns näher an das Gebäude, leise, vorsichtig, ich hielt meine Axt mit dem Strahler feuerbereit. Da! Wir vernahmen Stimmen, vor uns lichtete sich der Wald, wir hatten einen guten Aussichtspunkt gefunden und versteckten uns gerade noch rechtzeitig. Ich sagte es schon, Marie Anne, manchmal ist Erfolg reine Glückssache! Wütend verließ eben ein riesiger Mann den Palast, seine schwarze Mähne war im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden. Er polterte die Stufen hinab, drehte sich auf halber Höhe noch einmal zu der Frau um, die hinter ihm erschienen war. „Zum letzten Mal, Neith! Unterwirf Dich! Bringe mir wie alle anderen die Opfer!" Das also war Neith. Sie musste etwa so groß wie ich sein, ein wundervolles Ebenmaß der Glieder und Formen, ihr Stoffkleid war so geschnitten, dass die göttlichen Rundungen perfekt zur Geltung kamen. Ich bin vielen, sehr vielen schönen Frauen begegnet, Marie Anne, und ich habe viele geliebt oder einfach nur begehrt, sie mit wechselndem Erfolg versucht zu

erobern. Aber selten habe ich eine Frau gesehen wie Neith, die gleichzeitig derart schön war und so unnahbar wirkte.

Die Frau stand oben am Beginn der Treppe und blickte stolz und verächtlich hinab, wischte die Forderung mit einer Handbewegung zur Seite. „Wenn Du Sklaven töten willst, dann ganz sicher nicht meine! Dafür sind sie mir zu schade, Seth, es ist zu mühsam, ständig neue Arbeiter auszubilden!“ Seth entriss einem seiner unten wartenden Männer eine Axt. „Ich kann Dich zwingen, Weib!“ Neiths Haltung wurde, ich konnte es beinahe nicht glauben, dass das möglich war, noch hoheitsvoller! Sie streckte die Hand zu einem ihrer Wachposten aus, winkte mit den Fingern, ergriff den dargereichten Speer und schleuderte ihn. Zwischen den Füßen des Seth bohrte sich die Spitze tief in den Boden, ein meisterlicher Wurf. „Wenn Du jemals wieder in die Nähe meines Palastes kommen solltest, wird einer von uns es nicht überleben, Seth, ich will Dich hier nicht mehr sehen.“ „Du kannst einen Gott nicht töten!“ Seth tobte und brüllte, „Es reicht, wenn ich Dich töten kann!“ antwortete Neith eiskalt. „Isis und Osiris wären auch nicht traurig, wenn ihr wahnsinniger Bruder endlich stirbt!“

„Neith, sei vernünftig!“ bettelte Seth, er hatte die Axt fortgeworfen. „Wir müssen doch zusammenhalten! Die Eingeborenen dürfen ihre Angst nicht verlieren. Wir müssen einfach regelmäßige Opferungen abhalten. Was liegt schon an drei Sklaven von jedem von uns pro Monat. Es sind genug da! Osiris versteht das auch nicht, er will nur einen im Vierteljahr! Da kann sich keine Gottesfurcht bilden, wenn man so weich ist.“ „Nein!“ Neiths Augen funkelten wütend. „Ich muss nicht gefürchtet werden, meine Menschen sollen mir gerne gehorchen und mir freiwillig dienen. Ich mache ihr erbärmliches Leben besser, dafür danken sie mir, deshalb befolgen sie meine Befehle!“ Seth fiel auf die Knie, weinte beinahe.

„Neith, das funktioniert nicht. Wenn wir als Götter herrschen wollen…“ „Dann herrsche ich als Mensch und Frau! Was liegt mir daran, Göttin genannt zu werden!“ Seth sprang wieder auf die Beine. „Dann krepier doch als Mensch und Weib, Du dummes Stück! Ich werde Dich unterwerfen, Dein Gott wird über Dich kommen, Du wirst noch winseln und um Gnade flehen. Anbieten wirst Du mir Deinen Körper, aber ich werde Dich erwürgen wie einen Opferskla-ven!“ „Das will ich stark hoffen!“ die Frau streckte ihren Zeigefinger gerade nach oben in die Luft, krümmte ihn dann. „Ich möchte lieber sterben, als mit einem impotenten Mann wie Dir das Lager zu teilen“, spottete sie. „Ich komme wieder!“ brüllte Seth noch, ehe er in seine Sänfte stieg und sich davontragen ließ.

Nachdenklich sah Neith dem entschwindenden Tross nach, wandte sich um und schrie „Was gafft ihr hier herum! An die Arbeit, los, los! Es gibt kein Korn, keinen Käse und kein Fleisch, wenn ihr hier herumsteht. Also, sputet Euch. Heute Abend wird das Horn zu den Waffen rufen, wir müssen auf der Plattform üben, üben und nochmals üben! Wir müssen bereit sein, wenn Seth seine Drohung wahrmacht!“

„Da ist aber jemand neugierig!“ flüstere es hinter uns, Selketh und ich fuhren herum und rissen die Dolche heraus, lautlos verfluchte ich mich. Ich hatte Sahmmet, die Löwin, zurückgelassen, damit sie das Lager und unsere Ausrüstung bewachte, jetzt hatte ich mich überraschen lassen. Der ungepflegte, magere Mann hob seine leeren Hände, zeigte uns die Handflächen, winkte uns, ihm zu folgen. Er führte uns direkt zu unserem Lager, blieb aber in gebührendem Abstand von der Löwin stehen. Ich beruhigte das nanotronische Tier und packte unsere Vorräte aus, blickte ihn fragend an. Der Mann trank einen großen Schluck Bier, stieß verhalten auf und seufzte. „Das habe ich lange vermisst, Leute. Ihr seid meine besten Freunde,

auch wenn Du", er zeigte auf mich, „ziemlich weit von zu Hause entfernt sein dürftest!" Ich erschrak nicht wenig. „Warum, wie, wie kommst Du auf die Idee?" Der Mann lachte. „Freund, die da", deutete er auf Selketh, „die ist von da, auch wenn irgendetwas – egal, ich komm schon drauf. Aber Du, Mann, alles an Dir brüllt in die Welt, dass Du nicht von diesem Planeten bist. Oder aus dieser Zeit! Oder beides! Auch wenn ich wie alle andern hier, die sich als Götter aufspielen, aus der Klapsmühle komme, blöd bin ich nicht. Waren die kleinen ferngesteuerten Drohnen von Dir?" Ich musste ein nicht sehr intelligentes Gesicht gemacht haben, denn er lachte leise auf. „Schlechte Konstruktionen, aber ich glaube nicht, dass die anderen eines der Wracks gefunden haben, denn dann wäre der Lärm nicht zu überhören gewesen."

Ich gab auf, ihm etwas vorspielen zu wollen. „Na schön, ich bin vielleicht nicht von diesem Planeten. Aber ich habe die Pflicht übernommen, die Menschheit zu schützen," Plötzlich wirkte sein Gesicht traurig. „Die Menschen haben nie mehr Schutz gebraucht, Du kommst eben zur rechten Zeit. Warte, ich erkläre es Dir gleich. Unsere Welt stand nahe dem Untergang, da haben unsere Wissenschaftler die Möglichkeit gefunden, uns Bewohner zu retten!" „Parallele Welten?!" warf ich ein. „Ja, genau! Wie das funktionieren soll, ich habe nicht die geringste Ahnung. Ich war zuerst ein kleiner Verkäufer mit einer, wie sie mir sagten, krankhaften Neigung. Also kam ich in eine Klinik. Eines Tages kamen die Pfleger, schleppten uns in eine riesige Halle mit diesen Säulen, zwischen denen irgendwelche Energien waberten und sagten, dass wir entweder durchgehen oder sterben müssten. Mir war schon alles egal, ich lief los, landete hier und versteckte mich." Er erzählte langsam, mit einfachen Worten. Auch Selketh, die nur bei wenigen Worten nach deren Bedeutung fragen musste, verstand sehr gut.

„Osiris, Isis und Seth kamen als nächste, Hand in Hand, die Geschwister wollten nicht allein gehen. Seth habt ihr gerade gesehen, bipolare Störung plus Borderline Syndrom mit noch einigen Psychosen, er ist der verrückteste von allen. In seinem Gehirn herrscht das totale Chaos, heute ist er umgänglich, ein guter Gesellschafter, fünf Minuten später hält er alle für seine schlimmsten Feinde, rastet aus und möchte alle töten. Osiris ist eine weit mildere Ausgabe, er hat sich zumeist im Griff. Isis? Ich weiß nicht, irgendwie macht sie immer, was Osiris sagt. Obwohl Geschwister, leben sie als Mann und Frau zusammen, sie ist ihm total hörig. Ist das eine psychische Störung oder nur Dummheit? Frag nicht mich, ich bin kein Psychodoc! Neith habt Ihr gesehen, sie ist wirklich arm. Sie ist ständig auf der Suche nach einer Befriedigung, die sie nicht erreichen kann. Sie sehnt sich nach der Berührung durch einen Mann und weiß bereits vorher, dass alles umsonst ist. Einer von den Docs hat einmal etwas von Anorgasmie gesagt. Abgesehen davon ist Neith eine umgängliche Frau, sie behandelt ihre Menschen hart, aber gerecht. Sie straft, aber nach der Bestrafung ist die Sache ausgestanden, sie ist nicht nachtragend und auch nicht unfair. Sie hat den Menschen die Bearbeitung von Baumwolle und das Weben von Stoffen gelehrt, einen kleinen Schmelzofen für eiserne Werkzeuge, Speer- und Pfeilspitzen aufgebaut. Sie hat ihre Leute, sowohl Frauen als auch Männer, im Gebrauch der Lanzen und der Bögen gut ausgebildet, lederne Panzerungen für den Kopf und Oberkörper herstellen lassen und Schilde konstruiert. Neith hasst alle anderen, die mit ihr gekommen sind wegen deren Handlungen, kann aber nichts dagegen machen. Sie hat ihren Palast als Festung angelegt, mit Wasser- und Lebensmittelvorräten, weil sie damit rechnet, dass die anderen sie überfallen wollen. Das haben alle anderen mehr oder weniger auch

gemacht, das mit den Burgen. Neith hat sogar Späher ausgesandt, damit sie und die Ihren im Falle eines Angriffs gewarnt sind und rechtzeitig Zuflucht suchen können."

„Am meisten hasst Neith Ahmhun! Der ist nicht kompliziert, der ist einfach ein sadistischer Vergewaltiger und Mörder, einer, der gerne zusieht, wenn Menschen leiden. Ein Verbrecher, der besser aus der Welt wäre! Anoubis ist das genaue Gegenteil, er glaubt, dass er den Menschen in der Zukunft ein neues und besseres Leben verschaffen kann, indem er ihre Körper konserviert. Also mumifiziert er alle Leichen, derer er habhaft werden kann, damit sie wieder auferstehen können. Ein religiöser Spinner, aber keine Gefahr, außer für sich selber. Bleiben noch Hathaor und Bastith. Beide bezeichnen sich als Künstlerin. Malen, Musik, Tanz, die ganz Palette. Und beide haben sich Seth unterworfen, der regelmäßig kommt und Opfer möchte, machtlose, schwache Frauen. Sie bewohnen gemeinsam einen Palast, man erzählt, Bastiths Verschleiß an jungen und hübschen Männern sei groß, genaueres kann ich auch nicht sagen. So, großer weißhaariger Freund, ich habe Dir alles erzählt, was ich weiß! Und jetzt, wer bist Du?"

Ich stellte zuerst noch eine Frage. „Was ist mit Dir?" er schlug sich theatralisch auf die Stirn. „Ich hoffte, es nie mehr sagen zu müssen, aber nun ja! Ich bin Cochnis, und ich bin ein Spanner! Zufrieden?" Ich nickte. „Ich bin Aha, ich komme von Arkon. Du leidest also…" „Ich leide nicht, Aha! Ich genieße es, Leuten heimlich zuzusehen. Wenn sie sich ausziehen, sich streicheln. Wenn sie Sex haben, zärtlichen Sex. Aber ich mag keine Gewalt, auch dann nicht, wenn ich sie nur sehe. Und die Gewalt wird immer schlimmer auf dieser Hochebene, Aha, die Brutalität und der Blutdurst mancher steigern sich immer mehr. Ich bin auf der Flucht in der Hoffnung, einen Platz zu finden, den diese Möchtegerngötter erst nach meinem Tod

finden. Und ich glaube, auch ein Spacer allein wird sie nicht aufhalten, auch nicht mit einer schönen Frau an seiner Seite. Wenn Du nicht irgendwo Verstärkung versteckt hast?", er schaute mich erwartungsvoll an, mein Kopfschütteln beantwortete seine Hoffnung abschlägig. „Na dann, Leute, ich mache mich auf den Weg! Danke fürs Bier!" Er wollte sich erheben, ich rief ihn zurück. „Warte noch kurz! Wie hast Du mich erkannt?" Er tippte auf seine Nase. „Du riechst für mich nicht richtig, Aha. Da gibt es eine falsche Note. Lebt wohl!" Dieses Mal hinderte ich ihn nicht. Ein Spanner mag unangenehm, peinlich oder auch ekelerregend sein, für ein todwürdiges Verbrechen hielt ich es nicht. ‚Außer Du ertappst ihn auf frischer Tat, wenn er Dir heimlich zusehen will!' konsequent eine Sache zu Ende gedacht, wie immer, mein Extrasinn!

„Wollen wir nachsehen, ob wir Neiths Frauen und Männer bei den Übungen beobachten können?" Selketh sprach beinahe meine eigenen Gedanken aus, also stimmte ich zu. „Ich glaube, mit der Plattform ist die große Terrasse gemeint, die kann man mit der Teleskopbrille gut erkennen." Wieder machten wir uns auf den Weg, nahmen dieses Mal allerdings alles mit in die Nähe unseres Postens, damit Sahmmet gleichzeitig uns und unsere Ausrüstung schützen konnte. Noch einmal wäre es wohl kein halber Verbündeter mehr gewesen, der uns überraschen könnte.

Auf der Terrasse waren große Gefäße mit Feuer aufgestellt, die den Platz hervorragend beleuchteten, Neith leitete die Übungen, die sie allesamt selber mitmachte. In ihrem hautengen Gewand, an den Seiten kreuzweise verschnürt, und den stramm sitzenden Hosen machte sie eine geradezu göttliche Figur. Ihre Bewegungen waren in perfekter Harmonie ausgeführt, die Frau musste intensiv Kampfsport betrieben haben, und zwar auf Meisterebene. Sie verstand es auch, die Grundlagen ihren Schülern

nahe zu bringen, Speer und Schild, für den Nahkampf eine schwere Keule. Die Bewegungen der Kriegerinnen und Krieger waren hervorragend synchronisiert, hundert Lanzen stachen zugleich nach vor, hundert Schilde schlossen sich zugleich zu einer Mauer. Auch die nachher trainierenden Bogenschützen waren sehr gut, manche sogar hervorragend. Nur mit den Mitteln dieser Zeit wollte ich einer Truppe wie dieser nicht entgegentreten. Musste ich das denn? Wenn der Spanner die Wahrheit gesagt hatte, und warum sollte er nicht, dann wäre Neith durchaus ein Gewinn für diese Welt, zumindest wäre sie kein Schaden! Nun, die Entscheidung hatte noch keine Eile, zuerst wollten wir uns weiter auf dem Plateau umsehen. Wir packten unsere Ausrüstung in Rucksäcke, wobei wir Sahmmet die schwersten Dinge aufluden, und machten uns auf den Weg, am Rande der Hochebene nach Südosten hin. Dort sollte Ahmhun seinen Palast erbaut haben, ich wollte ihn einmal sehen und auskundschaften.

*

Ahmhums Palast strahlte Leid und Dunkelheit aus, zumindest kam es mir so vor, ein Umstand, der durchaus psychologische Ursachen haben mochte. Wer denkt denn schon bei dem Palast eines solchen Verbrechers an wohlige Behaglichkeit? Aus den unteren Stockwerken schien flackerndes Licht, und auf den Wachtürmen war Bewegung zu sehen. „Wie willst Du da hineinkommen?“ unwillkürlich flüsterte Selketh. Ich konnte nicht anders, ich küsste rasch ihre Nasenspitze, sie schlug spielerisch nach mir. „Damit“ flüsterte ich zurück und legte die Tragriemen des Kleinstantigravs um. Wirklich fliegen konnte man damit nicht, aber schweben und langsame Bewegungen. Es kostete viel Zeit, Rekruten den Umgang mit diesem Gerät beizubringen, welches ausschließlich durch Gewichtsverlagerungen zu steuern war.

Die Hände frei für die Bewaffnung oder für wissenschaftliche Messgeräte, Sie verstehen, Marie Anne? Nun, zumindest etwas von meiner alten Zeit, das sich jetzt als nützlich erweisen sollte. Als ich das Aggregat einregelte und zu schweben begann, kam Selketh in meine Arme und schlang ihre um mich. „Bevor Du mir entschwebst, kommst Du wieder?“ Ich nahm ihren Kopf zwischen meine Hände und versprach „Ich habe es zumindest ganz fest vor!“ „Dann flieg und kämpfe, Aha!“ sie ergriff meine Handgelenke. „Kämpfe, siege und komm zurück! Ich möchte noch viel gutes Mojo von Dir!“ „Alle wollen nur mein Mojo" brummte ich, „und was bekomme ich für mein Mojo?“ Sie strich mit den Fingerspitzen seitlich ihren Körper entlang. „Reicht das nicht?“ Lachend erhöhte ich die Energiezufuhr und näherte mich schwebend den Palastmauern von der Klippenseite. Es stand wohl kaum zu befürchten, dass nach dieser Seite stark Ausschau gehalten wurde.

Leise schlich ich mich durch die Gemächer, eine kleine LED-Lampe in der einen, die Streitaxt feuerbereit in der rechten Hand. Die Böden raschelten, unter Lederdecken war als Isolation Stroh geschichtet, und es musste regelmäßig erneuert worden sein, denn es roch nicht muffig, wie es faulendes Stroh an sich hatte. Auch das trockene Klima half hier bestimmt nach. Tierschädel und andere Trophäen woben hässliche Schatten an die Wände, die Räume wirkten wie die reinsten Totentempel. Es war überraschend sauber, die Dienerschaft hatte wohl den Befehl, jeden Tag für die Rückkehr des Herrn bereit zu sein. Nun, er könnte auch, wenn er sich am Morgen nach der Jagd, deren Zeuge wir geworden waren, auf den Rückweg gemacht hätte, bald hier eintreffen. Ein breites Bett, ebenfalls mit Fellen belegt, Felle, Felle, Felle wohin man sah! So viel konnte doch ein Mann allein gar nicht geschossen haben, die Gegend um

das Plateau musste doch bereits stark überjagt sein!

Nun fiel mir auf, dass wir auf dem Weg hierher kaum Tiere gesehen hatten, nur auf Neiths Gebiet weideten Rinder. Eine Menge Rinder. Wie ich gehört hatte, war sowohl hier als auch im Fischerdorf an der Mündung die Milchwirtschaft im vollen Gange, und sie hatten mich dazu gar nicht gebraucht. Nun, ich habe es schon früher erwähnt, mein Favorit wäre das Schaf geworden, die Wolle wäre noch ein weiterer Bonus gewesen. Allerdings hat Baumwolle auch einige Vorteile, auch wenn das Pflücken die Hände kaputt macht, die Samenkapsel ist hart, spitz und scharf.

Ein Geräusch riss mich aus meinen Überlegungen. Krachend war eine Tür aufgeflogen und gegen die Wand geknallt. Eine Etage unter mir flackerte im Stiegenhaus Licht auf, ich löschte rasch meine Lampe. „Fleisch! Bier! Sofort! Und macht Wasser für ein Bad heiß! Hurtig, habe ich gesagt!“ das Klatschen einer Peitsche auf Fleisch unterstrich die Anweisungen. Schwere Lederstiefel knallten die Treppe hinauf, das Rasseln von Ketten begleitete die Schritte. „Kommt schon, ihr Weiber! Ein wenig Spaß braucht jeder!“ Ich spürte meinen Herzschlag stocken. Er würde doch nicht... ‚Warum nicht?‘ fragte der Extrasinn mit eiskalter Logik. ‚Ob auf der Ebene oder hier in seinem Zimmer, es ist nirgends weniger schlimm!‘ Manches mal hasste ich meinen Logiksektor geradezu, wenn er mich mit einer unangenehmen Wahrheit konfrontierte. Ich machte mich bereit, die Tatsache, dass Ahmhun nicht nur nach Hause gekommen war, sondern sogar noch Gefangene mitgebracht hatte, veränderte meine Planung. Sie erinnern sich, Marie Anne? Moltke, Schlachtplan, Feindberührung? Aber wäre ich jetzt gegangen, hätte ich zukünftig in keinen Spiegel mehr blicken können.

Er ging in das Zimmer neben mir, ich hatte Glück, sogar ein Durchgang zu meinem Versteck war vorhanden, Licht schimmerte durch die Spalten

der Holztür, Metall klirrte, und Frauen schluchzten. Ich wartete nicht lange, auf den Effekt rechnend trat ich die Türflügel mit Kraft auseinander, die krachend aufflog, meine Lampe hatte ich auf höchste Intensität gestellt und so postiert, dass sie mich von hinten beleuchtete. Ahmhun war nur kurz überrascht, der vierschrötige Hüne mit dem kantigen Gesicht wirbelte herum, erkannte einen Bewaffneten und sprang zu seiner Lanze. Kampfbereit machte er Front gegen mich, als ich langsam das Zimmer betrat. Links von uns schrie ein Diener laut auf, ein Tablett klirrte zu Boden, wir ignorierten es.

„Wer zum Teufel bist Du, und was willst Du in meinem Haus!“ er fintierte einen kurzen Stoß, den ich mit Verachtung strafte. Noch war die Entfernung viel zu groß für einen Nahkampf, aber Schritt für Schritt näherte ich mich. „Ich bin Aha, der Beschützer der Menschen!“ intonierte ich, mehr für den Diener gedacht, denn Ahmhun sollte, wenn es nach meinem Willen ging, nichtschluchzten genug leben, um es weiter erzählen zu können. „Du bist angeklagt, Frauen missbraucht und getötet zu haben, Du bist es nicht wert, noch länger Luft zu atmen!“ Tückisch glitzerten seine Augen im aufgedunsenen, verschwitzten und geröteten Gesicht, das von Hass und Irrsinn verzerrt war! „Du bist nicht mein Richter! Ich erkenne keinen Richter über mich an, verstehst Du? Niemand kann mich richten, ich bin der mächtige Ahmhun! Packt den Kerl!“ Ein Energiestrahl aus dem Schaft meiner Axt fuhr donnernd in die Wand neben der Tür. „So ist das also?“ er kniff sie Augen zusammen. „Nicht genug Mut, um es im ehrlichen Kampf zu versuchen?“ Kurz war ich versucht, nach vorzustürmen und ihn mit der Axt niederzuschlagen, dann entschloss ich mich um. „Ist es mutig von einem Mann, wenn er wehrlose Frauen missbraucht?“ fragte ich mit Verachtung in der Stimme, hob die Axt und schoss

einfach einen Energiestrahl durch seinen Kopf.

„Raus!“ brüllte ich die Diener an, die immer noch versteinert in der Tür standen, hob die Axt. „Ich bin Aha, der Beschützer der Menschen, und ich werde dieses Bauwerk des Bösen zerschmettern!“ Sie verstanden schnell, die kleinen Barbaren, machten auf dem Absatz kehrt und rannten, was sie nur konnten, davon, schrien, ein Mächtiger habe den Herrn getötet! Rennt, flieht, rettet euch! Sie machten also genau das, was ich wollte. Für den Moment halbwegs zufrieden gestellt, zog ich meinen Dolch und schaltete die Klinge auf Vibration, mit diesem Messer war es ein leichtes, die Kettenglieder aus kohlenstoffarmem Eisen zu zerschneiden und beide Frauen zu befreien. Schnell schnitt ich noch in zwei der herumliegenden Felle je einen Schlitz und improvisierte so zwei ponchoartige Kleidungsstücke, damit die verängstigten Frauen zumindest notdürftig bekleidet waren, nahm ihre Hände und brachte sie zu Selketh. Leider konnte ich mir aufgrund der Umstände nicht viel Zeit für Erklärungen nehmen, ich zog die Weinenden einfach mit, eine Behandlung, die ihre Ängste noch mehr schüren musste, aber ich musste mich ein wenig beeilen. Als ich sie bei meiner Verbündeten ablieferte und ihr die Lage rasch mit dürren Worten skizierte, nahm sie beide in die Arme, sprach beruhigende Worte, obwohl man merkte, wie nahe sie selbst den Tränen war. Ich schwebte wieder in das Gebäude zurück und inspizierte es von oben bis unten, doch alle hatten die Festung bereits verlassen. Gut so!

Ich begann unten, setzte die Strohböden mit kurzen Feuerstößen aus meinem Beil in Brand, schwebte nach oben, wiederholte mein Werk, in der dritten Etage nahm ich noch meine Lampe an mich, ehe ich Feuer legte. Bald brannte alles lichterloh, der Brand erreichte die Küche, Fett vergrößerte die Hitze noch. Dachziegel zersprangen, die Holzkonstruktion verbrannte

in einer Feuersäule, verglühte, brach funkenstiebend in sich zusammen. Nur die Grundmauern blieben rotglühend zurück, einige strategisch platzierte Strahlschüsse zerstörten die Statik, bis der Steinhaufen in sich zusammenbrach. Ich war wieder bei Selketh gelandet und betrachtete das Schauspiel mit kaltem Gemüt, während Selketh bei den immer noch weinenden Frauen kauerte. Aha hatte sein erstes Urteil vollstreckt.

*

Ich war zufrieden, Marie Anne. Oder besser, ich war nicht unzufrieden. Es macht mir kein Vergnügen, Richter und Henker zu sein, aber wenn es sein muss, dann bin ich bereit! Die Frauen brachten Selketh und ich mit dem Gleiter noch in dieser Nacht zu Narbengesicht ins Dorf, wo sich ‚Schwalbenstimme' ihrer annahm. Sie war eine sehr mütterliche und warmherzige Frau, wir wussten die jungen Frauen in besten Händen. Außerdem war ja auch noch ‚Sanfte Hände' mit Rat und Tat zugegen. Etwas vielleicht noch, Amun wurde in Altägypten als Fruchtbarkeits- und Windgott, im Volk in Widdergestalt verehrt. Es scheint irgendwie widersinnig.

Also gut! Wir hatten die jungen Frauen bei Schwalbenstimme abgesetzt und nutzten die Sicherheit des Dorfes, um völlig entspannt zu schlafen, ehe wir uns wieder auf den Weg machten. Die Bewohner des Dorfes waren zwar erstaunt, uns so schnell wieder zu sehen, wir erzählten ihnen einen großen Teil der Wahrheit, die beiden Geretteten würden das fliegende Boot ja sowieso in ihren Erzählungen erwähnen. Also erklärte ich, mein Fürst hätte mir zur Erfüllung meiner Aufgabe das Zauberboot überlassen. Sie staunten gewaltig über ‚Die Sonnenbarke des Re', wie sie das Boot nannten. Rico hatte nämlich das Sonnenwappen der Gonozal in den Bug gebrannt, bisher hatte es jedoch als einfache Zier gegolten. Nun aber, die Verbindung von Sonnenwappen,

Boot und scheinbarer Magie hatte einen neuen Mythos geschaffen, und unsere Freunde waren überzeugt, in mir den Gesandten der Sonne zu sehen. Aber, ich konnte sie überzeugen, dass ich keinesfalls selbst göttlich war, ihre Freundschaft war für mich mehr wert als jede Anbetung. Sie sehen, Marie Anne, ich war bereits kein typischer Arkonide mehr! Ach, ich bemerke eben, ich habe gar nicht erwähnt, wie es mit Cochnis weiter ging. Er wurde ab und zu noch gesehen, sein Name verbreitete sich, als ‚Wanderer' und ‚Der in alle Zimmer späht' wurde er bekannt. Später wurde er mit dem Mond gleichgesetzt, irgendwie passend. Ich bin sicher, dem Alten hätte diese Vorstellung gefallen.

*

Wir richteten den Flug so ein, dass wir das Gelf el Khebir, also die Hochebene, die man heute auch die ‚Große Barriere' nennt, erst wieder in den Abendstunden erreichten. Lange hatten wir überlegt, sollten wir das Kliff weiter gehen oder in das Innere vordringen? Isis, Osiris und Seth, oder zuerst Basthit und Hathaor? Es hatte beides sein für und sein wider, schließlich aber beschlossen wir, direkt ins Zentrum der hiesigen Macht vorzudringen und den dreifachen Palast von Isis, Osiris und Seth zu besuchen. Ahmhun hatte ich als dringliches Problem empfunden, nachdem ich seine sogenannte ‚Jagd' über die Augen des Falken miterlebt hatte, Bastith und Hathaor sah ich weniger dringlich als vor allem Seth an, den ich als wirklich Wahnsinnigen betrachtete. Wir schnürten unsere Traglasten, wieder luden wir die schwersten Lasten Sahmmet auf und schlugen uns abseits des Weges durch die Büsche. Auch wenn ich Ahmhun mit thermischen Energiestrahlen getötet und seinen Palast mit der gleichen Waffe niedergebrannt hatte, ein Umstand, der alle Fremden zu denken geben und warnen musste, wollte ich mein unmittelbares Nahen

nicht unbedingt an die laute Glocke hängen. Wie? Gut, die große Glocke. Zwar unlogisch, aber idiomatische Redewendungen müssen keiner Logik folgen. Lange Rede, kurzer Sinn, Selketh und ich schritten vorsichtig und möglichst lautlos unserm Ziel zu.

Wie soll ich die Flora und Fauna beschreiben? Es war anders als die Savannen des Tieflandes, es gab weite Baumbestände, zumeist Zedern und Platanen, dazwischen Sträucher und Unterholz, die uns gute Deckung versprachen. Wir hatten das Ende der Regenzeit, es regnete nicht mehr jeden Tag, trotzdem war das Wetter aber immer noch etwas feucht, die Vegetation war noch grün und frisch, Bäume und Gestrüpp strotzten voller Saft. Dadurch kamen wir zwar langsamer, dafür aber desto unsichtbarer und unauffälliger vorwärts, wenn wir einige kleinere Umwege in Kauf nahmen. Tiere waren nur noch sehr wenige zu finden, meistens kleines Getier, manches wahrscheinlich sogar essbar. Allem Anschein nach hatte der mordlustige Ahmhun das meiste größere Wild bereits getötet.

„Göttliche Isis, göttlicher Osiris, göttlicher Seth! Wir bitten Euch, unser Opfer gnädig anzunehmen und uns Eure Huld zu schenken!“ Auf einem Balkon des Palastes saßen eine Frau in der Mitte, links und rechts je ein Mann. Seth, den Mann mit dem Pferdeschwanz kannte ich bereits, Isis hatte ebenfalls schwarzes, vorne gerade über den Augenbrauen, hinten auf Nackenlänge gekürztes Haar. Die gleiche Frisur übrigens, mit der einige Jahrtausende später dem Vernehmen nach eine gewisse Kleopatra Julius Cäsar verführen sollte. Nein, nein, keine Verwandtschaft, Kleopatra war makedonischer, also griechisch-indoeuropäischer Abstammung, da einen Zusammenhang zu sehen, ginge zu weit, viel zu weit. Die Frisur war einfach die nächsten Jahrtausende in Ägypten sehr beliebt, und die fremden Herrscher nach Alexander passten sich den Sitten der Eroberten an. Über diesem

Haar trug Isis ein goldenes Diadem mit der verkleinerten Nachbildung einer aufgerichteten Kobra mit geblähtem Halsschild, das Meisterwerk eines begnadeten Künstlers, der winzigste Schuppen in das Metall gestochen hatte. Sie hatte ein halbwegs hübsches, aber leeres Gesicht ohne Ausdruck, mit stumpfen, mehr nach innen als nach außen gerichteten schwarzen Augen. Um den Hals trug sie ein breites, halbmondförmiges Collier aus Gold und Edelsteinen, mit Tierdarstellungen reich verziert, welches ihre großen und schweren Brüste nur halb bedeckte.

Osiris, kein anderer konnte es sein, trug eine hohe Mütze, die seine Haare bedeckte, ähnlich der später in Ägypten getragenen ‚Blauen Krone', dem Chepresch, allerdings war die seine erdfarben, mit unzähligen kleinen Goldplättchen bestickt, die mir damals unbekannte Symbole formten, später sollte das Mittlere Zeichen in Ägypten ‚Ankh' genannt werden, die beiden anderen habe ich später nie wieder gesehen. Isis sagte mir später auf meine Frage, dass es einfach die Schriftzeichen waren, die seinen Namen in einer Silbenschrift darstellten. Er besaß zwar ähnlich breite Schultern wie sein Bruder Seth, aber einen weichen, aufgeschwemmten Körper, der entweder auf eine Krankheit und große Mengen an Medikamenten oder einfach zu viel Alkohol schließen ließ. Auch seine Augen wirkten wässrig und irgendwie abwesend, seine Unterlippe hing etwas nach unten und zitterte unkontrolliert. Die Bewegungen von Isis und Osiris wirkten träge, langsam und irgendwie ziel- und planlos, beide Personen schienen etwas desorientiert und betäubt.

Unter dem Balkon im Hof war ein Loch im Boden, mit einer etwa hüfthohen Mauer umgeben, einem Brunnen ähnlich. Massen an Menschen hatten sich versammelt, ein kahlköpfiger Mann, der einen Leinenrock und ein ähnliches, wenn auch viel schmaleres Collier wie jenes der Isis um den Hals trug, intonierte das

Gebet, die Masse wiederholte seine Worte. Selketh und ich hatten uns im dichten Blätterdach eines Baums versteckt und so einen guten Ausblick auf das Geschehen. Ein junger Mann wurde, die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden, in den Hof geschleppt, Angst verzerrte seine Züge, man zerrte ihn zum Brunnen. „Heilige Götter, dieses unbedeutende Opfer soll unsere Demut zeigen. Wir beugen das Knie vor Euch!“ Die Menge befolgte die Anweisung, kniete betend, die Arme zum Himmel gestreckt, nieder. Als man dem Opfer eine Schlinge um den Hals legte und den Knoten zuzog, bevor es in den Brunnen geworfen werden sollte, griff ich zu meiner Axt mit dem Energiestrahler, mein Gesicht muss sich in grimmiger Wut verzerrt haben, denn Selketh fiel mir in den Arm. „Nicht", flehte sie mich flüsternd an. „Bitte, vernichte nicht mein Volk!“ Ein lauter Ruf, ein kollektives Seufzen, der Aufprall eines Körpers im Wasser. Es war zu spät, das Opfer vollbracht. Ich flüsterte ebenso leise Selketh ins Ohr. „Ich hätte die falschen Götter getötet! Nicht Dein Volk!“ Was hielt mich ab, es jetzt nachzuholen? Ich kann es nicht sagen, jetzt, wo der junge Mann gestorben war, beobachtete ich einfach weiter und sammelte Informationen, sah zu, wie die Menge sich verlief. Zum Schluss, alle anderen waren bereits wieder gegangen, erhob sich auch diese unheilige Trinität, Isis und Osiris mit unsicheren, Seth mit kraftvollen Bewegungen, sie zogen sich in die Gemächer hinter dem breiten Balkon zurück. Nun wollte ich Isis und Osiris doch noch einen gewissen Zweifel zubilligen, beide hatten, anders als Seth, keine offensichtliche Freude und auch kein Vergnügen an der Opferung gezeigt, und auch die arkonidische Rechtsprechung sieht den Grundsatz ‚im Zweifel für den Angeklagten‘ vor.

Bevor wir uns vergangene Nacht im Dorf zur Ruhe gelegt hatten, war ich in Kontakt mit Rico getreten und hatte ein zweites Schwebegeschirr bei

ihm bestellt, es sollten noch genug davon auf Lager sein. Geistig vormerken, immer genug Reserven mitführen. Ich hatte Selketh zwar mit Axt, Dolch und auch einer Lanze ausgestattet, aus bronziertem Stahl, aber nicht mit technischen Mittel wie Strahlern und ähnlichem, mit einem zweiten Schwebegeschirr hätte ich sie schon in Ahmhuns Palast mitnehmen können, allerdings – viel hätte sich letztendlich in dieser Nacht nicht geändert. Trotzdem wollte ich in Zukunft einfach besser vorbereitet sein. Rico startete eine semi-ballistische Transportkapsel, deren Peilsender von Horhus gefunden werden konnte, der sie dann auch zu mir brachte. Wenn ich jetzt beide Geschirre mit den dafür vorgesehenen Karabinern verband, konnte ich Selketh und meinen Kurs ganz gut steuern, daher war es auch keine Schwierigkeit gewesen, unseren Beobachtungsposten im Baum zu erreichen. In der Baumkrone angekommen, hatte ich die Verbindung gelöst, jetzt klinkte ich uns wieder zusammen, um über den Hof auf den Balkon zu schweben. Lauschen mag ja vielleicht gegen den guten Ton verstoßen, aber im Krieg ist es öfter einmal ganz nützlich, daher bekam ich nun wirklich kein schlechtes Gewissen, als wir auf dem Balkon landeten und große Ohren machten.

„…das nächste Opfer, damit die Wirkung gesteigert wird! Wir dürfen keine großen Pausen machen, wir müssen die Angst dieser Primitiven noch mehr steigern!“ die Stimme Seths klang laut, aber nicht sehr deutlich ins Freie, er schien sich wieder in eine Art Rage zu reden. „Müssen wir wirklich?“ eine müde Männerstimme, ich nahm an, dass es sich um Osiris handelte. „Natürlich“, brüllte Seth! „Diese Primitiven müssen uns fürchten, sonst fallen sie eines Tages über uns her! Du weißt doch, dass wir Niemandem vertrauen dürfen. Wir müssen zuschlagen, bevor sie uns etwas antun! Sie tuscheln schon, diese Sklaven, sie sinnen auf Erhebung, sie wollen uns töten, uns

vernichten. Wir müssen die Verschwörungen eliminieren, wir müssen sie unmöglich machen!“ Offensichtlich war Seth wirklich wahnsinnig. Wieder die müde Stimme des Osiris. „Seth, ich möchte diese Opferungen nicht mehr. Ich bin krank, und es betrübt mich, wenn diese armen Menschen sterben müssen.“ „Musst Du Osiris immer quälen, Seth?“ das war wohl Isis, wenn nicht Hathaor oder Bastith in dem Raum waren. Die Stimme klang schwach, ein wenig weinerlich, wehleidig und abgrundtief müde, unbestimmt, verwaschen, abwesend. Beide waren scheinbar keine starken Persönlichkeiten, Seth hatte seine Geschwister offenbar gut im Griff. „Quälen? Wer quält ihn denn, nur er selber! Er ist ein Gott hier, er soll sich wie einer benehmen, der Schwächling! Nur weil er der älteste ist – ah, er neidet mir die Jugend, die Stärke! Er möchte mich zerstören, vernichten, wie alle anderen! Und Du, Isis, Du bist die schlimmste von allen! Du bist es doch, die den Bruder gegen den Bruder hetzt! Aus dem Weg, Osiris, verschwinde!“ „NEIN!“ Isis schrie gellend auf. „Seth, nicht! Osiris! OSIRIS!“

Ich sah zu Selketh, sie zu mir, wir nickten einander zu und stürmten durch den Vorhang, ich hielt die Axt feuerbereit. Mit einem Dolch in der Brust lag Osiris auf dem Boden, die Mütze war von seinem kahlen Kopf gerutscht. Am anderen Ende des Raumes fiel eine Tür zu, dort war Seth wohl gerade aus dem Raum gestürmt. Isis kauerte weinend neben Osiris auf dem Boden, Blut floss aus einer oberflächlichen Wunde an ihrem Oberarm, doch ernsthaft verletzt schien sie nicht zu sein. Wir liefen zu dem Paar, knieten uns ebenfalls neben dem Schwerverletzten, Selketh's Finger schwebten Millimeter über dem Körper des Osiris, dann schüttelte sie den Kopf und wandte sich Isis zu, umarmte die Frau tröstend und redete beruhigend auf sie ein, ich verstand kein Wort, aber den Tonfall kannte ich. Meine Gefährtin hatte leider

recht, Osiris konnte von uns nicht mehr gerettet werden, auch wenn er gerade so noch lebte. Das Blut, das aus seinem Mund kam, wirkte schaumig, es war wohl die Lunge perforiert, der Atem pfiff Mitleid erregend. Er winkte mir, wollte noch etwas sagen, ich näherte mein Ohr seinem Mund. „Die Menschen sagen" gurgelte er, „ein fliegender Mann habe Ahmhun getötet, Du kommst von draußen. Du?" Ich nickte. „Ich habe Ahmhun getötet!" bestätigte ich. „Gut", röchelte Osiris. „Beschütze Isis und die Menschen, sonst hält Seth nichts mehr auf! Ich habe versagt!" Langsam verwehte sein Atem, Osiris starb in meinen Armen, er umklammerte immer noch meine Hand. „Er ist doch unser Bruder, wie konnte er nur", Isis schluchzte, ihre Schultern bebten, sie musste öfter einen Satz neu beginnen. „Wie konnte er nur Osiris töten! Er hat doch immer alles gemacht, um Seth und mich zu schützen. Wie ist das nur möglich?" Selketh packte Isis an den Schultern und hielt sie auf Armeslänge von sich, ließ sie mit der Rechten los und tippte mit dem Mittelfinger auf ihre Stirn, dann legte sie die in sich Zusammensackende vorsichtig lang auf den Boden. „Sie hat einen kranken Kopf!" konstatierte Selketh, ich starrte sie nur an, wo hatte ich diese Geste schon gesehen? Wann? In welchem Zusammenhang? „Was?" fragte sie mich, ich schüttelte meinen Kopf frei. „Nichts! Sie ist wahnsinnig?" Selketh verneinte. „Nur krank, ich mache sie gesund!" Ihre Hand verharrte nahe der Stirn Isis's, begann einen seltsamen Gesang. Dann tippte sie wieder auf sie Stirn der Kranken. „Isis wird jetzt schlafen, wenn sie erwacht, wird ihr Geist klar sein!"

„Ist es wahr? Man hat mir gesagt, der erhabene Seth habe die göttliche Mutter Isis und den großen Osiris getötet?" ein Mann war händeringend in den Raum gekommen und näherte sich Selketh, mich hatte er im Schatten wohl gar nicht gesehen. Die Heilerin sah ihn an, nickte

andeutungsweise. „Seth hat Osiris getötet, Isis ist nur verletzt, sie wird wieder gesund.“ „Was sollen wir jetzt nur machen?“ der Mann weinte hemmungslos. „Bringt Früchte für Deine Herrin! Sie wird hungrig und durstig sein, wenn sie erwacht!“ eine vernünftige Anordnung Selkeths, und es war erstaunlich, wie schnell der Diener sich einer neuen Autorität unterstellte, das Selbstbewusstsein und der Wille der Menschen in diesen Palästen war wohl auf das Nachhaltigste gebrochen worden. Ich konnte nur hoffen, dass der Prozess reversibel war, aber sehr groß war diese Hoffnung leider nicht, ich befürchtete das Schlimmste. Der Wusch, für Selkeths Sicherheit zu sorgen und das Bedürfnis, Seth zu verfolgen, kämpften in mir. Ich wusste nicht, was wichtiger war und entschloss mich schließlich für Ersteres, auch weil Isis noch lange nicht in Sicherheit war. Dieser Psychopath konnte immer noch zurückkommen, um sein Werk zu vollenden und auch Isis zu töten. Auf leisen Sohlen schlichen Diener mit riesigen Tabletts, gefüllt mit Melonenscheiben, Kaktusfrüchten – wahrscheinlich aus dem Tiefland –, Datteln und Feigen herein und stellten sie vorsichtig auf dem großen Tisch ab. Ich erinnerte mich an die Worte von Cochnis, insgesamt hatte er nicht so Unrecht gehabt. Isis war ihren Geschwistern auf ungesunde Weise untertänig gewesen, und auch bei Seth lag er nicht falsch. Doch Osiris war einfach nur zu schwach gewesen, sich gegen Seth zu behaupten, und von zu vielen Medikamenten beeinträchtigt. Dieses Mal hatte er Mut und Stärke beweisen und seine Schwester-Gattin vor dem Zorn Seths beschützen wollen, das hatte ihn nun leider sein Leben gekostet. Selketh bediente sich an den Obstschalen, und auch ich griff zu. „Wie lange", wollte ich wissen, „wie lange wird Isis schlafen?“ Mit ratloser Geste breitete sie ihre Arme aus. „Zwei Stunden? Drei? Sie war sehr krank, der Schmerz in ihr sehr, sehr groß. Sie muss erst

mit ihren Dämonen kämpfen, bevor sie gesund wird. Sieh nur, wie sie schwitzt und zuckt, sie kämpft, und das dauert. Aha, bitte trage Sorge, dass wir nicht gestört werden, Isis benötigt meine Kraft und Hilfe!“ Während ich es mir auf einem Sessel bequem machte, die Axt feuerbereit auf die Tür gerichtet, sah ich aus dem Augenwinkel, wie Selketh sich auf ein Kissen setzte, ihre Fingerspitzen auf Isis's Schläfen legte und leise zu summen begann, ein wortloses Lied.

*

Die Tränen der Isis waren getrocknet, ihre Augen wirkten lebendiger als am Tag vorher, sie schien gestraffter und lebendiger. Natürlich trauerte sie noch um Osiris, nahm aber doch mehr als je zuvor am Leben teil, beobachtete aufmerksam und dachte mit. Sogar der Muskeltonus hatte sich gebessert, sie wirkte straffer und Jahre jünger. Vier Stunden hatte die Heilung insgesamt gedauert, danach war sie weinend in einen ruhigen, erholsamen Schlaf gesunken. Von den Dienern, die ich vorsichtig befragte, hatten wir erfahren, dass Seth sofort nach seiner Tat aus dem Palast gestürmt und im Wald verschwunden war, wohin, konnte niemand sagen. Ich warf Horhus in die Luft, damit dieser den Flüchtenden suchen sollte, allerdings hatte ich wenig Hoffnung auf Erfolg. Außerdem wollte ich keine Vorsicht versäumen, daher postierte ich Sahmmet so, dass sie den Eingang zum Palast im Auge behalten konnte. Für meinen Teil rechnete ich fest damit, dass Seth irgendwann wieder aus dem Wald kam, um die Herrschaft über alles hier zu beanspruchen.

„Ich habe mein Leben wie in einem Traum verbracht", erzählte uns Isis, nachdem sie erwacht war, sie hatte Essen bestellt und einen Boten zu Anoubis gesandt, dem Osiris versprochen hatte, seinem Leichnam einbalsamieren zu dürfen. „Ich kann mich an alles erinnern, früher habe ich aber alles nur wie durch

einen dünnen Wasserfilm wahrgenommen, ich konnte mich nie wirklich zu etwas durchringen. Ich habe öfter gegen die Mauern meines Geistes gekämpft, war aber immer schnell wieder in mir selber gefangen. Ich weiß nicht, wie ich es besser ausdrücken soll! Da fällt mir etwas ein!" Sie klatschte kräftig in die Hände und rief laut „Men Heper!" Der Oberdiener, der vorher so untröstlich geweint hatte, betrat tief gebückt, den Blick zu Boden gerichtet, das Gemach. „Men Heper, ab sofort möchte ich, dass alle Diener aufrecht durch den Palast gehen, mit erhobenem Haupt. Dieses Kriechen möchte ich nicht mehr sehen, bitte!" Der Diener richtete seinen Oberkörper gehorsam auf und blickte seine Herrin mit einem Gesicht an, das erstaunter nicht hätte wirken können. „Nächstes, Men Heper, befreie die zur Opferung vorbereiteten Sklaven und schicke sie nach Hause. Rufe alle Diener dieser Häuser zusammen, bewaffne sie und sag ihnen, sobald sie Seth sehen, sollen sie ihn gefangen setzen. Wenn er sich wehrt, darf jede Art von Gewalt angewendet werden. Diese Gewalt soll mit Seth ein Ende haben!" Men Heper wirkte nicht mehr erstaunt, sondern entsetzt. „Herrin! Wie sollen wir einen Gott in Gefangenschaft bringen?" „Weil Isis es befiehlt!" hoheitsvoll hatte sich die Frau aufgerichtet, ihre Augen blitzten, sie strahlte plötzlich Stärke und Würde aus, hatte sich gefangen und zu sich gefunden. „Sobald Seth gefangen ist, soll jede Frau und jeder Mann entscheiden, ob sie oder er mir dienen will, bis dahin fordere ich noch Gehorsam! So will ich es, so soll es geschehen!" Eine ganz neue Isis stand hier, eine solche hatten die Diener nie zuvor erlebt. „Was ist mit Bastith und Hathaor?" fragte ich Isis, diese Künstlerinnen durfte ich über die Heilung von Isis nicht vergessen, leider erhielt ich keine informative Antwort. „Aha, ich war nie in ihrem Palast, sie niemals hier. Es tut mir leid!"

*

Das Hologramm, das die Kameraaugen von Horhus einige Tage später übertrug, war beinahe flimmerfrei und zeigte den Palast von Hathaor und Bastith. Isis nahm diese Bilder als selbstverständlich hin, Selketh war, verständlicherweise, zuerst erschrocken, das hatte sich aber schnell wieder gelegt. Immerhin war sie schon öfter Zeuge von meinen so genannten Wundern geworden, angefangen von einem fliegenden Boot bis hin zu einem Riemengeschirr, mit dem sie selbst geschwebt war. Der Palast der Künstlerinnen war, anders als der von Ahmhun oder Neith, nicht primär als Festung, sondern großzügig und lichtdurchflutet angelegt, geometrisch angelegte Gärten mit bunten Zierpflanzen, Teiche, Bäche, kleine Wasserfälle sogar. An einigen Stellen waren Statuen nackter junger Menschen, in Gruppen, teilweise in ‚pikanten' oder gar eindeutigen Posen aufgestellt, doch dann hatte man Gewächse so um die Statuen gepflanzt und geschnitten, dass man das obszöne nur erraten, aber nie genau sehen konnte. Es war trotz der eindeutigen Posen schön, vielleicht etwas pompös, aber wirklich schön. Erotisch, aber nicht pornografisch. Auch die Diener machten nicht unbedingt einen unglücklichen Eindruck, sie waren nicht nur wohl genährt, man sah auch keine Spur von Misshandlungen, der ganze Palast strahlte Ruhe und Harmoniebedürfnis aus. „Das ist Bastith!“ Isis wies auf eine Frau, die nur mit einem Wickelrock bekleidet, auf ihrer Terrasse saß und einer anderen Frau zusah, die eben an einer Art Harfe zu arbeiten schien. Ihre blonden Haare umgaben das Gesicht wie ein lockiger Wasserfall, die mandelförmigen, ihrem Gesicht eine exotische Schönheit verleihenden Augen waren halb geschlossen, sie nippte ab und zu an einem Becher und streichelte den Oberschenkel des neben ihr mit einem Krug stehenden Diener, sie war der mollige Typ mit großem Busen

und breiten Hüften. „Und das ist Hathaor!“ schwarzes Haar, zu einem Knoten hochgesteckt, ebenfalls nach südmediterraner Mode nur in einen Wickelrock gehüllt, das Gesicht etwas herb, doch nicht unsympathisch wirkend, sehr schlank, fast hager, mit nicht sehr ausgeprägten Rundungen.

Ich justierte das Richtmikrophon, nun konnten wir auch hören, was die zwei Frauen sprachen. „Basth, wenn Ahmhun wirklich tot ist, vielleicht ist dieser Vogelmensch auch hinter uns her, vielleicht möchte er auch uns töten!“ Bastith trank einen Schluck. „Ich erwarte es, er wird hierherkommen. Aber, soll ich mich jetzt nur noch angsterfüllt irgendwo verstecken? Wenn er kommt, dann kommt er, da können wir nichts daran ändern! Ich bin es leid, davon zu laufen, mich zu verstecken, ich genieße jetzt jeden Tag, als wäre es mein Letzter. Haben wir die letzten Monate nicht besser gelebt, als all die Zeit vorher unter all den Wahnsinnigen? Auch wenn dieser irre Seth jetzt jeden Monat sogenannte Opfer abholen möchte. Ich wollte, mir würde etwas einfallen, um das zu verhindern!“ Bastiths Hand wanderte höher. „Verdammt, Basth! Hohl Dir schon, was Du brauchst, vielleicht kann man dann fünf Minuten mit Dir reden, ohne dass Du an das Eine denkst!“ Hathaor wirkte leicht genervt, Bastith lachte und zog den Diener zu sich auf das Fell hinab. Es erschloss sich mir nicht ganz, warum man diese Frauen, wie Cochnis gesagt hatte, in die Klapsmühle gesteckt hatte. Konnte man bei Bastith vielleicht den Beobachtungen nach Nymphomanie vermuten, wäre das doch kein Grund, sie in eine Psychiatrische Anstalt zu sperren, es gab schon lange genügend gute Medikamente dagegen. Und wenn nicht, sie war nicht unbedingt eine Gefahr, eine Frau kann die meisten Männer verführen, ganz ohne Zwang und Gewalt. Wenn sie aussieht wie Bastith braucht sie zumeist nur zu fragen, und schon hat sie, was sie will. Natürlich ist eine Diagnose

aus der Entfernung immer eine heikle Angelegenheit, das wissen Sie sogar besser als ich, Marie Anne, aber ich hatte bis jetzt nichts Wahnsinniges, nicht einmal sonderlich Unvernünftiges gehört, auch mein Extrasinn war, mit den üblichen Einschränkungen, mit der Diagnose einverstanden.

Hathaors Messer klapperte auf den Boden, die Frau zuckte, krallte ihre Hände in den Haarknoten, Bastith warf den Diener mir überraschender Kraft von sich und stürzte zu ihrer Freundin. Sie ergriff ein Tuch, das neben dem Sessel Hathaors gehangen hatte, schnell verdrehte Bastith dieses, zwang mit hartem Griff die Zähne Hathaors auseinander, zwängte das verdrehte Tuch dazwischen. Vier Diener waren herangestürzt, ergriffen die Gliedmaßen der Unglücklichen, deren Glieder sich in spastischen Krämpfen verzogen, versuchten die Arme und Beine einigermaßen zu fixieren, ohne einen Knochenbruch hervor zu rufen. Sie hatten keine leichte Aufgabe, doch immer mehr Dienerschaft beteiligte sich, offenbar hatten sie schon Erfahrung darin. Ein Anfall? Himmel, welches halbwegs fortschrittliche Volk sperrte Epileptiker in eine Anstalt? ‚Eines, die solch kranke Menschen nicht zur Kenntnis nehmen will und sie vor der Öffentlichkeit versteckt. Wo es eine Schande für die gesamte Familie ist, wenn ein Angehöriger krank wird! Wo nur ‚perfekte' Menschen akzeptiert werden.' Mein Extrasinn kombinierte. Nun ja, konnte sein, wahrscheinlich war es so. Auf Arkon hatte man Epilepsie mit Medikamenten gut in den Griff bekommen, außer bei der Flotte stand ihnen jede Beschäftigung offen. Es war rührend zu sehen, wie Bastith nun ihre eigenen Bedürfnisse total zurück stellte, um sich ihrer Freundin widmen zu können.

Endlich entspannten sich Hathaors Glieder wieder, sie zog das Tuch aus dem Mund. Ihr Körper war schweißgebadet, das Haar hatte sich gelöst, es musste, wenn die Frau stand,

sicher bis zu den Kniekehlen reichen. Bastith winkte einigen Dienern, die mit großen Krügen und Unmengen Tüchern warteten, wusch Hathaor zärtlich das Gesicht, den Oberkörper. „Hallo, Schönheit! Willkommen zurück.“ Erschöpft lehnte Hathaor ihren Kopf an Bastiths Schulter und weinte hemmungslos, während die Blondine ihre Freundin fest umarmte und streichelte. Auch dieser Weinkrampf endete nach einiger Zeit, beide Frauen standen auf und Bastith küsste Hathaor auf den Mund. „Gehe ein wenig in Dein Zimmer, Liebes! Schlaf ein bisschen, dann sieht die Welt gleich wieder ganz anders aus!“ Hathaor nickte und ging, auf zwei Diener gestützt, ins Haus. „Folgt ihr, wenn wider erwarten etwas geschieht, holt mich. Ganz egal, womit ich beschäftigt bin und was ich tue. Und jetzt“, sie winkte einen Diener zu sich, „machen wir weiter, wo wir aufgehört haben.“

Ich wertete meine Beobachtung aus. Beide Frauen waren eher zu bemitleiden, als zu verurteilen. Ich wandte mich an Selketh. „Denkst Du, diesen Frauen kannst Du helfen, wie Du Isis geholfen hast?“ Sie hob die Schultern. „Nach den Bildern kann ich es nicht sagen. Ich muss schon in der Nähe sein, damit ich es fühlen kann.“ „Dann werden wir als nächstes nach Norden ziehen“, dachte ich laut nach, „und den Damen unsere Aufwartung machen! Aber zuerst möchte ich Isis in Sicherheit wissen. Solange Seth noch frei herumläuft, ich traue den Dienern nicht genug Mut zu, ihn wirklich abzuwehren.“ „Sie kann zu mir kommen!“ Anoubis hatte sich zu uns gestellt und alles gesehen. Sein Angebot musste ich jedoch ablehnen. „Auch Deine Diener sind, wie ich fürchte, nicht mutig genug. Vielleicht solltet ihr uns einfach begleiten, mit Sahmet und Horhus in Verbindung mit unserer Bewaffnung wäre der Schutz Eurer Leben und Gesundheit am leichtesten zu bewerkstelligen. Ich möchte niemand zwingen, aber dringend dazu raten.“ Anoubis war

schnell überzeugt, und auch Isis war für diesen Plan leicht zu begeistern.

*

„Bei diesem verdammten Wetter kann man nicht einmal sehen oder hören, wenn sich jemand anschleicht!“ knurrte ich verdrossen, rings um unsere schnell errichteten Zelten goss es in Strömen. Natürlich machte ich nicht ernsthaft Sorgen um unsere Sicherheit, sowohl Horhus als auch Sahmmet waren nicht auf optische Sichtweite angewiesen, sondern zusätzlich noch mit Infrarot-Sensoren ausgestattet, die jede Annäherung bemerken mussten, ich war ganz einfach missmutig.

Etwa sechs Stunden nach unserem Aufbruch hatte es zu nieseln begonnen, Selketh war in die Knie gesunken, hatte die Arme zum Himmel gestreckt, als wolle sie den Regen mit den Händen auffangen und ein Dankgebet gesprochen. „Hohe Göttin Nut, wir bedauern Deinen Schmerz und Dein Leid, doch wir sind dankbar, dass Du uns Deine Tränen schenkst, damit Ra das Gras im Boden des Geb wachsen lassen kann und uns und unserem Vieh Nahrung gibt, das Leben schenkst Du uns, wir danken Dir!“ Ich hatte unterdessen mit Anoubis und einigen Dienern begonnen, unsere Zelte aufzubauen, und nur wenig später hatte sich der Himmel gespalten, als hätte ein Schlachtschiff im Orbit das Feuer auf die Erde eröffnet. Lautes Donnergrollen hatte uns fast taub gemacht, wieder und immer wieder entluden sich die Wolken ihrer elektrischen Energie, grollte der Donner. Seit einer Stunde war das laute Gewitter vorbei, doch andauerndes Rauschen verriet die Stärke des anhaltenden Regens. Die Temperatur war auf gerade einmal 21, vielleicht 22 Grad gesunken, wir wärmten uns an einer kleinen Energiezelle und ich murrte, war komplett unzufrieden mit unserer Situation. Dabei waren wir besser dran als unsere Dienerschaft, die versuchen musste, sich mit kleinen Feuern zu

behelfen. Dunkelheit umgab uns, als die Nacht anbrach und das Mondlicht die Wolkendecke nicht durchdringen konnte, nur meine Lampe brachte freundliches Licht in unser Zelt. Isis regte an, dass wir uns in unsere Pelze wickeln sollten, um bis zum Morgen zu schlafen, an eine Fortsetzung unserer Reise war ohnehin nicht zu denken. Ich murrte und brummte noch ein wenig, aber der Vorschlag war wirklich gut, also holten wir unsere Felle hervor, Selketh kuschelte sich eng an mich, so schlief ich dann endlich grummelnd ein.

Als ich erwachte, war es still, kein Geräusch zu vernehmen. Ich sandte einen kurzen Impuls an Falke und Löwe, beide bestätigten unsere Sicherheit. Nun, mich drückte meine Blase, ich musste mir eiligst einen Baum suchen, also kroch ich aus dem Zelt und entfernte mich ein wenig vom Lager. Es gibt eben Regeln für ein sauberes Lager, die einem besser in Fleisch und Blut übergehen sollten, auch wenn es nur eine Rast für eine Nacht war. Die Wolken hatten sich wieder komplett verzogen, Nut, der Sternenhimmel zeigte sich in prachtvoller Schönheit und das fahle Licht des Mondes leuchtete mir. Die schwarzen Silhouetten der in dieser Gegend vorherrschenden Zedern mit ihren kerzengeraden Stämmen umgaben mich, einzig meine Schritte waren zu hören. Da, rechts von mir, ein leises Zirpen, allmählich wurde es heller, die ersten Sterne verblassten, ein erster Vogel erwachte, die Feuchtigkeit des Bodens verwandelte sich in leichten Nebel, der die Landschaft mystisch erscheinen ließ. Der Himmel färbte sich tiefviolett, wie meist in dieser Gegend, ehe die Sonne über dem Horizont erscheint. Ich war ins Lager zurückgekehrt, blieb aber im Freien stehen und genoss jene Stimmung, die jeden Tag nur kurz dauert, wenn die Helligkeit das Dunkel ablöst. Selbst alte Raumfahrer können sich dieser Magie selten entziehen, das Erlebnis ist einfach zu schön und trifft mitten ins Herz.

Mehr und mehr Vögel stimmten in das Konzert ein, das Lager erwachte zum Leben, immer mehr Männer suchten einen Baum auf, während die Damen halbwegs Gebüsche vorzogen. Wie gesagt, dieser besondere Zauber des Sonnenaufgangs verfliegt immer viel zu schnell, umso kostbarer sind die Momente, die man erleben darf.

Allerdings begann ich mich schmerzhaft nach einer großen Schale heißen Kaffees zu sehnen, doch leider war die Kunst, die Bohnen dieser Pflanze in ein Getränk zu verwandeln, mit den Arkoniden untergegangen. Es sollten noch einige tausend Jahre vergehen, ehe ich wieder in diesen Genuss kam, aber zum Glück verschlief ich einige davon. Ja, Bully, sogar die meisten. Nun, Kräutertee war besser als nichts, und Selketh hatte einige Säcke von ‚Sanfte Hände' mitbekommen, auch im Haushalt der Isis war darauf nicht verzichtet worden, bald kochte in einem großen Kessel genug Wasser, um uns alle, inklusive der Diener, mit halbwegs anregendem Heißgetränk zu versorgen. Dazu Brot! Frisches, ungesäuertes Fladenbrot mit gelber, fetter Butter dick bestrichen! Marie Anne, sie wissen nicht, welche Köstlichkeit ein Stück Brot darstellt, wenn man längere Zeit darauf verzichten musste. Darüber vergaß ich sogar den Kaffee.

Bumm, bummbumm, Trommelschläge hallten durch den Morgen, Isis, Anoubis und die Diener lauschten gespannt, das Gesicht der Isis zeigte bald Schreck und tiefe Trauer. „Seth ist zurück gekommen und hat den Leichnam von Osiris geschändet, in vier Teile geschnitten und nach jeder noch übrigen Burg einen Teil geschickt, er fordert alle auf, in seinen Palast zu kommen und ihm als Gottkönig zu huldigen. Sonst will er die ‚unbotmäßigen' mit Krieg und Kampf überziehen, bis er jeden Widerstand gebrochen hat!" „Bei Neith wird er sich wohl die Zähne ausbeißen", knurrte ich, „und dass Anoubis bei uns ist, hat man ihm auch nicht gesagt. Wir

sollten uns beeilen, Bastith und Hathaor zu erreichen. Weder der Palast noch die Frauen sind erfolgreich zu verteidigen, sie werden sich unterwerfen müssen. Was bei einem Mann wie Seth leider keine Garantie darstellt.“ Wieder einmal wurde es nichts mit einem gemütlichen, genussvollem Frühstück. Es war direkt Sünde, dieses köstliche Brot so schnell zu verschlingen und mit dem Tee nachzuspülen, aber es zog mich einfach weiter, ich hatte es plötzlich sehr eilig. Zuerst die Pflicht!

Wir erreichten den Palast gegen Abend, im Hintergrund vernahmen wir das immer noch aufgewühlte Meer, wie es donnernd gegen die Klippen schlug. Hier war der Wald beinahe parkähnlich gelichtet, die beiden Frauen liebten ganz offensichtlich die Ästhetik. Auch bei diesem Palast waren die Grundmauern aus Stein errichtet, über denen sich eine hölzerne Konstruktion erhob. Doch wo die Burg des Ahmhun düster und klotzig gewirkt hatte, Neiths Festung stark und sicher, wirkte diese Behausung luftig und irgendwie zart, mit Blumenschmuck und Bemalung. Es war ein schöner Palast, nur Sicherheit vor einem Angriff konnte diese offene Konstruktion leider nicht bieten, nicht einmal, wenn bewaffnete Diener, gute Kämpfer zur Verteidigung bereits gestanden hätten. Leider hatten die Damen nicht einmal diese, das machte sie sympathisch, aber angreifbar.

Die Diener von Bastith und Hathaor hatten unseren Zug natürlich schon aus einiger Entfernung kommen sehen, und auch Isis und Anoubis erkannt. Die beiden Frauen erwarteten uns in einem großen Raum, der Boden mit einfach gewebten, doch weichen Teppichen belegt, wohl Produkte des von Neith eingeführten Webstuhls. Der Tisch in der Mitte war für vier gedeckt, an den Wänden waren Tische und Stühle genug für alle Diener des Hauses und die mit uns gekommenen Dienstboten und Träger. Isis schob Selketh und mich nach vorne, ihr neues

Wesen gefiel mir recht gut. „Ich möchte Euch zwei Menschen vorstellen! Dieser Weißhaarige ist Aha, er hat Ahmhun getötet und bestraft, die Frau an seiner Seite ist Selketh, eine Heilerin. Sie hat mich geheilt!“ „Wovon?“ Bastith verschlang mich mit den Augen, Isis grinste freudlos. „Den Namen weiß ich nicht, aber ich kann jetzt für mich denken und entscheiden! Das finde ich eine angenehme Entwicklung!“

„Hm.“ Bastith schritt um mich herum, musterte jeden Zoll meiner Erscheinung, während Hathaor befahl, noch zwei Gedecke und Stühle für den mittleren Tisch zu beschaffen. Vor mir blieb sie stehen, blickte mir tief in die Augen. „Bist Du gekommen, auch uns zu töten, Aha, der Rächer? Dann tu's gleich, und bitte schnell!“ Hathaor trat neben sie und umarmte Bastith. „Uns!“ sagte sie nur. Ich hielt ihrem Blick stand. „Warum glaubt ihr, den Tod zu verdienen?“ fragte ich leise. Bastith schloss die Augen und flüsterte. „Wir sind nicht der Norm entsprechend. Reicht das nicht?“ Ich schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht. Euer einziges ‚Verbrechen‘ besteht darin, dass Ihr Seth gegenüber zu schwach wart und ihm seine Opfer überlassen wolltet. Gleichzeitig erkenne ich aber auch Eure Machtlosigkeit an. Ihr behandelt die Menschen halbwegs gut und seid nicht grausam. Ich erkenne kein todwürdiges Verbrechen wie bei Ahmhun, dem sadistischen Mörder! Oder quälst Du die Männer, denen Du Dich hingibst, oder tötest sie sogar?“ Bastiths Gesicht verzog sich, als hätte sie etwas widerwärtiges gegessen. „Natürlich nicht!“ rief sie. „Der Gedanke ist Ekelerregend! Das ist ja krank… oh! Wir sind wieder am Anfang. Hathaor und ich sind auch krank, also bitte, quäle uns nicht!“ Beide Frauen umarmten und küssten sich, stellten sich dann Hand in Hand, stolz aufgerichtet ihrem vermeintlichen Schicksal. Ich trat ostentativ einen Schritt zurück. „Vielleicht seid Ihr krank, aber Ihr zwei seid

nicht gefährlich.“ „Möglicherweise kann Selketh Euch ebenso heilen wie Isis!“ mischte sich Anoubis, der Harmlose eifrig ein. „In einem neuen Leben, Anoubis? Wirst Du uns einbalsamieren, damit wir eine neue Chance bekommen?“ „Hier und jetzt!“ Selketh trat einen Schritt vor, ihre rechte Hand schwebte, die Fingerspitzen Millimeter entfernt, zuerst vor Hathaors, dann vor Bastiths Gesicht, beide Frauen wichen nicht zurück. „Hathaor kann ich nicht vollständig heilen! Sie wird immer wieder gegen die Dämonen im Gehirn kämpfen müssen, aber nicht so oft und nicht so heftig! Bastith denke ich, wird gesund.“ Hathaors Augen füllten sich mit Tränen. „Dann heilt sie, damit sie mit einem Mann glücklich werden kann!“ Sie riss sich los und wollte davon gehen, Bastith riss sie zurück. „Auf unsere Liebe verzichten? Eher will ich sterben! Tu Dein Werk, Aha!“

Ich muss wohl ganz schön bescheuert geschaut haben, auf jeden Fall fühlte ich mich so. Dass diese Frauen eine innige Liebe verband, war nicht zu übersehen gewesen, schon auf den Übertragungen der Drohne konnte man es erkennen. Dass sie diese Liebe aber als krankhaft und todwürdig betrachteten, sagte einiges über die Gesellschaft, aus der sie kamen. „Bei allen Göttern und Dämonen des Universums!“ brach es aus mir heraus! „Es will doch keiner Eure Liebe zueinander heilen, das wäre nicht nur unmöglich, es wäre ein Verbrechen! Liebe, egal welche, darf man doch nicht zerstören, seid glücklich, macht, was immer Ihr wollt miteinander! Mich schert es nicht, außer dass es mich freut, wenn jemand glücklich sein darf! Es geht um Hathaors Epilepsie und um Bastiths Nymphomanie! Das wollte Selketh heilen, und wenn ihr wollt, dann wird sie es! Dann findet Eure Liebe vielleicht auch endlich körperliche Erfüllung! Also, soll Selketh es versuchen?“ Hathaor sank zuerst kreidebleich kraftlos auf die Knie, dann ohnmächtig zu Boden.

Sofort war Selketh bei ihr, legte sie bequemer hin und begann ihr Ritual, besorgt von Bastith und überaus interessiert von Anoubis beobachtet. „Ich muss mir unbedingt Notizen machen!“ flüsterte er aufgeregt. „Das ist ja noch besser als Mumifizierung!“ Isis winkte den Dienern. „Bereitet frischen Fruchtsaft, rührt Honig und rohe Eier hinein, in", sie sah mich fragend an. Ich hob die Schultern und ergänzte: „Macht den Saft sofort und haltet die Eier bereit. Wir sagen Euch dann Bescheid.“ Natürlich gab es immer noch keinen Kaffee, aber ich ging zu dem gedeckten Tisch, schnitt mir eine Hühnerbrust klein, wickelte sie mit etwas Grünzeug und Käse in ein Fladenbrot und biss genussvoll hinein. Zufrieden kauend überlegte ich meine nächsten Pläne.

Am sinnvollsten erschien es mir, sofort, nachdem Selketh ihr Werk vollendet hatte, zu Neith aufzubrechen. Da Neith über eine richtige Festung verfügte, wo ich hoffte, die Fremden zwischenzeitlich unterbringen zu können, bot diese Lösung für mich die Möglichkeit, aktiv gegen Seth vorzugehen, anstatt ständig passiv zu warten, bis er in Reichweite kam. Ich konnte Bastith und Anoubis von der Wache an Hathaors Genesungslager längere Zeit nicht fort bringen, um mit ihnen diesen Plan zu besprechen, doch endlich musste sie die Dringlichkeit in meiner Stimme überzeugt haben. Die drei Fremden hatten einige Einwände, die vor allem Neiths Reaktionen betrafen, niemand schien der Frau so viel Solidarität zuzutrauen. Nun, ich dachte in diesem Punkt anders. Auf mich hatte die Frau unglücklich gewirkt, aber ihre Einstellung Hilfsbedürftigen gegenüber hatte sie bewiesen, als sie sich weigerte, Seth die verlangten Opfer zu übergeben. Ich rechnete. Wir hatten uns sehr beeilt, die Boten, die Seth ausgesandt hatte, waren etwa einen Tag hinter uns. Die Weigerung, sich zu unterwerfen, konnte erst in zwei, vielleicht drei Tagen

bei ihm eintreffen, würde er dann sofort losziehen können. Und, gegen wen zuerst? Wahrscheinlich gegen Neith. ‚Was ist, wenn er von Neiths Weigerung ausgeht und bereits unterwegs zu ihr ist?‘ Hemutag segne den Extrasinn, natürlich! Sofort sandte ich Horhus aus, er sollte den Weg zwischen Neiths Festung der Seths ausspähen. So wirklich rechnete ich zwar nicht damit, dass er schon sehr weit sein konnte, aber Vorsicht war immerhin geboten. Er konnte durchaus bewaffnete Männer bereit stehen haben, nicht sehr wahrscheinlich, aber möglich.

Ich holte meinen Gleiter mittels Fernsteuerung und verfluchte mich innerlich. Warum hatte ich nicht früher daran gedacht und mir die verregnete Nacht im Zelt erspart? ‚Weil Du Camping liebst, genau wie das Abenteuer! Und weil Du bei Selketh Eindruck schinden willst!‘ Sicher wollte ich das, aber die Reise hierher wäre auch mit dem Gleiter Eindrucksvoll genug gewesen. Ich legte also die schlafende Hathaor in den rasch mit Teppichen ausgepolsterte Bootsrumpf, Selketh schwang sich dazu, die Genesung weiter überwachend. Auch Isis, Bastith und Anoubis fanden noch Platz, wenn auch nur auf engstem Raum aneinander gedrängt. Sahmmet erhielt den Befehl, schnellstmöglich auf dem Landweg zu Neiths Burg zu laufen, sich zu verstecken und dort auf weitere Befehle zu warten.

*

Wir näherten uns Neiths Festung von der Klippenseite, ich blendete die Scheinwerfer in voller Stärke kurz auf, damit man uns bemerkte. Es dauerte auch nicht lange, bis die stolze Kriegerin auf der Plattform erschien, gehüllt in das schwarze Dress, mit dem sie die Kampfübungen geleitet hatte. Sie schritt hoheitsvoll über das schwarz-weiße Schachbrettmuster der Terrasse auf den gelandeten Gleiter zu, eine Lanze in beiden Händen. „Habt Ihr es endlich geschafft, Materie zu

bewegen und wollt uns nun wieder einfangen und wegsperren? Meinetwegen kommt, diesmal werde ich nicht ergeben mitgehen und in einer Zelle voll Betäubungsmittel dahin dämmern! Ich sehe, ein paar von uns sind schon im Boot, aber mich bekommst Du nicht freiwillig! Lass mich in Ruhe oder bring mich um!“ Ich sprang aus dem Gleiter, half Isis und Hathaor heraus und ging ihr mit erhobenen Händen entgegen.

„Ich komme nicht aus Deiner Heimat, Neith, und ich habe nicht vor, Dich oder irgend jemanden irgendwo hin zu bringen.“ Neith blieb stehen und musterte mich. „Du siehst tatsächlich anders aus. Der ‚Ewige Staat' würde keinen Albino schicken, er würde ihn zu uns sperren. Du bist Aha, der Ahmhun getötet hat?“ „Der bin ich und das habe ich!“ bestätigte ich. „Nicht schade um die Bestie. Warum bringst Du meine“ sie machte eine abschätzige Bewegung, „Freunde zu mir?“ „Du hast von den Trommeln gehört, was Seth getan hat und was er will?“ Dieses mal war Neiths Verachtung unübersehbar. „Scheinbar ist es ihm nicht gelungen, auch Isis zu ermorden! Ja, ich erwarte seinen Boten morgen zur Mittagstunde, falls er nicht selber kommt. Mit einer bewaffneten Horde, denn allein wagt sich der Feigling sicher nicht mehr in mein Gebiet! Ach, ich soll wohl meine ‚Leidensgenossen‘ bei mir aufnehmen? Meinetwegen, ich lasse Euch Zimmer anweisen. Weil ich Aha zu Dank verpflichtet bin, er hat Ahmhun getötet und die Welt von einem Monster befreit!“

„Kannst Du auch dafür sorgen, dass Hathaor in einen Raum getragen wird?“ bat ich noch. „Macht es", wandte sie sich an zwei ihrer Diener. „Hat sie wieder einen Anfall? Sie krampft aber nicht!“ Ich zeigte ihr meine leeren Handflächen. „Kann sein, dass Selketh, also die Frau bei ihr, das Leiden mildern kann. Seltener und weniger ausgeprägt sollen die ‚Kämpfe mit den Dämonen in ihrem Kopf' werden. Und sie hat bei Isis gute Erfolge erzielt, wie Du

sehen kannst, jede Verbesserung ist für den Betroffenen ein Segen. Auch Bastith möchte es versuchen. Neiths Blick wurde weich und sehnsüchtig. „Meinst Du, sie kann auch mir…?“ „Wir fragen Sie!“ versprach ich ihr, sie sah mich an, ihr Blick wurde wieder hart und entschlossen. „Komm mit, Aha, wir müssen einiges bereden, Seth wird nicht lange auf sich warten lassen. Ein Schritt nach dem Anderen. Es nützt nichts geheilt zu werden und dann zu sterben! Oder während des Wartens getötet zu werden.“ Dagegen konnte nicht einmal mein Extrasinn Einspruch erheben.

*

Neiths Haus war von Innen betrachtet ein ganz anderes Bauwerk, von Außen waren nur winzige Luftlöcher in den ersten beiden Stockwerken, das Tor im oberen ausgenommen, die einzigen Öffnungen, und dieses Tor war nur durch eine schmale Treppe zu erreichen. Darüber und an den Ecken erhoben sich wuchtige Türme mit Brustwehren, hinter denen Bogenschützen gute Deckung fanden. „Schade, dass der Zedernwald so nahe ist!“ brummte ich, als die Sonne riesig und blutrot, wie beinahe immer in diesen Breiten, im Osten hinter den Zedern aufging und die Festung in jene seltsame Stimmung hüllte, die den Morgenstunden oft eigen ist. Was vor einigen Tagen positiv gewesen war, als Selketh und ich die Burg beobachteten, war nun Seths Vorteil. Neith hob ihre Schultern. „Mir war es wichtiger, Felder und Weiden zu schaffen. Auf die Dauer ist Jagd keine ausreichende Lebensgrundlage für etwas ähnliches wie eine Zivilisation. Zu unsicher. Außerdem dachte ich, Osiris könnte den Psychopathen ein wenig länger zügeln.“ Neith lehnte neben mir an der Brustwehr des mittleren Turmes. „Ich war froh, hier zumindest einige Bäume gefunden zu haben, aus denen ich eine Lasur mit feuerhemmenden Eigenschaften gewinnen konnte. Vor Brandpfeilen

sollten wir halbwegs sicher sein.“ Meine Hochachtung vor dieser intelligenten und tüchtigen Frau stieg, sie hatte einiges zu ihrer Verteidigung unternommen.

Innen wirkte das Bauwerk hell und freundlich, weniger wie eine Festung, mehr wie ein Landhaus. Vor den großzügig dimensionierten Fenstern und Türen waren Arkadengänge angelegt, große Tontöpfe enthielten blühende Pflanzen. Wie auch die große Plattform war auch im Hof der Boden im Schachbrettmuster angelegt, die Wände weiß gekalkt, die Fenster- und Türläden aus schräggestellten Holzlamellen waren blau gefärbt, um Insekten fernzuhalten. Es funktioniert tatsächlich, Marie Anne. Nicht zu hundert Prozent, aber in den südlichen Ländern ist schon eine Halbierung ein Segen.

In den Räumen standen einfache, aber gemütliche Möbel, mit langhaarigen Teppichen belegt, auf den Fußböden lagen kurz geschorene, alles wurde unternommen, um die Behausungen wohnlicher zu gestalten. Es war zwar keine liebliche, verspielte Atmosphäre, wie sie bei Bastith und Hathaor geherrscht hatte, aber eine angenehme. Die Menschen befolgten Neiths Befehle, die Dame hatte durchaus Haare auf den Zähnen und konnte hart wie Stahl sein, ihre Anweisungen hatten aber stets Hand und Fuß. Ihre Untergebenen hatten aber auch, wie ich feststellen konnte, durchaus freie Zeit zur Verfügung und fühlten sich von Neith nicht unterdrückt, sondern eher geleitet und beschützt. Eine Frau zeigte mir auf unserer Besichtigungsrunde stolz ihr Heim, die Teppiche hatte sie selbst geknüpft, das abstrakte Muster selbst ersonnen. Auch die Stoffkleidung der Bewohner dieser Burg waren bei diesem Wetter um vieles angenehmer als Leder, obwohl es doch nur ein knielanger Rock war. Auf individuelle Muster der Webereien waren viele Leute besonders stolz, gefärbt wurde mit pflanzlichen und mineralischen Farben, zwar noch etwas blass zumeist, aber ein

Anfang war gemacht, Kleidung nicht nur als Schutz, sondern auch als Schmuck zu sehen.

Jeder Untertan der Neith war stolzer Besitzer eines Speeres, eines Schildes und einer Keule, sie waren keine Sklaven, sondern freie Frauen und Männer, die zum Wohle aller arbeiteten und kämpften, aber dafür auch vieles zurück bekamen. Viele waren auch stolz auf den Bogen, den sie besaßen, und ihre Fertigkeit im Umgang mit demselben. Große Mengen an Pfeilen waren in mit Pech wasserdicht gemachten Körben an den Brustwehren gelagert, stets war man auf einen Überfall vorbereitet. Besonders froh war Neith über ihren Brunnen, sie hatte hier einen Tümpel mit Quelle entdeckt und ihre Burg darum konstruiert, große Lagerräume für Nahrungsmittel inklusive. „Leider habe ich nur die Möglichkeit, Fleisch durch Kochsalz haltbar zu machen", hatte mir Neith erklärt. „Ich bin weder historisch noch biologisch sonderlich gebildet, aber über das Pökeln wusste ich Bescheid. Also war mir auch klar, dass ich im Falle einer Belagerung viel Wasser brauchen würde, Salz mach durstig!" Sie legte mir die Hand auf die Schulter und drehte mich frontal zu sich selbst, sah mir tief in die Augen. „Du bist anders als jeder Mann, den ich kennen lernen musste, Aha! Vielleicht wäre mit einem Mann wie Dir der Fluch von mir genommen worden. Es sollte nicht sein." Sie zeigte ein winziges Lächeln. „Ich sehe, Selketh hat in Deinem Herzen bereits zu viel Platz eingenommen, als dass für mich noch etwas frei wäre. Schade, Aha." Sie küsste mich sanft auf die Wangen und ging davon. „Kümmere Dich gut um Selketh!" rief sie mir noch über die Schulter zu, dann war sie über die Treppe verschwunden und ließ einen leicht verstörten Arkoniden – also mich – zurück.

Als die Sonne knapp vor Mittag stand, hatte Selketh ihre Heilung Hathaors beendet und völlig erschöpft um eine ausgiebige Mahlzeit gebeten, danach ein heißes Bad und ein

weiches Bett. Neith ließ gerne alles bereitstellen, dann leisteten wir ihr während des Essens Gesellschaft. Danach entschuldigte sich Selketh, um die Badewanne aufzusuchen. Später holten mich dann einige Diener, die für Nachschub an heißem Wasser gesorgt hatten, ich fand Selketh tief schlafend im Badezuber. Vorsichtig hob ich sie aus dem Wasser und brachte sie in ihr Zimmer, legte sie zärtlich auf das weiche Lager und bedeckte sie mit einem weichen Tuch. Nur einmal erwachte sie halb, murmelte etwas unverständliches, drehte sich auf die Seite und schlief weiter. Ich rückte mir geräuschlos einen Stuhl zurecht und beobachtete lange die Schlafende, die Brust war mir eng, als ich an das unvermeidliche Ende dachte. Wie lange konnte diese Frau meine Wege noch begleiten? Egal, es wäre immer zu kurz. Trotz dieses Wissens spürte ich, wie in mir die Liebe zu dieser Frau erwachte. Nicht Begehren, das hatte ich durchaus empfunden, und empfand es noch. Aber da war noch mehr. Viel mehr! Auch Neith hatte es ganz richtig bemerkt. Und ich überdachte unsere Situation noch einmal im Rückblick. Nun, ich hatte Osiris nicht retten können, war aber entschlossen, es bei den anderen zu schaffen. Wenn Selketh sie alle tatsächlich heilen konnte und der unheilvolle Einfluss Seths wegfiel, sich dafür Neiths Gerechtigkeitswille auch bei den anderen durchsetzte, dann konnten sie meinetwegen am Leben bleiben, bis ihre biologische Uhr ablief. Ich war sicher, dass Rico bereits neue getarnte Drohnen am Start hatte, mit deren Hilfe ich die Aktionen auf dem Plateau überwachen konnte.

Bisher war ich nach Ahmhuns Ende tatsächlich eher Selketh's Bodyguard gewesen, ihr Leibwächter, die tatsächliche Arbeit hat sie geleistet. Egal, Leben zu erhalten und Gesundheit zu spenden war jedenfalls besser, als sie alle auszulöschen und zu töten. Und das war es wohl, warum ich mich in Selketh verliebte, sie war eine dieser

Menschen mit den großen Herzen.

Was fragen Sie, Marie Anne? Warum ich bereit war, terranischen Menschen die Opferung eines Mitmenschen nachzusehen und das Gleiche bei fortgeschrittenen Spezies als riesiges Verbrechen empfand? Das ist eine gute Frage, Marie Anne. Zuerst wurden den Göttern Bilder geopfert, man versuchte die gejagten Tiere gnädig zu stimmen und bedanke sich auch, dass sie zum Wohl des Jägers starben. Dann opferte man eine Garbe des Getreides, oder Beeren, die man fand. In einer Kultur in Mesoamerika sogar Gold. Irgendeinem A… – einer Person war wohl aufgefallen, dass einem ‚Priester' durch das Opfer Macht verliehen wird, und je höher das Opfer ausfällt, umso größer die Macht über die Masse! Ich glaube nicht, dass damals die Springer oder jetzt die Fremden die allein Verantwortlichen sind, dass Menschen als Opfer getötet wurden, aber sie haben die Morde im Bewusstsein einer unrechten Tat begangen, das ist Mord aus Habsucht. Die primitiven Barbaren mussten dieses Bewusstsein erst entwickeln, darum war ich bereit, weniger streng zu urteilen. Das ist alles.

*

Ich stand auf der Terrasse von Neiths Palast und genoss den Sonnenuntergang von meinem Standort weit über der Savanne. Es herrschte eine hervorragende Weitsicht, die Landschaft wirkte von hier oben betrachtet wie ein grünes, wogendes Meer, das von den dunklen Leibern der Tiere geteilt wurde und sich hinter ihnen wieder schloss. Der glutrote Ball der Sonne berührte den von hier aus flach wirkenden Horizont, eine riesengroße Scheibe, teilweise von Wolkenfetzen verdeckt, sank tiefer und tiefer, bis auch das letzte Stück unter dem Horizont verschwunden war.

Wie erwartet war der Bote Seths gekommen, hatte sein abstoßendes Paket und seine Botschaft überbracht,

sie hatte uns nicht überrascht! Komm oder stirb, und von Neith geschickt befragt, hatte der Mann ausgeplaudert, dass niemand mehr auf seine eigene Besitzung zurückkehren sollte. Alle ‚Götter' sollten im großen Haus wohnen und von dort die Welt beherrschen. Neith hatte auf meinen Rat fürs Erste auf Zeit gespielt, eine krankheitsbedingte Reiseunfähigkeit Hathaors vorgeschützt und Seth statt dessen in ihren Palast eingeladen, um gemeinsam das Weitere zu besprechen. Mit wohlgesetzten Worten, welche die Möglichkeit einer Unterwerfung nicht ausschlossen.

Auch wenn Seth ein Mörder war, widerstrebte es mir zu diesem Zeitpunkt, ihn einfach zu töten. Ahmhun war ein anderes Kapitel gewesen, ein Sadist ist nicht therapierbar, doch war Seth vielleicht doch noch zu retten? Ich wusste, dass ich viel von Selketh erwartete, aber wenn es bei Isis und Hathaor funktionierte, und wenn auch Bastith und Neith ein normales Leben winkte, warum nicht auch Seth? Ich ging wieder in mein Zimmer und rief die Bilder von Horhus ab, der dem Boten folgte. Nun, da es Nacht wurde, erwartete ich, dass der Mann ein Nachtlager aufschlug, und tatsächlich hatte er bei Anbruch der Dämmerung ein Lager aus einer Lederdecke und zwei Stöcken aufgeschlagen und sich in eine Decke gewickelt. Wahrscheinlich wollte er mit den ersten Sonnenstrahlen wieder aufbrechen, also programmierte ich den Falken auf Weckruf. Sobald der Bote unterwegs war, wollte ich Bescheid wissen, ich wollte unbedingt dabei zusehen, wie die Botschaft Neiths überbracht wurde.

Nach etwa sieben Stunden Tiefschlaf war Selketh erfrischt, aber hungrig erwacht, Neiths Koch hat rasch einige Stücke Rindfleisch gebraten und etwas Gemüse zubereitet, das ganze mit Fladenbrot belegt und dazu einen großen Krug Bier gestellt. Auch Hathaor hatte, von Bastith bewacht, geschlafen, danach hatten sie erkennen können, dass weder Hathaors

Persönlichkeit noch die Gefühle für einander angetastet wurden. Hatten sie uns vorher nur der Not gehorchend vertraut, so tauten sie langsam auf und suchten den Kontakt zu uns, aber auch zu Neith, der sie für die Zuflucht durchaus dankbar waren. Die stolze Kriegerin verlor sogar ein wenig von der Verachtung, die sie für die ‚Schwächlinge' gezeigt hatte. Besonders Isis erwarb sich nach und nach im Laufe des Tages ein wenig ihre Achtung, die neue Persönlichkeit packte an, lieferte Informationen und so manche gute Idee.

Nachdem einer Heilung oftmals ein längerer Schlaf folgte, beschlossen wir, die Versuche von Bastiths und Neiths Behandlungen auf den nächsten Tag zu verschieben. Die Ankunft des Boten in Seths Palast wollten wir alle nicht versäumen, auch Selketh wollte sie beobachten. Eine, wie ich fand, durchaus vernünftige Entscheidung, jedem von uns konnte etwas Wichtiges auffallen, und besonders Neith war eine aufmerksame Beobachterin. Hathaor und Selketh benötigten auch noch ein wenig Ruhe und so verbrachten wir den Tag mit essen, trinken und viel miteinander reden.

Gegen Abend näherte sich der Bote Seths seinem Ziel, der künstliche Falke flog vor und suchte sich, von der Nanotronik gesteuert, einen guten Platz für die Übertragung. Die große Halle des dreifachen Palastes war mit Feuertöpfen gut erhellt, das flackernde Licht erweckte das pompöse Dekor aus geschnitzten Reliefs zu einem unheimlichen Leben. Dieser Wandschmuck zeigte überlebensgroße monströse Gottheiten, die ihre menschlichen Opfer auf mannigfaltige, aber immer grausame Art töteten. Ein blutroter Streifen im ansonsten weißen Boden führte vom Eingang zu einem dreifachen Thron, links und rechts des Weges waren Fackelhalter aufgestellt, das meiste Licht aber fiel auf die drei Personen auf dem Thron, Seth, ihm zur Seite eine große Frau mit harten, kalten Gesichtszügen

und stechenden Augen, ihr langes Haar schmückte ein goldenes Diadem, das den Kopf eines Pavians mit aufgerissenem Maul und gebleckten Zähnen zeigte, die Augen waren aus Rubinen. Ihr ebenfalls goldener halbmondförmiger Halsschmuck bedeckte teilweise ihren kleinen Busen, das lange, aber schmale Tuch, das von einem Gürtel um ihre überschlanke Taille fiel, bedeckte zwar ihre Scham, enthüllte jedoch kräftige, durchtrainierte Beine bis hinauf zur Hüfte. Dieser Gürtel bestand aus ineinander verwobenen winzigen goldenen Kettengliedern, eine bewundernswerte Handwerkskunst. Ihre Sandalen aus rot gefärbtem Leder waren mit weißen Nähten und Golddraht verziert. Besonders auffallend an dieser Frau waren ihre überlangen, spitz zugefeilten, blutrot gefärbten Fingernägel. An seiner anderen Seite, ebenso gekleidet, das Diadem mit ausgebreiteten Vogelschwingen verziert – Isis?

Wir schauten uns nach ihr um, sie stand, wie nicht anders zu erwarten, neben uns, jetzt kreidebleich im Gesicht. „Wo- wo kommt Naphthys her?“ stammelte sie, völlig schockiert. „Ich habe sie hier noch nie gesehen!“ „Naphthys?“ fragte Neith, „ich habe den Namen noch nie gehört!“ Die Schultern von Isis sackten nach unten, ihr Kopf fiel nach vorne. „Naphthys", flüsterte sie, „ist meine Schwester. Meine Zwillingsschwester. Irgendwie hat sie es geschafft, sich uns unbemerkt anzuschließen. Oder hat jemand von Euch eine zweite Isis gesehen?“ Hathaors herbes Gesicht wurde um einiges hübscher, als sie ein kleines Lächeln zeigte. „Ich glaube, es hätte eine Armee ankommen können, Bastith und ich hätten es nicht bemerkt.“ „Mir geht es ähnlich", gestand Neith grimmig. „Wir waren in den ersten Stunden und Tagen zu sehr beschäftigt, einander aus dem Weg zu gehen, ich habe mich vom Ankunftsort möglichst schnell entfernt. Ich konnte es nicht glauben, dass sie uns keine Wärter mitgeschickt haben.“ Die Augen

der Isis verengten sich plötzlich zu Schlitzen. „Sie war bei Osiris, glaube ich. Er hat einmal gesagt, dass ich eben bei ihm war und warum ich noch einmal hinaus gegangen sei. Ich habe mir nur gedacht, er hätte wieder geträumt. Aber jetzt denke ich, sie hat ihn aufgesucht!“ Anoubis kratzte sein unrasiertes Kinn. „Aber warum sollte sie?“ „Sie hat immer von einem Kind gesprochen, und Seth ist unfruchtbar.“ Isis sprach mit einer Stimme, die von weit her klang und von ihrer inneren Verletzung zeugte. „Mit Ahmhun Sex zu haben, endete tödlich, nicht mit einer Schwangerschaft, und Anoubis hätte, wie jeder andere auch, geglaubt, dass ich es wäre. Und er hätte niemals etwas getan, dass Osiris oder jemand anderen kränken könnte.“ Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. „Du bist ein guter Mensch, Anoubis, vielleicht zu gut für diese Welt.“ „Kennt auch jemand die andere Frau?“ unterbrach ich das Gespräch, Neith tippte mit ihrem Zeigefinger nachdenklich auf ihre Unterlippe. „Ich glaube, sie heißt Pachith, aber mehr kann ich leider nicht sagen.“ Hathaor nickte. „Pachith, ja! Eine unangenehme Person.“

„Ruhe", Selketh legte ihren Zeigefinger an ihre Lippen, „der Bote kommt!“ Tatsächlich betrat eben der Mann, der bei uns gewesen war, den Erfassungsbereich des Falken und rutschte auf den Knien vor das Trio auf dem Thron, Pachith und Seth hatten bis eben noch ungeniert miteinander geschäkert, Naphthys unbeteiligt mit leeren Augen in die Ferne geblickt. Pachith beleckte ihre Lippen, als der Bote eine Markierung erreichte und die Stirn auf den Boden legte. „Nun?“ „Herrinnen, Herr! Sie alle sind bei Neith versammelt, Hathaor ist krank und kann nicht reisen, aber Neith bietet an, dass sich die heiligen Götter in ihrem Palast versammeln, um eine Übereinkunft zu erreichen!“ Seth beugte sich wütend vor. „Du hast gesagt, ich befehle alle vor mein Angesicht, ihre Huldigung zu empfangen?“ „Ich habe es

gesagt, Herr", stammelte der Unglückliche. „Die Antwort war, dass sie nicht kommen wollen, sondern ich zu ihnen gehen soll?“ wütete Seth, während Pachith den Boten weiter mit den Augen verschlang. „Ihr sagt es, Herr!“ Seth trat dem Boten in die Seite, sodass dieser umfiel und sich schmerzhaft krümmte. „Sie wagen es?“ ein weiterer Tritt, „sie weigern sich?“ wieder trat er zu, Naphthys wandte ihr Gesicht ab, während Pachith intensiv die Szene betrachtete und sich davon ganz offensichtlich erregen ließ. Ein ums andere Mal fuhr ihre Zunge über ihre Lippen, ihr Atem wurde schwer. „Bringt ihn weg!“ brüllte Seth den Wachen zu. „Mir eine solche Antwort zu bringen, verlangt ein Sühneopfer! Morgen, bei Sonnenuntergang! Weg, weg mit ihm, er beleidigt mein Auge!“ ein letztes mal trat er zu, Pachith war zu ihm gekommen und schmiegte sich eng an Seth. „Komm", flüsterte sie heiser und zog ihn hinter den Dreifachthron, während Naphthys still sitzenblieb und ihr Gesicht in den Händen verbarg. Seth wandte sich noch einmal um. „Sagt Apophis, er soll die Männer fertig machen. Sie sollen gleich nach dem Opfer morgen losmarschieren! Ich möchte diese ungläubigen Verbrecher haben, die sich gegen meinen göttlichen Willen stellen! Sie sollen getilgt werden vom Antlitz der Erde!“

„Kann mir jemand sagen, warum ich nicht einfach losfliege und diesen zwei verdammten Psychopathen das Lebenslicht ausblase?“ knurrte ich entnervt. „Aha!“ Isis schrie auf. „Das kannst Du unmöglich so gemeint haben!“ Bastith wandte sich mit erhobenen Augenbrauen zu mir. „Wir alle hier sind Psychopathen, Aha, willst Du uns doch noch töten?“ Ich sah mich um, vier Frauen und ein Mann sahen mich an. „Ihr seid doch nicht verrückt!“ rief ich aus. „Und keiner von Euch ist eine Gefahr für seine Mitmenschen! Keiner von Euch will einfach aus einer Laune heraus jemanden umbringen!“ „Keiner, außer Dir, Aha.“

Isis legte mir die Hand auf den Arm. „Auch wenn es richtig war, Ahmhun zu töten. Dieser Sadist hat bekommen, was er verdient hat!“ warf Neith ein. Bastith bewegte ihre Hände wie zwei Waagschalen. „Wer trifft die Entscheidung, wer es verdient hat, und wer leben darf. Aha kann der beste Mensch auf Erden sein, aber sollte jemand allein so viel Macht haben?“ Hathaor legte den linken Arm um ihre Taille. „Soll Seth so weitermachen und ungestraft Menschen töten dürfen? Und Pachith scheint ihn eher noch mehr anzustacheln. Wäre es nicht besser, seine Handlungen zu unterbinden, ehe noch mehr Tote auf sein Konto gehen?“ „Ein Präventivschlag?“ Anoubis verzog das Gesicht. „Das ist nicht moralischer als die Handlungen Seths.“ „Glaubt Ihr, mir macht es Spaß, jemandem das Leben zu nehmen?“ fragte ich. „Aber ist es nicht besser, einem den Tod zu bringen und dafür viele zu retten?“ Anoubis hob seine rechte Hand, mit dem Rücken nach unten. „Ist das Töten eines Menschen eine Frage der Mathematik?“ er hob die linke daneben. „Oder eine Frage der Moral?“ „Manchmal eine Frage des Pragmatismus“ knurrte ich, Neith verschränkte ihre Arme unter ihrem Busen. „Ist es moralischer, einen Mord zu verhindern, indem ich den Mörder vorher töte, oder bei einem zuzusehen?“ fragte sie, Isis wies mit ihrer Hand in die Umgebung. „Vielleicht im Augenblick der Tat, Neith, als Nothilfe. Ich kann es nicht sagen, es ist ein Dilemma, für das es keine einfache Lösung gibt. Gäbe es die Möglichkeit, Seth und Pachith unschädlich zu machen, ohne jemand töten zu müssen, wäre es gut.“ Neith ging zu einem Tischchen und goss sich noch einen Becher Bier ein, nahm einen Schluck und verzog angeekelt das Gesicht. „Lauwarm! Wir müssen noch etwas bedenken. Seth hat einem Apophis gesagt, er solle mit den Männern losmarschieren. Was bedeutet, dass Seth bereits eine Streitmacht mobilisiert hatte, ehe er in den Palast zurück gekehrt ist.“

‚Unwahrscheinlich!‘ brüllte der Extrasinn. ‚Da steckt jemand anderes dahinter! Seth kann nicht derart vorausplanend agieren!‘ Ich sprach diese Berechnung des Logiksektors laut aus. „Jemand benutzt den Wahnsinnigen, um selbst die Macht auszuüben. Seth zu töten, würde keinen Unterschied machen. Derjenige schöbe doch nur die nächste Marionette nach vor.“ Wir diskutierten lange über dieses Thema, aber am Ende fiel die Entscheidung, noch zu warten, was ich schweren Herzens akzeptierte. Ich war ein Soldat, kein Philosoph, der lange über Moral nachdachte, sondern seinem Kodex folgte. Was aber, wenn dieser Kodex zwei einander ausschließende Handlungen verlangte? Früher war es einfacher, ich folgte dem Gesetz Arkons. Doch dieses Gesetz, falls es überhaupt noch irgendwo Geltung hatte, galt hier nicht mehr. ES hatte mich zum Ankläger und Verteidiger, zum Richter und Henker in einer Person gemacht, ich stellte mir die Frage, ob ich dazu überhaupt in der Lage wäre! ‚Wer, wenn nicht Du, käme denn sonst in Frage?‘ Extrem hilfreich, so ein Logiksektor, wenn es um moralische Erwägungen ging.

Rico hatte für mich einen schweren Desintegrator im Schaft einer Lanze untergebracht, sogar mit ausklappbarem Visier, diese lange, gerade Waffe mit einem scharfen und einem stumpfen Ende, deren Handhabung ich im Dorf von Narbengesicht gelernt hatte, eignete sich hervorragend als Tarnung einer Energiewaffe. Eine als Geier getarnte Drohne brachte sie mir am nächsten Morgen, ich übte mich im Umgang der langen, zweihändigen Waffe und verbreiterte mit ihrem Einverständnis den freien Platz vor Neiths Palast. Zwischendurch brachte ich Selketh den Umgang mit dem Schwebegeschirr bei, es bereitete ihr großes Vergnügen, die Welt aus der Sicht eines Vogels zu sehen und drehte schon am Abend ausgelassene Kapriolen in der Luft. Ein klein wenig Freude in diesen Zeiten. Den Geier behielt ich gleich, er sollte

hoch oben in der Luft als Wachtposten schweben und jeden warmen Körper in der Größe eines Menschen melden, der sich uns näherte. Der Falke hatte ein brauchbares Versteck im Palast des Seth gefunden, wir beobachteten alles, was im Thronsaal vor sich ging, daher war ich zufrieden, diese Sonde an Ort und Stelle belassen zu können. „Rico hätte auch eine Fledermaus basteln sollen", brummte ich. „Oder eine Maus, dann könnte ich den Palast erforschen."

Die von Seth als Sühneopfer bezeichnete Ermordung des Boten sollte am Abend in jenem Hof mit dem Brunnen stattfinden, und wieder war eine große Menschenmenge erschienen, betete nun Seth mit seinen Frauen Naphthys und Pachith an. Den ‚obersten Herrn und Gottkönig' Seth, die ‚göttliche Mutter' Naphthys und Pachith, die ‚Zerreißerin', die ‚Zerstörerin'. Als das Opfer nackt und gefesselt in den Hof gebracht wurde, bedauerte ich doch, nicht dort anwesend zu sein, um Seth und Pachith unschädlich zu machen. Es juckte mich in den Fingern, aber ich hatte es versprochen, ich hatte mich überreden lassen, noch abzuwarten, bis auch Bastith und Neith ihre Rituale hinter sich gebracht hatten. Besonders Neith, die einzige Person mit Kampferfahrung außer mir, Selketh wollte noch heute Abend mit ihrer Heilzeremonie beginnen. Meine Erfahrung in der Verteidigung einer Burg war zwar eher gering, nun, die Grundzüge der Taktik beherrschte ich, und ich plante einen kleinen psychologischen Trick. Es fehlte dazu noch jeder Hinweis auf die Person, die im Hintergrund die Fäden zog, wir nahmen uns vor, jeden Anwesenden genau zu beobachten. Trotzdem widerstrebte es mir, mich mit der Opferung abzufinden.

Ich hatte halb erwartet, dass der Bote wie das erste Opfer mit einer Schlinge erdrosselt werden sollte, um danach in den Brunnen geworfen zu werden. Leider hatte ich mich geirrt, er wurde stehend an eine Säule gebunden

und der Opferpriester zog ein scharfes Messer hervor. Er fuhr mit der Spitze über die Brust des Opfers, über den Bauch, den Unterkörper, Blut trat aus den Schnitten, es zeichnete ein grausames Muster auf der Haut. Noch waren die Verletzungen zwar schmerzhaft, aber oberflächlich, es war jedoch abzusehen, dass der Mann bald tiefer schneiden würde, und das tat er auch. Der Bote wand sich vor Schmerz, Pachith trat näher und musterte das Werk des Priesters, berührte mit spitzen Fingern die Wunden, kostete von dem Blut. Nach einiger Zeit klatschte sie in die Hände, Diener brachten Holz und Reisigbündel, schichteten alles um den bedauernswerten Mann, dann verlangte Seth nach einer Fackel. Langsam näherte er sich dem Scheiterhaufen und stieß dann die Flamme tief in Holz und Reisig, das bald zu brennen begann. Die Schreie wurden von den Akustiksensoren des Falken ebenso übertragen wie das Keuchen von Pachith, das Schluchzen der Naphthys und Seths irres Gelächter. „Zahle für Deine Unfähigkeit! Niemals soll es wieder geschehen, dass mich jemand enttäuscht.“ Er wandte sich an die Versammelten. „Ihr dürft gehen, aber denkt stets daran, was geschieht, wenn man meinen Befehlen trotzt!“

Langsam leerte sich der Hof, schließlich blieben nur Naphthys, Pachith und Seth zurück. „Auch Du solltest mich nicht mehr enttäuschen, meine Gemahlin.“ Er trat an Naphthys heran. „Wir haben uns doch verstanden, oder?“ Naphthys nickte zaghaft, er griff in ihr Haar und zerrte ihren Kopf in den Nacken, damit sie ihm ins Gesicht sehen musste. „Ich habe Dich nicht verstanden, Naphthys!“ Trotz des leisen Tonfalls lag eine massive Drohung in seiner Stimme. „Ich habe Dich verstanden, mein Gottkönig und Herr!“ Schmerz verzerrte ihr Gesicht, sie stieß die Worte hastig unter Tränen hervor. „Ich danke Dir, dass Du mir die Ehre zuteil werden lässt, Deine Gemahlin zu sein und verehre Deine Weitsicht und

Weisheit, großer Seth!“ „Vergiss es nicht wieder!“ er ließ das Haar los und stieß sie auf den Thron zurück. „Wenn Pachith das nächste mal nach Dir suchen muss, werde ich nicht mehr so gnädig sein.“ seine Hand schoss wieder vor, krallte sich erneut in Naphthys Haar. „Ich werde Dich nicht mehr enttäuschen und nie mehr verlassen, mein Gottkönig!“ beeilte sie sich zu sagen.

„Na schön", es wirkte beinahe, als bedauere er die schnelle Unterwerfung, und auch Pachith wirkte enttäuscht, dass der Ausbruch von Gewalt nun vorbei sein sollte, ihr Atem ging immer noch schwer. „Auf die Knie! Erweise mir Deine Ehrerbietung!“ herrschte Seth Naphthys plötzlich an, die sofort von Thron stieg und auf die Knie ging, den Oberkörper zu Boden geneigt. „Bleib so!“ befahl er und trat hinter sie.

Ich schaltete die Übertragung ab, dieses entwürdigende Schauspiel mussten wir nicht miterleben, zumal nicht zu erwarten war, dass noch Wichtiges besprochen wurde. Mich ekelte vor Seth, mehr noch aber vor Pachith. Jetzt war auch klar, warum niemand Naphthys gesehen hatte. Sie hatte sich vor Seth versteckt, und Pachith hatte sie verfolgt, irgendwann in ihre Gewalt bekommen und entweder Seth oder den Mann im Hintergrund benachrichtigt. Beide Frauen wurden dann irgendwo untergebracht, bis jetzt die Zeit gekommen schien, in den Vordergrund zu treten, warum auch immer. Nach dem Tod des Osiris wurden jedenfalls beide Frauen in den Palast gebracht, wo Pachith und Seth nun Naphthys quälten und demütigten. „Vielleicht ist es unmoralisch, Seth und Pachith final unschädlich zu machen“, knurrte ich, „aber niemand kann mir verbieten, es zu wünschen! Und ich sollte zumindest Naphthys aus dem Palast holen.“ Selketh schüttelte den Kopf. „Nicht jetzt, Aha. Bitte! Überstürze nichts. Wie oft hast Du mir gesagt, man muss vorbereitet und planvoll vorgehen.“ Brummend ergab ich mich in mein Schicksal, mit

meinen eigenen Worten geschlagen. Na schön, also nach Plan. Ich besorgte mir ein Stück Holzkohle und bat Isis, den Grundriss des dreifachen Palastes auf den Boden des Zimmers zu zeichnen, in dem wir uns trafen. Die Teppiche wurden beiseite geräumt, und Isis begann mit vorsichtigen Hilfslinien, die sie nach und nach wieder löschte, wenn die endgültigen Linien gezogen waren. So entstand ein gar nicht schlechter Gebäudeplan, in den ich mich vertiefte.

*

Am nächsten Morgen vertilgte Selketh Unmengen an Brot und Fleisch, ich wunderte mich, wo diese schlanke Person so viel unterbringen konnte. Hätte ich diese Mengen zu mir genommen, mein Bauch gliche einer Kugel. Sie grinste mich mit fettglänzenden Backen an. „Nach einer Heilung muss ich immer so viel essen. Wirst Du mich noch begehren und lieben, wenn Du mich selbst ernähren musst?“ „Wir schlagen die Verpflegung noch auf den Preis für die Heilung!“ entgegnete ich lächelnd, Frauen waren und sind immer am schönsten für mich, wenn sie zufrieden und fröhlich sind, und Selketh war im Moment beides. Oder hatte ein seniler, alter Arkonide eine verzerrte optische Wahrnehmung, beeinflusst von seinen Gefühlen?

Neith betrat als letzte den Raum, ihr Gesichtsausdruck war ähnlich dem einer Katze, die eben eine Schale Milch getrunken hatte, ihre vorher so kalte Schönheit schien jetzt von innen aus ihr zu leuchten und sanft zu glühen. Sie ging direkt auf Selketh zu und umarmte sie fest. „Im Hause der Neith wird stets in Dankbarkeit der Selketh gedacht werden. Mein Haus ist auch das Deine, solange mein Wille etwas gilt!“, dann setzte sie sich und griff herzhaft zu. Kurz zögerte sie, als sie ringsum unsere lächelnden Gesichter sah. „Was? Ich werde ganz sicher nicht über die letzte Nacht sprechen!“ Nun, das musste sie auch nicht, ihre Mine verriet den Erfolg Selketh's.

Bastith legte Hathaor die Hand auf den Unterarm. „Bald!“ flüsterte sie ihr zu, die beiden Frauen küssten sich kurz, aber innig.

*

Von meinem Geier kam ein Signal auf mein Armband, ich rief die Information ab, die als Hologramm eingespielt wurde. Einige hundert Wärmesignaturen waren, zumeist versteckt marschierend, auf dem Weg zu Neiths Burg, die Streitkräfte Seths würden etwa Mittags eintreffen. Wir benachrichtigten die Bewaffneten der Neith, welche sofort ihre Waffen ergriffen und sich bereit machten, den Palast zu verteidigen. Neiths Übungen zahlten sich jetzt aus, es gab nirgendwo Hektik und Panik, alle Posten wurden in wohlgeordneter Eile besetzt. Es gab in der letzten Phase des Methanerkrieges arkonidische Raumschiffe, in denen weniger gut ausgebildete Besatzungen am Werk waren, die im Alarmfall größeres Chaos verursacht hatten, ehe jeder an seinem Platz war, das Herz eines alten Admirals freute sich an der Disziplin und der Ordnung. Natürlich traf auch ich meine Vorbereitungen, Schwebegeschirr, Körperschirm, die beiden Äxte. Rico hatte einen Halsschmuck mit dem Sonnenwappen der Gonozals angefertigt, bisher war er ungebraucht im Gleiter geblieben, jetzt holte ich ihn hervor und legte ihn an. Bis knapp unters Knie geschnürte Schuhe, lederne Manschetten, mit Gold und Steinen verziert, in denen Steuerelemente für die nanotronischen Tiere untergebracht waren. Ich bändigte sogar mein Haar mit einem Haarreifen, der einen Löwenkopf zeigte, dessen Augen aus roten LED-Lampen bestanden, die rhythmisch blinkten. Die miniaturisierte Sorroundanlage hatte schon einmal gute Dienste geleistet, ein wenig Infraschall ist nicht schmerzhaft, aber unangenehm und wirkungsvoll. So ausgerüstet stieg ich zu den anderen auf den Turm über dem Tor und wartete.

Die Männer, aus denen Seths Armee bestand, waren mit schweren Keulen und Schilden bewaffnet, dazu trugen sie spitze Lederhelme mit elastischen Verstrebungen, die einem Hieb gegen den Kopf die Wucht nehmen sollten. Sie waren gar nicht schlecht ausgebildet, ohne Huureth, wie ich die geierförmige, große Drohne genannt hatte und Sahmmet, die ich auf der Treppe zum Eingang postiert hatte, wäre die Truppe unsichtbar geblieben, so gut versteckten sich die Männer am Waldrand. Infrarot-Sensoren haben eben manchmal ihre Vorteile gegenüber den menschlichen Augen, auch wenn ich für mich erstere nicht wollte und will, die übliche optische Ausstattung reicht mir, danke schön. Ich wartete noch ein wenig, bis der Schatten der Sonne den Waldrand erreichte, dann schaltete ich meine Geräte ein und schwebte über die Turmkante, für die Männer Seths musste es wirken, als käme ich direkt aus der Sonne auf sie zu. Von der Sorroundanlage verstärkt klang meine Stimme wie das Donnern eines Gewitters, das stetige Brummen des Infraschallgenerators jenseits der Wahrnehmungsschwelle musste ihre Furcht schüren, vor mir sollten die Krieger mehr Angst empfinden als selbst vor Seth, ich wollte sie jedoch nicht dauerhaft verletzen. „Ich bin Aha! Ich schütze die Schwachen, wehe dem, der Menschen Übles will!“ brüllte die Anlage. „Ich will all jene verbrennen, die sich erdreisten, herrschen und sich Gott nennen zu wollen, oder aber im Namen eines solchen Frevlers Unrecht zu begehen!“, dann richtete ich den Impulsstrahler auf eine gut sichtbare einzelnstehende Zeder und löste den Strahl aus, der vor Saft strotzende Stamm explodierte förmlich. „Bogenschützen, schießt auf ihn!“ tobte eine Stimme im Wald, eine Wolke Pfeile hüllte mich ein, dank des Körperschirmes kam jedoch kein einziges Geschoß auch nur in meine Nähe. „Schießt doch“, lachte ich. „Schießt noch einmal!“ Nach der zweiten Welle von

Pfeilen, die selbstverständlich ebenfalls ihr Ziel nicht trafen, flohen die ersten Männer, rissen immer mehr mit sich, bis die Flucht nicht mehr aufzuhalten war. Diese löbliche Entwicklung unterstützte ich nicht nur mit moduliertem Infraschall, sondern auch gelegentlichen Schüssen mit dem Thermostrahler, allerdings immer bemüht, niemanden zu verwunden.

Als Huureth mir über Funk meldete, dass der Rückzug auf voller Breite des Belagerungsringes im Gange war, beeilte ich mich, wieder in den Palast zu kommen und sprang in den Gleiter. Ich wollte Naphthys jetzt endlich holen, ehe es mir irgend jemand wieder ausredete und bevor der Bericht von der Flucht seiner Truppen den Palast des Seth erreichte und er gewarnt wurde. Selketh wollte ebenfalls mitkommen, doch ich bat sie eindringlich, in der Sicherheit von Neiths Palast zu bleiben. Sie war wichtig, im Moment jedenfalls wichtiger als ich für eine positive Entwicklung. Statt ihrer sprang Isis an Bord. „Kein Wort, Aha!“ wehrte sie meinen Einwand hastig ab. „Das ist eine Familiensache!“ Dem konnte ich nicht widersprechen, also nahm ich sie mit, zeigte ihr sogar den Umgang mit der Steuerung.

Ich gab meine Tarnung, die nach dem Überfall auf Neiths Festung sowieso gefallen war, teilweise auf. Ich nahm mir zwar nicht die Zeit, mich in Gala zu werfen, schnallte aber den Gurt mit dem Impulsstrahler um und hing mir den schweren, unverkleideten Desintegrator über die Schulter. Noch ehe der Gleiter zum Stillstand gekommen war, packte Isis die Lanze mit dem getarnten Strahler und sprang zu Boden, richtete die Mündung der Waffe auf das Doppeltor und löste den Schuss aus, das Tor verschwand im üblichen grünen Glitzern. Ich war noch nicht komplett gelandet, da hetzte sie schon wie von den Bestien der Unterwelt gehetzt los und stürmte in den Palast, laut schrie sie Naphthys Namen. Ich nahm meinen Desintegrator

in beide Hände und folgte Isis, ihre Voreiligkeit laut verfluchend. Bei einer solchen Aktion ist es stets ein Fehler, sich zu trennen, das sollte doch sogar ein unausgebildeter Laie wissen.

Wir erreichten den großen Thronsaal mit den abscheulichen Wandbildern, eine Frau lag verkrümmt auf dem Boden und bewegte sich kaum, nur ihre Schultern zuckten in heftigem Weinkrampf. Es war Naphthys, die offensichtlich mit ihren Kräften am Ende war! Isis lief zu ihrer Schwester, vernachlässigte jede Vorsicht, hinter einer Säule sprang Seth hervor und zog sie an den Haaren zurück, schleuderte sie zu Boden. „Da ist die verräterische Schlange ja wieder", tobte er. „Du sollst Deiner Strafe nicht entgehen.“ Er wollte zutreten, doch Isis war nicht mehr die kranke und unsichere Frau von einst. Katzengleich wich sie seinem Fuß aus, rollte zur Seite und sprang auf die Beine. Ich hob den Strahler, doch konnte ich damit nicht sofort in den Kampf eingreifen, Pachith trat hinter einer weiteren Säule hervor in die Schußbahn und schritt mit schwingenden Hüften auf mich zu. Lüstern lächelnd, mit Bewegungen, die sie wohl für unwiderstehlich erotisch fand, bei mir aber nur Verachtung auslösten. Von hinten traf etwas in Kopfhöhe auf meinen Körperschirm, Pachith hatte plötzlich ein Messer in der Hand, mit dem sie auf mich einstechen wollte. Ihr und ihres Komplizen Pech war, dass sie noch nie von den arkonidischen Schutzschirmen gehört hatten, die auch vor solchen Angriffen schützten. Ich schlug ihr in der Aufwärtsbewegung den Kolben meiner Waffe gegen die Kinnlade und setzte sie für die nächste Zeit außer Gefecht, es war mir völlig egal, ob ich damit ihren Kieferknochen brach oder nicht. Dann wandte ich mich wieder Isis und Seth zu, er hatte Isis wieder zu Boden werfen können und ein Kampfbeil ergriffen, mit dem er auf sie zustürmte, die Axt mit beiden Händen schlagbereit erhoben. Isis

war neben meine Lanze gefallen, die neben ihrer Funktion als Energiewaffe auch noch eine scharf geschliffene Stahlspitze aufwies. Sie griff danach, ehe ich zum Schuss kam – Seths Herrschaft endete, wie sie begonnen hatte. Gewaltsam, mit einem spitzen, scharfen Gegenstand, er hauchte sein Leben mit einem völlig überraschten Gesichtsausdruck am spitzen Ende meiner Lanze aus. Die Axt schepperte hinter ihm zu Boden, ohne Isis gefährlich geworden zu sein. Hinter mir erklang das hastige Klatschen von Sandalen auf dem Steinboden, als Pachiths Komplize floh.

Isis ließ die Waffe los und stürzte zu ihrer Schwester, um sie in den Arm zu nehmen, ihr tröstende Worte ins Ohr zu flüstern, während ich etwas suchte, um Pachith zu verschnüren. Ich wollte nicht das geringste Risiko eingehen, band ihr Arme und Beine zusammen und legte das vor dem Thron ab, wo sich auch Isis um ihre Schwester kümmerte. „Wir sollten gehen“, sagte ich. „Zumindest diesen Trakt mit den scheußlichen Wandbildern würde ich zu gerne niederbrennen!“ Isis zog ihre Schwester an sich, um ihr bei dem Versuch aufzustehen behilflich zu sein. „Nicht jetzt, Aha. Wir wollen später mit kühlem Kopf entscheiden. Aber gehen wollen wir wirklich, hier kann niemand gesund werden.“

„Ihr wollt wirklich schon gehen?“ Eine tiefe Männerstimme hallte durch den Raum, Naphthys erschauderte beim Klang dieser Stimme und wimmerte lauter. „Ich denke, es wäre angebrachter, noch ein wenig zu bleiben.“ Ich sah mich um, ein großer, breit gebauter Kahlkopf war in den Saal gekommen, etwa fünfzig Bewaffnete verteilten sich an den Wänden. Diesen Mann hatte ich schon gesehen, es war der Oberpriester bei der Opferung gewesen, in dessen Folge Seth Osiris getötet hatte, er hatte auch den armen Boten mit dem Messer verstümmelt, ehe er verbrannt wurde. Ich zuckte mit den Schultern. „Seth ist tot, seine Wünsche

nicht mehr von Belang.“ Der Mann lachte. „Seine Wünsche? Es geht um meine Wünsche, Fremder!“ er wurde sarkastisch. „Der göttliche Seth hat diese Ebene verlassen, um gemeinsam mit seinen ebenso göttlichen Ahnen über die Geschicke seines Volkes zu wachen und seine physische Wiedergeburt zu beschützen. Auch wenn jetzt ein anderer auf dem Thron zu sitzen scheint, er ist doch immer bei uns. Pachith wäre eine gute Kandidatin, um die Legitimität meines Machtanspruches zu untermauern, immerhin kennt man sie schon. Und fürchtet sie auch. Mit mir als Gemahl, doch ja, wir werden beide auf unsere Rechnung kommen!“, lachte er hämisch.

Isis ließ ihre Schwester zu Boden gleiten und stellte sich neben mich. „Du hast also Seth aufgestachelt? Und musste Osiris nur sterben, damit Du an Macht gewinnen kannst, Apophis?“ Der machte eine abschätzige Bewegung. „Was liegt schon daran, Dein Osiris war ein Schwächling, ein sentimentaler alter Narr. Er hätte nie zugestimmt, dass Angst und Schrecken regieren, genau wie diese anderen Fremden, die mit Euch gekommen sind. Angst und Schrecken sind aber nötig, damit der Pöbel nicht auf dumme Gedanken kommt und die Herrschenden sicher sein können! Du und Deine Freunde, die jetzt bei Neith und wahrscheinlich schon tot sind, ihr seid viel zu sentimental zum Regieren. Aber es ist bald vorbei, ihr müsst meine Männer übersehen haben, als ihr hierher gekommen seid, sie sind gut im Verstecken ausgebildet! Und jetzt muss ich wohl auch Euren Tod befehlen. Glaub mir, Isis, es ist nicht persönliches. Stirb schnell!“ Ich hob den schweren Desintegrator hoch, noch ehe ich abdrücken konnte, donnerte neben mir eine massive energetische Entladung, ein blendender Lichtstrahl blitzte auf und durchbohrte Apophis Kragen und Brust, ehe er einen Teil der Wandschnitzereien verkohlte und sich in das Holz bohrte. Der Impulsstrahler war auf höchste Intensität

eingestellt gewesen, als Isis ihn aus meinem Holster genommen und Apophis damit erschossen hatte, das Loch ging wohl noch durch das Dach, ehe der Strahl seine Energie irgendwo verlor. Sie drehte sich um, ließ die Waffe fallen und ging wieder zu Naphthys, während ich den Impulsstrahler rasch aufhob und Apophis Männer anlächelte. „Wer möchte der Nächste sein?" fragte ich leise. „Er muss mir nur ein Zeichen geben!" Irgendwie wollte sich aber keiner von ihnen melden, obwohl ich ganz nett und freundlich fragte. Aber so ist es immer, wenn sich genügend Widerstand regt, verlieren solche Leute rasch den Mut, besonders, wenn der Anführer ausfällt. Sie nahmen ihre Waffen mit und schlichen davon wie geprügelte Hunde, einer nach dem anderen huschten die Männer von Apophis still und verstohlen hinaus und verschwanden im Wald.

„Gehen wir, Aha." Isis hatte den Arm ihrer Schwester um ihren Hals gelegt und führte sie aus der Halle. „Und Pachith?" fragte ich. „Lass sie liegen!" antwortete Isis ruhig. „Vielleicht überlebt sie, wenn die Diener sie finden, vielleicht auch nicht. Vielleicht verschwindet sie wieder in die Wälder. Egal, für heute haben wir genug Tote gehabt! Binde sie los und dann lass uns bitte endlich gehen. Wenn es Naphthys wieder besser geht, werde ich Osiris Leichenteile sammeln und für ein würdiges Begräbnis sorgen. Später." Sie lächelte wehmütig. „Schade, dass er nicht auch gesund und am Leben ist." Also ging ich hin und schnitt Pachiths Fesseln durch, während sie mich hasserfüllt anfunkelte. Ihre Backe war schon geschwollen und blutunterlaufen, der Knochen aber wohl nicht gebrochen. Dann nahm ich Naphthys auf die Arme und trug sie zum Gleiter, in den ich die nun völlig apathische, still vor sich hin weinende Frau auf einige Decken legte.

Isis sollte recht behalten, einige der Diener fanden Pachith, ehe sie endgültig fliehen konnte – und sie

erinnerten sich sehr gut an ihre Grausamkeiten. Danach wuschen die Menschen auch ihr Blut vom Boden auf und entfernten die Wandbilder, die sie im Hof verbrannten, gemeinsam mit den toten Körpern von Seth, Pachith und Apophis, in Neiths Festung konnten wir es in den Aufzeichnungen des Falken ganz gut erkennen, und ich hatte vollstes Verständnis dafür.

*

Isis und ich flogen zurück zur Festung am Kliff, ohne große Eile, Isis konnte Naphthys Tränen schließlich stillen und ihre Schwester halbwegs beruhigen. Der Körper der bedauernswerten Frau war mit Wunden übersät, doch eine schnelle Überprüfung hatte ergeben, dass sie nur oberflächlicher Natur waren. Eine genaue Untersuchung musste abwarten, denn nachdem sie sich noch völlig geistesabwesend von mir in den Gleiter legen ließ, erschrak Naphthys jetzt wieder bei jedem Versuch, sie anzufassen, nur Berührungen von Isis konnte sie zulassen. Die Verletzungen der Seele waren offensichtlich weitaus gravierender als die körperlichen, Seth hatte ihre Widerstandskraft vollkommen gebrochen. Und doch hatten wir die Hoffnung, dass auch diese seelischen Wunden zu heilen waren, noch nicht aufgegeben.

Auf dem gesamten Flug konnten wir kein einziges menschliches Wesen entdecken, auch nicht, als wir uns unserem Ziel näherten. Die Behauptung von Apophis hatten wir nicht wirklich ernst genommen, wie hätte er eine Nachricht vom Ausgang seines Kriegszuges haben können. Niemand war im Besitz eines Transportmittels, dessen Geschwindigkeit es mit meinem Gleiter aufnehmen konnte. Apophis war ein zwar intelligenter, aber absolut skrupelloser Mensch der Erde gewesen, dem es nur zu leicht gelungen war, den paranoiden und schizophrenen Seth zu manipulieren. Sein Pech war, er hatte die Fremden zwar als mit großem Wissen, aber ohne

materielle Machtmittel kennen gelernt, die Möglichkeiten meiner Ausrüstung hatte er noch nicht einmal erahnt.

So fanden wir Neiths Festung wie erwartet unversehrt vor und landeten wieder auf der Plattform mit dem Schachbrettmuster. Die Burgherrin hatte bereits Leute ausgesandt, welche die Umgebung nach den Resten der angreifenden Truppen absuchen sollten. Umsichtig, wie sie war, hatte sie damit gerechnet, dass sich noch jemand versteckt halten könnte, doch diese Späher hatten keine lebende Person mehr gefunden. Nur einen Toten, er trug einen Lederhelm und einen schmalen goldenen Kragen, Isis identifizierte ihn später als Isfeth, einen Vertrauten von Apophis, wahrscheinlich war er der Befehlshaber der geflohenen Truppe gewesen. Wenn er sich den in Panik Fliehenden in den Weg gestellt und sie mit Gewalt zum Angriff zwingen wollte, konnte es schon sein, dass er von den eigenen Leuten erschlagen wurde. Oder es hatte jemand noch eine persönliche Rechnung mit ihm offen gehabt. Egal, ich weinte und weine Menschen, die wie er und Apophis nur ihre eigenen Begierden stillen wollen und dazu über Leichen, Leid und Tränen gehen, keine Tränen nach. Auch er hatte sich das Haar geschoren, trug aber einen mächtigen schwarzen Vollbart. Ich frage mich, warum sich damals die Männer, die religiöse Macht über andere ausüben wollten, stets einen Kahlkopf zulegten.

Als wir nach unserer glücklichen Rückkehr gelandet waren und ich über die Bordwand stieg, stürzte Selketh in meine Arme und küsste mich gierig. „Bald, mein lieber Aha, sehr bald!“ Dann wollte sie nach Naphthys sehen, aber ich hielt sie zurück. „Wir sollten ihr ein Schlaf- und Schmerzmittel geben, dann kümmere ich mich um ihre Wunden. Du, meine Schöne, ruhst Dich aus, und wenn Du das getan hast, wartet Bastith auf Dich, sie ist schon einmal zurückgetreten. Außerdem glaube ich, hier sollte zuerst der

Körper zumindest halbwegs geheilt und die Schmerzen gestillt werden.“ „Du hast eigentlich recht.“ Selketh musterte Naphthys aus der Entfernung. „Immerhin habe ich die Wirkung Deiner Salben selbst erlebt.“ Also kramte ich die Gleiterapotheke heraus und entnahm ihr einige sterile Binden, Wundsalben mit desinfizierender Wirkung und das Schlafmittel, das Selketh in einen Becher Bier mischte. Isis konnte dann ihre Schwester dazu bringen, das Getränk zu sich zu nehmen, auch wenn Naphthys Hände vor Angst zitterten. ‚Wackerer Apotheker, Dein Trank wirkt rasch', wenn ich wieder einmal Shakespeare zitieren darf. Bald schlief Naphthys tief und fest, ich machte mich an die Arbeit, säuberte mit Isis Hilfe die Schlafende, cremte ihre Wunden und Hämatome ein und verband sie. Trotz ihrer Betäubung und des starken Schmerzmittels gab es Stellen, deren Berührung der Gequälten ein leises Wimmern entlockten, aber es waren natürlich genau die Stellen, die am meisten eine Behandlung nötig hatten. Bitte, Marie Anne, ersparen Sie sich und mir, die Details schildern zu müssen. Später, als das Adrenalin abgebaut war, saß ich müde und erschöpft, aber nicht unzufrieden vor einem ansehnlichen Mahl und überdachte die Situation. Der Kampf müsste zu Ende sein, zumindest für die nächste Zeit zeichnete sich kein Gegner ab. Jetzt kam es zuerst darauf an, auch Bastith und Naphthys zu heilen, körperlich wie geistig, und dann zu entscheiden, wie das Leben weitergehen sollte.

„Aha!“ ich schüttelte unwillige den Kopf. „Komm schon, Aha, geh ins Bett!“ Widerwillig öffnete ich die Augen, Hathaor stand vor mir und rüttelte leicht an meinen Schultern. „Wenn Du hier sitzen bleibst, krümmst Du Dich morgen vor Schmerz, und Selketh kann noch einen Patienten betreuen. Also geh schon.“ Es kostete mich ein großes Maß an Überwindung, doch endlich hatte ich mich mit Hathaors tatkräftiger

Unterstützung schlaftrunken aufgerappelt, suchte mein Zimmer auf und legte mich zu Bett. Später wurde ich dann noch einmal ganz kurz wach, als Selketh sich an meinen Rücken schmiegte, doch bald schlief ich wieder ein.

*

Es hatte lange gedauert, Naphthys seelische Wunden zu heilen, hier wären beinahe selbst Selketh Fähigkeiten überfordert gewesen. In den anderthalb Tagen zwischen dem Tod des Boten und ihrer Befreiung musste etwas noch Schlimmeres als davor stattgefunden haben, denn zu diesem Zeitpunkt war Naphthys zwar eingeschüchtert und ängstlich gewesen, aber noch nicht derart traumatisiert, irgend etwas hatte ihren Willen und ihre Persönlichkeit völlig zerbrochen. Ich weiß auch nicht, warum die Heilung von Naphthys Seele für Selketh so viel schwieriger war, vielleicht weil man der Schwester von Isis die Wunden mit voller Absicht beigebracht hatte. Die liebevolle Pflege der Isis hatte sich aber schließlich doch ausgewirkt, auch unser aller Verhalten hatten ihr die Angst vor jedem kleinen Schatten wieder genommen, langsam war sie wieder das geworden, was sie verdiente. Eine hübsche, gesunde Frau, die auch lachen konnte und glücklich sein durfte.

Wir waren doch wieder in den dreifachen Palast zurückgekehrt, der nun Isis und Naphthys gehörte, auch Anoubis wollte in Zukunft dort leben und die Stätte, die so viel Grausamkeit gesehen hatte, wieder zu neuem, besseren Leben erwecken. Wir hatten die Teile des Osiris auf dem Plateau zusammen gesucht und verbrannt, sie in einen lebensgroßen Sarkophag aus Holz gegeben. Bastith hatte die Gesichtszüge von Osiris darauf gemalt, dann sollte er im großen Saal aufgebahrt werden.

Dieser Saal hatte seine frühere düstere Stimmung verloren, helle Wände wurden mit Pflanzen- und

Tierdarstellungen verziert, Bastith und Hathaor hatten ihr ganzes Können aufgeboten, sie bewiesen uns, dass sie wirkliche Künstlerinnen waren. Auch die Säulen, die man leider nicht austauschen konnte, waren neu bemalt und setzten bunte Akzente, hier waren tanzende Männer und Frauen dargestellt, manchmal auch in recht gewagten Posen. Als ich eines Tages vorbeikam, um den Fortschritt zu betrachten, ihre Gemälde waren wirklich schön, standen die Malerinnen vor einer Säule und kicherten. Ich war neugierig, ging hin und errötete. Bastith und Hathaor hatten Selketh und mich gemalt, und nicht in nur gewagter, sondern eindeutigen Position, dafür aber meine Anatomie etwas, nein, eher stark übertrieben dargestellt. „Hallo, Atlan", begrüßte mich Bastith und gab mir ein Küsschen auf die rote Wange. Außer Selketh, die mich immer noch Aha, also Speer, nannte, hatten sich die anderen angewöhnt, mich bei meinem wirklichen Namen zu nennen. „Gefällst Du Dir nicht?" Ich zwang mich zur Ruhe und lächelte zurück. „Ich fürchte, die Wirklichkeit bleibt weit hinter Eurer Phantasie zurück, meine Damen!" Bastith näherte sich mit übertrieben schwingenden Hüften. „Woher sollten wir es besser wissen? Wir haben die Wahrheit doch nie gesehen!" „Vielleicht sollte er uns Studien am lebenden Objekt erlauben", hieb Hathaor in die gleiche Kerbe, riss die Augen übertrieben auf und leckte sich die Lippen. Ich muss gestehen, hier trat ich einen taktischen Rückzug an und entfernte mich, vom lauten Lachen der Frauen verfolgt. Das Bild wurde schließlich wieder übermalt, es war zwar noch gewagt, aber nicht mehr so eindeutig.

Dann kam der Tag, an dem Abschied von Osiris genommen wurde. Wir hatten eine Liege aufgestellt und den Toten in seinem Holzsarkophag darauf gebettet, um die Hülle hatte ich ein Schwebegeschirr geschnallt, sodass Osiris gewichtslos wurde. Es waren

alle Diener des großen Hauses versammelt, Isis trat vor und richtete ein paar Worte an die Versammelten, gedachte des von ihr immer noch Geliebten. Dann wandte sie sich speziell an ihre Diener. „Ich habe versprochen, dass, wenn wir frei von der Bedrohung durch Seth sind und in Frieden leben können, die Diener dieses Hauses die freie Wahl haben, ob sie gehen oder bleiben wollen. Dieses Versprechen gedenke ich zu halten. Ab sofort möchte ich niemand halten, der mich, der uns zu verlassen wünscht, er kann auch einen Anteil an den Herden mit sich nehmen, um nicht mit leeren Händen zu gehen.“ Sie trat wieder zurück, das war mein Zeichen. Der Falke schwebte herab und nahm den gewichtslosen Osiris auf, trug ihn aus der Halle. Isis hatte bereits vorher eine Höhle ausgewählt, dorthin flog nun Horhus und legte seine Last ab, vor den Augen der Welt verborgen.

Fünf Monate später brachte Isis mit Selkeths Hilfe das Kind zur Welt, das Osiris noch vor seinem Tod gezeugt hatte. „Ein Sohn, er muss wachsam sein wie der Falke Atlans", teilte sie uns mit. „Also soll er Horus genannt werden.“ Dies war auch der Abend, an dem ich Selketh das letzte mal mein Mojo spenden durfte, ich erwachte neben einem leeren und kalten Bett. Ich sah mich um, jeder Gegenstand lag an seinem Platz wie immer, nur Selketh war nicht mehr da. Ein seltsames, unruhiges Gefühl beschlich mich, ich fuhr in meine Kleider und machte mich auf die Suche, fand aber nur Neith auf einer Terrasse sitzend. Sie stand auf und hielt mich zurück, als ich wieder gehen wollte. „Bleib, Atlan. Ich muss Dir etwas sagen!“ Ich hob fragend die Augenbrauen, sie stellte sich vor mich und nahm meine Hände in ihre, sah mir tief in die Augen. „Ich soll Dir von Selketh sagen, dass sie es bedauert, aber sie musste gehen. Sie hat eine Tochter von Dir empfangen und wird stets in Liebe an Dich denken, aber sie muss zu ihrem Stamm zurück. Allein! Sie bittet Dich, nicht nach ihr zu

suchen. Und ich soll Dir das geben.“ Es war eine wunderschöne Statuette aus schwarzem, polierten Stein, die Selketh in ihrer gesamten Schönheit zeigte. Bastiths Werk. „Danke. Ich habe es befürchtet", nickte ich traurig. „Irgendwie habe ich immer geahnt, dass dieser Tag kommen wird. Dann – es wird wohl auch für mich Zeit, Abschied zu nehmen.“ Neith senkte den Blick. „Willst Du nicht noch bei uns bleiben? Wir alle sind Dir nicht nur dankbar, wir haben Dich auch gerne um uns.“ Ich schüttelte nur den Kopf. „Meine Aufgabe ist erfüllt, das war das letzte Zeichen. Es ist Zeit für mich zu gehen, ich fühle es, tief in mir zieht es mich in mein Heim! Leider bin auch ich nicht immer Herr über meine Entscheidungen. Sag allen, dass ich mich verabschieden möchte. In einer Stunde, im Saal. Bitte.“

Ich holte aus dem Gleiter die drei Notfallarmbänder mit den Peilsendern, ich gab je einen davon Neith, dem Trio Isis, Naphthys und Anoubis sowie dem Paar Bastith und Hathaor, zeigte ihnen den Notrufknopf. „Innerhalb von etwa einem Monat kann ich bei Euch sein, wenn ihr das Armband tragt, finde ich Euch! Lebt wohl.“ Die Frauen, auch Bastith und Hathaor umarmten und küssten mich zum Abschied, wir alle hatten einige Tränen in den Augen. Dann stieg ich in mein Boot, deaktivierte und verstaute die Tiere und nahm Kurs auf die Azoren.

Rico erwartete mich bereits, ich stellte die Statuette auf einen Tisch, befahl Rico, eine Vitrine dafür herzustellen. Dann nahm ich das Lendentuch ab, zog die Sandalen aus und legte mich auf die bereit gestellte Liege, um auf den Cryoschlaf vorbereitet zu werden. Rico hielt mir den Injektor an den Hals, ein leises zischen ertönte, und allmählich verdunkelte sich mein Gesichtsfeld. Ehe ich ganz weg dämmerte, hörte ich eine entfernte Stimme. „Ich billige Deine Entscheidung und die Entwicklung, Arkonide.“ Hatte ich es wirklich

gehört oder mir nur eingebildet. Mitten in diesem Gedanken schlief ich ein.

*

Die Statuette ist übrigens immer noch in meinem Besitz, und es freut mich, dass sie jetzt auch andere Menschen zu Gesicht bekommen werden. Es war das erste, aber bei weitem nicht das letzte Artefakt, das seinen Weg in meine Festung finden sollte. Im Laufe der Zeit verteilten sich immer mehr Erinnerungsstücke in einem bis dahin ungebrauchten Raum. Selketh wurde später in die Reihe der Götter aufgenommen, als Göttin der Heilung und der Magie.

Isis und Naphthys verwalteten ihr Gebiet mit Güte und Verständnis, ihr Volk verehrte sie bald als Mütter – nicht zu Unrecht, denn genau so handelten sie auch. Beide fanden im Laufe ihres langen Lebens immer wieder Partner, auch Naphthys konnte Intimität später wieder zulassen und genießen. Der späteren Sage nach empfing Isis ihren Sohn Horus von Osiris übrigens, als sie in Gestalt eines Falken über dem Leichnam des Osiris schwebte.

Bastith und Hathaor hatten den Menschen etwas sehr Schönes geschenkt, damit meine ich nicht nur ihre wirklich schönen physischen Kunstwerke. Sie hatten Kunst, Musik und Tanz, vorher ein der Religion vorbehaltenes Monopol, in den Alltag der Menschen gebracht und so insgesamt ein wenig mehr an Freude und Fröhlichkeit geschaffen. Bastiths zotige Dichtung ist teilweise erhalten geblieben, bei dem alljährlich zu ihren Ehren in Ägypten abgehaltenen Feiern wurden sie rezitiert, während der Alkohol in Strömen floss. Ich bin sicher, dass neun Monate nach diesen Feiern auch nicht das Kind jeder Frau vom dazugehörigen Ehemann stammte. Ägyptologen streiten das Vorhandensein der Verse zwar manchmal noch ab, beziehungsweise verharmlosen sie, aber ich war dabei, Marie Anne, ich weiß es besser. Die Verse waren mehr als eindeutig.

Anoubis hatte sich bei meiner Ankunft der Auferstehung in einem neuen Leben verschrieben, was ihn allerdings nicht hinderte, auch im Diesseits den Menschen mit gesundheitlichen Problemen helfen zu wollen. Er eröffnete später einen Selketh-Tempel, der eigentlich ein Krankenhaus war, wo hygienischer Standard bei der Versorgung von Wunden großgeschrieben wurde. Die Leitung übertrug er der Schamanin eines in diesem Gebiet sesshaften Stammes, einer gewissen Quebehut. Diese wurde im Laufe der Zeit als seine und Naphthys Tochter betrachtet, eine Ansicht, im übertragenen, im geistigen Sinne vielleicht ihre Berechtigung besitzt, nicht jedoch im biologischen. Dargestellt wird die vergöttlichte Quebehut mit einem Wasserkrug, mit denen sie die Toten wäscht. Nun, ursprünglich wusch sie die Lebenden.

Und letztlich Neith. Die ‚schreckliche Kriegerin' war gar nicht so schrecklich. Sie wurde eine zufriedene Frau, die viele Männer glücklich machte, und von ihnen auch Glück geschenkt bekam, sich aber nie festbinden wollte. Neith brachte den Menschen, wie ich schon erwähnte, den Webstuhl und lehrte sie, Farbe in ihr Leben zu bringen. Später verschwand die Buntheit wieder für lange Zeit aus der Kleidung, leider. Man dichtete ihr auch an, Seth den Krokodilgott Sobek geboren zu haben, aber das ist reine Phantasie.

Seltsamerweise hat es auch Apophis zum Gott gebracht, er versucht jeden Abend, Ra zu verschlingen, dargestellt wird er zumeist als Schlange. Er wird von den verschiedensten Göttern immer wieder geschlagen, getötet und vernichtet, steht jedoch immer wieder auf, als der ewige Feind des Guten. Sogar das Würstchen Isfeth hat seinen Platz in der Geschichte gefunden, als Gegensatz zum Maat, zur göttlichen Ordnung, also als Chaos an der Seite von Apophis.

Das war jetzt die Geschichte von Isis und Osiris, Marie Anne, im Laufe der Zeit

wurde sie zwar etwas verändert, der Zeitablauf kam durcheinander, aber die Menschen erinnern sich immer noch.

Für mich war das Erfreulichste, dass es mir erspart geblieben ist, allzu viel Blut zu vergießen. Der Tod von Ahmhun ist für mich immer noch gerechtfertigt, und ich bin der letzte, der Isis einen Vorwurf bezüglich Seth und Apophis machen möchte. Ich war nur zu bereit, beide selbst zu töten, wäre sie mir nicht zuvorgekommen. Aber Anoubis und die anderen retten zu können, das ist für mich ein sehr schönes Gefühl, umso mehr, als ich die Möglichkeit zu ihrer Heilung zu ihnen begleiten durfte. Heute frage ich mich, ob nicht Selketh bereits von ES ausgewählt war, und ES nur einen Leibwächter und Soldaten zu ihrem Schutz benötigte. Wenn es so war, möchte ich mich nicht beschweren, ich wurde immerhin ausreichend entschädigt. Und ja, Marie Anne, Selketh hatte das gleiche Muttermal wie Sie, an der gleichen Stelle. Eine Tante mit sehr vielen ‚ur' davor, nehme ich an.

Fortsetzung folgt …

Artikel

Autorinnenenvorstellung: Szosha Kramer | von Veronika „Vroni“ Bärenfänger

„Du möchtest dich aus dem Alltag wegträumen? Stress und Hektik ausblenden und dem täglichen Chaos für eine Weile entgehen? Dann bist du bei mir genau richtig. Nichts ist dafür besser geeignet, als in einem Roman zu versinken.“

Auf ihrer Homepage liefert Szosha dann auch gleich das richtige Rezept dafür.

„Geh offline. Mach dir einen Kaffee, einen Tee oder vielleicht eine heiße Schokolade? Stell dir einen Teller mit leckeren Keksen bereit. Nimm einen ihrer Romane zur Hand (oder einen von meinen …). Und dann schalte dein Kopfkino an.“

Szoshas Heldinnen und Helden entführen den Leser in historische Zeiten, ins Hier und Jetzt, in die Zukunft oder auf fremde Planeten. Sie erleben Abenteuer, trotzen Gefahren und begegnen natürlich der Liebe.

Ich traf sie virtuell zum ersten Mal bei einer Leserunde. Um genauer zu sein, bei der Leserunde der Anthologie “geträumte Welten”. Von da an begegnete man sich immer wieder, bis sie dann eine meiner Geschichten las und ich natürlich später eine von ihr.

Als verlagsunabhängige Autorin habe ich mich verstärkt auf das Lesen der Bücher anderer Selfpublisher verlagert. Szosha hält dies ebenso und auch sie weiß, wie arbeits- und zeitaufwendig es ist, sich ganz allein um sein Werk zu kümmern. Deswegen stellt sie auf ihrer HP im Reiter “Der kleine Buchblog” ein paar Geschichten netter Kollegen vor.

Aber zurück zu ihrer Person: In dem Reiter “Über mich” begrüßt sie uns mit einem nordisch kühlen “Moin!” Und ja, in Hamburg begrüßt man sich so, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Geboren wurde Szosha Kramer vor langer Zeit als Waage, wie sie

selbst sagt, in der Stadt mit dem "Tor zur Welt". In ihrer Biografie erzählt Szosha, dass sie Jane Austen-Verfilmungen liebt, Star-Trek und Co. Fan ist und sich eine gehörige Portion Kindheit und Neugier bewahrt hat.

Da stimme ich ihr zu, denn nur wenn man in der Lage ist, dies in das Erwachsenenalter hinüberzuretten, dann kann man hervorragend in Geschichten abtauchen oder sich solche erdenken und vor allem erzählen.

Sie erzählt weiter, dass sie als Schülerin, zum Leidwesen ihres Lehrers, viel zu lange Aufsätze schrieb und immer weit über die Vorgaben hinausschoss. Mit dem Ergebnis, dass er ihr bei der Abschlussfeier ans Herz legte, das Schreiben im Auge zu behalten.

Wie es immer ist, auch bei Szosha kam es anders, als sie dachte. Partnerschaft, Kind, Beruf, finanzielle und private Probleme. Das Leben meint es nicht immer gut mit einem und in solchen Situationen sind Stress und Hektik vorprogrammiert. Sie hat in dieser Zeit angefangen, Liebesromane geradezu zu verschlingen. Verständlich, wer sucht nicht in einer schweren Zeit einen Ort, in dem man für Stunden abtauchen kann?

Und dann kam der Sommer im Jahr 2006. Sie schreibt, dass sie während der Fußballweltmeisterschaft als Kriminalangestellte einige Zeit Tages- und Nachtschichten übernehmen musste und was tut Frau, wenn sie nichts zu tun hat, weil die Verbrecher ebenfalls lieber Fußball schauen, statt ihren Geschäften nachzugehen? Sie schreibt ihren ersten Roman.

Ich kann das absolut nachvollziehen, denn auch hier zeigen sich ein paar Parallelen. Auch ich begann in einer schweren Zeit mit dem Schreiben und auch ich hatte nach dem ersten Roman Blut geleckt. Es musste weitergehen und genau wie bei Szosha wurde es zur schönsten Nebensache der Welt. Schön wäre es, wenn ich es, wie Szosha zur Hauptsache erklären könnte.

Auch wenn diesen Satz eine ihrer Autoren-Freundinnen gesagt hat, schließe ich mich an: “Dich kann man in keine Schublade stecken, du schreibst Geschichten durch alle Zeiten.”

Aber was heißt das nun genau? Szosha schreibt unter der Genre-Überschrift Liebesromane, aber nicht so, wie man sich Liebesromane vorstellt. Eher starke Frauengeschichten mit einem Happy End, nicht primär nur Lovestory. Super für Frauen, die etwas Spannung in Form von Abenteuern, ein wenig Mystik oder Thriller Flair bevorzugen. Wobei ich männliche Leser natürlich nicht ausschließen möchte, im Gegenteil, wäre schön, wenn ihr ebenfalls mal reinschnuppert. Wer also Lust hat, auf diesen Mix aus Gefühl, Abenteuer und Spannung, wird ganz sicher bei ihr fündig.

Ich empfehle euch, auf Szoshas Homepage *szosha-kramer-autorin.de* zu stöbern, denn dort erhaltet ihr nicht nur Infos über die veröffentlichten Romane, sondern auch interessante Neuigkeiten über in Arbeit befindliche Projekte.

Ihr könnt sie natürlich auch auf den üblichen Plattformen Lovelybooks, Goodreads und Amazon finden, einfach dort nach ihr suchen.

Persönlich habe ich die Sternenballade gelesen und den ersten Teil der Anthologie “Sternenglut”. In meinem Bücherregal, auf der Seite der ungeduldig wartenden Buchexemplare, steht ein weiteres Buch von ihr. Das werde ich zwar diesmal nicht mit euch besprechen, aber vielleicht in einem anderen WoC.

„Mette vom Mond“ von Finn Mühlenkamp – Buchvorstellung von Roland Trianowski

Mein erstes richtiges Buch – verfasst unter dem Pseudonym „Finn Mühlenkamp“ – ist nun schon fast ein Jahr lang auf dem Markt. Angesichts des anstehenden Jubiläums gestatte ich mir daher einen kleinen Werbeblock in eigener Sache.

Ihr seht schon, ich nutze meine vorübergehende Machtstellung als amtierender stellvertretender Vize-Co-Interims-Chefredakteur vom Dienst schonungslos aus.

Das Kinderbuch „Mette vom Mond“ mit den wunderbaren Illustrationen von Sina Loriani ist Anfang 2023 beim „Literarischen Lloyd“ erschienen und kann seither direkt beim Verlag erworben werden. Man kann es sich auch in der Buchhandlung seiner Wahl bestellen lassen oder beim großen bösen A ordern. Direkt beim Verlag geht aber am schnellsten. Um noch unter dem Weihnachtsbaum zu landen, dürfte die Zeit inzwischen zu knapp sein – aber Bücher kann man ja immer kaufen.

Schaut also gern einmal auf der Seite des Verlags „Literarischer Lloyd“ vorbei: *literarischerlloyd.de*

Der Kleinstverlag aus Rostock wird von einem guten Freund von mir betrieben. Dort findet ihr auch sein Kinderbuch "Pelipontalus und die Königin der Maschinen", ebenfalls sehr science-fiction-lastig, ebenfalls sehr zu empfehlen.

Auf zum Erdtrabanten!

„Mette vom Mond“ erzählt die Geschichte eines kleinen Mädchens, das mit seiner Familie auf den Spuren von Tintin, Perry Rhodan, Neil Armstrong und Torben Kuhlmanns gleichnamiger Maus wandelt – ideal für kleine Leserinnen und Leser im Grundschulalter, die sich schon immer gefragt haben, wie man eigentlich zum Mond kommt. Natürlich kann es auch plietschen Vorschulkindern vorgelesen werden und natürlich dürfen sich auch Ältere daran erfreuen.

Oder wie es im Klappentext heißt:

„Mette lebt mit ihren Eltern im kleinsten Königreich der Welt. Das ist nicht weiter schlimm – bis die anderen Kinder anfangen, sie deswegen zu ärgern. Zum Glück hat ihr kleines Reich nach oben hin keine Grenze. Und aus einem Wohnturm lässt sich doch bestimmt eine hervorragende Mondrakete bauen."

Wer vor der Kaufentscheidung noch ein wenig mehr erfahren möchte, möge einen Blick in die beiden ersten Kapitel werfen. Die Leseprobe ist ebenfalls auf der Website des Verlags zu finden und verschafft auch einen guten Eindruck von Sina Lorianis großartigen Illustrationen.

Ich hoffe, das Büchlein gefällt der einen oder dem anderen. Ich freue mich über jede schonungslos ehrliche Fünf-Sterne-Bewertung bei Goodreads, dem großen bösen A oder auf anderem Wege.

Mette vom Mond

„Mette vom Mond" – Fantastisches Kinderbuch von Finn Mühlenkamp mit Illustrationen von Sina Loriani

ISBN: 978-3-9822845-9-0
Preis (Hardcover): 15,99 €
Literarischer Lloyd, Rostock 2023
Altersempfehlung: ab 7 Jahre

„Noch mehr Perry-Rhodan-Fantheorien“ von Torben Kneesch

Roland hat im letzten WoC mit Perry Rhodan Fantheorien vorgelegt. Das mit Perrys ständiger Wiederwahl hat mich nicht so ganz überzeugt, vielleicht fällt uns dazu noch mehr ein. Thomas Ziegler hat sich darüber auch mal in Form eines frustrierten Oppositionspolitikers lustig gemacht, wenn ich mich richtig erinnere.

Ich möchte noch anmerken zu seinem Zitat, dass die Kolonien ab 2930 nicht mehr mitwählen durften: Die Vollversammlung der Administratoren aller Mitgliedswelten des Solaren Imperiums hat ab Band 400 ein gewichtiges Wort mitzureden (vergleiche Band 419 „Konferenz der Verräter“, in dem Esybon Herrihet sich von den 1400 Administratoren zum neuen Großadministrator wählen lassen möchte). Ich sehe das eher so, dass das Solare Imperium ab Band 400 deutlich föderaler und loser ist als davor. Wahrscheinlich als Zugeständnis an die Autarkiebestrebungen, die andere Welten zur Gründung eigener Sternenreiche veranlasst haben.

Sind die Lemurer direkt von Lemuria zu den Sternen gereist? Möglich, sie hatten schon Dampfturbinen und Zeppeline, als sie noch von Zyklopen und Zentauren in ihrer Expansion eingeschränkt worden sind. Technisch waren sie also gar nicht so weit weg von der Raumfahrt, als sie endlich die Freiheit zum Expandieren über den ganzen Planeten hatten.

Jetzt aber zu meinen Theorien:

Positronik: Ein fortschrittlicher Quantencomputer

Wir nähern uns in der realen Welt mit schnellen Schritten den ersten praktikablen Quantencomputern. Das BSI (Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik) rechnet als Arbeitshypothese damit, dass um 2030 heute als sicher geltende Verschlüsselungsalgorithmen durch Quantencomputer unbrauchbar werden (genau genommen, dass

Quantencomputer in überschaubarer Zeit aus einem öffentlichen Schlüssel zum Verschlüsseln den dazugehörigen privaten Schlüssel zum Entschlüsseln berechnen können).

Ein paar Fakten über Quantencomputer

- Quantencomputer können nur bestimmte Arten von Problemen superschnell lösen (ich kenne gestandene ITler, die dem Irrtum erliegen, diese wären einfach viel schnellere Supercomputer als heutige Elektroniken). Dazu gehört beispielsweise das Faktorisieren sehr großer Zahlen, was für Kryptographie wichtig ist.
- Vereinfacht ausgedrückt können sie eine Überlagerung aus sehr vielen Eingangszuständen parallel verarbeiten, wo Elektroniken die Zustände nacheinander abarbeiten müssen.
- Leider muss der Ausgangszustand gemessen werden, was bei Quantenphysik Zufälligkeit mit sich bringt. Das Ergebnis kann falsch sein und muss mit einem herkömmlichen Computer schnell überprüfbar sein. Beim Faktorisieren großer Zahlen kann man das Ergebnis einfach wieder per Elektronik multiplizieren, um es zu überprüfen.
- Insgesamt kommt man trotzdem viel schneller zu einem richtigen Ergebnis, zumindest für passende Aufgaben. Aber halt nicht für beliebige Probleme. Die Kryptographie ist besonders betroffen, neue dagegen sichere Algorithmen werden derzeit gefunden und geprüft, erweisen sich dann aber bei näherer Untersuchung gerne mal als schon unsicher gegenüber heutigen Computern. Das ist halt wirklich anspruchsvolle Mathematik.
- Voraussetzung für Quantencomputer ist die Möglichkeit, elementare

Teilchen in genau definierte Zustände versetzen zu können, beispielsweise Elektronen in einer Falle durch Laserimpulse.

So, jetzt gibt es noch spannende Theorien wie Quantenverschränkung, bei der eine Wechselwirkung zwischen zwei Teilchen („spukhafte Fernwirkung"), die gemeinsam erzeugt wurden, experimentell noch untersucht wird. Das Thema ist verwandt und hätte vielleicht zusätzliche Anwendungen.

Die arkonidische Positronik: Meine Theorie zur arkonidischen Positronik ist, dass die Bildung von Elektron-Positron-Paaren ausgenutzt wird, um sehr schnell Teilchen in verschränkten Zuständen zu haben. Die Handhabung von einzelnen Elektronen und Positronen würde unsere Technik überfordern, ebenso natürlich die Erzeugung der Teilchenpaare in einem kleinen Gehäuse plus die Handhabung der Gammastrahlung, die bei der Zerstrahlung der Positronen entsteht.

Aber wenn die Teilchenpaare auch gleich für Rechenoperationen nutzbar sind, sind vielleicht auch neue Arten von Operationen möglich, an die wir noch gar nicht gedacht haben.

Vielleicht kommt daher auch das Berechnen von Erfolgswahrscheinlichkeiten für Missionen, das in den frühen Romanen vorkommt. Da wird die ganze Mission als Simulation durch die Positronik durchgeschoben und der Ausgangszustand projiziert auf die relevanten Ergebnisse (Erfolg vs. Totalverlust Mutantenkorps) ausgewertet.

Überprüfbarkeit meiner Theorie: Verena Themsen liest meine Theorie, findet sie geil und schreibt sie in ein Datenexposé. Sonst eher nicht.

Der Herr Asimov hat bei seinen Positroniken aber auch nur irgendwas von einem Platin-Iridium-Schwamm als positronisches Gehirn geschrieben. Von einem theoretischen

Ansatz, wie das funktionieren soll, nicht der Hauch einer Spur.

Thomas Cardif: Warum Perry so ein vermeintlicher Rabenvater war

Das Thema hat mich auch beschäftigt: Perry Rhodan gibt seinen Erstgeborenen weg, womöglich gar zur Adoption frei! Der große Menschenführer traut sich nicht zu, ein Menschenkind zu erziehen. Der wäre dann mit dem Namen Rhodan so belastet. Pfffft! Was für eine Ausrede, jeder hat sein Päckchen im Leben zu tragen. Und manchmal klappt es in der realen Welt auch: Joseph John Thomson, Nobelpreis 1906 in Physik für die Untersuchung elektrischer Leitfähigkeit von Gasen. Sohn George Paget Thomson, Nobelpreis 1937 in Physik für die Beugung von Elektronenstrahlen in Kristallgittern. Zack! Geht doch!

Aber wer war denn im Hause Rhodan eigentlich in erster Linie für die Kindererziehung verantwortlich?

Thomas wegzugeben war Thoras Entscheidung: Wir dürfen nicht vergessen, Perry war ein Mann geboren 1936. Die Kindeserziehung lag im Aufgabenbereich der Frau. Auch wenn Rhodan sehr aufgeschlossen gegenüber neuen Ideen war, dürfte es für ihn noch nahe gelegen haben, dass Thora bei dem Thema das letzte Wort hat. Und die war immerhin eine Außerirdische aus einer feudalen Gesellschaft.

Jetzt wird es spekulativer: Gibt es eine arkonidische Tradition, den wertvollen Spross der Dynastie unter Umständen in einem befreundeten Khasurn aufwachsen zu lassen? Wenn wir uns gedanklich in die Welt des Hochadels begeben, wirkt auf einmal einiges normaler. Der Nachwuchs hat auch eine Funktion zu erfüllen und nicht nur persönliches Glück anzustreben. In Thoras Augen war Perry für die terranische Gesellschaft der Begründer eines mächtigen neuen Hauses.

Offiziell wurde die Entscheidung mit dem Rat der (arkonidischen) Venuspositronik

begründet. Thomas könnte als Mensch-Arkoniden-Hybrid gefährliche Charakterentscheidungen entwickeln. Auch das könnte typisch für arkonidischen Hochadel sein, solche Bedenken in die Erziehungsentscheidungen einfließen zu lassen. Ein würdiger Nachfolger soll geformt werden, ja regelrecht herangezüchtet werden!

Vielleicht gab es auch Sicherheitsbedenken. Wie fest saß Perry im Jahr 2020, als Thomas geboren wurde, im Sattel? Über diese Dekade haben wir so gut wie keine Informationen.

Wer waren eigentlich die Cardifs? Das alte PR-Lexikon sagt, Thomas wurde in dem Glauben gelassen, der Sohn eines arkonidischen Generals zu sein. Wen er für seine Mutter hielt, wird nicht erwähnt, Miss Cardif wohl nicht.

Ich gehe jetzt aber auch nicht davon aus, dass er seinen Namen davon hat, dass man ihn als Säugling im Bastkörbchen vor einem Waisenhaus in Cardiff, Wales ausgesetzt hat und die nur noch ein ‚f' für das Namensschild übrighatten. Nein, nein, Thomas sollte alle Möglichkeiten haben und eine erstklassige Ausbildung erhalten, also musste er in die Obhut einer reichen Familie gegeben worden sein. Ich würde auf eine reiche, einflussreiche nordamerikanische Familie aus Politik und Wirtschaft tippen analog zum Kennedy-Clan.

Ist die Theorie überprüfbar? Einerseits wäre es mal spannend, wenn es kanonische Informationen zu den Cardifs zu finden. Vielleicht kommen ja noch mal Kurzgeschichten aus der Frühzeit des Solaren Imperiums? Oder habe ich eine Quelle übersehen?

Auf der anderen Seite gibt es inzwischen diverse Geschichten über arkonidische Khasurns. Da sind in den letzten Jahren einige dazu gekommen. Mir fehlt der Überblick, ob es dabei vergleichbare Konstellationen zwischen Khasurns und ihrem Nachwuchs

gibt, die die Theorie stützen würden.

Völlig fremd ist die Idee den Arkoniden nicht: Immerhin ist Atlan als legitimer Kristallprinz wegen akuter Gefahr für Leib und Leben durch seinen machtgierigen Onkel unter falschem Namen fern vom Thron aufgewachsen. Natürlich war das eine sehr konkrete Gefahr. Aber gab es eventuell die Sichtweise: Thomas Rhodan, legitimer Nachfolger Perrys, gefährdet durch menschliche Gegner und seine eigene Biologie?

Besprechungen

„Komisch, alles chemisch!“ von Dr. Mai Thi Nguyen-Kim – Buchbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- Dr. Mai Thi Nguyen-Kim
- Komisch, alles chemisch!
- Droemer 27767, 256 Seiten, TB, 2019
- ISBN 978-3-426-27767-6

Chemie in der Schule – für die meisten von uns war das vermutlich damals ein ziemlicher Alptraum. So ging es mir wenigstens in der Realschule … was aber zweifellos auch mit dem Lehrer zu tun hatte, der zugleich unser Sportlehrer war, wo ich auch nicht durch überragende körperliche Leistungen glänzte. Ergo schwankte ich immer so zwischen den Noten 4 und 5 in beiden Fächern, was meine Zuneigung zur Chemie zweifellos nicht gefördert hat. Als ich dann viele Jahre später auf der Fachoberschule Wirtschaft Chemie belegen musste, besserte sich meine Leistung dagegen drastisch, so dass ich zu den Klassenbesten gehörte … das Thema an sich war also nicht der Grund für schlechte Leistungen in meinen Zeugnissen, sondern die Art und Weise der Vermittlung.

Die insbesondere durch ihre Internetpräsenz prominent gewordene, zierliche und aparte promovierte Chemikerin Dr. Mai Thi Nguyen-Kim („Mailab“, „Maithink X“, Grimme-Preisträgerin) unternimmt mit dem vorliegenden Buch den Versuch, das Fach Chemie auf seine Alltagsverträglichkeit zu testen und nimmt den Leser dabei mit durch ihren Alltag. Der Titel des Buches ist dabei Programm, denn sie demonstriert schlagend an zahllosen Alltagsbeispielen, unterstützt durch niedliche Grafiken von Claire Lenkova, dass in der Tat „alles chemisch“ ist, was uns im Alltag begegnet.

Das fängt schon an, wenn morgens der Wecker läutet und den Körper – chemisch betrachtet – in den akuten Alarmzustand versetzt. Es geht weiter über Aromen im Kaffee, chemische Reaktionen

beim Zubereiten von Spiegeleiern, wir erhalten Einblicke, warum auch ein Handy im Wesentlichen chemisch erklärt werden kann, sowohl von der Zusammensetzung her als auch von seiner Funktionsweise.

Zugleich durchleuchtet Mai Thi auf durchaus sehr humorvolle und kurzweilige Weise, warum es notwendig ist, dass Zahnpasta Fluoride enthalten sollte und wie generell chemische Grundelemente im Periodensystem angeordnet sind, was die Grundlagen für chemische Reaktionen sind und weshalb wir selbst dann, wenn wir insgeheim glauben, Chemie habe damit doch überhaupt nichts zu tun – etwa wenn wir uns verlieben, Leute „nicht riechen können" usw. –, uns damit munter selbst belügen.

Denn in der Tat, auf äußerst unterhaltsame Weise und durchweg nicht mit belehrendem Zeigefinger versucht die Autorin, uns ein wenig dafür zu sensibilisieren, dass Chemie wirklich überall um uns herum tätig ist und dass es nützlich ist, sich darüber ein wenig auch jenseits der Schulchemie, die – wie einleitend gesagt – oftmals abschreckend war, eine gewisse Neugierde anzutrainieren hinsichtlich der chemischen Natur der Welt.

Ob es um Werbung, Werbetricks, Nahrungsergänzungsstoffe, Konservierungsmittel oder die verschiedenen Sparten der Chemie (organische Chemie, anorganische Chemie …) geht, den Umgang mit hartnäckigen Vorurteilen oder um vielfach vergnügliche Anekdoten aus der Wissenschaftsgeschichte … das Buch macht einfach Laune und lässt sich wunderbar locker lesen.

Natürlich, das letzte Kapitel kann Menschen, die gern mal ein Gläschen trinken, schon etwas die Laune verhageln … mir als eingefleischtem Antialkoholiker machte es hingegen die Autorin noch sympathischer als ohnehin schon. Denn mit ihren teilweise asiatischen genetischen Wurzeln analysierte sie – chemisch – den Grund ihrer eigenen biologischen Alkoholunverträglichkeit, was ich

äußerst spannend fand. Und sie scheute sich auch nicht davor zurück, ausführlich einen unschönen Selbstversuch zu schildern, der sie gründlich von jeder Art von Alkoholgenuss kurierte. Sie tat mir daraufhin schon ein wenig leid … alles Weitere sollte man selbst lesen, es ist wirklich sehr unterhaltsam.

Ich habe verschiedentlich schon das etwas despektierliche Urteil über ihre Podcasts gehört (interessanterweise stets von Leuten, die studiert haben; dieses Buch hier wendet sich ausdrücklich primär an alle jene, die es nicht an Universitäten geschafft haben … aber auch ich als Uni-Absolvent fand es gelungen), sie sei „ein bisschen oberlehrerhaft" oder „besserwisserisch". Das fand ich in diesem Buch aber nicht wieder. Hier diskutiert sie auf entspannte Weise auf Augenhöhe mit dem Publikum und entwickelt sukzessive mit langsam ansteigendem Schwierigkeitsgrad die chemische Welt rings um uns, verliert dabei aber, meiner Ansicht nach, nie die Bodenhaftung oder den Kontakt zum Publikum. Das kann man von traditionellen wissenschaftlichen Publikationen oftmals nicht behaupten (auch dazu schreibt sie übrigens einiges an kritischen Bemerkungen).

Mich hat die Lektüre also im Gegenteil durchweg neugierig auf ihre Online-Formate gemacht, und da werde ich sicherlich nächstens mal hineinschauen. Wer ihre Videos sowieso schon mag, dem brauche ich dieses Buch vermutlich nicht zu empfehlen. Wer hingegen bislang nur unklare Vorurteile gegenüber ihr oder dem Fach Chemie gehegt hat, sollte hier mal einen Blick hineinwerfen.

Ich finde, es lohnt sich.

„Eine kurze Geschichte der Zeit“ von Stephen Hawking – Buchbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- Stephen Hawking
- Eine kurze Geschichte der Zeit – Auf der Suche nach der Urkraft des Universums
- Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1988
- Übersetzt von Hainer Kober
- ISBN 3-498-02884-7

Manche Bücher fallen einfach aus dem Rahmen des Normalen heraus und erfordern ein gewisses Lesealter des Rezipienten, damit der eigene Geist auch tatsächlich mit dem darin kommunizierten Wissen Schritt halten kann. So erging es mir mit diesem Werk des berühmten Astrophysikers Stephen Hawking, der 2018 mit 76 Jahren für immer seine Augen schloss. Tatsächlich kaufte ich dieses Werk schon damals, als es erschien, anno 1988, als ich gerade mal zarte 22 Lenze alt war.

Während sich mein jüngerer Bruder das Buch sofort borgte und verschlang, zögerte ich mit der Lektüre. Ganz ehrlich, ich fühlte mich ihr nicht recht gewachsen, denn der Klappentext war doch einigermaßen abschreckend. Schauen wir uns das mal genauer an: »Wenn Sie sich an jedes Wort in diesem Buch erinnern, sind in Ihrem Gedächtnis etwa zwei Millionen Informationen gespeichert: Die Ordnung in Ihrem Gehirn ist um zwei Millionen Einheiten angewachsen. Doch während Sie das Buch gelesen haben, sind mindestens tausend Kalorien Energie in ungeordnete Energie umgewandelt worden. Dies wird die Unordnung des Universums um ungefähr zwanzig Millionen Millionen Millionen Millionen Einheiten erhöhen – also um ungefähr das Zehnmillionenmillionenmillionenfache der Ordnungszunahme in Ihrem Gehirn. Und das gilt nur für den Fall, dass Sie sich an ALLES, was in diesem Buch steht, erinnern.«

Da ich damals schon wusste, dass ich eben kein

berauschendes Erinnerungsvermögen besaß und dies mit akkurat geführten Listen zu kompensieren suchte, lässt sich vielleicht begreifen, dass mich das einigermaßen einschüchterte. Und natürlich erinnere ich mich auch heute nicht an ALLES in diesem Buch, das solle ich voranschicken.

Gleichwohl saß der Stachel der Neugierde tief in meinem Fleisch. Ich las damals George Greensteins »Der gefrorene Stern« und befasste mich mit so faszinierenden Themen wie Schwarzen Löchern, der Chandrasekhar-Grenze, Ereignishorizonten, der Expansion des Universums … und exakt um diese Dinge ging es, unter anderem, in Hawkings schon damals berühmtem Buch (wie berühmt es war, kann man schon daraus ablesen, dass es im Laufe des Erscheinungsjahres nach einer Anfangsauflage von 12.000 Exemplaren im August bis Dezember bereits 5 Nachauflagen gegeben hatte – mein Buch entstammte dem 145. Tausend, das im November 1988 aufgelegt worden war). Heute kann man mit Fug und Recht sagen, dass es ein Wissenschaftsbuch-Klassiker ist, und wie ich nach der Lektüre weiß: absolut mit Recht!

Ich zögerte damals aber weiter und ließ das Werk geduldig warten. Ich brauchte tatsächlich die Lektüre zweier weiterer Bücher von Hawking, darunter seine Autobiografie (Rezension in AN 281), bis ich mich nach vollen 35 Realjahren endlich daran machte, dieses Werk zu lesen. In gewisser Weise fand ich es inzwischen ein wenig blamabel, wie viel Furcht mir dieses doch eher schmale Buch, dem ich mich intellektuell nicht gewachsen fühlte, eingeflößt hatte. Zumal ich inzwischen viele sehr viel dickleibigere Werke, auch wissenschaftliche, längst verschlungen hatte.

Nun, kurz gesagt: Das Buch überraschte mich. Es ließ sich über weite Strecken sehr viel leichter und angenehmer lesen als angenommen. Das hatte wesentlich damit zu tun, dass Stephen Hawking dem Leser gewissermaßen einen Crashkurs in der Geschichte

der Kosmologie gab – und natürlich war es sehr hilfreich, dass ich in all den Jahrzehnten zuvor reichlich Wissenschaftssendungen gesehen und Zeitschriftenartikel zu den relevanten Themen gelesen hatte. So gesehen war nicht nur das Buch im Laufe der Jahre gereift, sondern auch mein Verstand und mein Wissen über Kosmologie.

Hawking fängt bei den Basics an. Nach einer Einleitung von Carl Sagan spricht er über unsere Vorstellung vom Universum, über die Verflechtung von Mythologie und Astronomie, astrologische Vorstellungen und philosophische Konzepte vom Aufbau des Kosmos. Ausgehend von den alten Griechen rollt er die gedankliche Entwicklung über Jahrtausende auf und kommt schließlich zu den traditionellen Vorstellungen von Raum und Zeit. Verflochten mit seiner eigenen Wissenschaftsbiografie, die erst relativ spät im Buch zu fassen ist – was in der Natur der Dinge liegt – lernen wir viel über die Genese und den Wandel in den Auffassungen zum Kosmos. Stufenweise erklimmt Hawking in seiner Darlegung geduldig eine Ebene nach der nächsten, und wie gesagt, der Anfang liest sich wirklich ganz so, als lausche man alten Bekannten bei der Wiederholung einer vertrauten Geschichte.

Erst allmählich wird der Gedankengang anspruchsvoller, man wächst gewissermaßen in die Zusammenhänge hinein, was eine sehr angenehme Methode ist, Wissen zu akkumulieren. Über die Kapitel »Raum und Zeit« und »Das expandierende Universum«, über Edwin Hubble und andere Größen der Wissenschaftsgeschichte erreichen wir den Bereich der Elementarteilchen … was zunächst wie ein Widerspruch klingt, wenn man doch das ganze Universum in den Blick nehmen möchte. Doch dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Hawking baut gewissermaßen zwei Fronten auf. Exponent der einen ist im frühen 20. Jahrhundert Albert Einstein mit seiner Relativitätstheorie, während die Gegenströmung sich mit dem

Bereich der Quantenphysik, Max Planck & Co. auseinandersetzt.

Während also die »steady state«-Theorie eines statischen Universums im 20. Jahrhundert unwiderruflich Schiffbruch erleidet (schweigen wir vom Scheitern all der heute obskur klingenden philosophisch-religiösen Vorstellungen vom Universum), dominieren auf einmal zwei konkurrierende Systeme die Weltsicht im Sehfeld der Physik. Und dann beginnt die Argumentation zunehmend anspruchsvoller zu werden. Wir erfahren von den Elementarteilchen und Naturkräften, die sowohl im Allerkleinsten als auch – und damit fängt die Argumentation endgültig an, den Bogen zu schließen – in den Weiten des Kosmos wirken. Hier haben dann die Diskussionen ihren Raum, wie kompliziert und wie kosten- und zeitintensiv es ist, die Anfangsbedingungen des Universums zu erforschen und nach den Grundbausteinen der Materie zu fahnden, was unabdingbar ist, wenn man letztlich zu umfassender Welterkenntnis gelangen will. Und Hawking berichtet von den modernen Forschungen der Suche nach einer vereinheitlichenden Weltformel, die Einsteins Gedanken und Theorien, mit denen der Quantenphysiker in Einklang bringen kann.

Erst in Kapitel 6 (Seite 107) kommt er dann zu dem Thema, das mich einst zum Kauf des Werkes inspirierte: Schwarze Löcher. Zunächst wurden sie theoretisch nachgewiesen, aber es dauerte lange, ehe sie tatsächlich empirisch nachgewiesen werden konnten. Und schnell geht es dann um so seltsame Dinge wie die Frage nach statischen bzw. sich drehenden Schwarzen Löchern und was das für Auswirkungen auf die Kosmologie und die Entwicklung des Universums hat. Darum, wie man deren Massen oder Temperatur und Existenzdauer (!) berechnet, wie man sich ihre Entstehung und ihren Einfluss auf das frühe Universum und die darin vorgefundene Masseverteilung vorstellt. Und es wird rasch noch eigenartiger,

weil das Universum sich als sehr viel seltsamer erweist, als sich die Forscher das anfangs dachten (ich deute nur mal die Verschränkung von Teilchen an, die heute nachgewiesen ist und die »spukhafte Fernwirkung«).

Hervorzuheben ist hierbei, dass Hawking dann rasch auch auf eigene Irrtümer in seinen Forschungen und Aufsätzen der Frühzeit hinweist. Das ist, finde ich, ein Punkt, in dem ihm nachhaltiger Respekt gebührt – es ist allgemein bekannt, dass Wissenschaftler ungern zugeben, sich in irgendwelchen Belangen geirrt zu haben. Das fiel selbst Größen wie Albert Einstein schwer. Stephen Hawking ist da völlig uneitel, und sein ganzer Gang durch die Wissenschaftsgeschichte in diesem Buch dokumentiert ja, dass die Wissenschaft im Grunde genommen durch fortschreitende Irrtümer und neue Iterationen, um zu korrekten Ergebnissen zu gelangen, letztlich erst gewachsen ist und ihr Wissen über die Welt entsprechend vertiefen konnte. Ohne diese Fehler wären wir heute nicht so weit, wie wir sind, das wird hier sehr deutlich.

Ein Philosophieprofessor, der zugleich Physiker war, sagte einst einmal in einer Vorlesung, der ich beiwohnte, dass die Wissenschaft das Reich der Ungewissheit sei, wo das Wissen stets nur vorläufig wäre, wohingegen die Religion das Reich der Gewissheit darstelle, bei dem das Hinterfragen schwierig, bisweilen lebensgefährlich sei – zugleich sei dies auch eine Denksphäre von statischer Form, in der Dogmatismus lauere. Indem Hawking skizziert, wie sich die moderne Physik und Kosmologie aus dem Raum der Religion in den der reinen Wissenschaft hinein entwickelte und emanzipierte, dient sein Argumentationsgang ebenfalls der Trennung dieser beiden Sphären. Und ganz ehrlich – ich fühle mich im Bereich der Wissenschaft wohler. Die Religion ist bis heute problematisch.

Doch zurück zum Buch: Im Grenzbereich der Schwarzen Löcher und der Singularität, die als Ursprung des Universums angenommen wird, treffen sich nach Hawking sowohl die Einsteinschen Vorstellungen von Raum und Zeit als auch die Grundprinzipien der Quantentheorie. Während er nun in den hinteren Kapiteln des Buches konkurrierende moderne Erklärungsmodelle wie die Stringtheorie, die Grand Unified Theory (GUT) und andere Denkansätze diskutiert, wird es dann wirklich sehr anspruchsvoll. Da lohnt es sich nun, nicht mehr Kapitel um Kapitel zu verschlingen, wie es zu Beginn noch möglich ist, wenn der Stoff im Wesentlichen vertraut und bekannt ist … hier sollte man sich dann Zeit nehmen, wenige Seiten am Tag schmökern, gelegentlich auch zweimal oder dreimal die Absätze durchgehen, um sicherzustellen, dass man sie auch tatsächlich in ihren Implikationen begriffen hat.

Hier zeigt sich deutlich, dass mein 22jähriger Jungleserverstand an diesen Seiten in der Tat kapituliert hätte. Heutzutage sind solche Themen wie »Ursprung und Schicksal des Universums«, »Der Zeitpfeil« oder die »imaginäre Zeit« immer noch höchst anspruchsvoll – aber zugleich auch sehr lohnend, gerade für Science-Fiction-Leser und Autoren, die sich in diesem Gebiet bewegen.

Ich gebe gleichzeitig zu, während ich dieses Werk nach so langer Zeit endlich las und mich gemächlich und mit Gewinn in die modernen Grundlagen der Astrophysik und Kosmologie einarbeitete, da musste ich mit einem gewissen Lächeln gerade in den höheren Kapiteln immer mehr daran denken, dass ich ja in meinem eigenen Geschichtenwerk, dem Oki Stanwer Mythos (OSM) eine eigene Kosmologie entwickelt hatte, die in einem spekulativen Punkt über Hawking durchaus hinausgeht.

Als der britische Forscher launig über die Frage von interstellaren Reisen nachsinnt und die physikalischen Beschränkungen, die uns insbesondere die

Relativitätstheorie auferlegt, da musste ich an meine universale Matrix denken und das Kontinuum des Matrixraumes. Gesetzt den Fall, jenseits der uns bekannten und mit den bekannten Instrumentarien messbaren Naturgesetzmäßigkeiten gäbe es ein Kontinuum übergeordneter Energie und man könne diese Kräfte irgendwann einmal beherrschen, so ließe sich damit so etwas wie überlichtschnelle Raumfahrt sehr wohl realisieren (von anderen Effekten wie einer perfektionierten klimaneutralen Energiegewinnung mal ganz zu schweigen). Man bräuchte sich dann nicht mehr mit Raumzeit-Dilatation oder der mikroskopischen Kleinheit von Wurmlöchern »herumzuärgern«, sondern hätte eine sehr viel elegantere Methode, durch das Universum zu kreuzen. Natürlich ist das spekulativ und Science-Fiction, dessen bin ich mir sehr wohl bewusst. Aber ich denke, es ist wichtig zu wissen, dass ich mich, weil so über die Jahrzehnte hinweg gewissermaßen schon kosmologisch im Geiste »gestählt«, auch den komplexesten Gedanken des Buches heute gewachsen zeigte.

Auch 35 Jahre nach der Veröffentlichung dieses Buches ist zu konstatieren, dass eine vereinheitlichende Theorie, die Relativitätstheorie und Quantenphysik miteinander fusionieren kann, immer noch gesucht wird. Insbesondere die Gravitationskraft gibt dabei nach wie vor Rätsel auf und stellt die Wissenschaftler vor Herausforderungen. Die Forschungen dazu sind weit vorangeschritten und haben vielfach längst so weit von der empirischen Realität abgehoben, dass sie sich bisweilen wie reine Phantastik anhören. Um für solche Diskussionen der Jetztzeit gewappnet zu sein, braucht man tatsächlich einen gut lesbaren Führer, der die ganze Entwicklung der Kosmologie über all die zurückliegenden Jahrtausende aufrollt, gewissermaßen einen Crashkurs darbietet. Dieses Ziel erfüllt Stephen Hawkings Klassiker auch nach all der langen Zeit und ungeachtet der

seither erzielten wissenschaftlichen Fortschritte immer noch. Insofern würde ich sagen, ist dieses Buch definitiv nicht überholt und lohnt unbedingt die Lektüre, die speziell für jene neugierigen Gemüter geeignet ist, die neu an dieses Thema herangeführt werden wollen.

„Sternenballade: Der Teufel von Kerelaos“ von Szosha Kramer – Buchbesprechung von Veronika „Vroni“ Bärenfänger

Ich habe die Geschichte im Rahmen einer Leserunde auf Lovelybooks gelesen, also kostenlos als Rezensionsexemplar zur Verfügung gestellt bekommen. Im Klappentext wird man bereits eingestimmt auf eine Abenteuerreise am Ende des Universums.

Im Jahre 2335 herrscht Frieden und ein respektvolles Miteinander unter den Bewohnern der vereinten Planeten. Nur ein Planetoid liegt einsam und vergessen an der Grenze dieser Gemeinschaft – die ehemalige Strafkolonie Kerelaos. Mittelalterliche Zustände, Hunger und Unterdrückung durch den Diktator El Soberano bestimmen das Leben der Bevölkerung. Doch ein Mann, von Freund und Feind, der Teufel von Kerelaos genannt, hat sein ganzes Dasein darauf ausgerichtet, sich dem selbst ernannten Herrscher zu widersetzen.

Als die Pilotin Saralean mit ihrem Raumschiff auf Kerelaos abstürzt, ändert sich das. Gemeinsam nehmen die junge Frau mit den außergewöhnlichen Fähigkeiten und der gar nicht teuflische Rebell Darko den Kampf gegen den grausamen Despoten auf. Für ihr Leben, ihre Liebe und die Freiheit auf dem Planeten Kerelaos.

Meine persönliche Meinung

Der Sprung zwischen den verschiedenen Welten ist der Autorin hervorragend gelungen. Es ist nicht einfach, zwischen hochtechnologischer und mittelalterlicher Szenerie eine Verbindung herzustellen. Szosha schafft das scheinbar mühelos. Zu Beginn versetzt sie uns mittels einer ausführlichen Beschreibung direkt auf den Planeten Kerelaos. So unwirtlich dieser Strafplanet auch sein mag, mit den Beschreibungen zieht die Autorin einen schnell in den Bann. Man entdeckt immer wieder neue kleine, feine Schönheiten und so wird diese

Strafkolonie nicht gar so trist.

Kerelaos ist in den Kriegswirren einfach vergessen worden. Die Menschen, Generationen, die schon lange nichts mehr mit den vergangenen Verbrechen zu tun hatten, wurden einfach ihrem Schicksal überlassen. Natürlich gibt es dann auch einen Bösewicht, der die Macht an sich reißt und die Bewohner unterdrückt: El Soberano.

Dieser Mann ist genau nach meinem Geschmack. Ein Soziopath, wie er im Buche steht. Warum ich solche Bösewichter mag? Weil es mich immer wieder sehr freut, wenn solche Ekelpakete von ihrem hohen Ross gestoßen werden und die Strafe erhalten, die sie verdienen.

Da es sich hier um eine Geschichte von Szosha handelt, darf etwas ganz und gar nicht fehlen: Eine zarte Liebesgeschichte. Die schöne Karfanerin Saralean strandet durch einen Unfall in dieser fernen Galaxie und trifft auf Darko, der von den Einheimischen “der Teufel von Kerelaos” genannt wird. Beide sind mir mit ihrer Mischung aus Perfektion und Schwäche sehr ans Herz gewachsen. Von mir eine klare Leseempfehlung.

Jetzt noch ein paar Stimmen aus dem Netz:

"Eine richtig gelungene Mischung aus Abenteuer, Fantasy und Science-Fiction."

"Es ist ein Buch, das einem wirklich zu Herzen geht!"

"Anfangs hatte ich ein paar Probleme einzufinden, aber dann hat es mich wirklich gepackt."

Interesse? „Die Sternenballade: Der Teufel von Kerelaos“ gibt's unter anderem bei Amazon.

„Mondsplitter“ von Jack McDevitt – Buchbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- Jack McDevitt
- Mondsplitter (OT: Moonfall)
- Bastei 24268, 704 Seiten, TB, 2000
- Übersetzt von Thomas Schichtel
- ISBN 3-404-24268-8

Der Roman beginnt am 8. April 2024 mit einem astronomischen Ereignis, das höchstwahrscheinlich real sein wird – einer totalen Sonnenfinsternis. Aber die Welt, in der dies geschieht, ist von der unsrigen doch auf sehr grundlegende Weise verschieden, dies betrifft auf signifikante Weise die Entwicklung der Raumfahrt seit dem Jahre 1998, als der Roman verfasst wurde:

Auf dem Mond ist die Mondbasis International (MBI) entstanden. Im Orbit befindet sich eine voluminöse Raumstation namens Skyport, und auch im Lagrange-Punkt L1 existiert eine Raumstation. Auf diese Weise entsteht eine Weltraum-Infrastruktur, die mit Langstrecken-Raumfähren und einem regelmäßigen Shuttle-Dienst die rasche Verkehrsverbindung zwischen Erde und Mond realisierbar werden lässt. Es ist nötig, das im Hinterkopf zu behalten, weil das noch sehr wichtig werden wird.

Die USA werden von dem sterbenskranken zweiten schwarzen Präsidenten Henry Kolladner regiert, der seinen Vizepräsidenten Charlie Haskell zum Mond geschickt hat, um die MBI einzuweihen und zu eröffnen. Mit der Percival Lowell ist das erste atomgetriebene Langstreckenschiff geschaffen worden, das demnächst zum Marsflug starten soll. Dank moderner Technik wird dieser Flug nur zwei Monate dauern und soll der Menschheit endgültig das Tor zum Sonnensystem aufstoßen.

Leider hat das Universum grundlegend andere Pläne, und dies, wie sich herausstellt, wohl schon seit Millionen von Jahren.

Während der Sonnenfinsternis sichtet die Hobby-Astronomin Tomiko Harrington seitlich der Korona ein ungewöhnlich helles, unkartiertes Objekt – einen Kometen, wie es scheint, und sie meldet ihn. Alsbald bestätigen auch Astronomen diese Sichtung, doch das Objekt verschwindet nach der Sonnenfinsternis wieder hinter der Sonne und ist nicht mehr zu sehen. Als der Astronom Professor Wesley Feinberg den Kurs zu bestimmen versucht, um den Kurs einzuschätzen, stößt er sehr bald auf einfach nur noch bestürzende Daten. Das stellare Objekt, dem man nach der Entdeckerin den Namen Tomiko gegeben hat, ist sehr viel größer als ein gewöhnlicher Komet (auf dem Klappentext falsch als „Asteroid" angegeben) … und sehr viel schneller … und es nimmt Kollisionskurs auf die Erde.

Am 10. April 2024 steht fest: Das Objekt wird statt der Erde glücklicherweise nur den Mond treffen … die Rückseite des Mondes. Und der Zeitpunkt ist leider auch relativ klar und unglaublich nah: Am 13. April 2024 gegen 22.35 Uhr.

Feinbergs Berechnungen zeigen aber schnell auch – der Impakt wird nicht nur die Mondbasis bedrohen, auf der sich zurzeit gut siebenhundert Personen aufhalten, sondern es wird die strukturelle Integrität des Erdtrabanten grundlegend gefährden. Mit großer Wahrscheinlichkeit, sagt er alarmiert, hört der Mond an diesem Tag auf zu bestehen. Ein unglaublicher Wettlauf mit der Zeit beginnt, um die Menschen von der Mondbasis in Sicherheit zu bringen … aber natürlich ist dies nicht das Ende vom Lied, sondern die Worst-Case-Szenarien Feinbergs beginnen sich zu erfüllen. Nach dem Zeitpunkt Null regnet es Mondsplitter vom Himmel, und eine Katastrophe apokalyptischen Ausmaßes nimmt ihren Lauf, die durchaus das Ende der Menschheit und der Welt, wie sie sie kennen, bedeuten kann.

Jack McDevitts Romane, von denen ich wirklich lange

keinen mehr gelesen habe (muss ich dringend nachholen!) zeichnen sich, etwa im Gegensatz zu den eher technisch-unterkühlten Werken von Stephen Baxter, durch lebendige Charakterzeichnung der Protagonisten aus, denen er mit knappen Skizzen Glaubwürdigkeit verleiht. Dieser Roman besticht dazu durch die enzyklopädische Fülle an Personen.

Neben dem klassischen Raumfahrtpersonal haben wir, beispielsweise, einen an Captain Kirk angelehnten Filmhelden, der für fiktive Weltraumabenteuer berühmt ist. Wir haben einfache Rentner an der Küste, die ihrer verstorbenen Frau hinterhertrauern. Es gibt Literaturagenten in New York, die den öffentlichen Verlautbarungen der Regierung nicht trauen und diejenigen belächeln, die aus der Stadt ins Binnenland flüchten. Es gibt fanatische Regierungsgegner, die sogar soweit gehen, dass sie es begrüßen würden, wenn ein kilometergroßes Trümmerstück im Herzen der USA einschlägt und jeden Rettungsversuch sabotieren – nur um die verhasste Regierung zu Fall zu bringen (dass sie damit die Welt zum Untergang verurteilen, scheint ihnen dagegen nicht klar zu sein). Es gibt karriereberwusste Astronomen, Familien, die ins Binnenland flüchten und, statt Opfer des Kometeneinschlags zu werden, in den Verkehrsstaus Todesopfer zu beklagen haben. Besonders gefallen hat mir der Möbelfabrikant, der in New Jersey feststellt, dass er keine Versicherung gegen Flutschäden hat und daraufhin beschließt, seine ganze Firma auf Lkws zu verladen und ins Binnenland zu transportieren, obwohl selbst sein Anwalt ihn belächelt, da die Firma 40 Kilometer im Binnenland liegt … spätestens als es Washington, D.C., wegspült, wird klar, dass diese Handlungsweise sehr begründet war!

Die unglaubliche Vielfalt an Personen, Handlungsschauplätzen und verschiedensten Blickwinkeln auf diese Ereignisse macht den bemerkenswerten Reiz dieses

zwar schon recht alten, aber in vielen Fällen immer noch durchaus plausiblen Romans aus. Da McDevitt die Kapitel zum Teil im Minutentakt countdownartig angeordnet hat, erzeugt er eine rasante Lesegeschwindigkeit, die mich beispielsweise innerhalb von 2 Tagen durch den Roman jagte … das ist bei einem Roman diesen Umfangs selbst für mich ungewöhnlich flink und spricht sehr für eine flüssige Übersetzung.

Natürlich gibt es auch ein paar Punkte, die ich durchaus belächeln musste. So hat sich bei McDevitt im Jahre 2024 immer noch die Diskette als Speichermedium der Zukunft durchgesetzt (S. 100), aber das ist nur ein Randparameter. Wichtiger ist es, wie er sich optimistisch die Weiterentwicklung der Welt denkt: „Das dritte Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts war … eine gute Zeit für den Planeten gewesen. Hundert Millionen Chinesen fuhren inzwischen eigene Autos; fast alle Menschen waren sich einig, dass militärische Übergriffe von schlechtem Geschmack zeugten; der alte Wirtschaftszyklus von Aufschwung und Depression schien gebändigt; und die Großmächte hatten entdeckt, dass Kooperation bessere Früchte trug als Konfrontation. Die Technik ermöglichte fast jedem ein besseres Leben. Die Wissenschaft machte Fortschritte, und die Menschen lebten länger und blieben dabei länger jung al sje zuvor. Die meisten Krebsformen waren heilbar; Energiesats lieferten fast unbegrenzt Strom, und der lange Kampf um die Behebung der Umweltschäden hatte endlich die Wende geschafft. In den Vereinigten Staaten hatten ethnische Spannungen stetig abgenommen; das Bruttoinlandsprodukt stieg jährlich, während Verbrechensraten und Bevölkerungswachstum abnahmen …“ (S. 509)

Ein Idyll? Nun, trotz weiter Verbreitung von Solarautos eins mit Schattenseiten, die er auch nicht restlos verschweigt. An derselben Stelle heißt es nämlich weiter, die

überoptimistische Vision etwas einhegend: „Das sollte nicht heißen, dass es keine Probleme gab. Weit mehr Menschen lebten auf der Erde, als ihnen die natürlichen Ressourcen sicheren Unterhalt boten, und alte Traditionen und religiöse Gruppen bekämpften jeden Versuch, das Bevölkerungswachstum umzukehren."

Auch Verbrechen gibt es natürlich noch, ebenso Analphabetismus, und 25 Prozent der Weltbevölkerung haben in dieser Welt noch keinen Anschluss an die globale Datensphäre gefunden … hier zeigt sich, dass McDevitt das Internet und die Satellitenkommunikation wie auch die Verbreitung von Computern und Handys deutlich unterschätzt.

Dennoch … das ist durchaus eine beeindruckend fortschrittliche Welt, in der man ganz gern leben würde. So erreicht der Autor, dass man sich nicht nur um die mehrheitlich sympathischen Protagonisten sorgt, sondern auch um den Bestand der ganzen Welt, die am Schluss buchstäblich auf Messers Schneide steht, als die monströse Bedrohung durch den „Possum", ein gigantisches Trümmerstück des Mondes scheinbar unausweichlich naht.

Schön wäre es übrigens auch, wenn sich die Einstellung der ersten Präsidentin der USA im Roman mal herumsprechen würde. Wie beschreibt McDevitt das doch? „Sie absolvierte eine Amtszeit von 2017 bis 2021, und lehnte dann die Kandidatur für eine zweite Amtszeit mit der Bemerkung ab: Die Sache ist es nicht wert." Na, das ist doch mal eine Einstellung! Leuten wie Donald Trump fiele so etwas nie im Leben ein.

Als ich den Originaltitel „Moonfall" las, musste ich an Roland Emmerichs Katastrophenfilm gleichen Namens denken … und es ist wirklich unübersehbar, wie mir scheint, dass Emmerich sich wesentliche Teile aus diesem Roman ausgeborgt hat, nicht nur den Titel. Emmerich beging halt nur den kapitalen

Fehler, seine Filmgeschichte nicht – wie McDevitt – in einer technologisch weit fortgeschrittenen Zukunft anzusiedeln, in der die oben erwähnte erdnahe Weltraum-Infrastruktur existiert, sondern er siedelt sie in unserer technikskeptischen Gegenwart an, in der Raumfähren in Museen landen und selbst der Mondflug an sich zu einem utopischen Projekt geworden ist. Das musste seinem Film letzten Endes jede Glaubwürdigkeit rauben. Denn mit einem Space-Shuttle – wie im Film dargestellt – zum Mond zu gelangen, und mag er noch so nah an die Erde heranschlingern … und dann wieder zurückzukommen, ist raumfahrttechnisch so absurd, dass ihm das nicht mal ein Fünftklässler abgenommen hätte.

Hätte dieser Film dagegen in McDevitts Technosphäre gespielt, in der sogar eine Evakuierung einer Mondbasis binnen weniger Tage realisierbar erscheint, hätte das vollkommen anders ausgesehen. Ich glaube kaum, dass Jack McDevitt über Emmerichs Film sonderlich erbaut war, ich war es auch nicht. Es wäre schöner und sicherlich auch dramatischer gewesen, wenn er einfach den Roman so verfilmt hätte, statt nur den englischen Titel zu klauen.

McDevitts solide durchkomponierter, packender Roman vermag auch 25 Jahre nach Abfassung noch mitzureißen … ob Emmerichs Film in 25 Jahren überhaupt noch bekannt sein wird, nun, das ist doch wohl eher zu bezweifeln.

Der Roman lohnt also ungeachtet seines Alters definitiv die Lektüre!

„Die Betoninsel" von J. G. Ballard – Buchbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- James Graham Ballard
- Die Betoninsel (OT: Concrete Island)
- Heyne 3803, 1981, 192 Seiten
- Übersetzt von Walter Brumm
- ISBN 3-453-30744-5

Robert Maitlands normales Leben endet am 22. April 1983. An diesem Tag fährt der 35jährige Londoner Architekt mit überhöhter Geschwindigkeit und hat an einem besonders unübersichtlichen Streckenabschnitt des Londoner Verkehrsnetzes einen Autounfall: er durchbricht die Leitplanke, schlittert eine mehrere Meter hohe, steile Böschung hinab und ist auf einmal auf einer Insel gestrandet, die von Hochgeschwindigkeitstrassen, Zäunen und steilen Böschungen umrandet wird.

Sein Wagen hat einen Totalschaden erlitten, er selbst ist allerdings erstaunlich gering verletzt. Ganz gefangen in dem Bewusstsein, schnellstmöglich in sein normales Dasein zurückkehren zu müssen, bemüht sich Maitland die Böschung hinauf und versucht, einen Wagen anzuhalten. Bei diesem Versuch kommt er beinahe ums Leben – schwer verletzt stürzt er erneut die Böschung hinab und findet sich nun in einer höchst prekären Lage wieder: er ist ein Gefangener dieses seltsamen „Betoneiland", ohne Kontakt zur Außenwelt. Schnell stellt er fest, dass seine Chancen immer weiter sinken, dieses unglaubliche Gefängnis mitten in der Zivilisation zu verlassen, je länger er hier verweilt. Denn es gibt keine nennenswerte Nahrung, außerdem setzen ihm seine Verletzungen zu und Wundfieber schwächt Maitland weiter.

Doch die Umweltbedingungen stehen weiterhin gegen ihn, und immer mehr muss er begreifen, dass er sich auf diesem verwahrlosten Grundstück auf längere Zeit

einzurichten hat, dass die Rückkehr so rasch wie erhofft nicht gelingen wird. Also macht sich Robert Maitland daran, sein neues Reich zu erforschen und findet entgegen seiner Erwartung (und damit führen sowohl der englische wie der deutsche Titel in die Irre) bis fast auf die Grundmauern geschleifte Gebäude, deren Keller aber teilweise intakt sind, er entdeckt die Reste eines Kinos, Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg, einen Teil eines Friedhofs… und dann macht er auch noch die schockierende Entdeckung, dass er nicht der einzige Bewohner dieser seltsamen Insel ist, was naturgemäß ganz besondere Probleme erzeugt.

Genau genommen ist dies kein Science-Fiction-Roman. Zwar hat Ballard ihn im Jahre 1973 geschrieben und zehn Jahre in die Zukunft projiziert, aber er entbehrt aller phantastischen Zutaten, die man für einen typischen SF-Roman erwarten würde. Wie viele seiner Romane ist auch diese Geschichte mehr eine Art von sozialem Experiment und damit ein klassisches Stück der New Wave, die ja weniger auf utopischen „Außenabenteuern" basierte, sondern mehr auf dem „inner space" des Menschen. Damit sind Ballards Werke, und besonders dieser hier, den sozialkritischen Werken eines Philip K. Dick vergleichbar. Hier ist diese Geschichte aber beinahe alles verfremdenden Beiwerks entblößt, was, wie man rasch erkennt, Methode ist.

Die drastische Form, in der Ballard hier einen modernen Menschen in der Erfolgsgesellschaft brüsk auf einem Abstellgleis des Daseins zum Stillstand bringt und ihn dann in einer Zwangsruhepause dazu zwingt, sich mit seinen eigenen inneren Dämonen auseinanderzusetzen (was Maitland eher schlecht gelingt), ist indes ein Topos, der sich schon seit Jahrhunderten großer Beliebtheit erfreut. Ein vielleicht bekanntes Beispiel hierfür ist Daniel Defoes „Robinson Crusoe", mit dem diese Geschichte einige Ähnlichkeiten aufweist. Und das vielleicht Beunruhigendste an

diesem Werk ist wohl, dass es auf ähnliche Weise immer noch geschehen könnte.

Natürlich: der Lokalkolorit ist buchstäblich veraltet, und Bunker des Zweiten Weltkriegs wären nach 60 bzw. 70 Jahren sicherlich in Verkehrsplänen längst planiert, auch sind Che-Guevara-Plakate und Potrauchen, wie in diesem Roman, durchaus nicht mehr „en vogue". Aber wie tief verwurzelt die Vorstellungen von „Aussteigen" aus der hektischen Berufswelt, den Ellenbogenkämpfen des Aufstiegs und der rigorosen Rivalität sind, belegen zahllose Ratgeber, Meditationsseminare oder auch Filme wie „Stranded", wo vor einigen Jahren Tom Hanks etwas ganz Ähnliches widerfuhr wie Robert Maitland.

Vermutlich die bestürzendste Entdeckung des Lesers besteht in Maitlands wahnhafter Veränderung gegen Schluss, über die ich lieber nichts Genaueres schreibe. Aber wenn man das Buch ausgelesen hat, ist man durchaus am Zweifeln, ob man, selbst genau in Maitlands Situation steckend, viel klüger handeln würde als er. Ja, daran kann man ohne weiteres zweifeln.

Auch wenn dieser Roman strenggenommen als keine SF ist, sollte man sich seiner wieder erinnern (und falls es mal eine Neuübersetzung von Joachim Körber geben sollte, wäre sie dieser Version sehr vorzuziehen, da sich der Übersetzer Walter Brumm Ballards Wortreichtum nicht gewachsen sieht).

„Die Prophetin von Luxor" von Suzanne Frank – Buchbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- Suzanne Frank
- Die Prophetin von Luxor (OT: Reflections in the Nile)
- Blanvalet 35188, 576 Seiten, November 1999
- Übersetzt von Christoph Göhler

Der Zauber Ägyptens schlägt die Besucher immer wieder in seinen Bann, was niemanden wundern kann, der die jahrtausendealte Geschichte dieses Landes auch nur in Andeutungen kennt. Aber manchmal lernt man diesen Zauber so hautnah kennen, dass man sich sehnlichst wünscht, aus dem daraus resultierenden Alptraum zu erwachen. So ergeht es Chloe Kingsley.

Die Amerikanerin Chloe, 24 Jahre alt und Tochter eines Politikers und einer Archäologin, besucht kurz vor ihrem 24. Geburtstag, im Dezember des Jahres 1994, ihre ältere Schwester Camille, die in die Fußstapfen ihrer Mutter getreten ist und in Ägypten Ausgrabungen durchführt. Sie ist frischgebackener Doktor und hat zudem in der Östlichen Wüste eine aufsehenerregende Entdeckung gemacht.

Chloe, jung, naiv und jungfräulich, hat für pharaonische Details kein sonderlich gutes Gedächtnis. Die Neigung zur alten Kultur ist allein in ihrer Schwester daheim. Zwar hat Chloe jahrelang mit ihren Eltern in Ägypten gewohnt, war aber nun schon sieben Jahre nicht mehr hier. Inzwischen ist sie in der Werbebranche tätig, wohin sie ihre Leidenschaft für das Zeichnen und Fotografieren getrieben hat.

Nachdem sie ihre Schwester überredet hat, ihr den sensationellen Fund zu zeigen – uralte Papyri aus der Zeit der Königin Hatschepsut, auf denen in völlig unägyptischem Stil Menschen, Straßen und Gebäude zu erkennen sind –, beschließt Chloe am Abend ihres Geburtstages, sich heimlich in die Tempelruinen von Luxor einzuschleichen, um in

einer geheimen Kammer Aufnahmen vom Morgenlicht zu machen. Von diesem Ausflug kehrt sie nicht mehr zurück.

In der Kammer walten zum Zeitpunkt von Chloes Geburt magische Kräfte, die ihre Seele ergreifen und sie zurückschleudern ins Jahr 1452 vor Christus. Sie erwacht zwar am selben Ort, aber keineswegs in Ruinen. Schlimmer noch: ihr Körper ist der der Hohepriesterin RaEmhetepet, und er ist von oben bis unten mit Blut bedeckt. Außerdem ist Chloe außerstande, auch nur einen Ton von sich zu geben. Der Schock des Transfers hat sie der Sprache beraubt.

Als sie erst einmal begriffen hat, dass es sich durchaus NICHT um einen Traum handelt und dass die Seele von RaEm offenkundig nun im 20. Jahrhundert ihren eigenen Körper bewohnt, bricht Chloe zusammen. Nicht, dass ihr das helfen würde. Die Pharaonin Hatschepsut, hier leider sehr real, versucht herauszufinden, was RaEm zugestoßen ist, die auf einmal Chloes malachitgrüne Augen besitzt und sich auch sonst physisch ein wenig verändert hat. Sie setzt einen begabten, hochrangigen Arzt auf RaEm an – den Hemu neter Cheftu.

Während Chloe überhaupt nicht begreift, was los ist (oder viel zu langsam), ziehen sich um sie herum netzartig gefährliche Intrigen zusammen. Cheftu, einstmals mit RaEm verlobt, glaubt, dass sie simuliert, mit ihm spielt und hasst sie deshalb, während gleichzeitig seine erloschen geglaubte Begierde wieder zu neuem Leben erwacht.

Die verstörte Zeitreisende wider Willen muss erkennen, dass sie einem offenkundig abartig veranlagten Mann versprochen ist, das andere Leute sie rundweg verdammen und als lasterhafte, hurenartige Frau betrachten, die mit dem Mittel ihres Körpers alle Machtziele durchzusetzen gewohnt ist. Auch Cheftu weiß das, der sie wegen der Wahllosigkeit ihrer Männer verachtet. Und doch ist er der Einzige, der ihr zu helfen vermag.

Tja, und dann ist da auch noch ein Mann namens Ramoses, der sein Volk, die Hebräer, aus Ägypten fortführen möchte und beispiellose Katastrophen über das Land am Nil herabruft. Und Chloe steckt mittendrin.

Der erste Band des vierteiligen Zeitreise-Zyklus um Chloe Kingsley ist eine Überraschung, ganz unbestreitbar. Anfangs war ich natürlich ein bißchen reserviert, schließlich ist mit der Thematik erkennbar, dass Suzanne Frank einwandfrei auf den Spuren von Diana Gabaldon wandelt und sie definitiv nicht erreicht.

Aber schon bald schwand das kurzlebige Ressentiment des Gabaldon-Fans. Ich begann ihren Roman mit anderen Augen zu sehen und zu genießen, wie gut sie sich im Alltagsleben und vor allen Dingen der magischen Kultur des alten Ägypten auskannte. Diana Gabaldon war rasch nicht mehr der Vergleichsmaßstab, sondern der Ägyptologe Christian Jacq mit seinem Ramses-Zyklus, den ich geringschätzen gelernt habe. Im Vergleich zu Jacq gelingt es Frank viel besser, dem Leser die ägyptische Seele nahezubringen. Es gibt Beschreibungen, Gerüche, Intrigen, lebendige Figuren, verflochtene, komplexe Handlungsstränge, die sich erst nach zweihundert bis dreihundert Seiten entflechten. Finstere, bösartige Überraschungen, wie sie sich Christian Jacq nicht mal vorzustellen wagt (!), muss man immerzu gewärtigen.

Am beeindruckendsten aber waren die biblischen Plagen. Bei Christian Jacqs Roman „Die Herrin von Abu Simbel“ (Teil 4 des Zyklus) werden sie ja mehr oder weniger als billiger Taschenspielertrick abgetan. Nicht so bei Suzanne Frank, wo sie apokalyptische Ausmaße annehmen. Man fragt sich danach, warum überhaupt noch was von Ägypten übrig ist, allen Ernstes. Das ist sehr lesenswert, auch wenn man – wie ich – auf dem Standpunkt steht, dass der Exodus der Israeliten aus Ägypten nie stattgefunden hat (das ist die überwiegende

Lehrmeinung der Wissenschaft).

Defizite hat der Roman natürlich dennoch, das bleibt nicht aus. So entwickelt Chloe erst relativ spät eine ausgeprägte, eigene Persönlichkeit, die durchsetzungsfähig ist. Man kann das natürlich der Tatsache ihres Alters zuschreiben, aber es passt irgendwie nicht recht zusammen mit ihrem selbstbestimmten Leben in den Staaten. Ferner merkt der Leser deutlich, dass Frank Schwierigkeiten hat mit sanitären Problemen (etwa verseuchtem Trinkwasser. Die Tatsache, dass man das abkochen muss, kommt nicht ein einziges Mal vor, obwohl das wirklich elementar ist). Alle Kampfszenen fallen seltsam gekünstelt aus und wirken deshalb erkennbar unrealistisch. Aber daran kann man ja noch arbeiten.

Zuletzt kann man noch grinsend den Kopf darüber schütteln, was sich der Verlag wohl gedacht hat, als Titelbild eine offensichtliche Darstellung eines islamischen Harems zu wählen, der überhaupt nicht zum Inhalt paßt. Und die deutsche Titelwahl ist auch irreführend. Ansonsten jedoch ist das aufregendes Lesefutter für nicht ganz so anspruchsvolle Leser wie mich, und selbst Leser wie ich gehen nicht ohne Gewinn und ohne Behagen aus dem Buch raus. Gegenwärtig lese ich schon am Nachfolger und schätze nach dem ersten Eindruck, er wird mich auch nicht viel mehr als vier Tage beschäftigen – so lange wie der erste Band.

„Orbitsville“ von Bob Shaw – Buchbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- Bob Shaw
- Orbitsville
- Goldmann 0216, 160 Seiten, TB, 1975
- Übersetzt von Tony Westermayr
- ISBN 3-442-23216-3

Die Erdregierung unter Präsidentin Elizabeth Lindstrom residiert in einem Palast auf Island, und genau genommen handelt es sich bei der Erdregierung um eine despotische Einrichtung, und sie ist Diktatorin auf Lebenszeit. Die Menschheit leidet noch immer unter Bevölkerungsüberdruck, hat aber inzwischen zumindest den interstellaren Sternenflug entdeckt und eine weitere Welt namens Terranova, die in bescheidenem Ausmaß kolonisierbar ist. Lindstroms „Starflight House“ hat das Monopol über die Auswanderung und reguliert sie streng. Weitere bewohnbare Welten sind bislang nicht entdeckt worden.

Bis zu dem Zeitpunkt, da Kapitän Vance Garamond gezwungen wird, mit seiner Frau Aileen und seinem Sohn Chris sowie seinem Schiff Bissendorf die Flucht zu ergreifen. Er weiß, dass die Präsidentin ihn mit gnadenlosem Hass verfolgen wird, und ihm ist ebenfalls bewusst, dass die Mittel seines Schiffes begrenzt sind, Ziele scheinen nicht in Sicht zu sein … also beschließt er, einer Legende nachzugehen.

Vor Jahren wurden auf einem anderen Stern die Ruinen einer Alienzivilisation gefunden, der so genannten Saganier, die vor rund siebentausend Jahren durch Selbstzerstörung zugrunde gingen. Hier fand man Sternenkarten von einer Region des Alls, die mit terranischen Schiffen erreichbar wäre – und dort gibt es einen Ort, den man den „Stern von Pengelly“ nennt. Scheinbar eine Sonne, die erloschen ist. Garamond, der zugleich weiß, dass man niemals

saganische Raumschiffe gefunden hat, geht davon aus, dass Überlebende der Hochkultur dorthin geflohen sind. Folgerichtig muss es dort etwas geben.

Und er behält Recht. Nur was sie dort vorfinden, sprengt all ihre Vorstellungen: sie entdecken Orbitsville, wie sie es nennen.

Orbitsville ist ein gigantischer Himmelskörper künstlicher Natur, der einen Durchmesser von 320 Millionen Kilometern besitzt und von einem kleinen Eisplaneten umkreist wird. Vor dem anscheinend einzigen Einlass in diese gewaltige Hohlwelt entdecken sie eine Flotte von Schiffswracks, die möglicherweise von den Saganiern stammen könnten. Und dann stoßen Kapitän Garamond und seine Leute in das Innere der phantastischen Hohlwelt vor, wo sie unglaubliche Dinge erwarten.

Aber die Besatzung hat die Entdeckung von Orbitsville an die Erde weitergemeldet. Und so folgt ihnen die Präsidentin Lindstrom hierher und ein großer Tross von Kolonisten.

Damit ist nicht nur Garamonds Bedrohung reaktiviert, sondern es ergeben sich auch noch andere Komplikationen. Denn Orbitsville ist nicht unbewohnt.

Bob Shaws Roman „Orbitsville“ stand ungelesen jahrzehntelang in meinem Buchregal, aber als ich ihn erst mal zur Hand genommen hatte, verschlang ich ihn binnen von zwei Tagen – in meinen Augen ein mehr als eindeutiges Zeichen dafür, dass er auch ungeachtet der langen Zeit, die seit seinem Erscheinen verstrichen ist, definitiv lesenswert ist.

Orbitsville reiht sich ein in die großen künstlichen Weltentwürfe wie die Ringwelt Larry Nivens oder etwa die Morlock-Sphäre bei Stephen Baxter, fraglos könnte man auch (in bescheidenem Ausmaß) den Todesstern bei Star Wars oder die Sporenschiffe bei Perry Rhodan dazurechnen. Im Verlauf des Romans gelingt es Shaw bemerkenswert gut, ungeachtet der Kürze des Romans,

dem Leser die schier überwältigenden Dimensionen des künstlichen Innenraumes deutlich zu machen und vor allen Dingen die unmenschlichen Anstrengungen, die er ihnen abverlangt. Eine nivellierende physikalische Beeinflussung erschwert hier zugleich die Exploration des Innenraumes mittels Hightech-Methoden. Funkwellen wirken nicht, höhere Technologie stellt ihren Dienst ein, Metalle existieren im Innern der Hohlwelt nicht, deren unzerstörbare Schale nur wenige Zentimeter misst – Letzteres ist deshalb zwingend erforderlich, um nicht den sofortigen gravitatorischen Kollaps der Hohlwelt zu erzwingen. Das hat Shaw zweifellos gründlich vorherberechnet.

Was den Leser also nach der Entdeckung erwartet, ist interessanterweise eine Lowtech-Abenteuerreise in dieser riesigen Welt und ein kathartischer Konflikt, über dessen Ausgang ich nichts weitersagen möchte. Tatsache ist, dass das Werk durch die schiere Monumentalität des Designs atemberaubend genannt werden kann und den neugierigen Leser schlichtweg mitreißt. Es lohnt ohne Frage eine Wiederentdeckung, die ich jedem Neugierigen guten Gewissens ans Herz legen kann.

„Im Dreieck des Drachen" von James Rollins – Buchbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- James Rollins
- Im Dreieck des Drachen (OT: Deep Fathom)
- Blanvalet 37822, 606 Seiten, TB,2012
- Übersetzt von Alfons Winkelmann
- ISBN 978-3-442-37822-7

Der Ex-Navy-SEAL Jack Kirkland ist vom Unglück verfolgt, und das scheint sich im Laufe der Geschichte auf nachgerade apokalyptische Weise auf die gesamte Welt auszudehnen. Doch das ist nicht wirklich vorhersehbar, es sei denn, man hört auf die verschlüsselten uralten polynesischen Texte, die vor einem ungeheuerlichen Verhängnis warnen, das weit schlimmer ist als der sich ankündigende Nuklearkrieg.

Wie, ich gehe zu schnell vor? Okay, dann noch mal in Ruhe von vorn.

Eigentlich war Jack Kirkland Astronaut und auf einer Mission in die Erdumlaufbahn, als beim Ausbringen eines Satelliten etwas schief ging und die gesamte Mission sich in ein flammendes Desaster verwandelte. Bei dem Drama starb auch seine Verlobte, Jennifer Spangler, und er überlebte als einziger. Nach dem Drama kehrte er der Armee den Rücken und machte sich als freiberuflicher Schatzsucher selbständig. Mit seinem Boot „Deep Fathom" (woher der Titel des Romans stammt) und einer kleinen Gruppe von Gleichgesinnten befindet er sich inzwischen im Pazifik auf der Fährte eines versunkenen japanischen Goldtransporters. Er kann ihn in der Tat mit dem kleinen Ein-Mann-Tauchboot Nautilus ausfindig machen … aber just in dem Moment, als ein untermeerischer Vulkan ausbricht und das Wrack verschlingt.

Dabei ist das, was unter dem Meer passiert, noch harmlos. Während einer Sonnenfinsternis am gleichen Tag kommt es zu einer heftigen

weltweiten tektonischen Anomalie, die die ganze Westküste der Vereinigten Staaten und weite Teile des pazifischen Raums ins Chaos abgleiten lässt. Der US-Präsident Bishop, der gerade auf Guam weilt, um hier Verhandlungen mit den Chinesen zu führen, muss überstürzt wegen der Beben den Rückflug antreten … und kommt niemals an. Die Air Force One stürzt über dem so genannten Drachen-Dreieck ins Meer, alle Besatzungsmitglieder kommen um.

Der intrigante CIA-Direktor und der fremdenfeindliche Vizepräsident Lawrence Nafe wollen diesen Absturz als chinesischen Terrorakt hinstellen und suchen so eine Möglichkeit, machtpolitisch im Pazifik für klare Verhältnisse, wie sie das nennen, zu sorgen. Dafür müssen aber die Black Boxes des abgestürzten Flugzeugs gesichert werden.

Der einzige mit einem Tauchboot, das in die Tiefe von 600 Metern vordringen kann und sich in erreichbarer Nähe befindet, ist, Ironie des Schicksals, ausgerechnet Jack Kirkland. Eher widerwillig lässt er sich rekrutieren und stößt an der Unglücksstelle zudem auf den in CIA-Diensten rangmäßig aufgestiegenen David Spangler, den Bruder seiner verstorbenen Verlobten – und damit einen Mann, der ihn unerbittlich hasst.

In der Tiefsee entdeckt Kirkland zu seiner nicht eben geringen Überraschung aber auch eine riesige Kristallsäule mit rätselhaften Eigenschaften. In ihrer Nähe spielen Bordgeräte verrückt, die Zeit scheint dort anders zu verlaufen, und zu allem Überfluss finden sich auf der Säule auch noch eingemeißelte Symbole!

Auf einer weiteren Handlungsebene wird die Freundschaft zwischen der kanadischen Wissenschaftlerin Dr. Karen Grace und der japanischen Professorin Dr. Miyuki Nakano und den Handlungsschauplatz Okinawa umgeblendet. Hier haben die tektonischen Beben dazu geführt, dass eine untermeerische Ruinenstadt wieder ans

Tageslicht gelangte. Karen fühlt sich dabei staunend an die Geschichten ihres Großvaters über den versunkenen Kontinent Mu erinnert, der angeblich im Pazifik existiert haben soll.

Ein Märchen, natürlich, da kann man ja gleich an Atlantis glauben … aber wie sind diese Ruinen zu erklären?

In den Ruinen entdecken die beiden, auf rätselhafte und ziemlich dramatische Weise von Plünderern mit Schlangentattoos verfolgt, einen mysteriösen Kristallstern, eine Sternenkarte und geheimnisvolle Schriftzeichen. Noch ist ihnen nicht bewusst, dass der Kristall aus derselben Substanz besteht wie die Kristallsäule, die Jack Kirkland entdeckt hat, und die Schriftzeichen entstammen derselben Sprache. Das kommt erst zutage, als Jack und die beiden Wissenschaftlerinnen zusammenkommen. Da wird ihnen bewusst, dass sich hier unglaubliche historische Zusammenhänge andeuten und die Mu-Legende vielleicht doch mehr ist als eben nur dies: ein Mythos.

Die Fährte führt nach Mikronesien in die uralte Ruinenstadt Nan Madol. Eine Ruinenstätte, wie ich ergänzen möchte, die wirklich außerordentlich faszinierend ist. Wer mehr dazu erfahren möchte, der sei auf die National Geographic-Dokumentationsreihe „Spuren verlorener Städte" mit Dr. Albert Lin hingewiesen. Teil 2 „Die Geisterstadt des Pazifiks" (2019) handelt genau davon.

Während der Vizepräsident Nafe zum neuen Staatsoberhaupt vereidigt wird, sorgt sein „Mann fürs Grobe", niemand Geringeres als David Spengler, dafür, dass „handfeste Beweise" für chinesische Sabotage beim Absturz der Air Force One auftauchen. Dabei schreckt Spangler vor Mord auch nicht zurück. Und ergänzend möchte er endlich auch Jack Kirkland umbringen und lässt ihn von seinem Mordteam verfolgen. Derweil schaukelt sich die politische Lage in Fernost zu einem veritablen Krieg hoch, der erst

Taiwan erfasst und dann auf Okinawa übergreift, bis der Einsatz von Nuklearwaffen von beiden Seiten nur noch eine Frage von Tagen ist.

Außerdem sind amerikanische Wissenschaftler ebenfalls auf die Kristallsäule aufmerksam geworden und wollen ihre Energie als potenzielle Superwaffe ausbeuten. Zugleich, und das spielt dann Spangler einmal mehr in die Hände, sollen alle zum Schweigen gebracht werden, die von diesem Geheimnis wissen, das ja auch die Lüge von der chinesischen Sabotage an der Air Force One bedrohen könnte. Allen voran natürlich Kirkland.

Sie alle ahnen überhaupt nicht, dass es eine weit größere Gefahr gibt – der ist Jack Kirkland mit seinen Gefährten inzwischen in Polynesien auf der Spur. Diese Bedrohung hat vor rund zwölftausend Jahren schon einmal im Pazifik eine Landmasse versenkt. Doch die sich jetzt binnen weniger Tage anbahnende Katastrophe wird um ein Vielfaches schlimmer sein. Genau genommen sprechen sie hier vom Ende der Welt. Da verblasst sogar ein Nuklearkrieg zur Randnotiz … wenn sie das Verhängnis nicht aufhalten können. Aber wie sollen sie das wohl machen, wenn der Psychopath Spangler ständig dazwischen schießt und außer seiner Privatrache blind für alles andere ist?

„Rollins macht Jagd auf die Nerven seiner Leser. Klasse!“, urteilte die Bild am Sonntag. Auf solche Pressestimmen gebe ich üblicherweise nicht viel, aber in diesem Fall muss ich eingestehen, dass das Statement über mehrere hundert Seiten des Romans wirklich sehr zutreffend ist. Was sich aus den scheinbar harmlosen Anfängen der Geschichte entwickelt, ist ziemlich atemberaubend. Weniger die politischen Verwerfungslinien als vielmehr das Potpourri von Verbindungslinien, das sich hier entfaltet.

Wir haben den Kontinent Mu. Wir haben die Ruinenstadt Nan Madol. Man füge die Rongorongo-Inschriften der

Osterinsel hinzu und mische dies mit exotischen Stoffen, die überaus faszinierende Eigenschaften aufweisen. Das alles mixe man dann noch zusammen mit dem Themenkomplex Dunkle Materie und Dunkle Energie, Bermuda- und Drachen-Dreieck, Mythologie sowie Zeitreisen (!), ergänzt um ein paar interessante Dinge, die ich hier jetzt nicht erwähnen möchte, um ein paar Überraschungen zu bewahren … und heraus kommt eine ziemliche wilde Achterbahnfahrt des Abenteuers, die aber einfach nur Spaß macht.

Okay, das Ende ist dann tatsächlich etwas sehr süßlich und erinnerte mich ein wenig an den – zumindest in meinen Augen – leicht missglückten Abschluss von Peter F. Hamiltons „Armageddon-Zyklus". Aber dafür, dass dieser Roman nicht als Phantastik gekennzeichnet ist, indes jede Menge phantastische Elemente enthält, ist er sehr interessant geraten. Jeder Phantast, der gern man mittels eines vermeintlichen veritablen Thrillers einen kleinen Blick über den Tellerrand seines Genres werfen möchte, ist hier gut aufgehoben.

Ich für meinen Teil habe daraus gelernt, dass Rollins nicht nur in seinen Sigma-Force-Romanen äußerst solide, packende Thriller zu schreiben versteht, sondern auch in seinen „Solo"-Romanen, die nicht zu größeren Zyklen gehören. Versteht das ausdrücklich als klare Leseempfehlung!

Indiana Jones und das Rad des Schicksals – Filmbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- Indiana Jones und das Rad des Schicksals (OT: Indiana Jones and the Dial of Destiny)
- Ein Film von James Mangold nach einem Drehbuch von John-Henry Butterworth, David Koepp und James Mangold
- Erscheinungsjahr: 2023
- Länge: 154 Minuten
- Hauptpersonen: Harrison Ford, Phoebe Waller-Bridge, Mads Mikkelsen, Toby Jones, ferner Karen Allen, Antonio Banderas, John Rhys-Davies u.a.
- Produziert von Walt Disney Pictures, Lucasfilm
- Musik: John Williams

Indiana Jones ist Kult, man kann es nicht anders sagen. Als also vor ein paar Jahren die Gerüchteküche zu brodeln begann, es werde womöglich mit dem doch nicht mehr taufrischen Harrison Ford in der Hauptrolle einen fünften Kinofilm um den Archäologen, Abenteurer und Schatzsucher geben, war ihm die mediale Aufmerksamkeit weltweit sicher. Die Zeit war ein wenig ungünstig für den Dreh dieses Filmwerks, da die Drehzeit in das Jahr 2021 fiel, in dem bekanntlich die Corona-Pandemie nahezu zum Stillstand der Filmindustrie weltweit führte. Während man vielen Werken, die in dieser Zeit entstanden, deutlich ansieht, dass sie im Ausnahmezustand realisiert wurden – man braucht sich da nur die personalarmen Filme „Die Ausgrabung“ (mit Ralph Fiennes in der Hauptrolle) oder die Verfilmung des Buches „Der Schwarm“ von Frank Schätzing in der gleichnamigen – eher mäßig gelungenen – Serie anzusehen, war das diesem Werk kaum anzumerken.

Man kann sagen, dass der Film lange erwartet wurde, da erste manifeste Vorstellungen schon im Jahre 2016 kursierten. Dennoch dauerte es bis 2021, bis die Dreharbeiten in den Pinewood Studios bei Londin und auf Sizilien

realisiert werden konnten. Nachdem ich den Film mehrmals gesehen habe, was ist dazu zu sagen? Die Kritiken waren schließlich reichlich durchwachsen. Schauen wir uns die Handlung an.

Handlung

Der Film besteht aus zwei Teilen. Im Prolog sehen wir den mittels digitaler Technik erstaunlich verjüngten Harrison Ford (diesmal wurde dieselbe Verfremdungstechnik wie bei dem Davy Jones-Darsteller in „Fluch der Karibik" dazu genutzt, den gealterten Schauspieler auf das Filmalter des Jahres 1945 zu trimmen, was ihm wirklich außerordentlich gutgetan hat). Er ist in geheimer Mission mit seinem Kollegen Basil Shaw (Toby Jones) unterwegs und im Kampf mit den allseits beliebten Nazis kurz vor Kriegsende. Jones soll die Heilige Lanze aufspüren, die Hitler in seine Gewalt bekommen möchte. Als er sie nach turbulenten Minuten schließlich in einem Nazi-Zug voller Antiquitäten findet, erweist sie sich als Fälschung, wie Indy durch Augenschein feststellt.

Aber im Zug befindet sich auch der Astrophysiker Jürgen Voller (Mads Mikkelsen), ebenfalls ein Nazi, der ein echtes Relikt der Vergangenheit dabeihat, die so genannte „Antikythera", die angeblich der griechische Wissenschaftler Archimedes geschaffen haben soll. Er versucht vergebens, seine Vorgesetzten von deren Wert zu überzeugen, da er sicher ist, im Gegensatz zur Lanze verfüge sie über magische Kräfte. Im Laufe des Kampfes im Zug bringt Indy die Antikythera an sich und kann mit Shaw entkommen. Voller verschwindet aus der Geschichte.

Blende in die Haupthandlungszeit, den August des Jahres 1969. Henry Jones jr. lehrt in New York und wird hier nun ordentlich in den Ruhestand versetzt. Da sein Sohn Mutt im Vietnamkrieg gefallen ist, hat er sich von seiner Frau Marion Ravenwood-Jones entfremdet und lebt von ihr getrennt. Während Menschen zum Mond vorstoßen,

sieht sein eigenes Leben völlig unbedeutend aus. Ihm ist menschlich – wie er es sieht – nichts mehr geblieben.

Aus diesem glanzlosen Leben reißt ihn das Auftauchen von Helena Shaw (Phoebe Waller-Bridge) jäh heraus. Sie ist Basil Shaws Tochter und seine Patentochter. Wie sich allmählich herausstellt, möchte sie Jones die Antikythera abluchsen, um sie anschließend zu Geld zu machen, da sie wesentlich von Antiquitätenverkäufen lebt. Doch überraschenderweise gibt es noch eine Fraktion, die sich für das Artefakt interessiert, das Indy – entgegen seinem Versprechen, das er Basil einst gab – nicht zerstört hat.

Basil Shaw nahm an, die vollständige Antikythera – Voller besaß damals nur die Hälfte davon – tauge als Zeitmaschine, und man müsse sie unbedingt vernichten. Indy hielt das für ein Hirngespinst, in das sich Shaw verrannt hatte.

Dummerweise sind die Männer, die nun Helena und die Antikythera jagen, anderer Ansicht. Und ihr Anführer ist Voller, der als rehabilitierter Nazi nun in den Diensten der US-Regierung steht … die er aber kaltblütig verrät, als sich ihm die Chance bietet, seinen Traum von einst zu verwirklichen. Was interessiert ihn die Gegenwart? Er will die Vergangenheit verändern, dann ist die Gegenwart sowieso nur noch eine blasse, substanzlose Chimäre (hier sieht man gewisse Parallelen zu „Men in Black III“).

Während nun Indy in New York wegen der Morde gesucht wird, die Vollers Schergen anrichteten, verfolgt er Helena mit Sallahs Hilfe nach Tanger, wo der junge Dieb und Flugenthusiast Teddy Kumar zum Cast stößt. Der Junge spielt – hey, es ist ein Disney-Film! – nachher noch zentrale Rollen. Dennoch kann Voller die Antikythera erbeuten. Aber Helena und Indy, nunmehr zwangsweise Verbündete, suchen eine wichtige Ergänzung des antiken Mechanismus vor der griechischen Küste, wo schon die

Antikythera gefunden wurde, einen ebenfalls antiken Wegweiser. Sie können, Vollers Schergen immer auf den Fersen, den Wegweiser finden, der ihnen den Pfad zum Versteck der zweiten Hälfte weist und zum verschollenen Grab des genialen Griechen. So gelangen die Suchenden nach Syrakus und entdecken zu ihrer Verstörung im Grab des Archimedes eine moderne Armbanduhr!

Wenig später gerät Indy in Vollers Hände, der ihm nun seinen Plan enthüllt, der noch wahnwitziger ist als das, was man sich sonst so vorstellt: Er will den vollständigen Mechanismus dazu nutzen, mit einem Flugzeug durch die Zeit reisen. Ziel: Adolf Hitler am Vorabend des Zweiten Weltkriegs zu töten und dann – mit seiner Kenntnis zukünftiger Entwicklungen bis 1969 – ein besserer Naziführer zu sein und so zu helfen, dass die Nazis den Zweiten Weltkrieg gewinnen.

Tatsächlich funktioniert der Zeitreisemechanismus. Aber sie gelangen nicht dorthin, wohin sie wollen.

Ich finde – wie manche Kritiker – auch, dass die Anfangs-Vergangenheitsblende mit weitem Abstand das Faszinierendste war, was dieser Film aufbot. Natürlich mussten es wieder die Nazis sein, die Lieblingsbösewichte von Hollywood im Einst und dann später mit schneidigen schwarzen SS-Uniformen auch im Jahre 1969. Aber das, was mancher kritische Zuschauer so ablehnte, nämlich den Zeitreise-Schluss, mochte ich ebenfalls nicht gerade wenig. Das hatte zum einen mit der faszinierenden Verschränkung mit den früheren Historienfilmen zu tun, die hier mit der modernen Filmtechnik bemerkenswert umgesetzt wurde. Zum anderen mag man mir diese Einschätzung nachsehen, weil ich nun einmal sowohl Historiker wie SF-Freund bin und Zeitreisen grundsätzlich liebe. Wenn man das – wie in diesem Fall – auch noch mit expliziten Schatzsucher-Abenteuergeschichten kreuzt, ist eigentlich meine Sympathie

schon programmiert, das geht gar nicht anders.

Dabei konnte ich durchaus über manche ordentliche Inhaltsschnitzer hinwegsehen. Die meisten davon werden die Filmzuschauer kaum mitbekommen haben, schätze ich. Ich nehme mal drei davon heraus und beleuchte sie für einen späteren Genuss des Filmes mal näher.

Ad 1: Die Heilige Lanze

Es ist richtig, dass es dieses Artefakt gab und gibt. Üblicherweise wird dieses Artefakt, das eigentlich nur die Lanzenspitze ist, mit der Geschichte von Christus´ Kreuzestod in Verbindung gebracht. Der Legende zufolge war es der römische Soldat Longinus, der mit der Lanze in Jesus´ Seite stach, um festzustellen, ob er schon tot sei. Dieses Erlebnis soll auf ihn so kathartisch gewirkt haben, dass er später zum Christentum übertrat und dass das Relikt magische Kräfte erhielt. Hitler war in der Tat von diesem Objekt besessen, schon bevor er Führer der NSDAP wurde. Die Heilige Lanze wurde damals in der Hofburg in Wien aufbewahrt und während des Zweiten Weltkrieges nach Nürnberg verschleppt, wo die alliierten Soldaten sie fanden.

In der Tat haben wissenschaftliche Analysen ergeben, dass es sich dabei um eine aus dem Mittelalter stammende Fälschung handelt. Das kann man aber durch bloße Anschauung – anders, als im Film dargestellt – nicht erkennen, und 1945 war der Fälschungscharakter unbekannt. Inzwischen ist die Heilige Lanze wieder in Wien. Anders also als im Epilog des Films, wo sie sich in Indys Besitz in New York befindet.

Ad 2: Die Antikythera

Dieses antike Artefakt ist eine faszinierende Sache und durchaus keine Fiktion. Antikythera ist allerdings der Fundort an der griechischen Südküste, wo in den Jahren 1900 und 1901 von griechischen Schwammtauchern primär antike Bronzestatuen in einer Tiefe von 60 Metern gefunden

wurden. Und zwar – da ist der Film nicht unpräzise – direkt an einem Steilabhang. In realiter lag dort aber das gesamte Wrack, es war durchaus nicht zerbrochen, das hat dann die filmische Dramaturgie hinzugefügt. Unter den hier gefundenen Statuen aus Stein und Bronze befand sich auch ein unförmiger Rostklumpen, der bis 1958 (!) unbeachtet im Magazin des Nationalmuseums von Athen lag (hier flunkert als der Film munter, der ihn 1945 schon voll restauriert in Vollers Hände spielt). Erst eine Röntgenfotografie zeigte dann nämlich, dass sich in dem Klumpen ein raffinierter technischer Mechanismus verbarg, der sich als eine astronomische Uhr herausstellte. Sie war im Jahre 80 vor Christus neu eingestellt worden, kurz vor dem Untergang des Schiffes.

Davon, dass sie von Archimedes gefertigt worden ist oder es irgendeinen Zusammenhang zur Belagerung von Syrakus im 3. vorchristlichen Jahrhundert gibt bzw. davon, dass sie zerbrochen war und im Gesamtzustand eine Zeitmaschine darstellte, die auf Zeitfrakturen eingestellt werden könnte, kann indes keine Rede sein … das ist dramaturgische Neudichtung des Films.

Ad 3: Antike Schiffswracks

Außerdem fiel mir natürlich auf, dass bei der Darstellung des antiken Schiffswracks gar mächtig gemogelt wurde. Wer antike Schiffswracks im Mittelmeer kennt, der weiß natürlich bestens, dass sich dessen Holz nur dann erhalten hat, wenn es kurz nach dem Untergang unter Sand tief vergraben wurde (andernfalls machen ihnen der Zahn der Zeit und der des Schiffsbohrwurms Teredo navalis schnellstens den Garaus). Nicht umsonst sind römische Schiffswracks auch aus jüngerer Zeit heutzutage nur noch an ihrer Last an Amphoren und Ballaststeinen am Meeresgrund zu erahnen – sofern sie nicht völlig von Korallen überwuchert wurden. Die nicht ernst zu nehmende Tauchganggeschichte in den

griechischen Gewässern spricht darum eher naive Gemüter an, als dass sie in irgendeiner Weise realistisch ist.

Aber, wie gesagt, das sind Details, die Spezialisten auffallen – die meisten Kinozuschauer, die vielleicht mehr in „Fluch der Karibik"-Filmen und anderen Disney-Produktionen zuhause sind, in denen es von pittoresken Schiffswracks wimmelt, haben das vermutlich gar nicht wahrgenommen.

Mit einigem Erschrecken habe ich wahrgenommen, wie alt speziell John Rhys-Davies geworden ist. Es gibt Schauspieler, die sich erstaunlich gut halten, zu denen ich den seligen Sean Connery, Michael Douglas oder eben auch Harrison Ford zähle. Rhys-Davies gehört leider nicht dazu, dementsprechend kurz und eher peinlich ist seine Rolle im Film ausgefallen.

Wenn ich nun letztlich urteilen sollte, welchen Rang dieser Film unter den fünf Abenteuern des Indiana Jones einnimmt, so würde ich sagen, dass er nach „Jäger des verlorenen Schatzes" und „Indiana Jones und der letzte Kreuzzug" ohne Frage auf Rang 3 kommt.

Und ganz im Ernst, Freunde: Ich fand eine Zeitreise in die griechisch-römische Antike sehr viel reizvoller und (in Maßen) plausibler als dieses bizarre UFO-Abenteuer im vierten Film „Indiana Jones und das Königreich des Kristallschädels". Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil inzwischen längst erwiesen ist, dass der Mitchell-Hedges-Schädel, der dort eine so wichtige Alibirolle spielt, eine französische Fälschung aus dem 19. Jahrhundert ist, den Frederick Mitchell-Hedges nicht in Mittelamerika fand, sondern in London Mitte des Jahrhunderts auf einer Auktion erstand. Die Legende um die Kristallschädel ist erst danach von ihm wesentlich selbst in Umlauf gebracht worden und von seiner Tochter Anna bis zu deren Tod 2007 weitergetragen worden.

Ich halte also „Indiana Jones und das Rad des Schicksals“ ungeachtet der oben genannten historischen Ungenauigkeiten und munteren Ergänzungserfindungen für einen unterhaltsamen, sehenswerten Film und einen würdigen Abschluss der Filmreihe.

The Creator – Filmbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- The Creator (OT: The Creator)
- Ein Film von Gareth Edwards
- Erscheinungsjahr: 2023
- Länge: 133 Minuten
- Hauptpersonen: John David Washington, Madeleine Yuna Voyles, Gemma Chan, Ken Watanabe, Allison Janney u. a.
- Produziert von Regency Enterprises, Entertainment One und New Regency
- Musik: Hans Zimmer

Alle Welt redet über Künstliche Intelligenz (KI). Im Zeitalter grafischer KI und ChatGPT 4 ist das irgendwie vollkommen selbstverständlich. Natürlich geht diese Entwicklung, zumal in einer Zeit moderner Tricktechnik, auch am Science-Fiction-Film nicht vorüber. Im Gegenteil. Der SF-Film war recht eigentlich der Vorreiter dieser Entwicklung, um schon frühzeitig die KI-Phantasien von SF-Autoren umzusetzen. Filme wie „Blade Runner" oder „Terminator" aus den 80er Jahren zeigen überdeutlich, dass es allenfalls eine Frage der Zeit sein konnte, bis es im Rahmen der allgemeinen digitalen technologischen Entwicklung ein Film zentral das KI-Thema behandeln würde. Edwards´ Film tut das auf eine interessante Weise, wie ich finde.

Wir befinden uns etwa in der Mitte des 21. Jahrhunderts. Die aktuelle technologische Entwicklung ist stürmisch vorangeschritten. Die Robotisierung des Alltags hat überall Einzug gehalten, Roboter und KI sind quasi allgegenwärtig. Dieser Trend scheint sich konsequent fortzusetzen … bis zu dem Moment, in dem in Los Angeles eine Nuklearwaffe gezündet wird und mehr als hunderttausend Menschen sofort getötet, darunter auch Joshua Taylors Eltern und Geschwister. Er selbst wird schwer verletzt, verliert einen Arm und einen Teil eines Beines. Daraufhin selbst zum Halb-Cyborg

geworden, hat sich auch seine Einstellung gegenüber den Künstlichen Intelligenzen verständlicherweise zum Negativen hin verändert.

Dieser Terrorakt, der nämlich nach allgemeiner Lesart auf die KI zurückgeht, führt dazu, dass die Welt sich in zwei Lager scheidet. Während die westlichen Staaten, allen voran die Vereinigten Staaten, Roboter und KI verbieten und vernichten, wo immer sie ihrer ansichtig werden, weil sie darin eine Gefährdung der Menschheit sehen, setzt „New Asia" auch weiterhin fest auf die KI-Unterstützung und entwickelt sich demzufolge zu einem Rückzugsgebiet der KI-Technologie. Dort sind alsbald robotische Polizisten und Mensch-Maschine-Hybriden, so genannte Simulants, nicht mehr wegzudenken.

Die USA entwickeln daraufhin eine monströse orbitale Verteidigungsbasis namens NOMAD (North American Orbital Mobile Aerospace Defense), mit der sie insbesondere in den asiatischen Ländern massive Vernichtungsschläge gegen KI-Zentren ausführen, die von Bodenkommandos ausfindig gemacht wurden. In einer gewissen Weise reden wir hier von einer Art futurisiertem Vietnam-Krieg. Ähnlich endlos zieht sich die Auseinandersetzung hin, die Kosten steigen ins Unermessliche, Bürgerrechtsbewegungen agitieren gegen die NOMAD-Mordpolitik (das bekommt man allerdings nur flüchtig am Rande mit). Es ist jedenfalls offensichtlich, dass das Militär schnelle Erfolge braucht.

Dies ist der Moment, wo Sergeant Joshua Taylor (John David Washington) eingesetzt wird. Er wird als vermeintlicher Dissident nach New Asia eingeschleust. Sein Auftrag: Er soll eine junge Frau namens Maya Fey umgarnen (Gemma Chan). Sie gilt als Tochter des geheimnisvollen „Nirmata" (Schöpfer), der hinter der KI-Entwicklung steht. Aber er verliebt sich in sie und heiratet sie, bald ist ein Kind auf dem Weg … da wird sein Undercover-Einsatz brüsk

durch ein amerikanisches Spezialkommando abgebrochen, Maya, inzwischen Maya Fey-Taylor, kommt dabei augenscheinlich ums Leben. Er selbst wird zurückgeholt und ist schwer traumatisiert.

Als das Militär 5 Jahre später – derweil der aussichtlose Krieg immer weiter fortgesetzt wird – wieder an ihn herantritt, weil Nirmata offenbar eine neue finale Waffe entwickelt hat, die man Alpha-O nennt (sinnig: Alpha-Omega, durchaus passend für eine ultimate Waffe), lässt sich Taylor nur zum Mitmachen bewegen, weil er hofft, dass es doch noch eine Chance gibt, seine geliebte Frau lebend wieder zu finden.

Doch die Waffe Alpha-O erweist sich als ein kleines Kind – und als Simulant (erkennbar an den gruseligen Kopftunneln). Und vor die Wahl gestellt, dieses Wesen zu töten, das ihn vielleicht zu Nirmata und seiner Maya bringen kann, entscheidet sich Taylor dafür, das Kind zu beschützen. Dies macht ihn in den Augen der Vorgesetzten zu einem Deserteur, der gnadenlos zu jagen ist. Und auch die robotischen und Simulant-Streitkräfte New Asias verfolgen ihn rigoros.

Die digitalen Bildeffekte von Industrial Light & Magic (ILM) und generell die faszinierende Zukunftslandschaft eines künftigen Asiens machen den Film zu einem beeindruckenden visuellen Erlebnis, das den Zuschauer rasch gefangen nimmt. Die intensive Symbiose der digitalen Technik, die im asiatischen Raum (gefilmt wurde in Thailand) den Alltag dominiert, stellt eine durchaus plausible Weiterentwicklung der heutigen Trends dar. Das betrifft sowohl das Alltagsleben als auch die Überwachungstechnologie.

Die Storyline kann mit dieser Vorlage leider nur bedingt Schritt halten. Letztlich wird sie auf eine Familienstory reduziert und etwas sehr einseitig auf polarisierende Weise von dem zumeist eher hilflos reagierenden Taylor dominiert. Auf der Gegenseite steht die verbissene

Soldatin Colonel Howell (Allison Janney), die ihre Kinder durch KI-Aktionen verloren hat und völlig verbittert ist. Sie ist demgemäß skrupellos, agiert als verlängerter Arm des sturen amerikanischen Militärs und ist in ihrem blindwütigen Hass zu keiner Veränderung ihres Verhaltens fähig – sie findet auch ein dementsprechendes Ende. Mir drängte sich da das biblische Wort auf „Wer durch das Schwert herrscht, wird durch das Schwert umkommen". Oder auch: Gewalt zahlt sich langfristig nicht aus.

Dieser eindimensionale Dualismus, den man recht penetrant die ganze Zeit über spürt, zerstört meines Erachtens schöne Ansätze, die sich im Film durchaus finden. So kristallisiert sich auf glaubwürdige Weise heraus, dass die Künstlichen Intelligenzen im Wesentlichen nichts gegen ihre Schöpfer zu tun bereit sind (was nicht ausschließt, dass sie sich mit brutalen Mitteln wehren, wenn sie von der Zerstörung bedroht sind). Die morallose Gewalt geht hier ausschließlich vom überwiegend pathologischen Menschen aus, der dabei einseitig beim amerikanischen Militär lokalisiert wird. Dagegen gibt es essenzielle Ansätze, dass in New Asia die Maschinen als Ersatzmenschen Teile der Familien werden. Sie werden zunehmend sogar in die spirituelle Sphäre mit eingezogen: So werden etwa klagende Menschen, die um „tote" Maschinen trauern, gezeigt, eine Maschinenverbrennung, analog zur Verbrennung von Menschen, wie sie in Indien immer noch praktiziert werden, und es gibt sogar Tempel mit Roboterschreinen. Auch die rücksichtslose Kurzzeitspeicherung menschlicher Erinnerungen und das Hochladen derselben in ausgeschaltete Simulants – was Colonel Howell durchführt – und was literarische und filmische Vorbilder bei Peter F. Hamilton und der „Doctor Who"-Serie hat, würden mehr Aufmerksamkeit benötigen.

In dem ständigen Konfliktgeballer der Handlung

sowie der ständig verfolgten Familienzusammenführungs-Geschichte um Taylor gehen solche interessanten Ansätze dann bedauerlicherweise weitgehend unter und sind nur für sehr aufmerksame Zuschauer zu erkennen. Von dieser Seite her enttäuscht der Film dann leider, von dem ich mir gerade in dieser Hinsicht etwas mehr erwartet hatte. Dennoch stufe ich ihn als unbedingt sehenswert ein, gern auch mehrmals aufzusuchen, um die genannten Feinheiten jenseits der Oberflächenhandlung besser würdigen zu können.

Midnight in Paris – Filmbesprechung von Uwe Lammers

Eckdaten

- Midnight in Paris
- Ein Film von Woody Allen
- Erscheinungsjahr: 2010
- Länge: 90 Minuten
- Hauptpersonen: Owen Wilson, Rachel McAdams, Adrien Brody, Kathy Bates, Marion Cotillard, Michael Sheen, Carla Bruni, Alison Pill, Tom Hiddleston, Léa Seydoux, Tom Cordier u. a.

Irgendwie hat allein schon der Name Woody Allen etwas Magisches – wenn der Regisseur des „Stadtneurotikers" ruft, sagt irgendwie alles zu, was Rang und Namen hat, und unterwirft sich bereitwillig seinen Anweisungen, in einem Film eine illustre Riege der Darsteller zu formen. Das merkt man ganz besonders an diesem faszinierenden kleinen Komödien-Juwel, das ich lange schon mal ansehen wollte, aber erst kürzlich auf dem Flohmarkt als DVD erstand. Es ist wirklich ein romantischer Film mit philosophischen Akzenten, durchströmt von einer süßen Melancholie, dass man tatsächlich die Welt rings um sich herum völlig vergisst.

Worum geht es?

Im Jahre 2010 ist der Hollywood-Drehbuchschreiber Gil Pender (Owen Wilson) mit seiner Verlobten Inez (Rachel McAdams) in Paris, zeitgleich mit ihren Eltern, und sie treffen Inez´ früheren Studienkollegen Paul (Michael Sheen), der sich rasch als nerviger Pedant outet. Gil hadert mit seinem Beruf und ist dabei, einen ersten Roman zu schreiben. Zugleich ist er einfach unglaublich romantisch und träumt von dem „Goldenen Zeitalter" der 20er Jahre, während seine Verlobte ihn ständig davon abzubringen sucht, sein Glück als Schriftsteller zu suchen. Rasch merkt man, wie sie sich innerlich voneinander entfernen. Ihn nerven die Schwiegereltern, die ihn nicht akzeptieren (Inez´ Vater steht der republikanischen Tea

Party-Bewegung nahe, während er selbst es eher mit den Demokraten hält), Paul ist nachgerade unerträglich arrogant und stößt selbst die Fremdenführerin (Carla Bruni) vor den Kopf mit seinem zur Schau gestellten Fachwissen.

Eines Abends klinkt sich Gil einfach aus und wandert angetrunken durchs nächtliche Paris … und auf einmal um Mitternacht rollt ein altes Automobil vor seine Füße, und er wird zum Einsteigen einer ausgelassenen Gruppe von scheinbar kostümierten Leuten genötigt. Einer von ihnen stellt sich allen Ernstes als F. Scott Fitzgerald (Tom Hiddleston) vor.

Anfangs hält Gil das für eine Art von bizarrem Traum, aber er stellt schnell fest, dass ihn offensichtlich seine Sehnsucht nach den Zwanziger-Jahren tatsächlich in jene Zeit zurückversetzt hat. Hier trifft er binnen kürzester Zeit nicht nur Fitzgerald und seine Frau Zelda (Alison Pill, bekannt aus der jüngeren Serie „Star Trek – Picard"), sondern er begegnet auch kulturellen Größen wie dem Musiker Cole Porter, der Tänzerin Josephine Baker, Ernest Hemingway (sehr beeindruckend: Corey Stoll) und Gertrude Stein (Cathy Bates, die ich aus „TITANIC" kannte). Außerdem begegnen ihm Künstler wie Salvador Dalí (Adrien Brody), Man Ray (Tom Cordier), Luis Buñuel (Adrien De Van) und weitere Berühmtheiten, die er alle aus der Literatur kennt. Besonders beeindruckt ihn Pablo Picassos Geliebte Adriana (Marion Cotillard), und damit wird die Geschichte kompliziert.

Wieder zurückgekehrt in die Gegenwart ist Gil völlig verwirrt. Sein Versuch, seiner Verlobten diese Erfahrung nahe zu bringen, scheitert, was die Entfremdung verstärkt. Er sucht daraufhin verstärkt Rat und Unterstützung in der Vergangenheit, stolpert in der Gegenwart über die Antiquitätenhändlerin Gabrielle (Léa Seydoux – mir vertraut aus den jüngsten Bond-Filmen) und kommt so zum einen Adriana näher, in die er

sich unweigerlich verliebt, als er auch einem Geheimnis auf die Schliche kommt, das ihm in der Gegenwart zum Verhängnis zu werden droht.

Und dann ist da noch Adrianas Sehnsucht nach IHREM Goldenen Zeitalter, der Belle Epoque. Ach ja, und nicht zu vergessen, dass Inez´ Vater inzwischen skeptisch wird, was Gils ständige nächtliche Ausflüge angeht … er setzt kurzerhand einen Detektiv auf ihn an. Was mit ihm passiert und mich zum lauten Lachen brachte, muss man selbst gesehen haben.

Wirklich, dieser Film ist so prallvoll mit berühmten Schauspielern, die hier mit Begeisterung in die Rollen von noch viel prominenteren historischen Persönlichkeiten, des frühen 20. Jahrhunderts und der Belle Epoque schlüpfen (wo sich dann Personen wie Henri Matisse, Henri de Toulouse-Lautrec, Paul Gauguin und Edgar Degas zum Cast gesellen), dass ich aus dem Staunen kaum mehr herauskam. Wer immer sich für das Paris und die kulturelle Szene der Goldenen Zwanziger Jahre interessiert und hier ein bisschen Grundwissen besitzt, wird ohne jede Frage von dem schillernden Setting mitgerissen werden. Owen Wilson spielt den unsicheren, romantisch-verträumten Gil so niedlich, dass man ihn unwillkürlich ins Herz schließt. Dabei muss man die Logik des magischen Realismus dieser Zeitreisen einfach mal akzeptieren, gewissermaßen als Zauber von Paris, dem Woody Allen hier eine äußerst charmante Liebeserklärung zukommen lässt.

Generell ist zu sagen, dass der eigentliche Zauber des Films von dem illustren Stelldichein der Personen ausgeht. Streng genommen „passiert" nicht wirklich allzu viel, aber das merkt man, während man sich den Film anschaut und von ihm verzaubern lässt, im Grunde nicht … sodass einem am Schluss fast das Wichtigste entgeht. Denn Gil zieht natürlich eine Konsequenz aus dem Geschehen und trifft eine Entscheidung, die ich vernünftig fand und die

irgendwie sehr schön zu Woody Allen passt.

Alles in allem ist der Film ein schönes kleines romantisches Juwel, das unbedingt die Wiederentdeckung lohnt. Nicht umsonst urteilen Kritiker darüber, es handele sich um „ein echtes Feel-good-Movie" bzw. einen „zauberhaft-klassischen Woody Allen mit Dialogwitz, Esprit und Situationskomik". Dem ist uneingeschränkt zuzustimmen.

Impressum

World of Cosmos 118 wurde redaktionell betreut von:

Roland Triankowski
Ulzburger Straße 715d
22844 Norderstedt

Weitere Angaben unter:
world-of-cosmos.de/impressum

Kontakt zur Redaktion:
redaktion@world-of-cosmos.de
world-of-cosmos.de/kontakt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Rechte für namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren. Wir übernehmen keine Haftung für eingesandte Texte, Illustrationen und Fotos.

World of Cosmos 119 erscheint voraussichtlich im März 2024 – Einsendeschluss ist Ende Februar / Anfang März (das genaue Datum wird noch bekanntgegeben).